UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

L Arab
A658
Gh

# Tausend und Eine Nacht.

## Arabische Erzählungen.

Deutsch

von

Max. Habicht,

Fr. H. von der Hagen

und

Carl Schall.

---

Viertes Bändchen.

Fünfte verbesserte Auflage.

27400

---

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1 8 4 0.

# Inhalt des vierten Bändchens.


Seite

Geschichte des Barbiers.
171ste Nacht . . . . . 3
Geschichte des ersten Bruders des Barbiers . . . . . 6
172ste Nacht . . . . . 7
173ste Nacht . . . . . 10
174ste Nacht . . . . . 12
Geschichte des zweiten Bruders des Barbiers . . . . 13
175ste Nacht . . . . . 16
176ste Nacht . . . . . 20
177ste Nacht . . . . . 22
Geschichte des dritten Bruders des Barbiers . . . . . 22
178ste Nacht . . . . . 26
Geschichte des vierten Bruders des Barbiers . . . . 29
179ste Nacht . . . . . 32
180ste Nacht: Geschichte des fünften Bruders des Barbiers 35
181ste Nacht . . . . . 39
182ste Nacht . . . . . 42
183ste Nacht . . . . . 45
184ste Nacht . . . . . 49
Geschichte des sechsten Bruders des Barbiers . . . . 50
185ste Nacht . . . . . 53
186ste Nacht . . . . . 57
187ste Nacht . . . . . 60
188ste Nacht . . . . . 62
189ste Nacht: Geschichte des Ali Schach oder der angebliche Chalyf . . . . . 65
190ste Nacht . . . . . 71
191ste Nacht . . . . . 77
192ste Nacht . . . . . 86
193ste Nacht . . . . . 97
Frauenlist . . . . . 105
194ste Nacht . . . . . 105
195ste Nacht . . . . . 110
Geschichte des Abulhassan Ali Ebn Bekar und der Schemselnihar, Favoritin des Chalyfen Harun Arreschyd 111
196ste Nacht . . . . . 114

Seite
197ste Nacht . . . . . 119
198ste Nacht . . . . . 122
199ste Nacht . . . . . 126
200ste Nacht . . . . . 130
201ste Nacht . . . . . 134
202te Nacht . . . . . 139
203te Nacht . . . . . 142
204te Nacht . . . . . 147
205te Nacht . . . . . 150
Brief von Schemselnihar an den Prinzen von Persien Ali Ebn Bekar . . . . . 151
206te Nacht . . . . . 152
207te Nacht . . . . . 153
Antwort des Prinzen von Persien an Schemselnihar . . 154
208te Nacht . . . . . 156
209te Nacht . . . . . 160
210te Nacht . . . . . 163
211te Nacht: Brief von Schemselnihar an den Prinzen von Persien . . . . . 167
212te Nacht: Antwort des Prinzen von Persien an Schemselnihar . . . . . 170
213te Nacht . . . . . 174
214te Nacht . . . . . 177
215te Nacht . . . . . 182
216te Nacht . . . . . 187
217te Nacht . . . . . 191
218te Nacht . . . . . 195
219te Nacht . . . . . 200
220ste Nacht . . . . . 205
Anmerkungen . . . . . 213

# Tausend und Eine Nacht.

## Arabische Erzählungen.

Viertes Bändchen.

# Geschichte des Barbiers.

„Unter der Regierung des Mostanser Billah [1]), eines Fürsten, der durch seine Freigebigkeit gegen die Armen so berühmt geworden, machten zehn Räuber die Straßen um Bagdad unsicher. Der Chalyf ließ einige Tage vor dem Baïramfeste den Polizeirichter kommen, und befahl ihm bei Lebensstrafe, sie ihm alle zehn herbeizuschaffen. . . ."

Scheherasade hörte bei dieser Stelle auf, um dem Sultan von Indien anzuzeigen, daß der Tag bereits anbreche. Der Sultan stand auf, und in der folgenden Nacht nahm die Sultanin ihre Erzählung wieder folgendermaßen auf:

## Einhundert und ein und siebzigste Nacht.

„Der Polizeirichter," fuhr der Barbier fort, „säumte nicht, sondern schickte so viele Leute aus, daß die zehn Räuber noch am Baïramstage selber verhaftet wurden. Ich ging gerade an den Ufern des Tigris spazieren, und erblickte zehn reichgekleidete Männer, die sich in ein Fahrzeug einschifften. Ich hätte sogleich merken können, daß es Räuber wären, wofern ich nur auf die Wachen Acht gehabt hätte, welche sie begleiteten; allein ich sah bloß auf sie, und in der Ueberzeugung, daß es Leute wären, welche bloß darauf ausgingen, sich zu vergnügen und das Fest fröhlich hinzubringen, trat ich, ohne ein Wort zu sagen, mit ihnen in das Fahrzeug, in der Hoffnung, daß

sie mich wohl in ihrer Gesellschaft dulden würden. Wir fuhren den Tigris hinab, und man ließ uns vor dem Palaste des Chalyfen aussteigen. Ich hatte unterdeß Zeit, zur Besinnung zu kommen und wahrzunehmen, daß ich diese Leute ganz falsch beurtheilt hatte. Beim Heraustreten aus dem Fahrzeuge wurden wir von einer neuen Schaar Wache umringt, welche uns banden und vor den Chalyfen führten. Ich ließ mich gleich den andern binden, ohne ein Wort zu sagen. Was hätte es mir auch geholfen, wenn ich hätte reden oder Widerstand leisten wollen? Es hätte mir höchstens Mißhandlungen von Seiten der Wache zugezogen, die mich ja doch nicht angehört haben würde; denn das sind rohe Menschen, die auf vernünftige Gründe gar nicht hören. Ich war einmal mit Räubern zusammen, und dies war Grund genug für sie, um mich ebenfalls für einen zu halten.

Sobald wir dem Chalyfen vorgestellt wurden, befahl dieser die Bestrafung dieser zehn Missethäter. „Man schneide diesen zehn Räubern," sagte er, „die Köpfe ab." Sogleich stellte der Scharfrichter uns in eine Reihe, wie es ihm gerade bequem war, und ich war zu meinem Glück der letzte darin. Er hieb, vom ersten anfangend, allen zehn Räubern die Köpfe ab, und als er bis an mich kam, hielt er inne. Als der Chalyf sah, daß der Scharfrichter nicht auf mich hieb, gerieth er in Zorn. „Habe ich dir nicht befohlen," rief er ihm zu, „allen zehn Räubern die Köpfe abzuhauen? warum hast du es denn bloß Neunen gethan?" „Beherrscher der Gläubigen," antwortete der Scharfrichter, „Gott behüte, daß ich nicht die Befehle Euer Majestät vollziehen sollte; hier liegen zehn Körper und eben so viele Köpfe, die ich abgehauen habe, am Boden. Ihr könnt sie zählen lassen." Als der Chalyf sich selber überzeugt hatte, daß der Scharfrichter wahr gesprochen, sah er mich voll Erstaunen an, und da er an mir keinen Gesichtszug eines Räubers fand, sagte er zu mir: „Lieber Alter, durch welchen Zufall bist du unter diese

Elenden gerathen, welche tausendfach den Tod verdient haben?" Ich antwortete ihm: „Beherrscher der Gläubigen, ich will Dir nur die Wahrheit gestehen. Ich sah heute früh diese zehn Männer, deren Bestrafung ein herrlicher Beweis von der Gerechtigkeitspflege Euer Majestät ist, in ein Fahrzeug steigen, und schiffte mich mit ihnen ein, in der Ueberzeugung, daß sie zu irgend einem fröhlichen Schmause gingen, um den heutigen großen Festtag dadurch zu feiern."

Der Chalyf konnte nicht umhin, über mein Abenteuer zu lachen, und anstatt jenem Hinkenden nachzuahmen, der mich als einen Schwätzer behandelt, bewunderte er meine Verschwiegenheit und meine Standhaftigkeit im Schweigen. „Beherrscher der Gläubigen," sagte ich zu ihm, „Euer Majestät wird sich nicht wundern, daß ich bei einer Gelegenheit schwieg, welche jeden andern zum Reden aufgefordert haben würde. Ich mache nämlich aus der Verschwiegenheit ein förmliches Gewerbe, und habe mir durch diese Tugend den ehrenvollen Beinamen des Schweigenden erworben. Man nennt mich nämlich so, zum Unterschiede von meinen übrigen sechs Brüdern, die ich hatte. Es ist die Frucht meiner Lebensweisheit, und diese Tugend macht zugleich meinen Ruhm und mein Glück aus." — „Ich freue mich," sagte der Chalyf lächelnd, „daß man dir diesen Beinamen gegeben, dessen du dich so würdig beweisest. Aber sage mir, was sind deine Brüder für Leute? sind sie dir ähnlich?" — „Ganz und gar nicht," erwiederte ich; „sie waren alle mehr oder weniger schwatzhaft, und was ihr Aeußeres anbetrifft, so ist die Verschiedenheit zwischen mir und ihnen noch größer. Der erste war bucklig, der zweite zahnlückig, der dritte einäugig, der vierte blind, der fünfte hatte abgestumpfte Ohren, und der sechste gespaltene Lippen. Diesen sechsen sind Abenteuer begegnet, die euch leicht würden auf ihren Charakter einen Schluß machen lassen, wenn ich sie Euer Majestät erzählen dürfte." Da es mir schien, daß der Cha-

lyf sie zu hören wünschte, so fuhr ich fort, ohne erst seinen Befehl abzuwarten.

---

## Geschichte
## des ersten Bruders des Barbiers.

„Herr," fing ich an, „mein ältester Bruder, welcher Babbuk [2]), der Bucklige, hieß, war seinem Gewerbe nach ein Schneider. Nach Vollendung seiner Lehrjahre miethete er sich einen Laden, einer Mühle gegenüber, und da er noch keine Kunden hatte, so konnte er sich mit seiner Arbeit nur mühsam nähren. Der Müller dagegen lebte ganz bequem, und hatte eine sehr schöne Frau. Eines Tages hob mein Bruder, als er eben in seinem Laden arbeitete, den Kopf in die Höhe, und erblickte an einem Fenster der Mühle die Müllerin, welche in die Straße hinunter sah. Er fand sie so schön, daß er von ihr ganz bezaubert wurde. Die Müllerin dagegen beachtete ihn nicht weiter, sie machte das Fenster zu, und ließ sich den ganzen Tag über nicht mehr sehen. Der arme Schneider indeß hob seitdem während seiner Arbeit beständig die Augen nach dem Mühlenfenster empor, stach sich mehr als einmal in die Finger, und arbeitete gar nicht mehr so sorgfältig wie sonst. Als er am Abend seinen Laden zumachen mußte, konnte er sich gar nicht dazu entschließen, weil er immer noch hoffte, die Müllerin würde sich zeigen; allein endlich mußte er ihn doch schließen und sich nach seinem kleinen Häuschen begeben, wo er die Nacht sehr traurig zubrachte. Freilich stand er dafür auch weit früher auf und eilte, von Ungeduld, seine Geliebte wiederzusehen, beflügelt, nach seinem Laden. Er war indeß nicht glücklicher als am vorigen Tage; die Müllerin zeigte sich den ganzen Tag nur einen Augenblick. Aber eben

dieser Augenblick machte ihn vollends zum verliebtesten aller Männer. Den dritten Tag war er zufriedener, als die beiden vorigen. Die Müllerin warf zufällig einen Blick auf ihn und überraschte ihn, als er sie gerade ansah; sie wußte nun sogleich, was in seinem Herzen vorging....“

Der anbrechende Tag nöthigte Scheherasaden, ihre Erzählung an dieser Stelle abzubrechen. Die folgende Nacht nahm sie den Faden wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

---

## Einhundert und zwei und siebzigste Nacht.

„Die Müllerin hatte kaum die Gefühle meines Bruders erkannt, als sie auch, anstatt darüber böse zu werden, beschloß, ihren Scherz damit zu treiben. Sie sah ihn mit einer lächelnden Miene an; mein Bruder sah sie gleichfalls an, aber mit einer so possirlichen Gebehrde, daß die Müllerin schnell das Fenster zumachte, aus Furcht, darüber laut auflachen zu müssen, und dadurch meinem Bruder zu erkennen zu geben, daß sie ihn höchst lächerlich finde. Der gutmüthige Babbuk legte dies indeß zu seinem Vortheil aus, und unterließ nicht, sich zu schmeicheln, daß man ihn mit Vergnügen betrachtet habe.

Die Müllerin faßte nun den Entschluß, mit meinem Bruder ihren Scherz zu treiben. Sie hatte ein Stück schönen Seidenstoff, woraus sie sich schon längst hatte ein Kleid machen lassen wollen. Sie wickelte dies nun in ein schön gesticktes Tuch ein, und schickte es ihm durch eine junge Sklavin zu, die sie im Hause hatte. Die Sklavin, welche von allem gut unterrichtet war, kam zu dem Laden des Schneiders, und sagte zu ihm: „Meine Gebieterin läßt dich grüßen und bittet dich, ihr aus dem Stück Stoff, welches ich dir hier bringe, ein Kleid zu machen, und zwar nach dem beifolgenden Muster. Sie wechselt oft mit den Kleidern, und sie ist überhaupt ein Kunde,

mit welchem du sehr zufrieden sein wirst." Mein Bruder zweifelte jetzt gar nicht mehr daran, daß die Müllerin wirklich in ihn verliebt sei. Er glaubte daß sie bloß darum so unmittelbar nach dem neuesten Vorfalle ihm Arbeit sende, um ihm zu zeigen, daß sie im Innern seines Herzens gelesen, und ihn von dem Glück zu versichern, welches er in ihrem Herzen gemacht habe. Von dieser günstigen Meinung befangen, trug er der Sklavin auf, ihrer Gebieterin zu sagen, daß er um ihretwillen alles übrige liegen lassen, und daß das Kleid den folgenden Morgen fertig sein würde. Auch arbeitete er wirklich so emsig, daß er das Kleid noch denselben Tag fertig machte.

Den folgenden Tag kam die junge Sklavin, um nachzusehen, ob das Kleid fertig sei. Babbuk gab es ihr gut zusammengelegt, mit den Worten: „Es liegt mir zu viel daran, deiner Gebieterin Genüge zu leisten, als daß ich ihr Kleid nachlässig gemacht haben sollte; ich möchte sie gern durch meine Sorgfalt einladen, künftig bloß bei mir arbeiten zu lassen." Die junge Sklavin that einige Schritte, um wegzugehen, drehte sich dann um und sagte ganz leise zu meinem Bruder: „Ach, ich hätte beinahe vergessen, einen Auftrag auszurichten; meine Gebieterin läßt dich grüßen und fragen, wie du die vergangene Nacht geschlafen hast; die arme Frau liebt dich so unaussprechlich, daß sie kein Auge hat zuthun können." — „Sag ihr nur," erwiederte mein einfältiger Bruder, „ich hätte zu ihr eine so heftige Zuneigung gefaßt, daß ich schon seit vier Nächten kein Auge zugeschlossen." Nach diesem Gruß von Seiten der Müllerin, glaubte er hoffen zu dürfen, daß sie ihn nicht lange mehr nach ihren Gunstbezeugungen würde schmachten lassen.

Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, daß die Sklavin meinen Bruder verlassen hatte, als er sie schon wieder mit einem Stück Atlas kommen sah. „Meine Gebieterin," sagte sie zu ihm, „ist mit dem Kleide sehr zufrieden; es steht ihr ganz vortrefflich. Allein, da es so

schön ist, und da sie es nur mit neuen Unterbeinkleidern tragen will, so läßt sie dich bitten, ihr wenigstens ein Paar von diesem Stück Atlas zu machen." — „Ganz wohl," antwortete Babbuk, „es wird heute noch fertig gemacht werden, ehe ich aus meinem Laden fortgehe; du darfst es nur gegen den Abend abholen." Die Müllerin zeigte sich oft am Fenster, und verschwendete alle ihren Liebreiz, um meinem Bruder Muth zu machen. Es war ein angenehmer Anblick, ihn arbeiten zu sehen. Die Unterbeinkleider waren sehr bald gemacht. Die Sklavin holte sie ab, brachte ihm aber weder Geld für die gemachten Auslagen zum Kleide und zu den Unterbeinkleidern, noch das Macherlohn für seine Arbeit. Unterdeß hatte dieser unglückliche Liebhaber, mit dem man, ohne daß er es merkte, einen Scherz trieb, den ganzen Tag über nichts gegessen, und mußte sich endlich etwas Geld borgen, um zu Abend essen zu können. Als er am folgenden Tage eben seinen Laden geöffnet hatte, meldete ihm die junge Sklavin, daß der Müller ihn zu sprechen wünsche. „Meine Gebieterin," fügte sie hinzu, „hat ihm deine Arbeit gezeigt und so viel Gutes von dir gesagt, daß er jetzt auch bei dir arbeiten lassen will. Sie hat dies absichtlich gethan, damit die Verbindung, welche sie zwischen dir und ihm einzuleiten gedenkt, auch zur Erreichung des Zieles beitrage, wonach ihr beide gleich sehnlich trachtet." Mein Bruder ließ sich überreden und ging mit der Sklavin in die Mühle. Der Müller empfing ihn sehr gut, und überreichte ihm ein Stück Leinwand, indem er sagte: „Ich brauche Hemden, hier ist Leinwand dazu; ich wünschte, daß du mir zwanzig Stück machtest. Sollte etwas davon übrig sein, so kannst du mir es ja zurückgeben...."

Bei diesen Worten wurde Scheherasade durch die Tageshelle überrascht, welche in das Zimmer Schachriars hineinzuleuchten begann, und schwieg daher plötzlich still. In der folgenden Nacht fuhr sie in der Geschichte Babbuk's folgendermaßen fort:

## Einhundert und drei und siebzigste Nacht.

„Mein Bruder," fuhr der Barbier fort, „hatte fünf bis sechs Tage an diesen zwanzig Hemden für den Müller zu arbeiten, der ihm hierauf ein anderes Stück Leinwand gab, um ihm daraus eben so viel Unterbeinkleider zu machen. Sobald sie fertig waren, trug sie Babbuk zu dem Müller der ihn fragte, was er ihm für seine Mühe schuldig sei? Mein Bruder sagte, daß er sich mit zwanzig Silberdrachmen begnügen würde. Der Müller rief sogleich seine junge Sklavin, und befahl ihr, ihm die Goldwage zu bringen, um nachzusehen, ob das Geld, welches er ihm geben wollte, auch wohl vollwichtig sei. Die Sklavin, welche in die Verabredung eingeweiht war, sah meinen Bruder zornig an, um ihm anzudeuten, daß er alles verderben würde, wenn er Geld nähme. Er nahm die Sache nun für entschieden an, und weigerte sich, etwas anzunehmen, obwohl er gar sehr Geld bedurfte, und sich sogar das Geld zu dem Zwirn hatte borgen müssen, womit er die Hemden und Unterbeinkleider genäht hatte. Beim Weggehen aus dem Hause des Müllers kam er zu mir und bat mich, ich möchte ihm doch etwas zu seinem Lebensunterhalt leihen, wobei er mir zugleich erzählte, daß man ihn gar nicht bezahle. Ich gab ihm etwas Geld, das ich grade bei mir hatte, und davon lebte er denn einige Tage hindurch. Freilich lebte er da bloß von Brei und aß sich selbst daran nicht einmal satt.

Eines Tages kam er in das Haus des Müllers, welcher eben damit beschäftigt war, seine Mühle in Gang zu bringen, und in der Meinung, er komme, sich das Geld zu holen, ihm sofort Bezahlung anbot. Doch die junge Sklavin, welche zugegen war, gab ihm nochmals ein Zeichen, welches ihn bewog, nichts anzunehmen, sondern dem Müller zu sagen, er komme nicht deshalb, sondern blos, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Müller dankte ihm dafür, und gab ihm noch obendrein ein Kleid

zu machen. Babbuck brachte es ihm schon den folgenden Tag. Der Müller zog seinen Geldbeutel; die junge Sklavin sah in diesem Augenblick meinen Bruder bloß an. „Lieber Nachbar," sagte dieser sogleich zu dem Müller, „es drängt ja nicht; wir können uns ein andermal berechnen." — Somit ging denn der arme Narr, mit drei großen Krankheiten behaftet, nach seinem Laden zurück, nämlich mit Liebe, Hunger und Armuth.

Die Müllerin war geizig und boshaft. Es war ihr nicht genug, daß sie meinen Bruder um die schuldige Bezahlung gebracht hatte, sondern sie reizte auch ihren Mann noch auf, Rache zu nehmen für die Liebe, die er zu ihr hegte. Sie thaten demnach folgendes. Eines Abends lud der Müller meinen Bruder zum Abendessen ein, und nachdem er ihn sehr schlecht bewirthet hatte, sagte er zu ihm: „Lieber Bruder, es ist für dich zu spät, um nach Hause zu gehen; bleibe nur hier." Mit diesen Worten führte er ihn an einen Ort, wo ein Bett stand. Dort verließ er ihn und begab sich mit seiner Frau nach ihrem gewöhnlichen Schlafgemache. Um Mitternacht kam der Müller und suchte meinen Bruder auf. „Lieber Nachbar," sagte er zu ihm, „schläfst du? Meine Mauleselin ist krank, und ich habe sehr viel Getraide zu mahlen; du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn du anstatt ihrer die Mühle drehen wolltest." Babbuk, um sich ihm als einen gefälligen Mann zu zeigen, antwortete ihm: er sei bereit, ihm diesen Dienst zu leisten, wofern er ihm nur zeigen wolle, wie er die Sache anzugreifen habe. Der Müller band ihn hierauf mitten um den Leib, wie eine Mauleselin, um die Mühle in Umschwung zu bringen; gab ihm hierauf einen tüchtigen Peitschenhieb über die Lenden und rief ihm dabei zu: „Vorwärts, lieber Nachbar!" — „Ei, was schlägst du mich denn?" erwiederte ihm mein Bruder. „Je nun, um dich anzuspornen," antwortete der Müller; „denn ohne dergleichen mag mein Esel niemals recht gehen." Babbuk war von dieser Be-

handlung sehr überrascht, gleichwohl wagte er nicht, sich darüber zu beklagen. Als er etwa fünf bis sechsmal die Runde gemacht hatte, wollte er ausruhen; allein der Müller gab ihm ein Dutzend derbe Peitschenhiebe und rief ihm zu: „Immer rasch und munter, lieber Nachbar, bleibe ja nicht stehen, ich bitte dich, du mußt immerfort gehen, ohne dich zu verschnaufen, sonst verdirbt mir ja das Mehl....."

Scheherasade hielt bei dieser Stelle inne, da sie sah, daß es bereits Tag war. Die folgende Nacht nahm sie ihre Rede folgendermaßen auf:

---

## Einhundert und vier und siebzigste Nacht.

„Der Müller zwang auf diese Weise meinen Bruder, die ganze Nacht hindurch die Mühle herumzudrehen. Bei Tagesanbruch verließ er ihn, ohne ihn loszumachen und begab sich in das Schlafgemach seiner Frau. Babbuk blieb eine ganze Weile in diesem Zustande. Endlich kam die junge Sklavin und machte ihn los. „Ach, wie haben wir beide, meine gute Gebieterin und ich, dich beklagt!" rief diese Treulose. „Wir haben nicht den mindesten Antheil an dem bösen Streiche, den ihr Mann dir gespielt hat!" Der unglückliche Babbuk antwortete ihr nichts, so sehr war er von den Hieben zerbläut und abgemattet; allein als er sein Haus erreicht hatte, faßte er den festen Entschluß, nie mehr an die Müllerin zu denken.

Die Erzählung dieser Geschichte," fuhr der Barbier fort, „machte den Chalyfen zu lachen. „Geh," sagte er zu mir, und kehre nach Hause zurück; man wird dir in meinem Namen etwas verabreichen, um dich zu trösten, daß du den Schmaus, auf den du dich gefaßt gemacht hattest, versäumtest." — „Beherrscher der Gläubigen," erwiederte ich, „ich bitte Euer Majestät, es nicht übel zu nehmen, wenn ich nicht eher etwas annehme, als bis ich euch auch die Geschichte meiner übrigen Brüder erzählt

haben werde." Da der Chalyf mir durch sein Stillschweigen andeutete, daß er mich anzuhören geneigt sei, fuhr ich in folgender Weise fort:

## Geschichte
## des zweiten Bruders des Barbiers.

„Mein zweiter Bruder, welcher Alhedar, der Zahnlückige, hieß, ging einst durch die Stadt und begegnete in einer entlegenen Straße einer alten Frau. Sie redete ihn mit den Worten an: „Ich habe ein Wort mit dir zu sprechen; ich bitte dich, bleibe etwas bei mir stehen." Er blieb stehen und fragte sie, was sie von ihm wolle. „Wenn du Zeit hast, mit mir zu kommen," antwortete sie, „so will ich dich in einen prächtigen Palast führen, worin du eine Frau sehen wirst, die schöner ist als der Tag. Sie wird dich mit vielem Vergnügen empfangen und dich mit einem Imbiß und köstlichem Weine bewirthen; weiter darf ich dir wohl nichts darüber sagen." — „Ist das aber auch wahr, was du mir da sagst?" fragte hierauf mein Bruder. „Ich bin keine Lügnerin," erwiederte die Alte; „ich werde dir nicht vorreden, was nicht wahr ist. Aber höre, was ich von dir fodere: Du mußt dich verständig benehmen, wenig sprechen, und überaus artig und höflich sein." Als Alhedar diese Bedingung eingegangen war, ging sie voran und er folgte. Sie kamen an die Thür eines großen Palastes, wo sehr viele Diener und Aufwärter standen. Einige derselben wollten meinen Bruder anhalten, aber kaum hatte die Alte mit ihnen gesprochen, so ließen sie ihn auch gehen. Sie wendete sich hierauf zu meinem Bruder und sagte zu ihm: „Vergiß nicht, daß die junge Frau, zu der ich dich führe, die Freundlichkeit und Zurückhaltung liebt und keinen Widerspruch verträgt. Wenn du ihr hierin Genüge leistest, so kannst du darauf

rechnen, daß du von ihr alles erlangen wirst, was du nur irgend wünschest." Alhedar dankte ihr für diesen guten Rath, und versprach, ihn zu benutzen.

Hierauf ließ sie ihn in eine Reihe schöner Zimmer treten. Sie bildeten ein großes Viereck, welches der Pracht des Palastes vollkommen entsprach. Eine Gallerie lief rings herum, und in der Mitte sah man einen sehr schönen Garten. Die Alte hieß ihn auf einem sehr schön überzogenen Sofa Platz zu nehmen und sagte ihm, er möchte einen Augenblick warten, bis sie die junge Dame von seiner Ankunft benachrichtigt haben würde.

Mein Bruder, der noch niemals einen so glänzenden Ort betreten hatte, fing jetzt an, alle die Schönheiten, die sich seinem Auge darboten, zu betrachten, und indem er von der Pracht, die er da sah, auf großen Reichthum schloß, hatte er Mühe, seine Freude zu unterdrücken. Er hörte alsbald ein großes Geräusch, welches von einem Trupp lustiger Sklavinnen herrührte, die mit lautem Gelächter auf ihn zukamen. In ihrer Mitte bemerkte er eine junge Frau von außerordentlicher Schönheit, die durch die Achtung, die man ihr erwies, sich als ihre Gebieterin leicht kenntlich machte. Alhedar, der sich auf eine Privatunterhaltung mit der Schönen gefaßt gemacht hatte, war außerordentlich überrascht, als er sie in so zahlreicher Gesellschaft kommen sah. Indeß die Sklavinnen, als sie sich ihm näherten, nahmen eine ernsthafte Miene an, und sobald die junge Schöne dem Sofa nahe gekommen war, stand mein Bruder auf und machte ihr eine tiefe Verbeugung. Sie nahm den Ehrenplatz ein, bat ihn dann, sich auf seinen Ort zu setzen, und sagte lächelnd zu ihm: „Es freut mich, dich zu sehen, und ich wünsche dir alles mögliche Gute, was du dir nur selber wünschen magst." — „Gnädige Frau," erwiederte Alhedar, „ich kann mir wohl nichts Größeres wünschen, als die Ehre, die ich heute habe, vor euch zu erscheinen." — „Ihr scheint mir guter Laune zu sein," erwiederte sie, „und zu wün-

schen, daß wir die Zeit mit einander angenehm hinbringen."

Sie befahl einen Imbiß aufzutragen. Augenblicklich besetzte man eine Tafel mit mehreren Körbchen voll Früchte und Konfekt, und sie nahm mit meinem Bruder und ihren Sklavinnen daran Platz. Da er ihr gegenüber saß, so bemerkte sie, als er den Mund beim Essen öffnete, daß er Zahnlücken habe, und machte sogleich auch ihre Sklavinnen darauf aufmerksam, welche nebst ihr von Herzen darüber lachten. Alhedar, der von Zeit zu Zeit den Kopf emporhob, um sie anzusehen, und sie lachen sah, dachte, dies geschähe vor Freuden über seine Ankunft, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sie sehr bald ihre Sklavinnen entfernen würde, um mit ihm ohne Zeugen zu sein. Sie merkte, daß er diesen Gedanken hatte, und machte sich ein Vergnügen daraus, ihn in einer so angenehmen Täuschung zu erhalten; sie sagte ihm viele Artigkeiten und legte ihm eigenhändig von dem Besten vor, was es da gab.

Als der Imbiß genossen war, stand man von Tische auf. Zehn Sklavinnen nahmen Instrumente und fingen an zu spielen und zu singen, während andere sich zum Tanz anschickten. Mein Bruder tanzte, um sich angenehm zu machen, ebenfalls mit, und selbst die junge Schöne mischte sich da hinein. Nachdem man eine Weile getanzt hatte, setzte man sich, um wieder zu Athem zu kommen. Die junge Dame ließ sich ein Glas Wein geben und sah meinen Bruder lächelnd an, als deute sie ihm an, daß sie jetzt seine Gesundheit trinken würde. Dieser stand sogleich auf und blieb, während sie trank, in seiner stehenden Stellung. Als sie getrunken hatte, ließ sie, anstatt das Glas zurückzugeben, es wieder füllen, und reichte es sodann meinem Bruder, damit er ihr Bescheid thun möchte."

Scheherasade wollte in ihrer Erzählung fortfahren, da sie indeß bemerkte, daß es schon Tag sei, so hörte sie

auf. Die folgende Nacht nahm sie wieder das Wort und sagte zu dem Sultan von Indien.

## Einhundert und fünf und siebzigste Nacht.

Herr, der Barbier fuhr in der Geschichte seines Bruders folgendermaßen fort:

„Mein Bruder nahm das Glas aus der Hand der schönen jungen Frau, küßte ihr die Hand, und trank es stehend, zur Danksagung für die ihm erwiesene Gunst. Hierauf hieß ihn die junge Schöne neben sich setzen und fing an, ihn zu liebkosen. Sie langte mit ihrer Hand hinter seinem Kopfe herum und gab ihm von Zeit zu Zeit kleine Ohrfeigen. Im Entzücken über diese Gunstbezeugungen hielt er sich für den glücklichsten Mann auf Erden; er kam in Versuchung, mit dem reizenden Mädchen ebenfalls zu scherzen, aber er wagte es nicht, sich diese Freiheit in Gegenwart so vieler Sklavinnen zu nehmen, welche beständig die Augen auf ihn gerichtet hatten, und über diesen Scherz ohne Unterlaß lachten. Die junge Schöne fuhr fort, ihm kleine Ohrfeigen zu geben, und zuletzt gab sie ihm eine so heftige, daß er dadurch sich schwer gekränkt fühlte. Er wurde roth und stand auf, um sich von einer so groben Spielerin zu entfernen. Die Alte indeß, die ihn hergeführt hatte, sah ihn an, gleichsam um ihm anzudeuten, wie unrecht er thue, daß er sich nicht mehr an jenen guten Rath, den sie ihm in Hinsicht der Artigkeit gegeben, erinnern wolle. Er erkannte seinen Fehler, und um ihn wieder gut zu machen, näherte er sich der jungen Dame wieder und stellte sich, als habe er sich keineswegs aus Mißvergnügen entfernt. Sie zog ihn beim Arme näher, hieß ihn neben ihr Platz zu nehmen und fuhr fort, mit ihm tausend boshafte Liebkosungen zu treiben. Ihre Sklavinnen, die blos auf ihre Unterhaltung dachten, gingen auf dies Spiel ebenfalls ein; die eine gab dem armen Alhedar aus allen Kräften Na-

senstüber, eine andere zog ihn an den Ohrläppchen, als wollte sie ihm dieselben abreißen, und noch andere endlich gaben ihm Ohrfeigen, welche die Grenzen des Scherzes überschritten. Mein Bruder ertrug dies alles mit bewundernswürdiger Geduld; er nahm sogar eine heitere Miene an, sah mit erzwungenem Lächeln auf die Alte und sagte zu ihr: „Du hast sehr Recht gehabt, als du mich versichertest, ich würde eine überaus gute, angenehme und reizende Gebieterin hier finden; ich bin dir dafür sehr verbunden!" — „O, das ist noch gar nichts," erwiederte die Alte; „laß sie nur machen, du wirst bald noch ganz andere Dinge sehen." — Die junge Schöne nahm hierauf das Wort und sagte zu meinem Bruder: „Du bist ein wackerer Mann; ich freue mich, in dir so viel Freundlichkeit und Artigkeit gegen meine kleinen Launen und eine mit der meinigen so ganz übereinstimmende Gemüthsbewegung zu finden." — „Gnädige Frau," erwiederte Alhedar, den diese Rede ganz entzückte, „ich gehöre nicht mehr mir selber an, sondern ganz und gar euch; und ihr könnt ganz nach euerem Belieben über meine Person verfügen." — „Wie viel Vergnügen machst du mir dadurch, daß du mir eine solche Ergebenheit beweisest," erwiederte die junge Schöne. „Ich bin mit dir zufrieden, und ich wünsche, daß du es auch mit mir werden mögest. Man bringe," fügte sie hinzu, „ihm wohlriechende Sachen und Rosenwasser." Bei diesen Worten entfernten sich zwei Sklavinnen und kamen sogleich wieder, die eine mit einem silbernen Räucherpfännchen, voll des trefflichsten Aloëholzes, womit sie ihn durchräucherte, und die andere mit Rosenwasser, welches sie ihm auf das Gesicht und die Hände sprengte. Mein Bruder war ganz außer sich, so vergnügt war er über diese ehrende Behandlung.

Nach dieser Zeremonie befahl die junge Schöne den Sklavinnen, welche bereits gesungen und gespielt hatten, ihr Konzert wieder anzufangen. Sie gehorchten, und während dieser Zeit rief die schöne Frau eine andere Skla-

hin, und befahl ihr, meinen Bruder abzuführen, indem sie zu ihr sagte: „Thue ihm das, was du schon weißt, und wenn du fertig bist, so führe ihn wieder zu mir her.“ Alhedar, welcher diesen Befehl vernahm, stand schnell auf, näherte sich der Alten, die ebenfalls aufgestanden war, um ihn zu begleiten, und bat sie, ihm zu sagen, was man mit ihm vorhabe. „Unsere Gebieterin thut das blos aus Neugierde,“ erwiederte ihm die Alte ganz leise; „sie möchte nämlich gern wissen, wie du wohl als Frau verkleidet aussehen würdest, und diese Sklavin, welche dich fortführen soll, wird dir die Augenbrauen schminken, dir den Knebelbart abscheeren und dich als Frau anziehen.“ — „Die Augenbrauen mag man mir schminken, so viel man nur Lust hat,“ antwortete mein Bruder, „ich gebe es gern zu, da ich mir es ja hernach wieder abwaschen kann; aber was das Abscheeren meines Bartes betrifft, so siehest du wohl ein, daß ich das nicht zugeben kann. Wie dürfte ich es nachher wagen, mich ohne Knebelbart öffentlich zu zeigen?“ — „Weigere dich ja nicht, das zu thun, was man von dir verlangt,“ erwiederte darauf die Alte, „du würdest dir das ganze Spiel verderben, was jetzt so schön steht. Man liebt dich, man will dich glücklich machen; darf man wohl um eines elenden Knebelbartes willen die kostbarste Gunst verscherzen, die ein Mann nur irgend zu erlangen vermag?“ Alhedar gab den Gründen der Alten nach, und ließ sich, ohne ein Wort zu reden, von der Sklavin in ein Zimmer führen, wo man ihm die Augenbrauen roth schminkte; sodann schor man ihm den Knebelbart ab, und schickte sich an, ihm auch den Bart abzuscheeren. Die Willfährigkeit meines Bruders hatte jetzt ihre äußersten Grenzen erreicht. „Oh,“ rief er aus, „was meinen Bart anbetrifft, so lasse ich mir ihn durchaus nicht abschneiden.“ Die Sklavin stellte ihm vor: er habe ja dann ganz zwecklos seinen Knebelbart eingebüßt, wenn er sich nicht auch den Bart abscheeren lassen wolle; ein bärtiges Gesicht passe nicht zu Frauenkleidung, und sie müsse

sich wundern, daß ein Mann, der auf dem Punkte stehe, das schönste Mädchen in Bagdad zu besitzen, noch die mindeste Rücksicht auf seinen Bart nehmen könne. Die Alte fügte zu diesen Aeußerungen der Sklavin neue Gründe hinzu, und drohte meinem Bruder mit der Ungnade der jungen und schönen Frau; kurz sie redete ihm so viel vor, daß er endlich alles, was man wollte, mit sich vornehmen ließ.

Sobald er als Frau angezogen war, führte man ihn wieder vor die schöne junge Dame, welche so heftig zu lachen begann, daß sie auf dem Sofa, worauf sie saß, völlig umfiel. Die Sklavinnen thaten dasselbe, indem sie in die Hände klatschten, so daß mein Bruder in die höchste Verlegenheit gerieth. Die junge Schöne stand auf, und sagte unter fortwährendem Lachen zu ihm: „Nach der großen Gefälligkeit, die du für mich gehabt hast, würde ich sehr unrecht thun, wenn ich dich nicht von ganzem Herzen liebte; aber du mußt mir zu Liebe noch etwas thun, nämlich so, wie du da bist, tanzen.“ Er gehorchte, und die schöne junge Frau nebst ihren Sklavinnen tanzten mit ihm, indem sie sämmtlich wie Närrinnen lachten. Nachdem sie eine Weile getanzt hatten, stürzten sie sich alle auf den Unglücklichen, und gaben ihm so viele Ohrfeigen, so viele Faustschläge und Fußtritte, daß er davon fast ohne Besinnung zu Boden fiel. Die Alte half ihm wieder auf, um ihm nicht Zeit zu lassen, über die schlechte Behandlung, die er so eben erfahren, böse zu werden. „Tröste dich,“ flüsterte sie ihm ins Ohr, „du bist endlich an das Ziel deiner Leiden gelangt, und wirst nun den Lohn dafür empfangen...“

Der anbrechende Tag gebot der Sultanin Scheherasade bei dieser Stelle Stillschweigen. In der nächstfolgenden Nacht fuhr sie also fort:

---

## Einhundert und sechs und siebzigste Nacht.

„Jetzt bleibt dir," fügte die Alte hinzu, „nur noch eine einzige Sache zu thun übrig, und dies ist eine bloße Kleinigkeit. Du mußt wissen, daß meine Gebieterin, wenn sie, wie heute, etwas getrunken hat, keinen von allen denen, die sie liebt, sich nahe kommen läßt, außer wenn er nackend und im Hemde ist. Wenn sie dann in diesem Zustande sich befinden, so nimmt sie einen kleinen Vorsprung, und läuft vor ihnen her, die Gallerie entlang und von Zimmer zu Zimmer, bis sie sie eingeholt haben. Dies ist nun einmal eine von ihren seltsamen Grillen. Indeß, welchen Vorsprung sie auch immer nehmen mag, du wirst sie bei deiner Leichtigkeit und Behendigkeit schnell erhascht haben. Entkleide dich also nur ohne weitere Umstände bis aufs Hemde."

Mein guter Bruder hatte schon zu viele Schritte vorwärts gethan, als daß er jetzt noch hätte zuzückgehen können. Er kleidete sich also aus, und unterdeß ließ sich die junge Schöne ebenfalls ihr Kleid ausziehen und blieb in ihrem Unterröckchen, um desto leichter laufen zu können. Als sie alle beide so weit waren, um ihren Lauf beginnen zu können, nahm die schöne junge Frau einen Vorsprung von etwa zwanzig Schritten, und fing an mit einer erstaunlichen Schnelligkeit zu laufen. Mein Bruder folgte ihr aus Leibeskräften, nicht ohne das Gelächter aller Sklavinnen, die in die Hände klatschten. Die junge Schöne, anstatt allmählig von ihrem anfänglichen Vortheil einzubüßen, gewann einen immer größeren Vorsprung vor meinem Bruder. Sie ließ ihn zwei bis dreimal um die Gallerie die Runde machen, und schlug dann einen langen dunkeln Baumgang ein, aus welchem sie durch einen geheimen Ausweg entschlüpfte. Alhedar, der ihr immerfort folgte, hatte sie in der Baumallee aus dem Gesicht verloren, und mußte wegen der darin herrschenden Dunkelheit etwas langsamer laufen. Endlich erblickte er

ein Licht. Als er seinen Lauf darnach hinlenkte, kam er plötzlich durch eine Thüre, die sogleich hinter ihm verschlossen wurde. Man denke sich sein Erstaunen, als er sich mitten auf einer Straße befand, wo Ledergerber wohnten. Diese waren ihrerseits nicht minder erstaunt, ihn so im Hemde, mit rothgeschminkten Augen, ohne Bart und Knebelbart zu erblicken. Sie fingen an in die Hände zu klatschen, ihn auszupfeifen; einige liefen hinter ihm her, und hieben ihn mit Fellen auf den Hintern. Sie hielten ihn sogar an, setzten ihn auf einen Esel, dem sie zufällig begegneten, und führten ihn zur großen Kurzweil des Pöbels durch die Stadt.

Zum Uebermaß seines Unglücks mußte er zufällig vor dem Hause des Polizeirichters vorbeikommen, welcher die Ursache dieses Auflaufes zu wissen verlangte. Die Ledergerber sagten ihm, sie hätten meinen Bruder in dem Zustande, worin er sich eben befand, aus einer Thür des Frauenhauses des Großwesirs nach der Straße herauskommen gesehen. Der Polizeirichter ließ deshalb dem unglücklichen Alhedar hundert Stockschläge auf die Fußsohlen geben, ihn aus der Stadt führen, und ihm verbieten, sich je wieder darin blicken zu lassen.

Dies, o Beherrscher der Gläubigen," sagte ich zu dem Chalyfen Mostanser Billah, „ist das Abenteuer meines zweiten Bruders, welches ich Euer Majestät erzählen wollte. Er wußte nicht, daß die Frauen unserer großen Herren sich bisweilen damit belustigen, Streiche der Art jungen Leuten zu spielen, welche einfältig genug sind, um in diese Schlingen einzugehen. . . . ."

Scheherasade war genöthigt, bei dieser Stelle inne zu halten, weil sie den Tag anbrechen sah. Die folgende Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf und sagte dem Sultan von Indien:

## Einhundert und sieben und siebzigste Nacht.

Der Barbier ging, ohne sich in seiner Rede zu unterbrechen, zu der Geschichte seines dritten Bruders über.

---

## Geschichte
## des dritten Bruders des Barbiers.

„Beherrscher der Gläubigen," sagte er zu dem Chalyfen, „mein dritter Bruder, welcher Bukeibik hieß, war blind, und nachdem ihn sein Mißgeschick bis an den Bettelstab gebracht hatte, ging er von Thür zu Thür, um Almosen betteln. Er hatte sich nun schon so lange daran gewöhnt, in den Straßen allein zu gehen, daß er keines Führers mehr bedurfte. Er pflegte an die Thüren zu klopfen und nicht eher zu antworten, als bis man ihm aufgemacht hatte. Eines Tages klopfte er an eine Hausthür. Der Herr des Hauses welcher ganz allein war, rief: Wer ist da? Mein Bruder antwortete auf dies gar nichts, und klopfte zum zweitenmal. Der Herr des Hauses mochte fragen wie er wollte, wer an der Thür sei; niemand antwortete. Er geht hinunter, öffnet und fragt meinen Bruder, was er wolle. „Reicht mir doch um Gotteswillen irgend eine Gabe!" sagte Bukeibik zu ihm. „Du bist, wie mich dünkt, blind?" fragte hierauf der Hausherr. „Ach, leider!" antwortete mein Bruder. „Reiche mir die Hand!" sagte hierauf der Herr zu ihm. Mein Bruder reichte sie ihm, indem er ein Almosen zu empfangen vermeinte, allein der Herr faßte sie, um ihn die Treppe hinauf nach seinem Zimmer zu führen. Bukeibik dachte, es geschähe dies, um ihn mitessen zu lassen, wie ihm dies sonst zu begegnen pflegte. Sobald sie beide im Zimmer angelangt waren, ließ der Herr seine Hand los, setzte sich nieder, und fragte ihn abermals, was er denn wünsche.

„Ich habe dir schon gesagt," erwiederte Bukeibik, „daß ich dich um Gotteswillen um eine kleine Gabe bat." — „Guter Blinder," antwortete der Herr, „alles, was ich für dich thun kann, besteht darin, dir zu wünschen, daß Gott dir dein Gesicht wiedergebe." — „Das hättest du mir wohl an der Thür sagen, und mir die Mühe des Heraufsteigens ersparen können," sagte hierauf mein Bruder. — „Und warum, du einfältiger Mensch, antwortest du denn nicht gleich beim erstenmal, wenn du anklopfst, und wenn man dich fragt, wer da sei? Woher kommt es, daß du den Leuten erst noch die Mühe machst, dir zu öffnen, wenn man zu dir spricht?" — „Was willst du nun mit mir machen?" fragte mein Bruder. „Ich wiederhole dir es nochmals," antwortete der Herr; „ich kann dir nichts geben." — „So hilf mir denn wieder hinuntersteigen, so wie du mir beim Heraufsteigen geholfen hast;" sagte Bukeibik. „Du hast ja die Treppe vor dir," erwiederte der Herr, „steige allein hinunter, wenn du Lust hast." Mein Bruder fing an hinabzusteigen, aber da er mitten auf der Treppe einen Fehltritt that, rollte er alle Stufen hinunter, und beschädigte sich den Kopf und die Lenden. Mit vieler Mühe raffte er sich endlich auf, und ging hinaus, indem er über den Herrn des Hauses klagte und murrte, der über seinen Fall bloß lachte.

Wie er eben aus dem Hause herauskam, erkannten ihn zwei Blinde, welche vorübergingen, an der Stimme. Sie blieben stehen und fragten, was ihm denn wäre. Er erzählte seinen Unfall, sagte ihnen, daß er den ganzen Tag nichts empfangen, und fügte dann hinzu: „Ich beschwöre euch, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, damit ich in eurer Gegenwart etwas von dem Gelde wegnehmen kann, welches wir alle drei gemeinschaftlich besitzen, um mir etwas zum Abendessen zu kaufen. Die beiden Blinden willigten ein, und er führte sie zu sich nach Hause.

Es ist hier noch zu bemerken, daß der Herr des Hauses, wo mein Bruder eine so üble Behandlung erlitten, ein Dieb, und dabei von Haus aus ein verschmitzter und boshafter Mensch war. Er hörte durchs Fenster, was Bukeibik seinen beiden Genossen gesagt hatte; er ging sogleich hinunter, folgte hinter ihnen drein und trat mit ihnen in ein schlechtes Häuschen, worin mein Bruder wohnte. Als die Blinden sich gesetzt hatten, sagte Bukeibik: „Brüder, wir müssen, wenn es euch anders so beliebt, die Thür verschließen und Acht geben, ob sich etwa ein Fremder unter uns eingeschlichen hat." Bei diesen Worten gerieth der Dieb in die größte Verlegenheit; aber da er glücklicher Weise einen Strick bemerkte, der von der Decke des Zimmers herabhing, so faßte er diesen und hielt sich daran in der Luft schwebend, während die Blinden die Thür verschlossen und im Zimmer die Runde machten und überall mit ihren Stöcken herumfühlten. Als dies geschehen war, und sie ihre Plätze wieder eingenommen hatten, verließ er den Strick und setzte sich ganz leise neben meinem Bruder, welcher, in der Meinung, er sei mit den Blinden allein, zu ihnen sagte: „Brüder, da ihr mich zum Verwahrer des Geldes gemacht habt, welches wir alle drei seither eingenommen haben, so will ich euch zeigen, daß ich des in mich gesetzten Vertrauens nicht unwürdig bin. Ihr wißt, daß wir bei dem letzten Zusammenrechnen zehntausend Drachmen hatten und sie in zehn Säcke vertheilten; ich werde euch jetzt zeigen, daß ich nicht das mindeste davon angerührt habe." Indem er dies sagte, fuhr er mit der Hand seitwärts unter den alten Lumpenkram, zog einen Sack nach dem andern hervor, gab sie seinen Mitgenossen, und fuhr dann fort: „Da sind sie; ihr könnt aus ihrer Schwere schließen, daß sie noch ganz voll sind, oder wenn ihr wollt, so wollen wir es nachzählen." Da seine Kameraden ihm antworteten, daß sie sich völlig auf ihn verließen, öffnete er einen von den Säcken und zog zehn Drachmen heraus; die bei-

den übrigen Blinden zogen ein jeder eben so viel heraus.

Mein Bruder stellte hierauf die zehn Säcke an ihren Ort; worauf einer der Blinden zu ihm sagte, es sei gar nicht nöthig, daß er an dem heutigen Tage noch etwas auf Abendessen ausgebe, da er durch die Mildthätigkeit guter Leute für sie alle drei genug zu essen bekommen hätte. Zugleich zog er aus seinem Bettelsack Brot, Käse und einige Früchte hervor, legte dies alles auf den Tisch, und sie fingen sodann an zu essen. Der Dieb, welcher meinem Bruder zur Rechten saß, suchte sich das Beste aus und aß mit ihnen; allein, wie behutsam er auch immer war, um kein Geräusch zu machen, so hörte ihn Bukeibik dennoch kauen, und rief sogleich aus: „Wir sind verloren! ein Fremder ist unter uns.“ Mit diesen Worten streckte er die Hand aus, ergriff den Dieb beim Arme, und warf sich auf ihn, indem er: Dieb! Dieb! rief, und ihm derbe Schläge mit der Faust versetzte. Die andern Blinden fingen ebenfalls an zu schreien und auf den Dieb loszuschlagen, der seinerseits sich auf die bestmöglichste Art vertheidigte. Da er sehr stark und beherzt war, und den Vortheil hatte, sehen zu können, wohin er seine Schläge richtete, so theilte er bald dem einen, bald dem andern, sehr derbe aus, so oft es nur anging, und rief dabei noch lauter als seine Feinde: Dieb! Dieb! Die Nachbaren liefen auf den Lärm herbei, schlugen die Thür ein, und hatten viele Mühe, die Streitenden auseinander zu bringen. Als es ihnen endlich gelungen war, fragten sie nach der Ursache ihres Zankes. ‚Ihr Herren,“ rief mein Bruder, der den Dieb nicht aus den Händen gelassen hatte, „dieser Mensch, den ich hier festhalte, ist ein Dieb, der mit uns hereingeschlüpft ist, um uns das wenige Geld, das wir haben, wegzunehmen.“ Der Dieb, welcher gleich beim ersten Erscheinen der Nachbaren die Augen zugemacht hatte, stellte sich blind und sagte: „Ihr Herren, dies ist ein Lügner; ich schwöre euch bei dem Namen Gottes und bei

dem Leben des Chalyfen, daß ich hier Mitgenoß bin, und daß sie mir meinen rechtmäßigen Antheil auszuliefern sich weigern. Sie haben sich alle drei gegen mich vereinigt, und ich verlange Gerechtigkeit." Die Nachbaren wollten sich nicht in ihren Streit einmischen, und führten sie alle vier vor den Polizeirichter.

Als sie vor diesem standen, fing der Dieb, ohne erst die Frage desselben abzuwarten, indem er sich immer noch blind stellte, folgendermaßen an zu sprechen: „Herr, da ihr von Seiten des Chalyfen, dessen Macht Gott gedeihen lassen wolle, zu Handhabung der Gerechtigkeitspflege eingesetzt seid, so muß ich euch nur erklären, daß wir alle vier, meine Kameraden so wie ich, gleich strafbar sind. Aber da wir uns durch einen Eidschwur verpflichtet haben, nichts zu gestehen, außer auf Stockschläge, so dürft ihr, wofern ihr unser Vergehen zu wissen begehrt, nur befehlen, daß man uns dergleichen gebe, und zwar mir zuerst." Mein Bruder wollte sprechen; aber man gebot ihm Stillschweigen. Der Dieb kam nun unter den Stock...."

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag sei, und brach ihre Erzählung ab. Erst in der folgenden Nacht fuhr sie darin also fort:

---

## Einhundert und acht und siebzigste Nacht.

„Der Dieb war so standhaft, daß er zwanzig bis dreißig Hiebe aushielt; aber dann stellte er sich, wie vom Schmerz überwältigt, öffnete zuerst das eine Auge, und sodann auch das andere, indem er um Gnade flehte, und den Polizeirichter bat, mit den Stockschlägen aufhören zu lassen. Als der Richter sah, daß der Dieb ihn mit offenen Augen anblickte, wunderte er sich darüber. „Du Bösewicht," sagte er zu ihm, „was soll denn dies Wunder bedeuten?" — „Herr," erwiederte der Dieb, „ich will euch ein wichtiges Geheimniß entdecken, wenn ihr mir

Gnade widerfahren lassen und mir zum Unterpfande, daß ihr mir Wort halten werdet, diesen Ring, den ihr da am Finger habt und der euch als Petschaft dient, geben wollt."

Der Richter ließ sogleich mit den Stockschlägen aufhören, übergab ihm seinen Ring, und versprach, ihm Gnade widerfahren zu lassen. „Im Vertrauen auf diese Versicherung," erwiederte der Dieb, „will ich euch, Herr, gestehen, daß wir alle vier, sowohl ich als meine Kameraden, sehr gut sehen können. Wir stellen uns bloß blind, um frei in die Häuser zu kommen und bis in die Gemächer der Frauen vordringen zu können, deren Schwäche wir dann mißbrauchen. Ich gestehe euch ferner, daß wir durch diesen Kunstgriff gemeinschaftlich zehntausend Drachmen gewonnen haben. Ich verlangte heute von meinen Mitgesellen die zweitausend fünfhundert Drachmen, die mir als mein Antheil zukommen; sie wollten mir sie indeß nicht herausgeben, weil ich ihnen erklärt hatte, ich wolle mich von ihnen zurückziehen, und weil sie fürchteten, ich würde sie verklagen. Als ich nun von ihnen dringend meinen Antheil forderte, stürzten sie auf mich los und mißhandelten mich so, wie alle die, welche uns hierher vor dich geführt, bezeugen können. Ich erwarte jetzt von eurer Gerechtigkeit, Herr, daß ihr mir die mir zukommenden zweitausend fünfhundert Drachmen werdet ausliefern lassen. Wenn ihr wollt, daß euch meine Kameraden die Wahrheit dessen, was ich behaupte, eingestehen sollen, so laßt ihnen dreimal so viel Stockschläge geben, als ich empfangen habe; ihr werdet sehen, sie werden die Augen öffnen, so gut wie ich."

Mein Bruder und die beiden andern Blinden wollten sich gegen eine so abscheuliche Verleumdung rechtfertigen, aber der Richter gab ihnen kein Gehör. „Schurken," rief er ihnen zu, „also darum stellt ihr euch blind, um die Leute durch Erregung des Mitleids zu täuschen und die bösesten Handlungen zu begehen?" — „Es ist

bloße Verleumdung," rief mein Bruder, „es ist unwahr, daß einer von uns gut sehen könne. Wir können deshalb Gott zum Zeugen anrufen!"

Alles, was mein Bruder nur sagen mochte, blieb fruchtlos; seine Kameraden und er empfingen jeder hundert Stockschläge. Der Richter wartete immerfort, daß sie die Augen öffnen würden, und schrieb das einer verstockten Hartnäckigkeit zu, was doch bloß Folge der Unmöglichkeit war. Während dieser Zeit sagte der Dieb zu den Blinden: „Ihr armen Leute, so macht doch die Augen auf und wartet nicht, bis man euch zu Tode schlägt." Sodann wendete er sich zu dem Polizeirichter und sagte zu ihm: „Herr, ich sehe schon, daß sie ihre Bosheit bis aufs Aeußerste treiben und die Augen gar nicht öffnen werden. Sie wollen ohne Zweifel der Beschämung entgehen, ihr Verdammungsurtheil in den Augen aller Umstehenden zu lesen. Es ist am besten, wenn ihr sie begnadigt, und einen mit mir schickt, um die zehntausend Drachmen, die sie bei sich zu Hause versteckt haben, abzuholen."

Der Richter unterließ nicht dies zu thun. Er ließ den Dieb durch einen seiner Leute begleiten, der ihm die zehn Säcke überbrachte. Davon ließ er dem Diebe zweitausend fünfhundert Drachmen auszahlen, das übrige behielt er für sich. Mit meinem Bruder und seinen Gefährten hatte er wenigstens so viel Mitleid, daß er sie bloß aus der Stadt verwies. Ich hatte kaum erfahren, was meinem Bruder begegnet war, als ich ihm sofort nacheilte. Er erzählte mir sein Unglück und ich führte ihn heimlich in die Stadt zurück. Ich hätte ihn vielleicht bei dem Polizeirichter rechtfertigen und auf die verdiente Bestrafung des Diebes dringen können; allein ich wagte es nicht, aus Furcht, mir dadurch irgend einen schlimmen Handel zuzuziehen.

Somit endigte ich denn die Erzählung von dem Abenteuer meines guten blinden Bruders. Der Chalyf lachte

darüber nicht minder als über die, welche er vorher vernommen hatte. Er befahl von Neuem, daß man mir etwas verabreichen sollte; aber ohne die Vollziehung seines Befehls abzuwarten, begann ich die Geschichte meines vierten Bruders.

## Geschichte des vierten Bruders des Barbiers.

Der Name meines vierten Bruders war Alkus. Er war seinem Gewerbe nach ein Fleischer, und besaß das besondere Talent, Schaafwidder zum Kampf abzurichten, wodurch er sich denn die Bekanntschaft und Freundschaft aller der großen Herren erworben hatte, welche dieser Art von Kämpfen gern zuschauen und sich deshalb Widder in ihrem Hause eigens halten. Außerdem hatte er viele Kundschaft; in seinem Laden hatte er stets das schönste Fleisch, das nur irgend zu bekommen, weil er sehr reich war und keine Kosten scheute, um sich das beste zu verschaffen.

Als er eines Tages in seinem Laden saß, kam ein Greis mit langem weißen Bart, kaufte sechs Pfund Fleisch, gab ihm das Geld dafür und ging weg. Mein Bruder fand dies Geld so schön, so blank und so gut geprägt, daß er es in einen Kasten an einen besonderen Ort beiseit legte. Derselbe Greis versäumte nun fünf Monate hindurch keinen Tag, wo er nicht eben so viel Fleisch genommen und es mit gleicher Münze bezahlt hätte, die mein Bruder fortwährend bei Seite legte.

Nach Verlauf von fünf Monaten wollte Alkus eine Anzahl von Hammeln einkaufen und sie mit dieser schönen Münze bezahlen. Er öffnete daher den Kasten, allein, wie groß war sein Erstaunen, als er an ihrer Stelle

bloß rundgeschnittene Papierblättchen liegen sah. Er schlug sich wiederholt an den Kopf und erhob ein so großes Geschrei, daß die Nachbaren herbeigelaufen kamen, deren Erstaunen so groß war als das seinige, da sie vernommen hatten, wovon hier die Rede sei. „Wollte Gott," rief mein Bruder mit Thränen in den Augen, „daß dieser alte Betrüger mit seinem heuchlerischen Gesicht jetzt käme!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er ihn von weitem kommen sah. Er lief ihm heftig entgegen, packte ihn an und schrie aus Leibeskräften: „Muselmänner, kommt mir zu Hülfe! Hört den Schelmstreich, den mir dieser böse Mensch gespielt hat!" Zugleich erzählte er einem Pöbelschwarme, der sich um ihn gesammelt hatte, dasselbe, was er bereits seinen Nachbaren erzählt hatte. Als er ausgesprochen hatte, sagte der Alte ganz kalt und ohne in Hitze zu gerathen: „Du wirst gut thun, wenn du mich gehen lässest und dadurch den Schimpf, den du mir vor aller Welt anthust, wieder gutmachest, damit ich nicht genöthigt werde, dir eine weit empfindlichere Schmach anzuthun, was mir sehr leid thun würde." — „Ei, was kannst du denn gegen mich reden?" rief mein Bruder. „Ich bin in meinem Gewerbe ein ehrlicher Mann und fürchte dich nicht." — „Du willst also, daß ich es bekannt mache?" erwiederte der Alte in demselben Tone. „So wisset denn," fuhr er, zum Volke sich wendend, fort, „daß er, anstatt Hammelfleisch zu verkaufen, Menschenfleisch verkauft." — „Du bist ein Verleumder," antwortete mein Bruder. „Mit nichten!" fuhr der Greis fort, „in diesem Augenblick, wo ich mit dir rede, hängt ein abgeschlachteter Mensch auswendig an deinem Laden, wie ein Hammel; es kann jeder hingehen und sehen, ob ich die Wahrheit rede oder nicht."

Mein Bruder hatte, bevor er den Kasten, worin die Blätter lagen, öffnete, denselben Tag einen Hammel geschlachtet, ihn zurechtgemacht und nach seiner Gewohnheit auswendig an seinem Laden aufgehängt. Er betheuerte,

das das, was der Alte sagte, unwahr sei; indeß, ungeachtet seiner Versicherungen, ließ der leichtgläubige Pöbel sich gegen einen Mann, der eines so abscheulichen Verbrechens angeklagt wurde, einnehmen und wollte sich auf der Stelle Gewißheit verschaffen. Der Pöbel zwang meinen Bruder, den Alten loszulassen, versicherte sich seiner Person, und lief wüthend nach dem Laden, wo man wirklich, ganz so wie der Ankläger gesagt hatte, einen abgeschlachteten Menschen hängen sah. Der Greis nämlich, welcher ein Zauberer war, hatte die Augen der Menge verblendet, so wie er zuvor meinen Bruder verblendet hatte, daß er die Papierblättchen, die er ihm gab, für gutes Geld nahm.

Bei diesem Anblick gab einer von denen, welche meinen Bruder Alkus festhielten, ihm einen heftigen Schlag mit der Faust und sagte dabei: „So also, du Bösewicht, gibst du uns Menschenfleisch zu essen?" Und der Greis, der ihn noch immer nicht verlassen hatte, gab ihm einen zweiten, wodurch er ihm das eine Auge ausschlug. Auch von allen übrigen schonte ihn keiner, der ihm nur irgend nahe kommen konnte. Man begnügte sich nicht damit, ihn zu mißhandeln, sondern man führte ihn auch noch vor den Polizeirichter, welchem man zugleich den angeblichen Leichnam überbrachte, den man zum Zeugniß gegen den Angeklagten von dem Laden herabgenommen hatte. „Herr," sagte der Zauberer zu ihm, „ihr sehet hier einen Mann, welcher barbarisch genug ist, um Menschen zu schlachten und ihr Fleisch für Hammelfleisch zu verkaufen. Das Volk erwartet, daß ihr an ihm ein Strafbeispiel aufstellt." Der Polizeirichter hörte meinen Bruder ruhig an; allein die Erzählung von dem in Papierblättchen verwandelten Gelde schien ihm so wenig Glauben zu verdienen, daß er meinen Bruder als einen Betrüger behandelte, und indem er sich auf den Beweis des Augenscheines berief, ihm fünfhundert Stockschläge geben ließ.

Nachdem er ihn sodann gezwungen hatte, ihm zu sa-

gen, wo er sein Geld habe, nahm er ihm alles, was er hatte, und verbannte ihn für immer aus dem Lande, nachdem er ihn auf einem Kameele drei Tage nach einander den Augen des Volks bloßgestellt hatte ...."

„Allein, Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle zu Schachriar, „die Tageshelle, die ich anbrechen sehe, legt mir Stillschweigen auf." Sie schwieg also still, und in der folgenden Nacht fuhr sie fort, den Sultan zu unterhalten, wie folget:

## Einhundert und neun und siebzigste Nacht.

Als dieses traurige Abenteuer meinem vierten Bruder begegnete, war ich nicht in Bagdad. Er begab sich nach einer entfernten Gegend, wo er so lange im Verborgenen lebte, bis er von den Stockschlägen, wovon sein Rücken gebläut worden, geheilt war. Sobald er wieder zu gehen im Stande war, begab er sich des Nachts auf Umwegen nach einer Stadt, wo er von niemandem gekannt war, und miethete sich da eine Wohnung, die er fast nie verließ. Endlich ward er dieser eingeschlossenen Lebensweise überdrüssig, und ging einst in eine Vorstadt hinaus spazieren, als er plötzlich einen großen Lärm von Reitern vernahm, die hinter ihm her geritten kamen. Er befand sich in diesem Augenblick gerade an der Thür eines großen Hauses, und da er seit dem letzten Begegniß alles mögliche befürchtete, so besorgte er denn auch, daß diese Reiter vielleicht ihn verfolgten, um ihn zu verhaften. Er öffnete also die Thür, um sich zu verbergen, und nachdem er sie hinter sich verschlossen, gelangte er in einen großen Hof, wo er sich kaum zeigte, als auch schon zwei Bedienten auf ihn los kamen, und ihn beim Kragen faßten, und zu ihm sagten: „Gott sei gelobt, daß du dich uns selber in die Hände lieferst! Du hast uns in den drei verflossenen Nächten so viel zu schaffen gemacht, daß wir nicht haben schlafen können, und du hättest un-

ser Leben gewiß nicht geschont, wofern wir uns nicht gegen deinen bösen Anschlag zu sichern gewußt hätten."

Ihr könnt leicht denken, wie sehr mein Bruder über diese Begrüßung erschrak. „Lieben Leute," sagte er zu ihnen, „ich weiß gar nicht, was ihr von mir haben wollet, und ihr haltet mich gewiß für einen andern." — „Nein, nein!" erwiederten sie; „wir wissen recht gut, daß du und deine Spießgesellen echte Spitzbuben seid. Ihr begnüget euch nicht damit, unserem Herrn alles das Seinige weggenommen und ihn an den Bettelstab gebracht zu haben, sondern ihr wollet auch noch an sein Leben. Wir wollen doch einmal nachsehen, ob du nicht noch das Messer bei dir hast, welches du in der Hand hattest, als du uns gestern Nacht verfolgtest." Indem sie dies sagten, durchsuchten sie ihn, und fanden, daß er ein Messer bei sich hatte. „O," riefen sie jetzt, indem sie ihn festhielten, „wagst du jetzt noch zu sagen, daß du kein Dieb seiest?" — „Je nun," erwiederte mein Bruder, „kann man denn nicht ein Messer bei sich führen, ohne deshalb gerade ein Räuber zu sein? Höret meine Geschichte an," fuhr er fort, „und anstatt eine schlechte Meinung von mir zu fassen, werdet ihr von meinen Unfällen gerührt werden." Allein, anstatt ihn anzuhören, stürzten sie auf ihn los, traten ihn mit Füßen, rissen ihm die Kleider herunter und zerrissen ihm das Hemde. Als sie nun auf seinem Rücken die Narben erblickten, riefen sie aus, indem sie ihre Schläge verdoppelten: „Ach, du Hund, du willst uns überreden, du seiest ein rechtlicher Mann, während dein Rücken das Gegentheil verräth?" — „Ach," rief mein Bruder, „die Zahl meiner Sünden muß sehr groß sein, da ich jetzt, nachdem ich schon einmal so ungerechter Weise gemißhandelt worden bin, noch einmal dasselbe erfahren muß, ohne im mindesten strafbar zu sein."

Die beiden Bedienten ließen sich indeß durch seine Klagen nicht rühren, sondern führten ihn vor den Polizeirichter, welcher zu ihm sagte: „Warum warst du so

keck, in ihr Haus einzudringen und sie mit dem Messer in der Hand zu verfolgen?" — „Herr," erwiederte der arme Alkus, „ich bin der unschuldigste Mensch von der Welt, und ich bin verloren, wenn ihr nicht die Gnade habt, mich geduldig anzuhören; niemand ist bemitleidenswerther als ich." — „Herr," unterbrach ihn sofort einer der Bedienten, „wollt ihr noch einen Räuber anhören, der in die Häuser eindringt, um zu plündern und die Leute zu morden? Wenn ihr uns nicht Glauben beimessen wollt, so dürft ihr nur seinen Rücken ansehen." Mit diesen Worten entblößte er den Rücken meines Bruders und zeigte ihn dem Richter, der nun ohne weitere Untersuchung auf der Stelle ihm hundert Hiebe mit dem Ochsenziemer auf die Schultern zu geben befahl; sodann ließ er ihn auf einem Kameel durch die ganze Stadt führen und vor ihm her ausrufen: „So bestraft man die, welche mit Gewalt in die Häuser einbrechen!"

Nachdem dieser Umherzug geschehen war, schaffte man ihn aus der Stadt, und verbot ihm, jemals wieder dahin zurückzukehren. Gewisse Personen, die ihm nach diesem zweiten Unfall begegnet waren, benachrichtigten mich von seinem Aufenthaltsorte. Ich suchte ihn auf und führte ihn heimlich nach Bagdad zurück, wo ich ihn nach Kräften unterstützte.

Der Chalyf Mostanser Billah," fuhr der Barbier fort, „lachte über diese Geschichte nicht so wie über die vorigen, sondern war so gütig, den unglücklichen Alkus zu bedauern. Er geruhte sodann, mir etwas verabreichen zu lassen und mich zu entlassen; doch ohne ihm Frist zur Vollziehung seines Befehls zu lassen, nahm ich wieder das Wort und sagte zu ihm: „Erhabener Herr und Gebieter, ihr sehet wohl, daß ich wenig spreche, und da Euer Majestät so gnädig gewesen ist, mich bis hieher anzuhören, so werdet ihr wohl auch die Güte haben, die Abenteuer meiner zwei andern Brüder zu vernehmen, die, wie ich hoffe, euch nicht minder belustigen werden als die vor-

hergehenden. Ihr könnt dann davon eine vollständige Geschichte abfassen lassen, die der Aufnahme in eure Büchersammlung nicht unwerth sein wird: Ich habe also die Ehre, euch zu sagen, daß mein fünfter Bruder Annaschar hieß ...."

Aber ich bemerke, daß es bereits Tag ist, sagte Scheherasade. Sie schwieg still und nahm ihre Erzählung in der folgenden Nacht also wieder auf:

---

## Einhundert und achtzigste Nacht.

---

### Geschichte
### des fünften Bruders des Barbiers.

---

Annaschar war, so lange unser Vater lebte, ein sehr fauler Mensch. Anstatt zu arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, schämte er sich nicht, am Abend zu betteln, und den folgenden Tag von den empfangenen Almosen zu leben. Unser Vater starb vor Altersschwäche, und hinterließ uns im Ganzen nur siebenhundert Silberdrachmen. Wir theilten dies gleichmäßig unter uns, so daß jeder hundert bekam. Annaschar, der niemals so viel Geld auf einmal besessen hatte, gerieth in große Verlegenheit darüber, was er wohl damit anfangen sollte. Nachdem er die Sache lange Zeit bei sich hin und her überlegt hatte, entschloß er sich endlich, das Geld auf Gläser, Flaschen und andere Glaswaaren anzulegen, die er sich sofort in dem Laden eines großen Kaufmanns aussuchte. Er that sodann alles zusammen in einen durchsichtig geflochtenen Korb, und wählte sich einen ganz kleinen Laden, worin er sich hinsetzte, den Korb vor sich, und mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, indem er erwartete,

daß man kommen und von seinen Waaren kaufen würde. In dieser Stellung und die Augen auf den Korb geheftet, fing er an, seinen Gedanken nachzuhängen, und in diese Träumerei versunken, führte er folgende Reden, und zwar so laut, daß sie sein Nachbar, ein Schneider, hören konnte:

„Dieser Korb," sprach er, „kostet mich hundert Drachmen, und das ist alles, was ich auf der Welt habe. Wenn ich die Waaren einzeln verkaufe, werde ich wohl zweihundert Drachmen daraus lösen, und mit diesen zweihundert Drachmen, die ich wieder auf Glaswaaren anlegen will, werde ich vierhundert erwerben. So werde ich denn mit der Zeit mir viertausend Drachmen sammeln. Von diesen viertausend Drachmen werde ich es leicht bis auf achttausend bringen. Habe ich dann erst zehntausend, so gebe ich den Glaswaarenhandel auf, werde Juwelenhändler, und lege einen Handel mit Diamanten, Perlen und allen Arten von Edelsteinen an. Besitze ich dann so viele Reichthümer, als mein Herz wünscht, so kaufe ich mir ein schönes Haus, große Landgüter, Sklaven, Verschnittene, Pferde; ich führe dann einen guten Tisch, mache Aufsehn in der Welt, und lasse alles, was nur irgend an guten Tonspielern, Tänzern und Tänzerinnen in der Stadt zu haben ist, in mein Haus kommen. Uebrigens werde ich es dabei nicht bewenden lassen, sondern, so Gott will, es bis auf hunderttausend Drachmen bringen. Bin ich dann ein reicher Mann von hunderttausend Drachmen, so werde ich mich als ein Fürst dünken, werde um die Hand der Tochter des Großwesyrs anhalten und diesem Minister vorstellen lassen, ich hätte von der Wunderschönheit, von der Klugheit, dem Verstande und allen übrigen seltenen Eigenschaften seiner Tochter gehört, und würde ihm für die Hochzeitnacht tausend Goldstücke schenken. Sollte der Wesyr so unhöflich sein, was aber gar nicht möglich ist, mir seine Tochter zu verweigern, so werde ich selber zu ihm hingehen, sie ihm geradezu entführen und ihm

zum Trotz in mein Haus bringen. Sobald ich die Tochter des Großwesyrs geheirathet habe, werde ich ihr zehn schwarze Verschnittene, und zwar recht junge und schöne, kaufen; ich selber werde mich wie ein Fürst kleiden, und auf einem schönen Pferde, dessen Sattel vom feinsten Golde und dessen Decke von Goldstoff und mit Diamanten und Perlen besetzt sein wird, durch die Stadt reiten, mit einem Gefolge von Sklaven, die theils vor, theils hinter mir einherziehen, und so vor den Augen aller Welt, vor Jung und Alt, die sich tief vor mir bücken werden, mich nach dem Hause des Großwesyrs begeben. Bin ich dann beim Großwesyr abgestiegen, so steige ich durch eine zweifache, zu beiden Seiten aufgestellte Reihe meiner Leute die Treppe hinauf, und der Großwesyr empfängt mich als seinen Schwiegersohn, und wird mir dann gewiß seinen Platz abtreten und sich, um mich zu ehren, tief unter mich setzen. Wenn dies nun alles so geschieht, wie ich hoffe, so sollen dann zwei meiner Leute, jeder mit einem Beutel von tausend Goldstücken, den ich ihnen selber zu tragen gegeben, dastehen. Den einen Beutel werde ich sodann nehmen und ihn dem Großwesyr mit den Worten überreichen: „Hier sind die tausend Goldstücke, die ich für die erste Nacht meiner Ehe versprochen habe.“ Hierauf überreiche ich ihm auch noch den andern und füge hinzu: „Da habt ihr; ich gebe euch noch einmal so viel, um euch zu zeigen, daß ich ein Mann von Wort bin, und noch mehr gebe als ich versprochen.“ Nach einer solchen Handlung wird die Welt von nichts, als nur immer von meiner Großmuth sprechen. Nachher werde ich mit demselben Pompe nach meiner Wohnung zurückkehren. Meine Frau wird ihrerseits auf den Besuch, den ich ihrem Vater, dem Großwesyr, gemacht, mir einen ihrer Diener entgegenschicken, um mich zu bewillkommen; ich werde diesem Diener ein schönes Kleid verehren, und ihn mit einem reichen Geschenke zurücksenden; sollte sie es sich einfallen lassen, mir ebenfalls eines zu schicken, so werde ich es

nicht annehmen, und den Ueberbringer sogleich aus meinen Diensten entlassen. Ich werde ihr übrigens nie gestatten, unter irgend einem Vorwande ihr Zimmer zu verlassen, ohne daß sie mir es zuvor angezeigt hat, und wenn mir es gefällig sein sollte, auf ihr Zimmer zu kommen, so wird dies auf eine Weise geschehen, die ihr Ehrfurcht vor mir einflößen wird. Ueberhaupt soll es dann kein besser eingerichtetes Haus geben, als das meinige. Ich werde stets sehr reich gekleidet sein. Wenn ich am Abend mich mit ihr zurückziehe, so werde ich mich auf den Ehrenplatz des Sofa's setzen und daselbst eine ernsthafte Miene annehmen, ohne den Kopf links oder rechts hin zu wenden. Ich werde wenig sprechen, und während meine Gemahlin, schön wie der Vollmond, mit ihrem ganzen Staat sich vor mich hinstellen wird, werde ich thun, als sähe ich sie nicht. Die Frauen ihrer Umgebung werden dann zu mir sagen: „Verehrtester Herr und Gebieter, hier steht eure Gemahlin, eure demüthige Sklavin vor euch; sie erwartet, daß ihr sie liebkosen werdet, und es schmerzt sie sehr, daß ihr sie auch nicht eines einzigen Blickes würdiget; sie ist von dem langen Stehen so müde, saget ihr doch, daß sie sich setzen dürfe." Ich werde auf die Rede gar nichts antworten, und das wird denn ihr Erstaunen und ihre Betrübniß vermehren. Sie werden dann zu meinen Füßen stürzen, und nachdem sie da eine lange Zeit auf den Knieen gelegen und mich gebeten haben, ich möchte mich doch erweichen lassen, so werde ich endlich den Kopf aufheben, einen flüchtigen Blick auf sie werfen, und dann sogleich wieder meine vorige Stellung annehmen. In der Meinung, meine Frau sei mir vielleicht nicht gut noch reich genug gekleidet, werden sie dieselbe in ihr Gemach fortführen, um sie da die Kleider wechseln zu lassen, und ich werde unterdeß ebenfalls aufstehen und werde ein noch prächtigeres Kleid anlegen, als ich schon zuvor anhatte. Sie werden dann noch einmal wiederkommen, und dieselben Reden gegen mich führen, und ich werde mir das Ver-

gnügen machen, meine Frau nicht anzusehen, nachdem ich mich habe eben so lange und eben so dringend bitten lassen, als das erstemal. Gleich am ersten Hochzeittage werde ich anfangs ihr begreiflich machen, auf welche Weise ich sie ihr ganzes Leben hindurch zu behandeln gedenke...."

Bei diesen Worten schwieg die Sultanin Scheherasade, wegen des anbrechenden Tages. In der folgenden Nacht fuhr sie in ihrer Erzählung fort, und sagte zu dem Sultan von Indien:

---

## Einhundert und ein und achtzigste Nacht.

„Nach Endigung der Hochzeitzeremonien," fuhr Annaschar fort, „werde ich aus der Hand eines meiner zunächst stehenden Diener einen Beutel mit fünfhundert Goldstücken nehmen und ihn den Putzmacherinnen geben, damit sie mich mit meiner Gemahlin allein lassen. Sobald sie sich dann entfernt haben werden, wird sich meine Frau zuerst ins Bett legen; ich werde mich neben sie legen, aber ihr den Rücken kehrend, und werde so die ganze Nacht, ohne ein Wort zu reden, hingehen lassen. Den folgenden Morgen wird sie nicht unterlassen, sich bei ihrer Mutter, der Gemahlin des Großweshrs, über meinen Stolz und über meine Verachtung zu beklagen, und ich werde mich darüber im Innern der Seele freuen. Ihre Mutter wird dann zu mir kommen, mir ehrerbietig die Hände küssen und zu mir sagen: „Herr," denn sie wird es nicht wagen, mich ihren Schwiegersohn zu nennen, aus Furcht, mir durch eine so vertrauliche Anrede zu mißfallen, „ich bitte euch, geruhet doch, meine Tochter anzusehen und euch ihr zu nähern; ich kann euch versichern, daß sie bloß euch zu gefallen sucht und euch von ganzer Seele liebt." Allein meine Schwiegermutter mag dann sagen was sie will, ich werde ihr auch nicht eine Sylbe antworten, und werde fest in meinem Ernst verharren. Sie wird mir hierauf zu Füßen fallen, mir sie mehrmals

küssen und sprechen: „Herr, sollte es möglich sein, daß ihr wegen der Klugheit meiner Tochter irgend einen Verdacht gefaßt hättet? Ich versichere euch, ich habe sie stets unter meinen Augen gehabt, und ihr seid der erste Mann, der sie von Gesicht gesehen hat. Höret auf, ihr eine solche Kränkung zu verursachen, erweiset ihr die Gnade, sie anzusehen, mit ihr zu sprechen, sie in der guten Absicht, die sie hat, euch nämlich in allen Dingen zu genügen, zu bestärken.“ Das alles soll mich indeß nicht rühren. Meine Schwiegermutter wird das bemerken, ein Glas Wein nehmen, es ihrer Tochter in die Hand geben und zu ihr sagen: „Gehe hin und überreiche ihm selber dies Weinglas; er wird vielleicht nicht so grausam sein, es von einer schönen Hand zu verschmähen.“ Meine Frau wird mit dem Glase kommen und am ganzen Körper zitternd vor mir stehen bleiben. Wenn sie nun sehen wird, daß ich mein Gesicht gar nicht nach ihr hinwende und sie fortwährend verschmähe, wird sie mit Thränen in den Augen zu mir sprechen: „Mein Herz, meine theure Seele, mein liebenswürdiger Herr, ich beschwöre euch bei der Gunst des Himmels, erweiset mir die Gnade, dies Glas Wein aus der Hand eurer ergebensten Dienerin anzunehmen.“ Ich werde mich gleichwohl hüten, sie anzusehen und ihr zu antworten. „Mein reizender Gemahl,“ wird sie dann fortfahren, indem sie ihre Thränen verdoppeln und das Weinglas meinem Munde nähern wird, „ich werde nicht ablassen, bis ich es erlangt habe, daß ihr trinket.“ Von ihren Bitten ermüdet, werde ich ihr hierauf einen fürchterlichen Blick zuwerfen, ihr eine derbe Ohrfeige auf die Wange geben, und sie mit dem Fuße so heftig zurückstoßen, daß sie weit ab vom Sofa zu Boden sinken wird.“

Mein Bruder war so sehr in seine Hirngespinnste und Einbildungen versunken, daß er die Handlung mit seinem Fuße so lebendig darstellte, als ob alles wirklich so wäre; allein zum Unglück stieß er so heftig an seinen Korb mit Glaswaaren, daß er ihn aus seinem Laden in

die Straße hinab warf, und daß alle Glassachen darin in tausend Stücke zertrümmert wurden.

Sein Nachbar, ein Schneider, der seine albernen Reden angehört hatte, lachte laut auf, als er den Korb fallen sah. „O, was bist du doch für ein nichtswürdiger Mensch!" rief er meinem Bruder zu. „Solltest du dich nicht tief in die Seele hinein schämen, eine junge Gemahlin, die dir nichts zu Leide gethan, so zu mißhandeln? Du mußt doch sehr roh sein, um die Thränen und die Reize einer so liebenswürdigen Person zu verachten. Wenn ich an des Großweyrs Stelle wäre, so würde ich dir hundert Hiebe mit dem Ochsenziemer geben, und dich mit dem verdienten Lobspruch durch die Stadt führen lassen."

Mein Bruder kam durch den Anblick dieses traurigen Vorfalls wieder zur Besinnung, und da er sah, daß ihm dies bloß um seines unerträglichen Stolzes willen begegnet war, schlug er sich ins Gesicht, zerriß seine Kleider, und fing so laut an zu weinen und zu heulen, daß die Nachbaren herbeiliefen und die Leute auf der Straße, die so eben zum mittäglichen Gebete gingen, stehen blieben. Da es nämlich gerade Freitag war, so gingen mehr Leute als sonst vorüber. Einige hatten Mitleid mit Annaschar, andere lachten über seine Narrheit. Unterdeß war seine Eitelkeit mit seiner Habe zu gleicher Zeit verschwunden, und er beweinte noch immer bitterlich sein Schicksal, als eine vornehme Frau auf einer reichgeschmückten Mauleselin vorüberritt. Der Zustand, worin sie meinen Bruder sah, erregte ihr Mitleid. Sie fragte, wer er sei und worüber er weinte. Man sagte ihr nichts weiter als, er sei ein armer Mann, der sein weniges Geld auf den Ankauf eines Korbes voll Glaswaaren verwendet habe, dieser Korb sei nun herabgefallen und alle Gläser seien in Trümmern. Die Dame wandte sich sogleich zu einem sie begleitenden Verschnittenen und sagte zu ihm: „Gib ihm doch alles, was du bei dir hast." Der Verschnittene gehorchte, und händigte meinem Bruder einen Beutel mit fünfhundert

Goldstücken ein. Mein Bruder freute sich beim Empfang derselben fast zu Tode. Er gab der edlen Frau tausendfache Segenswünsche auf den Weg, verschloß dann seinen Laden, wo seine Gegenwart nicht mehr nöthig war, und ging nach Hause.

Er stellte eben über das große Glück, welches ihm begegnet war, tiefe Betrachtungen an, als er an die Thür klopfen hörte. Bevor er öffnete, fragte er, wer da anklopfe, und nachdem er an der Stimme erkannt hatte, daß es eine Frau sei, öffnete er die Thür. „Mein Sohn," sagte sie zu ihm, „ich muß dich um eine Gefälligkeit bitten. Es ist jetzt eben die Zeit des Gebets, und ich möchte mich gern waschen, um dasselbe sodann verrichten zu können. Laß mich, wenn es dir angenehm ist, in deine Wohnung eintreten, und gib mir ein Gefäß mit Wasser." Mein Bruder sah die Frau an, und bemerkte, daß sie bereits hoch in Jahren war. Obwohl er sie nicht kannte, so unterließ er doch nicht, ihr ihre Bitte zu gewähren. Er reichte ihr ein Gefäß voll Wasser, und setzte sich dann wieder an seinen vorigen Platz, immer noch mit seinem letzten Abenteuer beschäftigt, und legte sein Geld in eine Art langen und schmalen Beutel, um ihn an seinen Gürtel befestigen zu können. Die Alte verrichtete während dieser Zeit ihr Gebet; als sie fertig war, kam sie zu meinem Bruder hin, warf sich zweimal mit ihrem Angesicht zur Erde, gleichsam als wollte sie Gott bitten; dann stand sie wieder auf und wünschte ihm alles Gute...."

Die Morgenröthe, welche zu scheinen begann, nöthigte Scheherasaden, bei dieser Stelle inne zu halten. Die Nacht darauf fuhr sie in ihrer Erzählung fort, indem sie den Barbier immer noch fort reden ließ:

---

## Einhundert und zwei und achtzigste Nacht.

Die Alte dankte hierauf meinem Bruder für seine Gefälligkeit Da sie sehr armselig gekleidet war und sich

vor ihm so sehr demüthigte, glaubte er, sie verlange von ihm ein Almosen, und überreichte ihr daher zwei Goldstücke. Sie trat überrascht zurück, gleichsam als hätte ihr mein Bruder eine Beleidigung angethan, „Großer Gott!“ sagte sie zu ihm, „was soll das bedeuten? Ist es möglich, Herr, daß ihr mich für eine jener Elenden haltet, welche ein Gewerbe daraus machen, dreist zu den Leuten in die Häuser zu gehen und von ihnen ein Almosen zu erbetteln? Nehmet Euer Geld zurück, ich bedarf dessen, Gott sei Dank, nicht; ich gehöre einer jungen Dame dieser Stadt an, die eben so reizend als reich ist, und die es mir an nichts fehlen läßt.“

Mein Bruder war nicht fein genug, um die List der Alten zu merken, welche die beiden Goldstücke bloß darum ablehnte, um noch mehr zu erschnappen. Er fragte sie, ob sie ihm die Ehre verschaffen könne, diese Dame zu sehen. „Sehr gern,“ erwiederte sie; „sie wird euch gewiß gern heirathen und euch neben dem Besitz ihrer Person auch noch den ihres ganzen Vermögens überlassen. Nehmet euer Geld und folget mir.“ Ganz entzückt darüber, daß er zu gleicher Zeit eine so große Summe Geldes und eine reiche und schöne Frau gefunden, verschloß er gegen jede andere Rücksicht die Augen. Er nahm die fünfhundert Goldstücke und ließ sich von der Alten führen.

Sie ging voran und er folgte ihr von Weitem bis an die Thür eines großen Hauses, wo sie anklopfte. Er hatte sie eben eingeholt, als eine junge griechische Sklavin öffnete. Die Alte hieß ihn voran hinein treten und über einen schön gepflasterten Hof gehen; dann führte sie ihn in einen Saal, dessen Ausschmückung ihn in der guten Meinung bestätigte, die man ihm von der Besitzerin des Hauses beigebracht hatte. Während die Alte ihn bei der jungen Dame anmelden ging, setzte er sich nieder, und da ihm sehr warm war, nahm er den Turban ab und legte ihn neben sich. Alsbald sah er auch die junge Dame

hereintreten, die ihn noch mehr durch ihre Schönheit als durch ihren reichen Anzug in Staunen setzte. Sobald er sie erblickte, stand er auf. Die Dame bat ihn mit vieler Artigkeit, seinen Platz wieder einzunehmen und setzte sich neben ihn. Sie bezeugte viele Freude, ihn zu sehen, und nachdem sie ihm allerlei Angenehmes gesagt hatte, fügte sie hinzu: „Wir sind hier nicht ganz in unserer Bequemlichkeit, komm, gib mir die Hand." Mit diesen Worten überreichte sie ihm die ihrige, und führte ihn in ein abgelegenes Zimmer, wo sie sich noch eine Weile mit ihm unterhielt, worauf sie ihn mit den Worten verließ: „Bleibe hier, ich bin in einem Augenblick wieder bei dir." Er wartete; allein statt der Dame trat ein großer schwarzer Sklave mit dem Säbel in der Hand herein, sah meinen Bruder mit wilden Blicken an und sagte stolz zu ihm: „Was machst du hier?" Annaschar ward bei diesem Anblick so von Schrecken ergriffen, daß er gar nicht zu antworten vermochte. Der Sklave beraubte ihn nun, nahm ihm alles Gold weg, das er bei sich trug, und versetzte ihm mehrere Säbelhiebe, doch bloß in das Fleisch. Der Unglückliche fiel zu Boden und blieb regungslos liegen, obwohl er noch seine Besinnung hatte. Der Schwarze, der ihn für todt hielt, verlangte nun Salz; die griechische Sklavin brachte ein großes Becken voll herein. Sie rieben damit die Wunden meines Bruders ein, welcher doch noch so viel Gegenwart des Geistes hatte, daß er, ungeachtet des brennenden Schmerzes, den er empfand, dennoch kein Zeichen des Lebens von sich gab. Nachdem der Schwarze und die griechische Sklavin sich entfernt hatten, kam die Alte wieder, welche meinen Bruder in die Falle gelockt hatte, faßte ihn bei den Füßen und schleppte ihn zu einer Fallthür, die sie öffnete. Sie warf ihn da hinunter, und er fiel in ein unterirdisches Gewölbe auf einen Haufen ermordeter Leichname. Er wurde dies erst gewahr, als er wieder zu sich kam, denn die Heftigkeit des Falles hatte ihm alle Besinnung geraubt. Das Salz, womit seine

Wunden eingerieben waren, rettete ihm das Leben. Er erlangte allmählig wieder so viel Kräfte, daß er sich aufrichten konnte, und nach Verlauf von zwei Tagen öffnete er bei Nacht die Fallthüre, entdeckte im Hofe einen Ort, wo er sich verstecken konnte, und blieb an demselben bis zu Tages Anbruch. Da sah er denn die abscheuliche Alte wieder erscheinen, welche die Thür nach der Straße zu öffnete und hinausging, um eine neue Beute aufzuspüren. Damit sie ihn nicht erblicken möchte, ging er aus dieser Mördergrube erst einige Augenblicke nachher heraus, und flüchtete sich in meine Wohnung, wo er mir alle die Abenteuer mittheilte, die ihm in so kurzer Zeit begegnet waren.

Nach Verlauf eines Monats war er durch die Mittel, die ich ihm verordnete, von seinen Wunden völlig wieder geheilt, und er beschloß, sich an der Alten zu rächen, die ihn so grausam betrogen hatte. Zu diesem Zweck machte er sich einen Beutel von solcher Größe, daß wohl fünfhundert Goldstücke hineingingen; aber anstatt des Goldes füllte er bloß Glasscherben hinein...."

Bei diesen letzten Worten bemerkte Scheherasade, daß es bereits Tag war. Sie sprach daher diese Nacht kein Wort weiter, und erst in der folgenden fuhr sie in der Geschichte Annaschar's folgendermaßen fort:

---

## Einhundert und drei und achtzigste Nacht.

Mein Bruder band den Beutel mit Glasscherben um seinen Gürtel, verkleidete sich als alte Frau, und nahm einen Säbel, den er unter seinen Rock versteckte. Eines Morgens begegnete er wieder jener Alten, welche bereits die Stadt durchstreifte und Gelegenheit suchte, irgend jemandem einen schlimmen Streich zu spielen. Er redete sie mit einer verstellten Weiberstimme an, und sagte zu ihr: „Könnt ihr mir nicht eine Goldwage leihen? Ich bin so eben aus Persien hier angekommen, und habe aus meiner Heimath fünfhundert Goldstücke mitgebracht; ich möchte

nun gern sehen ob sie auch vollwichtig sind." — „Liebe Frau," antwortete ihm die Alte, „ihr konntet euch an keinen Menschen besser wenden, als an mich. Kommt nur mit, ich werde euch zu meinem Sohne führen, der ein Wechsler ist, und dieser wird sich ein Vergnügen daraus machen, sie euch selber zu wägen, und euch die Mühe zu ersparen. Wir wollen keine Zeit verlieren, damit wir ihn noch treffen, ehe er in seinen Laden geht." Mein Bruder folgte ihr bis zu dem Hause, wo sie ihn schon einmal hineingeführt hatte, und die Thür ward ihnen von der griechischen Sklavin geöffnet.

Die Alte führte meinen Bruder in den Saal, wo sie ihn einen Augenblick warten ließ, um ihren Sohn rufen zu können. Der angebliche Sohn erschien auch wirklich in der Person jenes nichtswürdigen schwarzen Sklaven. „Verwünschte Alte," sagte er zu meinem Bruder, „steh auf und folge mir." Mit diesen Worten ging er vor ihr her, um sie an den Ort hinzuführen, wo er sie umbringen wollte. Annaschar stand auf, ging hinter ihm drein, zog seinen Säbel unter dem Kleide hervor, und führte ihn von hinten so geschickt nach seinem Halse, daß er ihm den Kopf abhieb. Sodann faßte er diesen mit der einen Hand, und schleppte mit der andern die Leiche bis zu dem unterirdischen Gewölbe, wo er sie mit dem Kopfe hinunter warf. Die griechische Sklavin, die an ein solches Verfahren schon gewöhnt war, erschien alsbald mit dem Becken voll Salz; aber als sie den Annaschar, der unterdeß den Schleier abgeworfen, mit dem Säbel in der Hand erblickte, ließ sie das Becken fallen und entfloh. Mein Bruder indeß, welcher stärker lief als sie, holte sie bald ein, und ihr Kopf flog von den Schultern. Die böse Alte lief jetzt auf den Lärm herbei; mein Bruder ergriff sie, ehe sie noch entrinnen konnte, und rief ihr zu: „Treulose, kennst du mich noch?" — „Ach, Herr," antwortete sie zitternd; „wer seid ihr? ich erinnere mich nicht, euch jemals gesehen zu haben." — „Ich bin," sagte er

hierauf, „derjenige, zu dem du neulich ins Haus kamst, um dich zu baden und dein heuchlerisches Gebet zu verrichten. Erinnerst du dich wohl noch?“ Sie warf sich jetzt auf die Kniee, und bat um Gnade; aber er zerhieb sie in vier Stücke.

Jetzt war nur noch die junge Dame übrig, welche nichts von alledem wußte, was in ihrem Hause so eben vorgefallen war. Er suchte sie auf, und fand sie in einem Zimmer, wo sie bei seinem Eintritt fast in Ohnmacht fiel. Sie bat um ihr Leben, und er war edelmüthig genug, es ihr zu schenken. „Gnädige Frau,“ sagte er zu ihr, „wie könnt ihr mit so bösen Menschen zusammenleben, als die sind, an denen ich so eben gerechte Rache genommen habe?“ — „Ich war,“ erwiederte sie, „die Frau eines sehr rechtschaffenen Kaufmannes, und die verwünschte Alte, deren Bösartigkeit ich nicht kannte, besuchte mich einigemal. „Verehrteste Frau,“ sagte sie eines Tages zu mir, „wir haben heute eine sehr schöne Hochzeit in unserem Hause; ihr würdet gewiß sehr viel Vergnügen haben, wenn ihr uns die Ehre erzeigen wolltet, euch dabei einzufinden.“ Ich ließ mich überreden, zog mein schönstes Kleid an, nahm einen Beutel mit hundert Goldstücken mit, und folgte ihr. Sie führte mich in dies Haus, wo ich diesen Schwarzen fand, der mich gewaltsamer Weise hier behielt. Ich bin nun schon drei Jahre hier und dulde das Grausamste.“ — „Bei dem Gewerbe, welches dieser abscheuliche Schwarze trieb,“ erwiederte mein Bruder, „muß er wohl viele Reichthümer zusammengebracht haben?“ — „So viele,“ antwortete sie, „daß ihr zeitlebens daran genug habt, wenn ihr sie forttragen könnt. Kommt mit mir, und ihr werdet es selber sehen.“ Sie führte nun den Annaschar in ein Zimmer, wo sie ihm wirklich mehrere Kasten voll Gold zeigte, die er mit einem Staunen betrachtete, wovon er sich gar nicht zu erholen vermochte. „Jetzt geht,“ sagte sie zu ihm, „und holet euch Leute genug herzu, um dies alles fortschaffen

zu können." Mein Bruder ließ sich das nicht zweimal sagen; er ging fort und suchte zehn Männer aufzutreiben, die er sofort mit sich nahm. Als er an das Haus gelangte, fand er zu seinem Erstaunen die Thür offen; sein Staunen stieg, als er in das Zimmer, worin er die Kasten gesehen, eintrat, und auch nicht einen einzigen mehr darin fand. Die Dame, welche listiger und behender als er war, hatte sie fortschaffen lassen, und war selber mit verschwunden. In Ermangelung der Kasten, und weil er nicht mit leeren Händen wieder weggehen wollte, ließ er alles forttragen, was er nur irgend an Meublen in den Zimmern und in den Geräthkammern vorfand, wo es weit mehr dergleichen gab, als nöthig war, um ihn für die fünfhundert Goldstücke zu entschädigen, die ihm gestohlen worden waren. Aber als er aus dem Hause fortging, vergaß er die Thür zuzuschließen. Die Nachbaren, welche meinen Bruder erkannt hatten, und die Packträger gehn und kommen sahen, liefen zum Polizeirichter und zeigten ihm dieses Ausräumen an, welches ihnen sehr verdächtig schien. Annaschar schlief die Nacht hindurch sehr ruhig; aber als er am folgenden Morgen ausgehen wollte, traf er an seiner Thür zwanzig Leute des Polizeirichters, die ihn anhielten. „Komm mit uns," sagten sie zu ihm, „unser Herr will dich sprechen." Mein Bruder bat sie, einen Augenblick zu warten, und bot ihnen eine Summe Geldes, damit sie ihn gehen lassen möchten. Doch anstatt auf ihn zu hören, banden sie und zwangen sie ihn, mit ihnen zu gehen. Auf der Straße begegneten sie einem alten Freunde meines Bruders, der sie anhielt und fragte, warum sie ihn so geführt brächten. Er bot ihnen sogar eine bedeutende Summe an, damit sie ihn loslassen und dem Polizeirichter melden möchten, daß sie ihn nicht gefunden; doch er konnte bei ihnen nichts ausrichten, und sie führten Annaschar vor ihren Herrn...."

Scheherasade hörte bei dieser Stelle auf zu reden, weil sie den anbrechenden Tag bemerkte. Die folgende

Nacht nahm sie den Faden der Erzählung wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

## Einhundert und vier und achtzigste Nacht.

Als die Gerichtsdiener meinen Bruder vor den Polizeirichter geführt hatten, sprach dieser zu ihm: „Ich frage dich, wo du alle die Meubles her hast, die du gestern in deine Wohnung tragen ließest?“ — „Herr,“ erwiederte Annaschar, „ich bin bereit, euch die Wahrheit zu sagen.“ Hierauf erzählte ihm mein Bruder ohne Hehl alles, was ihm begegnet war. In Hinsicht auf das, was er hatte in seine Wohnung tragen lassen, bat er den Richter, ihm wenigstens einen Theil zur Entschädigung für die ihm entwendeten fünfhundert Goldstücke zu lassen.

Der Richter schickte, ohne meinem Bruder das mindeste zu versprechen, einige von seinen Leuten nach dessen Wohnung, um alles, was da war, in Beschlag zu nehmen, und als man ihm gemeldet hatte, daß nichts mehr da wäre, und daß alles in seine Geräthkammer gebracht worden sei, befahl er meinem Bruder, sogleich die Stadt zu verlassen, und in seinem Leben nie mehr zurückzukehren, aus Besorgniß, daß, wenn er darin bliebe, er zum Chalyfen hingehen und über diese Ungerechtigkeit Beschwerde führen könnte.

Annaschar gehorchte indeß ohne Murren, und ging aus der Stadt, um sich in eine andere zu flüchten. Unterweges traf er Spitzbuben, die ihn ausplünderten und nackt und bloß machten. Ich hatte kaum diese traurige Nachricht erfahren, als ich sogleich ein Kleid nahm und ihn aufsuchen ging. Nachdem ich ihn so gut als möglich getröstet hatte, führte ich ihn zurück und brachte ihn heimlich in die Stadt, wo ich von nun an eben so für ihn sorgte, als für meine andern Brüder.“

## Geschichte
## des sechsten Bruders des Barbiers.

Jetzt bleibt mir nichts weiter übrig, als die Geschichte meines sechsten Bruders zu erzählen, welcher Schakaïk mit der gespaltenen Lippe hieß. Er war anfänglich so betriebsam gewesen, die hundert Silberdrachmen, die er als seinen Erbtheil empfangen hatte, so gut anzulegen, daß er sich sehr bald in einer bequemen Lage befunden hatte; allein ein Unfall, der ihn traf, versetzte ihn bald in die Nothwendigkeit, sich seinen Lebensunterhalt zu erbetteln. Er betrieb dies Geschäft mit vieler Geschicklichkeit, und bemühte sich besonders durch Vermittelung der Diener und Aufwärter sich Eintritt in die großen Häuser und Zutritt zu den Herren selber zu verschaffen, und ihr Mitleid zu erregen.

Als er eines Tages vor einem prachtvollen Gebäude vorbeiging, durch dessen hohe Pforte man in einen geräumigen Hof sehen konnte, der von Bedienten wimmelte, wandte er sich an einen derselben und fragte ihn, wem dies Haus gehöre? „Lieber Freund," erwiederte ihm der Bediente, „aus welchem fernen Lande kommst du, daß du eine solche Frage an mich thust? Kannst du nicht aus allem, was du hier siehst, schließen, daß es das Haus eines Barmekyden[3]) ist?" Mein Bruder, dem die Freigebigkeit und Großmuth der Barmekyden gar wohl bekannt war, wandte sich an die Pförtner, denn es gab da mehr wie einen, und bat sie um ein Almosen. „Geh hinein," sagten sie zu ihm, „niemand hindert dich daran, und wende dich selbst an den Herrn des Hauses; er wird dich gewiß zu deiner vollen Befriedigung entlassen."

Mein Bruder hatte eine solche Höflichkeit gar nicht erwartet. Er dankte den Pförtnern dafür und trat mit ihrer Erlaubniß in das Schloß, welches so weitläuftig

war, daß er sehr viele Zeit brauchte, ehe er an die Wohnzimmer des Barmekyden gelangte. Er kam endlich an ein viereckiges, im schönsten Styl aufgeführtes Gebäude, und trat durch eine Vorhalle hinein, aus welcher er einen sehr schönen Garten mit Gängen von buntfarbigen Kieseln, die das Auge ergötzten, sehen konnte. Die untern Zimmer, welche rings um denselben herumliefen, waren fast alle durchsichtig gebaut. Sie waren gegen die Sonnenstrahlen durch große Vorhänge geschirmt, welche man öffnete, um frische Luft zu schöpfen, sobald die Hitze des Tages vorüber war.

Ein so angenehmer Ort würde die Bewunderung meines Bruders erregt haben, wenn sein Gemüth ruhiger und zufriedener gewesen wäre. Er schritt vorwärts und trat in einen reich verzierten Saal, der mit Malereien von goldnem und himmelblauem Laubwerk geschmückt war. Er sah darin einen ehrwürdigen Mann mit weißem Barte auf dem Ehrenplatze des Sofas sitzen, woraus er schloß, daß es der Besitzer des Hauses selber war. In der That war es auch wirklich der Barmekyde selber, der ihn auf eine sehr verbindliche Weise willkommen hieß und ihn fragte, was er wünsche. „Gnädiger Herr," antwortete ihm mein Bruder mit einer Miene, welche Mitleid zu erwecken geeignet war, „ich bin ein armer Mann, welcher die Unterstützung so großer und mächtiger Herren, wie ihr seid, bedarf." Er konnte sich wirklich an keinen besseren wenden, als an diesen vornehmen Mann, der sich durch tausend herrliche Eigenschaften empfahl.

Der Barmekyde schien über die Antwort meines Bruders erstaunt zu sein. Er fuhr mit seinen beiden Händen nach der Brust, gleichsam als wolle er zum Zeichen der Betrübniß sein Kleid zerreißen. „Ist es möglich," rief er aus, „daß ein Mann wie du in Noth ist, während ich in Bagdad bin? Das kann ich nicht dulden!" Auf diese Weise hoffte mein Bruder einen ganz besonderen Beweis von Freigebigkeit zu empfangen, er überhäufte ihn daher

mit Segenssprüchen und wünschte ihm alles mögliche Gute. „Es soll niemand sagen können," fuhr der Barmekyde fort, „daß ich euch verlassen hätte, und ich verlange eben so wenig, daß ihr mich verlasset." — „Herr," erwiederte mein Bruder, „ich schwöre euch, daß ich heute noch nicht das mindeste gegessen habe." — „Also wirklich," rief der Barmekyde, „du bist jetzt um diese Stunde noch nüchtern? Ach, der arme Mann! er ist gewiß schon halb verhungert! He da, Bursche," rief er mit lauter Stimme, „bringe rasch ein Wasserbecken, damit wir uns die Hände waschen!" Obwohl niemand erschien und mein Bruder weder ein Becken noch Wasser sah, so unterließ der Barmekyde doch nicht, sich die Hände zu reiben, wie wenn jemand Wasser darüber hin gösse, und während er dies that, sagte er zu meinem Bruder: „Komm doch her, und wasche dich mit mir!" Schakaïk merkte daraus wohl, daß der Herr Barmekyde etwas zu lachen haben wolle, und da er selber Scherz verstand und recht gut wußte, welche artige Rücksicht die Armen gegen die Reichen nehmen müssen, wenn sie davon Vortheil ziehen wollen, so trat er näher und machte es eben so wie jener.

„Wohlan," sagte hierauf der Barmekyde, „man bringe uns jetzt etwas zu essen, und lasse uns nicht darauf warten!" Als er diese Worte gesprochen, fing er an, obwohl man gar nichts hereingebracht hatte, so zu thun, als hätte er etwas in einer Schüssel vor sich, langte zu, fuhr nach dem Munde und kaute, indem er zu meinem Bruder sagte: „Iß, lieber Gast, ich bitte dich darum, verfahre ganz so zwanglos, als ob du bei dir zu Hause wärest. Lange doch immer zu, für einen Mann, der so ausgehungert ist, lässest du dich viel zu sehr nöthigen." — „Verzeihet, Herr," antwortete Schakaïk, indem er genau alle seine Gebehrden nachmachte, „ihr sehet, daß ich keine Zeit verliere, und daß ich meine Schuldigkeit thue." — „Was sagst du zu diesem Brot," fuhr hierauf der Barmekyde fort, „findest du es nicht ganz vortrefflich?" — „Ach

gnädiger Herr," erwiederte mein Bruder, der weder Brot noch Fleisch vor sich sah, „ich habe niemals so weißes und wohlschmeckendes gegessen." — „So iß dich nur recht satt," sagte hierauf der Herr Barmekyde, „ich versichere dich, die Bäckerin, welche mir so gutes Brot bäckt, habe ich mit fünfhundert Goldstücken bezahlen müssen..."

Scheherasade wollte fortfahren, aber der anbrechende Tag nöthigte sie, hier inne zu halten. In der folgenden Nacht setzte sie ihre Erzählung also fort:

---

## Einhundert und fünf und achtzigste Nacht.

Nachdem der Barmekyde von seiner Bäckerin gesprochen und ihr schönes Brot belobt hatte, welches mein Bruder bloß in der Einbildung speiste, rief er: „Bursche, bringe uns eine andere Schüssel! Mein wackerer Gast," fuhr er hierauf zu meinem Bruder fort, obwohl kein Bursche sich sehen ließ, „koste jetzt von diesen neuen Speisen und sage mir, ob du jemals Hammelfleisch mit geschältem Korn gegessen hast, welches besser zugerichtet gewesen wäre, als dies hier?" — „Es ist ganz bewundernswürdig schön," antwortete mein Bruder, „ich lasse es mir auch ganz gehörig schmecken." — „Das ist mir sehr angenehm," erwiederte der Barmekyde; „ich beschwöre dich bei dem Vergnügen, welches ich daran habe, dich so fröhlich essen zu sehen, daß du nichts von diesen Speisen übrig lässest, da du sie so ganz nach deinem Geschmack findest." Bald darauf verlangte er eine Gans mit süßer Brühe, aus Weinessig, Honig, Rosinen, Kichererbsen und trockenen Feigen bereitet; die ihm denn auch eben so wie die Schüssel mit Hammelfleisch gebracht wurde. „Die Gans ist sehr fett" sagte der Barmekyde, „iß davon bloß einen Schenkel und einen Flügel. Du mußt dir schon noch etwas Appetit übrig lassen, denn es kommen noch verschiedene andere Sachen." Auch ließ er wirklich noch verschiedene andere Schüsseln mit allerlei Gerichten bringen, die

mein Bruder, der vor Hunger fast starb, mitzuspeisen sich stellte. Aber was der Wirth mehr als alles übrige pries, war ein mit Pistazien gefüttertes Lämmchen, welches er sich geben ließ, und welches so wie die übrigen Gerichte aufgetragen wurde. „Ach, ein solches Gericht wie dieses," sagte der Barmekyde, „kann man sonst nirgends als bei mir speisen. Ich wünsche daher, daß du dich recht satt daran essen magst." Indem er dies sagte, that er, als hätte er ein Stück in der Hand, näherte es dem Munde meines Bruders, und sagte: „Da nimm und schlucke es hinunter; du wirst bald sehen, ob ich Unrecht hatte, wenn ich dir dies Gericht herauspries." Mein Bruder streckte den Kopf vorwärts, öffnete den Mund, und stellte sich, als nähme er das Stück, kaute es und schluckte es mit unbeschreiblichem Vergnügen hinunter. „Ich wußte schon," sagte der Barmekyde, „daß du es sehr gut finden würdest." — „Es gibt auf der Welt keine auserlesenere Speise," erwiederte mein Bruder; „ganz offen gesprochen, der Tisch, den ihr führet, ist etwas ganz köstliches." — „Man bringe jetzt das Ragout!" rief der Barmekyde; „ich denke, du wirst damit nicht minder zufrieden sein, als mit dem Lämmchen. Nun, was meinst du dazu?" — „O, es ist wunderschön!" erwiederte Schakaik; „man schmeckt darin zugleich den Ambra, die Gewürznelken, die Muskatennüsse, den Ingwer, den Pfeffer und die wohlriechendsten Kräuter; und alle diese Gewürze sind in so gehörigem Maaße angewendet, daß man eines neben dem andern immer noch hervorschmeckt. Welcher Wohlgeschmack!" — „Drum lange zu und iß," antwortete der Barmekyde, „ich bitte dich darum. He da, Bursche," fügte er mit lauter Stimme hinzu, „man bringe uns noch ein neues Ragout." — „Ach, nein, wenn ihr es erlaubt!" unterbrach ihn mein Bruder; „in der That, Herr, es ist nicht möglich, daß ich noch mehr esse; ich kann nicht mehr."

„Man trage also das Essen ab," rief nunmehr der Barmekyde, „und bringe die Früchte!" Er wartete einen

Augenblick, gleichsam um der Dienerschaft Zeit zu lassen, die Tafel abzuräumen; dann fuhr er fort: „Koste doch von diesen Mandeln; sie sind gut und frisch gepflückt.“ Sie thaten nun beide so, als ob sie die Mandeln ausschälten und äßen. Hierauf lud der Barmekyde meinen Bruder ein, auch von dem übrigen zuzulangen, und sagte zu ihm: „Da sind noch verschiedene Arten von Früchten, Kuchen, trockenem Konfekt und Eingemachtem. Wähle dir nach Belieben davon aus.“ Sodann streckte er die Hand aus, als ob er ihm etwas überreichte, und sagte: „Da, nimm dies wohlschmeckende Täfelchen, das dir die Verdauung befördern wird.“ Schakaïk stellte sich, als nähme und äße er, und sagte hernach: „Herr, der Bisam ist darin nicht geschont.“ — „Diese Art Täfelchen,“ erwiederte der Barmekyde, „wird bei mir im Hause zubereitet, und es wird darin, so wie bei allem übrigen, was bei mir bereitet wird, freilich nichts gespart.“ Er forderte jetzt meinen Bruder nochmals auf, zu essen, und äußerte: „Für einen Mann, der bei seinem Eintritt bei mir noch ganz nüchtern war, scheinst du mir eben nicht viel gegessen zu haben.“ — „Herr,“ antwortete mein Bruder, dem von dem Kauen bei leerem Munde schon die Kinnbacken wehthaten, „ich versichere euch, daß ich so voll bin, daß ich auch nicht einen Bissen mehr zu essen im Stande wäre.“

„Lieber Gast,“ fuhr jetzt der Barmekyde fort, „nachdem wir so gut gegessen haben, müssen wir auch etwas trinken.“ [4]) — „Herr,“ sagte mein Bruder zu ihm, „wenn ihr erlaubt, so werde ich keinen Wein trinken, denn er ist mir verboten.“ — „Ihr seid zu ängstlich,“ erwiederte der Barmekyde, „macht es so wie ich.“ — „So werde ich denn bloß aus Höflichkeit mittrinken,“ antwortete Schakaïk. „Ihr wollt, wie ich sehe, daß bei eurem Gastmahl nichts fehlen soll; allein, da ich an das Weintrinken nicht gewöhnt bin, so fürchte ich, irgend einen Fehler gegen den Wohlstand und gegen die euch schuldige Ehrerbietung

zu begehen; ich bitte euch daher nochmals, mir das Weintrinken zu erlassen, ich werde mich damit begnügen, Wasser zu trinken." — „Nein, nein," sagte der Barmekyde, „du wirst Wein trinken." Zugleich befahl er, welchen zu bringen; aber der Wein war eben so wenig wirklich, als früher das Fleisch und die Früchte. Er that, als schenkte er sich Wein ein und tränke zuerst, dann that er, als ob er auch meinem Bruder zu trinken einschenkte und ihm das Glas darreichte: „Da, trinke auf meine Gesundheit," sagte er zu ihm; „wir wollen doch einmal sehen, ob er dir schmecken wird." Mein Bruder stellte sich, als nähme er das Glas in die Hand, betrachtete es in der Nähe, um zu sehen, ob der Wein eine schöne Farbe habe, brachte es dann an die Nase, um den Duft des Weines einzuschlürfen, machte sodann mit dem Kopf eine tiefe Verbeugung gegen den Barmekyden, zum Zeichen, daß er sich die Freiheit nähme, seine Gesundheit zu trinken, und that dann, als tränke er, und zwar mit der Gebehrde eines Mannes, dem der Wein sehr gut schmeckt. „Herr," sagte er hierauf zu ihm, „ich finde diesen Wein köstlich; allein, wie es mir vorkommt, ist er nicht sehr stark." — „Wenn du stärkeren wünschest," sagte der Barmekyde, „so darfst du es nur sagen; in meinem Keller habe ich mehrere Sorten. Sieh einmal zu, ob dir dieser hier behagt." Bei diesen Worten stellte er sich, als schenkte er zuerst sich selber, sodann meinem Bruder, anderen Wein ein. Er that dies so oft, daß Schakaïk sich stellte, als steige ihm der Wein in den Kopf, und zuletzt sich berauscht stellend, schlug er den Barmekyden so derb an den Kopf, daß er ihn zu Boden warf. Er wollte ihm noch einen Schlag versetzen, aber der Barmekyde hielt die Hand vor und rief ihm zu: „Bist du toll?" Da hielt mein Bruder ein, und sagte zu ihm: „Herr, ihr hattet die Güte, euren Sklaven in eurem Hause aufzunehmen, und ihm einen großen Schmaus zu geben. Ihr hättet euch nun damit begnügen sollen, denn ich sagte euch voraus, daß ich leicht

die Ehrerbietung gegen euch dabei verletzen könnte. Uebrigens thut es mir sehr leid, und ich bitte euch tausendmal um Vergebung."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Barmekyde, anstatt in Zorn zu gerathen, aus vollem Halse zu lachen anfing. „Schon lange," sagte er zu ihm, „suche ich einen Mann von eurem Charakter ...."

„Jedoch, Herr," sagte Scheherasade zum Sultan von Indien, „ich habe gar nicht darauf Acht gegegeben, daß es schon Tag ist." Schachriar stand sogleich auf; in der nächsten Nacht fuhr die Sultanin in ihrer Erzählung fort, wie folget:

---

## Einhundert und sechs und achtzigste Nacht.

Der Barmekyde erwies nun meinem Bruder unzählige Liebkosungen. „Ich verzeihe dir," sagte er zu ihm, „nicht bloß den Schlag, den du mir gegeben hast, sondern ich will selbst, daß wir von nun an Freunde seien, und daß du kein anderes Haus habest, als das meinige. Du hast die Gefälligkeit gehabt, dich in meine Laune zu schikken, und zugleich die Geduld, den Scherz bis ans Ende auszuhalten; wir wollen jetzt indeß im Ernste essen." Bei diesen Worten schlug er in die Hände, und befahl mehreren Bedienten, die sogleich erschienen, den Tisch herbeizubringen und aufzutragen. Man gehorchte auf der Stelle, und mein Bruder wurde nun mit denselben Gerichten bewirthet, die er bisher bloß in der Einbildung genossen hatte. Als man die Speisen abgeräumt hatte, brachte man Wein, und zugleich trat eine große Anzahl schöner und reich gekleideter Sklavinnen herein, welche zum Klange von Instrumenten einige anmuthige Lieder sangen. Kurz, Schakaïk hatte alle Ursache, mit der Güte und Artigkeit des Barmekyden, dessen Wohlgefallen er sich erworben, zufrieden zu sein. Dieser Herr ging nun mit ihm ganz

freundschaftlich um, und ließ ihm ein Kleid aus seiner Kleiderkammer geben.

Der Barmekyde fand in meinem Bruder so viel Verstand und Einsicht, daß er ihm wenige Tage nachher die Besorgung seines ganzen Hauswesens und aller seiner Angelegenheiten übertrug. Mein Bruder verwaltete dies Amt zwanzig Jahre hindurch sehr glücklich. Nach Verlauf dieser Zeit starb der edelmüthige Barmekyde vor Altersschwäche, und da er keine Erben hinterließ, so nahm man sein ganzes Vermögen für den Sultan des Landes in Beschlag [5]). Man nahm meinem Bruder alles das Geld, welches er gesammelt hatte, so daß er sich bald wieder in seine frühere Lage versetzt sah, und sich endlich an eine Karavane, die nach Mekka wallfahrtete, anschloß, in der Absicht, diese Wallfahrt von den milden Almosen der Pilger bestreiten zu können. Unglücklicher Weise ward die Karavane von einer Schaar Beduinen [6]) angefallen und geplündert, und mein Bruder wurde Sklave eines Beduinen, der ihm mehrere Tage hindurch Stockschläge gab, um ihn zu zwingen, sich loszukaufen. Schakaïk versicherte ihm, daß er ganz unnützer Weise ihn mißhandle. „Ich bin dein Sklave," sagte er zu ihm, „und du kannst mit mir nach Belieben schalten; aber ich versichere dich, daß ich mich in der tiefsten Armuth befinde, und daß ich durchaus nicht im Stande bin, mich loszukaufen." Doch mein Bruder mochte ihm seine Dürftigkeit auseinander setzen, wie er nur immer wollte, und ihn durch seine Thränen zu rühren suchen, der Beduine blieb unerbittlich, und aus Verdruß darüber, daß ihm eine so bedeutende Summe, auf die er gerechnet hatte, nun entgehe, nahm er sein Messer und schlitzte ihm die Lippen auf, um sich durch diese Unmenschlichkeit für den Verlust zu rächen, den er erlitten zu haben glaubte.

Der Beduine hatte eine sehr hübsche Frau, und oft wenn er auf seine Streifereien ausging, ließ er meinen Bruder mit ihr allein. Dann unterließ die Frau nichts,

was ihn nur irgend über die Härte seines Sklavenloses zu trösten vermochte. Sie ließ ihm sogar merken, daß sie ihn liebe; aber er wagte, aus Furcht vor der Reue, nicht, ihre Leidenschaft zu erwiedern, und vermied eben so sehr alle Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, als sie diese Gelegenheit suchte. Sie hatte es sich so sehr angewöhnt, mit dem grausamen Schakaïk, so oft sie ihn nur sah, zu scherzen und ihre Neckerei zu treiben, daß sie es einst sogar in Gegenwart ihres Mannes that. Mein Bruder, der nicht Acht gegeben, daß er sie beobachte, ließ sich zur Strafe seiner Sünden einfallen, ihren Scherz zu erwiedern. Der Beduine bildete sich nun sogleich ein, daß sie beide in einem strafbaren Einverständniß lebten, und dieser Argwohn machte ihn so wüthend, daß er auf meinen Bruder losstürzte, ihn auf eine grausame Weise verstümmelte, und ihn dann auf einem Kameel auf die Spitze eines Berges führte, wo er ihn liegen ließ Der Berg lag an der Straße nach Bagdad, so daß die Vorüberreisenden, die ihn da sahen, mir von seinem Aufenthaltsorte Nachricht gaben. Ich begab mich in Eile dahin, und fand den unglücklichen Schakaïk in einem beklagenswerthen Zustande. Ich verschaffte ihm die nöthige Hülfe, und führte ihn in die Stadt zurück."

„Das war es, was ich dem Chalyfen Mostanser Billah erzählte," fügte der Barbier hinzu. „Der Chalyf gab mir wiederum durch ein lautes Lachen seinen Beifall zu erkennen, und sagte: „Ich kann jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß man dir den Beinamen des *Verschwiegenen* mit vollem Rechte gegeben; niemand kann das Gegentheil sagen. Indeß befehle ich dir aus gewissen Gründen, eiligst die Stadt zu verlassen. Geh, und laß nichts mehr von dir hören." Ich mußte der Nothwendigkeit weichen, und reiste mehrere Jahre hindurch in entfernten Ländern umher. Endlich erfuhr ich, daß der Chalyf gestorben sei, und kehrte nach Bagdad zurück, wo ich aber nur noch einen einzigen meiner Brüder am Leben fand.

Bei meiner Rückkehr in diese Stadt war es, wo ich dem jungen Hinkenden den wichtigen Dienst leistete, von dem ihr gehört habt. Indeß ihr seid Zeugen seiner Undankbarkeit und der schmachvollen Art und Weise, wie er mich behandelt hat. Anstatt mir Erkenntlichkeit zu bezeigen, hat er es vorgezogen, mich zu fliehen und sich aus seiner Heimath zu entfernen. Sobald ich erfuhr, daß er nicht mehr in Bagdad sei, obwohl niemand mir sagen konnte, wohin er seinen Weg genommen, unterließ ich doch nicht, mich aufzumachen und ihn aufzusuchen. Schon seit langer Zeit wandere ich von Land zu Land, und heute, wo ich es am wenigsten dachte, habe ich ihn endlich getroffen. Doch war ich gar nicht darauf gefaßt, ihn so erbittert gegen mich zu finden."

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es schon Tag war, und schwieg still; erst in der nächstfolgenden Nacht nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf:

---

## Einhundert und sieben und achtzigste Nacht.

„Herr, der Schneider erzählte dem Sultan von Kaschghar nun vollends die Geschichte des jungen Hinkenden und des Barbiers von Bagdad, ganz so, wie ich sie gestern Euer Majestät zu erzählen die Ehre hatte:"

„Als der Barbier," fuhr er fort, „seine Geschichte geendigt hatte, fanden wir, daß der junge Mensch nicht so ganz Unrecht gehabt hatte, ihn einer großen Geschwätzigkeit zu beschuldigen. Gleichwohl wünschten wir, daß er bei uns bleiben und an der Mahlzeit theilnehmen möchte, die der Herr des Hauses für uns bereiten ließ. Wir setzten uns zu Tische und erquickten uns bis zum nachmittägigen Gebete. Dann entfernte sich die ganze Gesellschaft, und ich ging in meinen Laden, um da zu arbeiten, bis es Zeit zum Nachhausegehen sein würde.

In dieser Zwischenzeit war es, wo der kleine Bucklige sich halb berauscht bei mir einfand, und auf seiner

Schellentrommel spielte und dazu sang. Ich glaubte, wenn ich ihn mit in meine Wohnung nähme, würde ich meiner Frau dadurch eine kleine Belustigung verschaffen, und ich nahm ihn daher wirklich mit. Meine Frau setzte uns ein Gericht Fische auf und ich legte dem Buckligen ein Stück davon vor, welcher es verzehrte, ohne auf die Gräten darin zu achten. Auf einmal fiel er vor uns besinnungslos zur Erde. Nachdem wir alle Mittel, ihn wieder zum Leben zu bringen, vergebens versucht hatten, nahmen wir in der Angst und Verlegenheit, welche uns ein so trauriger Vorfall verursachte, keinen Anstand, die Leiche aus unserer Wohnung fortzuschaffen, und wir wußten es so geschickt anzustellen, daß der jüdische Arzt ihn in sein Haus aufnahm. Der jüdische Arzt ließ ihn sodann in das Zimmer des Lieferanten hinunter, und der Lieferant trug ihn auf die Straße hinaus, wo man glaubte, daß ihn der Kaufmann erschlagen habe. Dies war es, Herr," fügte der Schneider hinzu, „was ich euch zu sagen hatte, um Euer Majestät zu befriedigen. Ihr habt jetzt den Ausspruch zu thun, ob wir eure Gnade oder euern Zorn, das Leben oder den Tod verdient haben."

Der Sultan von Kaschghar ließ in seinen Mienen eine Zufriedenheit blicken, welche dem Schneider und seinen Gefährten das Leben wiedergab. „Ich kann nicht leugnen," sagte er, „daß ich von der Geschichte des jungen Hinkenden, von der des Barbiers und von den Abenteuern seiner Brüder mehr überrascht worden bin, als von der meines Narren. Aber bevor ich euch alle vier entlasse, und den Körper des Buckligen zur Beerdigung gebe, möchte ich wohl noch jenen Barbier sehen, welcher die Ursache eurer Begnadigung ist. Da er sich in meiner Hauptstadt aufhält, so ist es ja sehr leicht, meine Neugierde zu befriedigen." In diesem Augenblick fertigte er einen seiner Diener ab, um ihn in Begleitung des Schneiders, welcher seinen Aufenthaltsort ohngefähr wußte, aufzusuchen.

Der Diener nebst dem Schneider kehrte sehr bald wieder zurück, und sie brachten den Barbier vor den Sultan geführt. Der Barbier war ein Greis von etwa neunzig Jahren, der einen schneeweißen Bart, eben solche Augenbrauen, herunterhängende Ohren und eine sehr lange Nase hatte. Der Sultan konnte sich nicht enthalten, bei seinem Anblick zu lachen. „Verschwiegener Mann," sagte er zu ihm, „ich habe gehört, daß ihr so herrliche Geschichten wißt, wolltet ihr mir wohl einige dergleichen erzählen?" — „Euer Majestät," erwiederte der Barbier, „wenn ihr es genehmigt, so wollen wir für den Augenblick die Geschichten, die ich etwa wissen mag, sein lassen. Ich bitte dagegen Euer Majestät ganz unterthänigst um die Erlaubniß, zu fragen, was dieser Christ, dieser Muselmann, und dieser todte Bucklige, den ich hier vor euch liegen sehe, eigentlich hier machen? Der Sultan lächelte über die Dreistigkeit des Barbiers und antwortete ihm: „Was geht dich das an?" — „Herr," erwiederte der Barbier, „es liegt mir sehr viel daran, diese Frage zu thun, damit Euer Majestät sich überzeuge, daß ich kein Schwätzer bin, wie manche Leute behaupten, sondern ein Mann, der mit Recht der Verschwiegene genannt wird..."

Scheherasade, überrascht von der Tageshelle, welche in das Zimmer des Sultans von Indien hereinzuscheinen begann, schwieg hier still, und nahm erst in der nächsten Nacht ihre Erzählung folgendermaßen wieder auf.

---

## Einhundert und acht und achtzigste Nacht.

Der Sultan von Kaschghar hatte die Güte, die Neugier des Barbiers zu befriedigen. Er befahl, daß man ihm die Geschichte des kleinen Buckligen erzählen möchte, da er es so eifrig zu wünschen schien. Als der Barbier sie angehört hatte, bewegte er den Kopf, gleichsam als wollte er damit andeuten, daß es dabei etwas Verborgenes gäbe, was er nicht ganz begreifen könnte. „Gewiß,"

rief er aus, „diese Geschichte ist sehr überraschend; indeß wünsche ich doch, diesen Buckligen etwas näher zu untersuchen.“ Er näherte sich ihm nun, setzte sich neben ihn auf die Erde, nahm den Kopf auf seinen Schooß, und nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, lachte er auf einmal so laut und so unmäßig auf, daß er rücklings umfiel, ohne zu überlegen, daß er sich vor dem Sultan von Kaschghar befand. Dann stand er unter fortwährendem Lachen auf und rief: „Wohl sagt man mit Recht, der Tod will seine Ursache haben. Wenn je eine Geschichte es verdient hat, mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet zu werden, so ist es die des Buckligen.“

Bei diesen Worten betrachteten alle den Barbier wie einen Narren, oder wie einen wahnsinnigen Greis. „Verschwiegener Mann,“ sagte der Sultan zu ihm, „worüber lachst du denn so gewaltig?“ — „Herr,“ antwortete der Barbier, „ich schwöre bei der wohlthätigen Sinnesart Euer Majestät, daß dieser Bucklige nicht todt ist; er ist noch lebendig, und ich will für einen Thoren gelten, wenn ich es euch nicht augenblicklich beweise.“ Mit diesen Worten nahm er eine Büchse hervor, worin er mehrere Heilmittel hatte, und die er stets bei sich trug, um sie gelegentlich zur Hand zu haben, und zog daraus ein kleines Balsamfläschchen, womit er lange Zeit den Hals des Buckligen einrieb. Hierauf nahm er aus einem Besteck ein sehr feines Brecheisen, schob es zwischen die Zähne desselben, öffnete ihm den Mund, fuhr ihm dann mit kleinen Zängelchen in den Schlund hinab, und zog damit das Stück Fleisch nebst der Gräte heraus, welches er nun allen zeigte. Sogleich nieste der Bucklige, streckte die Arme und Beine aus, schlug die Augen auf, und gab noch andere Zeichen des Lebens von sich.

Der Sultan von Kaschghar und alle die, welche Zeugen dieser schönen Operation waren, waren weniger darüber erstaunt, den Buckligen wieder neu aufleben zu sehen, nachdem er eine ganze Nacht und den größten Theil

des Tages ohne Regung da gelegen hatte, als vielmehr über das Verdienst und die Geschicklichkeit des Barbiers, den man, ungeachtet seiner Fehler, jetzt als einen ausgezeichneten Mann zu betrachten anfing. Der Sultan befahl, von Freude und Bewunderung ergriffen, daß man die Geschichte des Buckligen nebst der des Barbiers schriftlich aufzeichnen solle. Dabei ließ er es aber nicht bewenden. Damit der Schneider, der jüdische Arzt, der Lieferant und der christliche Kaufmann sich stets mit Vergnügen an das Abenteuer, das der Zufall des Buckligen ihnen veranlaßt hatte, zurückerinnern möchten, entließ er sie nicht eher, als bis er einem jeden von ihnen ein sehr reiches Kleid geschenkt, das sie in seiner Gegenwart anziehen mußten. Dem Barbier dagegen setzte er ein ansehnliches Jahrgehalt aus, und behielt ihn in seiner Umgebung."

So endigte denn die Sultanin Scheherasade die lange Reihe von Abenteuern, welche der angebliche Tod des Buckligen veranlaßt hatte. Da der Tag bereits anbrach, so schwieg sie still. Als ihre Schwester Dinarsade sah, daß sie nicht mehr sprach, sagte sie zu ihr: „Meine Sultanin, ich bin von der Geschichte, die du so eben vollendet hast, um so mehr erfreut, da sie auf eine Weise schließt, wie ich gar nicht erwartet hatte. Ich glaubte, der Bucklige sei wirklich todt gewesen." — „Diese Ueberraschung," sagte Schachriar, „hat mir eben so viel Vergnügen gemacht, als die Abenteuer der Brüder des Barbiers." — „Auch die Geschichte des jungen Hinkenden von Bagdad hat mich sehr belustigt," äußerte Dinarsade. „Ich freue mich darüber, liebe Schwester," sagte die Sultanin, „und da ich das Glück habe, den Sultan unseren Herrn und Gebieter, nicht zu langweilen, so würde ich, wenn Seine Majestät mich noch länger leben ließe, ihm morgen die Geschichte der seltsamen Abenteuer des angeblichen Chalyfen Ali Schach und des Chalyfen Harun Arreschyd erzählen, welche seiner und deiner Aufmerksamkeit nicht minder würdig ist, als die Geschichte des Buckligen."

Der Sultan von Indien, der mit alle dem, womit Scheherasade ihn bisher unterhalten hatte, sehr zufrieden war, überließ sich ganz dem Vergnügen, auch noch die Geschichte zu hören, welche sie ihm versprach.

Er stand sodann auf, um sein Gebet zu verrichten, und die Rathversammlung zu halten.

---

## Einhundert und neun und achtzigste Nacht.

---

# Geschichte des Ali Schach
## oder
# der angebliche Chalyf. [7])

---

Scheherasade begann in der nächsten Nacht die Geschichte des angeblichen Chalyfen folgendermaßen.

Harun Arreschyd, der Chalyf von Bagdad, hatte eines Abends in einem Saale seines Palastes vier und zwanzig seiner ausgezeichnetsten Hofleute versammelt, worunter sich der Minister Ybrahym Isbâk el Nedym, der Dichter Abul Newas, der Großwesyr Giafar der Barmekyde, und Mesrur, der Vollstrecker seiner erhabenen Befehle, befanden. Die Unterhaltung begann und handelte diesmal von der Prosa, der Dichtkunst und der Beredtsamkeit. Jeder erzählte eine Geschichte, sagte Verse her, gab Räthsel auf, sang Lieder, und so war die Mitternacht herangekommen, ohne daß man den Flug der Zeit bemerkt hatte. Sie baten jetzt den Chalyfen um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, und er gewährte sie ihnen. Der Wesyr Giafar und Mesrur blieben bis zuletzt, und schickten sich ebenfalls an, nach Hause zu gehen; doch der Chalyf hielt sie zurück, und sagte: „Giafar, setze dich." Giafar gehorchte. „Weißt du wohl," fuhr der Chalyf fort, „warum ich dich diese Nacht bei mir behalte?" — „Gott

allein kennt das Verborgene!" rief Giafar. — „Nun gut, ich habe da einen Einfall, daß wir uns nämlich alle drei verkleiden und bis zu Anbruch des Tages auf dem Tigris zu Schiffe spazieren fahren. Die Langweile drückt mich, es liegt mir wie ein Stein auf dem Herzen, und ungeachtet so viel Anziehendes und Interessantes in unserer Unterhaltung vorgekommen ist, so habe ich doch keine Freude daran gefunden. Vielleicht gelingt es mir jetzt, mich zu zerstreuen. Wir sind ja eben in der Jahreszeit, wo man dergleichen nächtliche Lustfahrten auf dem Tigris unternimmt, und du weißt, daß die Armen wie die Reichen da spazieren fahren." — „Mächtiger Fürst," erwiederte der Großwesyr, „es steht ganz in deinem Belieben; und wenn du bei Tag oder Nacht auf dem Tigris fahren willst, wer könnte dich daran hindern?" — „Nun gut, so wollen wir fort!" — Sogleich legten der Chalyf, Giafar und Mesrur ihre Kleider ab, verkleideten sich als Kaufleute, und gingen durch eine verborgene Thür, die sie nach den Ufern des Tigris führte. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie niemanden da sahen, obgleich gerade um diese Zeit mehr als hundert Gondeln daselbst hätten sein müssen. Alljährlich haben nämlich die Bewohner Bagdads während des Sommers die Gewohnheit, einen Theil der Nacht auf dem Tigris hinzubringen. Jeder hat da nach seinem Vermögen eine mehr oder minder stattliche Barke oder Gondel.

Der Calyf, der sich von seinem Staunen gar nicht erholen konnte, sagte zum Großwesyr: „Warum ist der Fluß denn so einsam und öde? Wer hindert denn die Einwohner Bagdads, hier spazieren zu fahren?" — „Die Menschen," sagte Mesrur, „sind nicht zu allen Zeiten froh und vergnügt, großer König, und gerade dieser Zeitvertreib sagt nur denjenigen zu, die nach ihrer Bequemlichkeit leben können, weil nur sie, wenn sie die Nacht durchwacht haben, den folgenden Morgen schlafen können, ohne daß ihre Gelegenheiten darunter leiden. Doch der

Arme, der sich durch seine Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen muß, und der in der That den ganzen Tag lang arbeitet, ist bei Anbruch der Nacht müde und denkt nicht leicht an Spazierfahrten auf dem Tigris, und gesetzt, er käme hieher, würde er dann wohl den folgenden Morgen wieder an sein Tagewerk gehen können, um für sich und die Seinigen das Brot zu verdienen? Das ist ohne Zweifel der Grund, warum wir niemanden hier antreffen."

„Dieser Grund ist ganz richtig in Hinsicht auf die arbeitende Klasse; allein welcher Ursache soll man das Ausbleiben der Kaufleute, der Reichen, der Beamten beimessen?" — „Ich gestehe, das ist mir ein Räthsel," antwortete Giafar. — „So wollen wir wenigstens ein Fahrzeug zu bekommen suchen, um darauf zu fahren." — Unter diesen Gesprächen gingen sie das Ufer des Tigris entlang. Auf einmal bemerkten sie einen alten Mann, der in seinem Kahne eingeschlafen war. Der Chalyf schickte Mesrur mit dem Befehl hin, ihn zu wecken und herbeizuführen. Der Schiffer kam heran und fragte, was sie wollten. Harun sagte ihm, er möchte die Hand herreichen; er that es. Der Chalyf legte ihm zwanzig Goldstücke hinein und sagte: „Da hast du; jetzt mußt du uns aber auch in deiner Barke einige Stunden spazieren fahren." — „Tritt herein; Gott behüte uns vor Unglück." Sie traten in das Schiff, ohne den Sinn dieses Ausrufes zu verstehen.

Der Schiffer gewann bald die Mitte der Strömung und fing an, sie den Tigris herunterzufahren. Auf einmal bemerkte man eine Gondel, welche immer näher kam; sie war von vergoldeten Fackeln erleuchtet, in welchen harzreiches Holz brannte, und die von zwei Männern in Atlaskleidern getragen wurden. Bei diesem Anblick rief der Fährmann erschrocken: „Großer Gott, behüte uns vor dem Unglück, das uns droht; unsere letzte Stunde ist da! Verwünscht sei die Habsucht! denn sie hat mich ins Verderben gelockt und verleitet, eure zwanzig Goldstücke an-

zunehmen." Und in dieser Art fuhr er weinend in seinen Verwünschungen gegen den Chalyfen und seine Begleiter fort, die er für bloße Kaufleute hielt. Der Chalyf lachte aus vollem Halse und sagte: „Mein lieber Fährmann, warum überhäufst du uns so mit Schmähungen?" — „Und warum sollte ich euch nicht verwünschen, da ihr mich in den Abgrund des Unglücks gestürzt habt!" — „Fürchte nichts; es soll dir nicht mehr zu Leide geschehen, als uns." — „Das glaube ich; man wird euch den Kopf abschneiden, wie mir, und zwar in wenigen Augenblicken, und dann werden wir freilich ein gleiches Loos haben." — „Und wer wird uns denn den Kopf abschneiden?" — „Sehet ihr denn nicht jene Gondel, die uns zur Seite fährt? Der Herr dieser Gondel wird uns das anthun lassen." — „Wer ist es denn?" — „Es ist der Chalyf Harun. Er hat bekannt machen lassen, daß demjenigen, der des Nachts auf dem Tigris spazieren fahren würde, der Kopf abgeschnitten werden solle, und er wird es uns gewiß nicht schenken." — Harun Arreschyd antwortete ihm: „Da du dies Verbot kanntest, warum hast du uns denn nicht davon benachrichtigt, so würden wir uns keiner solchen Gefahr ausgesetzt haben." — „Als ihr mir die zwanzig Goldstücke überreichtet, bewog mich mein Elend, zu schweigen. Aber warum habt ihr nicht beim Eintritt in mein Boot auf meinen Ausruf gehört: Gott behüte uns vor Unglück!" — Der Chalyf sagte darauf: „Wie sollen wir uns jetzt aus diesem Handel herausziehen?" — „Wir haben jetzt keine Hoffnung mehr, außer auf Gott allein;" fuhr er fort, fing an zu weinen, und sagte einige Gebete her, um sich zum Tode vorzubereiten.

Die Verzweiflung dieses Unglücklichen rührte den Chalyfen, und um ihn zu trösten, bot er ihm noch zwanzig Goldstücke mit den Worten an: „Lieber Freund, führe uns in jene dunkle Bucht, damit wir die Gondel des Chalyfen vorbeifahren lassen; vielleicht entgehen wir

seinen Blicken." Der Fährman nahm die zwanzig Zecki-nen an.

Zufällig waren sie nicht weit von einem Lusthause entfernt, welches auf hohe Grundpfähle gebaut war. Dies war für sie ein wahrhaft gefundener Zufluchtsort, und zwei Barken hätten sich da ganz bequem verbergen kön-nen. Der Fährmann war so glücklich, da hinein zu schlüpfen, ehe die andere Gondel sie bemerkte.

Als sie vorübergesegelt war, fingen Harun, Giafar und Mesrur an, sie aufmerksam zu betrachten. Diese Gondel war prächtig zu nennen; von allen Ecken und Enden blickte Gold, mit den zierlichsten Malereien unter-mischt. Beim Scheine zweier goldnen Fackeln sah man Waffen von allen Gattungen, Schwerter, Säbel, Lanzen und Köcher von bewundernswürdiger Arbeit, blitzen. Das Hintertheil des Schiffes war mit kostbaren Teppichen be-deckt und mit einem Sofa, das mit Sammetkissen belegt war, die mit Gold, Perlen und Korallen besetzt waren. In der Mitte erhob sich ein goldener, mit Perlen und Edelsteinen besetzter Thron, auf welchem ein junger Mann von der schönsten Gestalt, in kostbaren Kleidern, nachläs-sig hingelehnt saß. Auf seiner Stirn schimmerte eine kö-nigliche Binde, reich mit kostbaren Steinen geschmückt. Zu seiner Rechten saß ein Mann, der dem Wesyr Giafar dem Barmekyden glich, und zu seiner Linken ein anderer, der die Rolle des Ishâk sel Nedym spielte. Mesrur stand vor ihm, und hinter ihnen standen reihenweise zwanzig junge Sklaven, deren Gesichter so rund und glänzend waren wie der Vollmond. Dieser Theil der Gondel war mit einem Sammetstoffe überdeckt, an welchem man weder Gold noch Edelsteine gespart hatte, so daß er mit den Sternen, die bereits am Himmel funkelten, wetteifern konnte.

Der junge Mann hatte einen mit Blumen geschmück-ten Tisch vor sich, den zwei massivgoldene Leuchter, auf denen Wachskerzen brannten, erleuchteten; zu seinen Fü-

ßen dampften vier Räucherpfännchen, voll der auserlesensten Wohlgerüche. Zwanzig Ruderer, die eben so schön als kraftvoll und mit einer erstaunlichen Pracht gekleidet waren, beflügelten die Gondel auf der Stromfläche hin.

Harun, der selber von der Schönheit dieses Schauspiels überrascht war, konnte sich von seinem Staunen gar nicht erholen. Seine Verwunderung verdoppelte sich, als er einen Mann vom Vordertheil des Schiffes herab rufen hörte: „Alles Volk, Reiche und Arme, Freie und Sklaven, Eingeborene und Fremde, gehorcht dem erhabenen Befehl des Fürsten der Gläubigen, der da ist der Schatten Gottes auf Erden, der König der Könige, der Schatz der Gnaden, die Stütze der Unglücklichen, der Gegenstand des Lobes der Weisen und Dichter, die unversiegbare Quelle der Macht und des Ruhms, der erhabene Geist, der Chalyf Harun Arreschyd. Er verbietet euch, auf dem Tigris spazieren zu fahren und eure Fenster zu öffnen; der Ungehorsam wird mit dem Tode und mit Beschlagnahme des Vermögens bestraft werden!"

Während dieses ganzen Aufrufes hatte Harun seine Augen beständig auf dem angeblichen Chalyfen gehabt. Je mehr er ihn betrachtete, desto mehr Anmuth, Adel und Schönheit fand er an ihm, und zu Giafar sich wendend, fragte er diesen, ob er diese Person kenne. „Nein, ich kenne ihn gar nicht;" erwiederte der Wesyr. — „Meiner Treu," fuhr der Chalyf fort, „er versteht sich vollkommen auf das Hofzeremoniell, denn er hat nichts vergessen, was irgend zur äußeren Darstellung des Chalyfen gehört. Was mich aber am meisten überrascht, ist die Aehnlichkeit, die ich zwischen dir und demjenigen finde, der zu seiner Rechten ist; die Person, die vor ihm steht, gleicht nicht minder dem Mesrur, und seine Hofleute spielen die Rolle der meinigen nicht übel. In der That, ich kann mich von meinem Staunen gar nicht erholen."

Sie verloren ihn nicht aus dem Gesicht, bis er an dem benachbarten Ufer anlandete. Der falsche Chalyf

stieg nun ans Land, und setzte sich auf ein prächtiges Pferd, während eine Menge von Bedienten mit Fackeln und eine zahlreiche Schaar von Sklaven paarweis vor ihm hergingen. Vor dem ganzen Staatsgefolge zog ein Herold voran, der das Lob des Herrschers verkündigte.

Als Harun bemerkte, das niemand mehr am Ufer sei, forderte er den Fährmann auf, sie ans Land zu bringen. Sie wollten dem jungen Abenteurer nachgehn, aber, da sie nicht wußten, wohin er seinen Weg genommen, so kehrte der Chalyf und seine Begleiter nach dem Palaste zurück. Harun hatte das Fahrzeug an derselben Stelle wieder verlassen, wo er es zuerst angetroffen, und dem Fährmann noch zwanzig Zeckinen gegeben und zu ihm gesagt: „Wir rechnen auf deine Willfährigkeit. Morgen Abend erwarte uns hier; wir sind Fremde, die in einem Karawanseraï wohnen; wir lieben die Freude und wünschten gern einige Stunden auf dem Fluß angenehm hinzubringen. Du kannst übrigens auf unsere Großmuth rechnen."

---

## Einhundert und neunzigste Nacht.

Das seltsame Zusammentreffen in dieser Nacht ließ den Chalyfen kein Auge schließen: alles, was er gesehen hatte, dünkte ihm ein unauflösliches Räthsel. Sobald der Tag anbrach, verrichtete er sein Morgengebet, rief den Propheten an, und ließ das Frühstück bringen. Bald erschien auch Mesrur, und sagte zu ihm: „Stellvertreter Gottes, die Minister und Staatsbeamten, welche den Saal der Rathsversammlung erfüllen, bieten einen wahrhaft stattlichen Anblick dar; bloß du fehlst noch; komm und verschönere ihn durch deine Gegenwart, zeige dich den Kriegern, die dich lieben, sprich deinen Unterthanen, die dich anbeten, Recht, und verbreite deine Wohlthaten über alle Geschöpfe Gottes." Der Chalyf stand auf, legte seinen Mantel und alle den Schmuck an, der die höchste

Herrschergewalt ankündigt und ehrwürdig macht, trat in den Divan, und bestieg den Thron. Sogleich reihten sich um ihn her, und zwar jeder nach seinem Range, die Großen, die Feldherren, die Minister, die Weisen, die Dichter, mit einem Wort alle die Personen, welche den Staatsrath bilden. Nun that der Oberthürsteher mit lauter Stimme die gewöhnlichen Wünsche für das Wohl des Chalyfen, und alle Anwesenden antworteten im Chor. Hierauf trat ein anderer Staatsbeamter auf, wendete sich zu dem Chalyfen und sagte: „O du, der du die Gipfel der Macht und des Ruhmes erreicht hast, hüte dich vor der Trunkenheit des Stolzes, morgen geht deine Herrschaft schon zu Ende. Ewige Dauer der Herrschaft ist bei Gott allein. Wie oft hat nicht die Welt ihre Gestalt und ihren Gebieter vertauscht? Sprich mit mir: Ehre und Herrlichkeit dem, dessen Herrschaft keinem Wechsel unterliegt!“

Nach diesem las der Vorleser Sprüche der Religion und der Sittenlehre vor.

Der Chalyf gab hierauf dem Vorleser das Zeichen zu schweigen, und ging an Abfertigung seiner Regierungsgeschäfte, ohne von seinem Abenteuer gegen irgend jemanden ein Wort zu erwähnen. Zur gewöhnlichen Stunde stand der Divan von seinen Sitzen auf, die Kriegerschaaren entfernten sich und Harun ging in den Saal der Privat-Audienzen, worin er bis gegen Abend blieb, indem er den Anbruch der Nacht mit der größten Ungeduld erwartete. Endlich zeigten sich die ersten Sterne, und man vernahm den Hahnenruf, welcher verkündet: „Ihr Trägen, die ihr schlafet, bezeuget die Einheit und Größe dessen, der da nimmer schläft.“ Harun wendete sich jetzt an Giafar und sagte: „Wesyr, wir wollen uns jetzt den neuen Chalyfen ansehen gehn.“ Giafar fing an zu lachen und fragte ihn, ob es denn einen alten und einen neuen Chalyfen gäbe. „Ganz gewiß,“ erwiederte Harun, „ich bin der alte Chalyf, und unser junger Mann ist der neue.

Dies ist ein gewaltiger Vorzug, den er vor mir voraus hat; denn du kennst ja die Worte des Dichters:

„Die Neuheit hat stets einen großen Reiz; doch finde ich keinen in der Erscheinung der Vorboten des Alters."

„Unnütze Klage! Jugend, die du dich so herrlich ankündigst, warum endest du so traurig?"

„Giafar, man wird alles dessen, was alt ist, endlich müde, und die Einwohner von Bagdad könnten auch wohl meiner Herrschaft überdrüssig geworden sein." — „Du täuschest dich, Fürst der Gläubigen," antwortete ihm der Wesyr; „du bist und wirst stets der mächtigste und geliebteste der Herrscher bleiben, und wir werden nie aufhören, deine treuen Unterthanen zu sein." Harun brach das Gespräch ab, und ließ die Verkleidung herbeibringen, die ihnen zu ihrem heutigen Vorhaben dienen sollte. Sie traten darauf, als Kaufleute verkleidet, durch die geheime Thür des Palastes, und begaben sich raschen und munteren Schrittes nach den Ufern des Tigris, wo der Fährmann sie erwartete. „Gott segne dich!" rief Harun, als er ihn von weitem bemerkte. „Hier sind zwanzig Zechinen zum Lohn für deine Pünktlichkeit." Zugleich stiegen sie in das Schiff, und begannen ihre Lustfahrt. Alsbald entdeckte man auch die Gondel des neuen Chalyfen, welche sich näherte. Der Fährmann erreichte schnell den Zufluchtsort, wohin er sich bereits in der vorigen Nacht geflüchtet hatte, und von da aus konnten sie mit Muße sie vorüberschiffen sehen. Vor dem Chalyfen standen sechzig Mameluken, noch schöner als die vorigen, und auch noch prächtiger gekleidet.

Die Gondel landete nicht weit von ihrem Zufluchtsorte, und der falsche Chalyf stieg mit seinem ganzen Gefolge ans Land. Harun bat gleichfalls den Fährmann, ihn ans Ufer zu bringen, weil er diesem Abenteurer folgen wollte. Dieser gehorchte, und sie holten jenen bald so weit ein, daß er ihnen nicht mehr aus dem Gesicht entschwinden konnte. Sie folgten ihm nun Schritt vor

Schritt, ohne daß man sie bemerken konnte, denn sie waren im Dunkeln, und konnten beim Lichte der zahlreichen Fackeln, welche diesen Zug erhellten, alles genau unterscheiden.

Der falsche Chalyf hatte ein prächtiges arabisches Pferd bestiegen, welches mit einem kostbaren Geschirr angethan war, nach Art der Abbasyden. Vor ihm her zogen alle seine Mameluken in der schönsten Ordnung, und ein Diener eröffnete den Zug, der auf Befehl des Fürsten der Gläubigen mit lauter Stimme rief: „Wer irgend aus seinem Hause gehen oder aus dem Fenster sehen wird, dessen Vermögen wird in Beschlag genommen und er selbst mit dem Tode bestraft werden. Gott bewahre uns vor dem Zorn der Könige!"

Dieser Ausruf brachte Harun zum Lachen, welcher zu Giafar sagte: „Hörst du die Drohungen, die er gegen seine Unterthanen ausstößt?" — „Glücklicher Weise," erwiederte Giafar, „sind wir es nicht, und überhaupt nicht Willens, seinen Befehlen zu gehorchen. Gott erhalte uns den Chalyfen Harun Arreschyd." — „Wesyr, nimm dich in Acht," erwiederte Harun, „jener da ist der wahre Chalyf." — „In der That, wenn ihr nicht bei uns wäret, so könnten wir uns dadurch leicht täuschen lassen. Allein, mächtigster Fürst, wohin wollt ihr uns denn führen?" — „In sein Gefolge. Ich bin entschlossen, ihm überall hin zu folgen, wohin er sich nur wenden mag, und, wenn es sein muß, die ganze Nacht so hinzubringen, um das Ende des Abenteuers zu sehen." Sie gingen nun hinter ihm her, und gelangten nach einem sehr langen Gange an die äußersten Gärten der Stadt. Allmählig kamen sie so nahe, daß sie sich unter das Gefolge mischten. Doch sie wurden hier bald entdeckt; man hielt sie für Kaufleute und verhaftete sie.

Als man sie festgenommen hatte, gereute den Wesyr seine Nachgibigkeit, und er sagte ganz leise zu dem Chalyfen: „Du hast uns an den Abgrund des Verderbens

geführt; es ist sehr möglich, daß dieser Mensch auf uns zornig wird, und uns das Leben nehmen läßt." — „Bewaffne dich mit Geduld," sagte Harun, „Gott verläßt die Geduldigen nicht."

Unterdeß führten die Trabanten, die sich ihrer bemächtigt hatten, sie vor den neuen Chalyfen, und sagten zu ihm: „Stellvertreter Gottes, hier sind drei Männer, welche mitten unter uns einhergingen; es sind Fremde, wir haben sie angehalten und führen sie vor dich. Du hast jetzt über ihr Schicksal zu entscheiden."

Als der falsche Chalyf sie erblickte, stieß er einen entsetzlichen Schrei aus und sprach zu ihnen: „Elende! wer seid ihr? wer hat euch hieher geführt? habt ihr nicht die öffentliche Bekanntmachung vernommen? Bei meinen erhabenen Vorfahren schwöre ich, wofern ihr mir die Wahrheit verhehlt, so will ich euch die Hände und Beine abhauen lassen! Solltet ihr die Absicht gehabt haben, mir zu trotzen, meine Würde zu beleidigen, und euch gegen meine erhabenen Befehle zu empören?"

„Chalyf, mächtiger Herr der Erde, beruhige dich," erwiederte Harun, „bis wir uns werden näher erklärt haben. Wenn du uns unsere Entschuldigungsgründe genehmigst, so wird dies ein Beweis von deiner Güte sein; und wofern du uns das Leben nimmst, so werden wir deine Gerechtigkeit nicht tadeln können."

„Wir wollen sehen. Was könnt ihr zu eurer Entschuldigung anführen?" — „Wir sind Fremde, die heute zum erstenmal nach Bagdad gekommen sind. Wir durchstreiften die Straßen und Märkte, und da wir zu unserer Verwunderung sie menschenleer fanden, fragten wir, wo denn die Bewohner einer so volkreichen Stadt alle geblieben wären; man antwortete uns, daß jetzt alle an den Ufern des Tigris lustwandelten, oder auf seiner Stromfläche spazieren führen; denn dies sei jetzt das Vergnügen der Jahreszeit. Wir, meine Gefährten und ich, lieben die Fröhlichkeit; wir begaben uns daher auf diese Nachricht

nach dem Ufer des Flusses, welcher mit einer unermeßlichen Menschenmenge bedeckt war, die sich hier belustigte. Es wurde da gegessen und getrunken, und wir folgten diesem schönen Beispiel. Sodann fanden wir einen Kahn; der Schiffer nahm uns ein, und führte uns ohne Schwierigkeit an das jenseitige Ufer, wo wir ausstiegen und uns eine lange Weile belustigten. Unser Fährmann hatte Lust zu schlafen; er streckte sich also in seiner Barke hin, und empfahl uns dringend, ihn noch vor Abend zu wecken, damit er uns in die Stadt zurückfahren könne. Wir selber, nachdem wir einen weiten Spaziergang gemacht, schliefen ein, und erwachten später als der Fährmann, als es schon sehr dunkel geworden war. Dieser machte uns jetzt wegen unserer Unachtsamkeit Vorwürfe. „Hatte ich euch nicht gebeten, mich noch vor Abend zu wecken?" — „Der Schlaf hat uns ebenfalls beschlichen, wie konnten wir dich da wecken? Allein, was ist es weiter? wir werden die Nacht hier zubringen." — „Aber wir sind ja hier nicht vor Räubern sicher; ich fürchte für euch und mich."

Mit diesen Worten steuerte unser Schiffer in die offene Strömung hinein. Die Nacht war schon weit vorgerückt. Er führte uns an dies Ufer. Zufällig bemerkte er einen sehr hellen Schein und sagte zu uns: „Sehet ihr jene Fackeln dort? Es ist ein Neuvermählter, der jetzt so eben heimfährt. Folget ihm nach, so werdet ihr dann dem Hochzeitschmause beiwohnen können. Seine Sklaven spielen geschickt alle Instrumente; ihr werdet euch da bis zu Tagesanbruch belustigen können und nach eingenommenem Frühstück thun können, was euch beliebt, und hingehen, wohin ihr wollt; denn hier zu Lande ist alles sicher und ruhig, und ihr habt nichts zu fürchten." — Dies, Herr, bewog uns, euch zu folgen, in der Meinung, wir würden an einem Hochzeitmahle theilnehmen können. So mischten wir uns dann unter euer Gefolge, wo man uns anhielt, und die öffentliche Bekanntmachung, wovon ihr sprechet, haben wir gar nicht gehört." — „Es ist ein

Glück für euch," erwiederte der falsche Chalyf, „daß ihr nicht Einwohner von Bagdad seid; ihr würdet sonst der gerechten Strafe nicht entgangen sein. Da ihr indeß Fremde seid, so seid mir willkommen, beruhigt euch und fürchtet nichts. Ich lade euch ein, den noch übrigen Theil der Nacht hindurch meine Gäste zu sein." — „Ihr erweiset uns sehr viel Ehre," antwortete Harun, „und wir bitten euch, o Fürst der Gläubigen, unseren Dank anzunehmen." Giafar näherte sich hierauf dem Harun und sagte ganz leise zu ihm: „Stellvertreter Gottes, du bist sehr fein." — „Schweige still."

Sie zogen nun mit dem übrigen Gefolge bis zu dem Palaste des falschen Chalyfen fort, der am hintersten Ende der Gärten lag. Die Stockwerke dieses Palastes wurden von Säulen getragen, die einen herrlichen Anblick darboten. Die Hauptthüre war von Ebenholz, mit Riegeln und Beschlägen von gediegenem Golde und von der glänzendsten Politur.....

---

## Einhundert und ein und neunzigste Nacht.

Der angebliche Chalyf stieg ans Land, und ließ Harun nebst seinen Gefährten hineintreten. Man führte sie in einen geräumigen Saal, in dessen Mitte ein großes Becken mit einem prächtigen Springbrunnen war. Ringsherum lief eine Erhöhung, die mit einem Teppich und reich gestickten Kissen bedeckt war. Ueber der Thür des Saales las man folgende Verse:

‚Heil und Friede möge an diesem Orte wohnen, der mit allen Segnungen des Glücks überschüttet ist. Er schließt Wunder in sich, welche die beredteste Feder nicht zu schildern vermöchte."

Er setzte sich sodann auf einen Thron von gediegenem Golde, der mit Perlen und Edelsteinen geschmückt war, und über welchem ein grünseidener Thronhimmel mit goldenen Troddeln schwebte, dergleichen man noch nie

in den Palästen der mächtigsten Fürsten gesehen hat. Er ward durch Kloben von Sandelholz festgehalten, welche einen köstlichen Geruch verbreiteten. Seine Hofleute reiheten sich ehrfurchtsvoll um ihn her; Harun und seine Begleiter erhielten ebenfalls Erlaubniß, sich zu setzen.

Der angebliche Chalyf gab nun dem Haushofmeister und den Mundschenken ein Zeichen. Augenblicklich wurden die Tische gedeckt und mit den auserlesensten Speisen und den köstlichsten Weinen besetzt. Eine junge Sklavin füllte eine Schale und sang folgende Verse:

„Ueberlasse die Moschee den Frömmlern, die darin ihren beständigen Aufenthalt nehmen; und komm mit uns, guten Wein zu kosten.“

„Der Koran sagt nicht: Wehe den Trunkenen! aber wohl: Wehe den Heuchlern!“

Hierauf überreichte der Mundschenk dem neuen Chalyfen die Schale, der sie austrank. Sie ging sofort die Reihe herum, und kam bis zu Harun, der, so wie seine Begleiter sich weigerte, zu trinken.

„Meine Gäste,“ sagte der neue Chalyf, „warum wollt ihr es nicht machen wie wir?“ — „Herr,“ erwiederte Harun, „wir haben alle drei bei Gelegenheit eines schrecklichen Ereignisses, das uns zustieß, das Gelübde gethan, niemals Wein zu trinken.“ — „Gott behüte mich, daß ich euch ein Verbrechen daraus machen sollte.“ Und augenblicklich ließ er ihnen ein anderes Getränk bringen, indem er zu ihnen sagte: „So versucht denn anstatt des Weins diesen Schorbet; kein König hat besseren als dieser hier ist.“

Die Mahlzeit dauerte lange, und Harun, der über alles, was er da sah, erstaunt war, sagte zu Giafar: „Ich bin außer mir vor Verlangen, zu wissen, wer dieser junge Mann wohl sein mag. Welche glänzende Tafel! ich habe niemals etwas ähnliches gesehen und nie besser gespeist.“

Der neue Chalyf bemerkte diese Zwiesprache zwischen beiden und fragte: „Welche Geheimnisse theilt ihr euch

da mit?" — „Verzeihe, Fürst der Gläubigen," antwortete Harun, „wir haben nicht die Absicht, dich zu beleidigen. Mein Begleiter, der schon sehr hoch an Jahren und die Welt durchreist ist, theilte mir seine Ueberraschung mit. Er hat nie etwas gesehen, was der Pracht und dem Aufwande gleich käme, den du hier zeigst, und es würde, wie er meint, nicht das mindeste fehlen, wenn noch Musik dabei wäre, denn eine Mahlzeit ohne Musik ist wie ein Baum ohne Furcht. Wie kann doch der Chalyf bei einem solchen Festmahle die Musik missen? Dies waren die einzigen Bemerkungen, die wir ganz leise für uns machten; und du weißt jetzt unser Geheimniß."

Der Wein fing bereits an, seine Wirkung auf die Gäste zu äußern, und der Kopf des angeblichen Chalyfen war schon sehr warm geworden. Die vertrauliche Eröffnung Harun's entlockte ihm ein Lächeln. Er schlug in die Hände; sogleich öffnete sich eine Thür, und man sah einen kleinen schwarzen, prachtvoll gekleideten Sklaven erscheinen, der einen goldenen Sessel trug. Ihm folgte eine junge Sklavin, nicht minder reizend als jene, die der Dichter in folgenden Versen schildert:

„Siehest du jene entzückende Schönheit, die auf uns zu kömmt? siehest du jene beiden Granatäpfel auf jener Alabasterbrust, und jene reizende Gestalt, welche die Herzen fesselt? Ach, bedarf es noch weiter etwas, um vor Liebe zu sterben?"

Beim Hereintreten warf sie sich vor dem neuen Chalyfen nieder; und Harun rief bei dem Anblick so vieler Reize: „Dank sei dem Urheber einer so vollkommenen Schönheit!" und sogleich fühlte er, daß sein Herz für sie von Liebe entbrannt war.

Ihr Herr indeß befahl ihr, sich zu setzen. Sie nahm nun auf dem Sessel Platz, der für sie hingestellt war, und der kleine Neger überreichte ihr eine kunstreich gearbeitete Laute. Sie legte diese an ihren Busen, fing an zu stimmen, durchlief die vier und zwanzig Töne der Mu-

sik, und spielte darauf mehrere Lieder, eines immer wollüstiger als das andere. Alle Zuhörer waren von Vergnügen und Bewunderung hingerissen, und auch nicht ein einziger blieb bei kaltem Blute und bei ruhigem Verstande, als sie folgendes Lied zur Laute sang:

„Meine Augen sind die Dolmetscher meiner Gefühle; sie haben dir längst die Liebe verrathen müssen, die du mir eingeflößt hast."

„Ihr Schmachten bezeugt die Qual, die ich empfinde; bei dem bloßen Gedanken an deine Entfernung seufzt mein verwundetes Herz."

„Wie lange werde ich die Liebe verhehlen müssen, die mich verzehrt? Unwillkührliche Thränen verrathen mich unaufhörlich."

„Ich kannte bisher die bezwingende Gewalt der Liebe nicht; doch wer kann dem unbezwinglichen Arm des Schicksals widerstehen?"

Kaum war dieser Gesang geendigt, als der neue Chalyf einen durchdringenden Schrei ausstieß und sein Kleid zerriß; seine Kräfte verließen ihn, er fiel in Ohnmacht. Seine Diener waren um ihn geschäftig, sie zogen die Vorhänge des Thronhimmels zu, und legten ihm ein anderes Kleid an. Sobald er wieder zu sich gekommen war, bemerkte er wohl, daß die Sängerin sich entfernt hatte, aber er fragte nicht mehr nach ihr. Ein junger Mundschenk füllte ihm die Schale und überreichte sie ihm; er trank, und dann machte sie die Runde durch die ganze Gesellschaft. Harun und seine beiden Begleiter, die über alles, was sie da sahen, erstaunt waren, verloren sich immer mehr in diesen Anblick.

Bald darauf nahm der neue Chalyf einen Stab in die Hand, und schlug mit demselben an eine benachbarte Thür, welche sich augenblicklich aufthat. Ein junger Neger trat aus derselben, der einen vergoldeten Sessel, noch schöner als die vorigen, trug. Hinter ihm folgte ein junges Mädchen, noch reizender und noch reicher gekleidet,

als die vorige Sängerin. Nachdem sie sich vor dem Throne niedergeworfen, blieb sie in einer ehrerbietigen Stellung stehen. Harun empfand bei ihrem Anblick eine noch lebhaftere Herzensregung, als bei der vorigen. Sie erhielt Befehl, sich zu setzen, und sie legte auf ihren Schooß einen Psalter, der von Ebenholz und mit Gold verziert war; an den vier Ecken waren vier Perlen, so groß wie Taubeneier, eingelegt. Nachdem sie ihr Instrument gestimmt hatte, schlug sie dasselbe mit einer Leichtigkeit, daß es den Zuhörern war, als sähen sie das ganze Zimmer um sich her tanzen. Sie entzückte sie zuletzt vollends durch folgendes Lied:

„Wie sollte ich nicht die Geduld verlieren, da ein loderndes Feuer mein Herz verzehrt? da aus meinen Augen Thränen strömen, wie ein unversiegbarer Gießbach?"

„Die Welt hat für mich allen Reiz verloren, und wenn ich nicht den Gegenstand meiner Wünsche erlange, so wird der Tod meine einzige Zuflucht sein."

Am Ende dieses Liedes stieß der neue Chalyf wieder einen durchdringenden Schrei aus, zerriß seine Kleider, und fiel rücklings um. Seine Diener liefen herbei, ließen die Vorhänge nieder, und warfen ihm ein noch prächtigeres Kleid über, als das vorige war. Als er sich von seiner Ohnmacht erholt hatte, fing er an zu essen und zu trinken, wie zuvor, und nachdem seine Schale zwei bis dreimal die Runde durch die Gesellschaft gemacht hatte, schlug er in die Hände. Eine Thür that sich auf, und man sah einen kleinen schwarzen Sklaven und eine junge Sängerin, noch schöner und geschmückter als die vorigen, hereintreten. Harun glaubte die Mittagssonne am wolkenlosen Himmel zu erblicken, und sagte ganz leise zu seinem Wesyr: „Ich habe wahrhaftig kein so schönes Geschöpf in meinem ganzen Harem." Sie warf sich vor ihrem Gebieter nieder, der ihr ein Zeichen gab, sich zu setzen; dann nahm sie die Guitarre und sang nach einem harmonischen Vorspiel folgendes:

„Wo wird das Ziel seiner Kälte und unserer langen Trennung sein? Werden jene schönen, zu schnell verflossenen Tage je wiederkehren? jene Tage, die uns an einem und demselben Zufluchtsorte, im Schooße des Glücks, in Sicherheit vor den Neidern, vereinigt sahen? Ein grausames Schicksal hat uns getrennt, und wir mußten jenen köstlichen Aufenthalt verlassen."

„O du, der du meine Beständigkeit tadelst, was forderst du von mir? Nie werde ich ihn vergessen, nie wird mein Herz deinen Rathschlägen folgen; sie sind überflüssig. Laß mir meine Liebe, laß mir den Trost, über die Grausamkeit meiner Freundin zu seufzen."

„Mag sie mich meiden, mag sie mich verabscheuen; ich werde doch nie aufhören, sie anzubeten, selbst mit Gefahr meines Lebens. Sie hat sich geändert, sie hat ihre Schwüre gebrochen; doch ich werde mich nie ändern, ich werde nie die meinigen brechen."

Dieses Lied machte auf das Gemüth des neuen Chalyfen keinen geringern Eindruck als die vorigen. Aber während man seine Kleider wechselte, enthüllte das zufällige Wegschieben eines Stücks vom Vorhange den Augen der Zuschauer ein ganz einziges Schauspiel. Sein Körper war mit frischen Wunden bedeckt, welche die Folgen einer harten Mißhandlung zu sein schienen. Harun, der ihn aufmerksam beobachtete, sagte ganz leise zu Giafar: „Das ist doch ein schöner junger Mann; aber ich vermuthe jetzt, daß er nichts weiter als ein großer Räuber ist." — „Und warum das?" fragte Giafar. — „Hast du nicht bemerkt, daß sein Körper voll Narben ist, die ihn sogar zwingen, sich vor Schmerz zu krümmen?" —

Während sie so sprachen, hatten die Diener des vermeintlichen Chalyfen den Vorhang fest zugezogen, und kleideten ihren Herrn an. Er setzte sich darauf wieder an den Tisch, und man fing wieder an zu trinken.

Harun fuhr fort, ganz leise mit Giafar zu reden. Ihr Wirth hatte kaum dieses verstohlene Flüstern bemerkt,

als er sie anredete: „Meine lieben Gäste, habe ich euch nicht schon einmal bemerkt, wie unschicklich diese leisen Gespräche sind?"

„Herr," erwiederte Harun, „der Mann, der hier zu meiner Rechten sitzt, ist ein sehr großer Kaufmann; er hat viele Reisen in die verschiedensten Theile der Welt gemacht, er hat Fürstenhöfe, Reiche und Arme, besucht; und doch gestand er mir, nie etwas dem ähnliches erlebt zu haben, was er heute gesehen. Du hast so eben mehrere prachtvolle Kleider zerrissen, die sehr bedeutende Summen kosten müssen; dergleichen kommt einem doch nicht alle Tage vor, und wir wünschten daher wohl die Ursache davon zu wissen. Sind wir dereinst einmal zu unserm Hause und Heerde heimgekehrt, so werden wir nicht unterlassen, deine Pracht und Herrlichkeit zu rühmen, und alles zu erzählen, was wir an deinem Hofe gesehen haben. Man wird uns dann gewiß fragen, welche Gründe du wohl gehabt haben magst, so kostbare Kleider zu zerreißen; für uns ist dies ein Räthsel, welches du allein lösen kannst."

Der neue Chalyf antwortete ihm: „Gute Freunde, alle diese Reichthümer gehören mir, so wie meine Kleider, und diese deine Frage könnte meine Diener und Sklaven beunruhigen, denn die Kleider, die ich zerreiße, fallen ihnen zu, und ich bezahle ihnen auch noch den Werth derselben, das Stück zu fünfhundert Zeckinen."

Harun antwortete ihm durch folgende Verse:

„Die Freigebigkeit hat ihren Sitz in deinen Händen aufgeschlagen; du läuterst deinen Reichthum durch den Gebrauch, den du davon machst; und wenn die Wohlthätigkeit ihren Tempel auf Erden verschlösse, würdest du seine Pforten wieder öffnen."

Geschmeichelt durch ein so prächtig klingendes Lob, befahl der neue Chalyf, ihm tausend Zeckinen auszuzahlen. Harun bat lächelnd seinen Begleiter Giafar, sie in Empfang zu nehmen. Dieser nahm sie und sagte: „Wir

sind Dichter geworden, wir empfangen Wohlthaten von Königen."

Die Trinkschale fing wieder an, unter den Gästen umherzukreisen; alle überließen sich ohne Rückhalt der Fröhlichkeit, und der Wein verbannte jede Art des Zwanges. Harun benutze die Freiheit, welche dieser Augenblick zu gestatten schien, um ihn wegen der Narben zu fragen, womit sein Körper bedeckt war; da er indeß keine Antwort erhielt, so sagte er zu Giafar, er möchte dieselbe Frage thun. Dieser gab vor, daß der gegenwärtige Augenblick hiezu nicht günstig genug sei, und daß man sich noch etwas gedulden müsse. Harun bestand aber darauf und drohte, ihm den Kopf abhauen zu lassen.

Der neue Chalyf, der ihre geheime Zwiesprache bemerkte, rief aus: „Wie oft soll ich es euch wiederholen, daß nichts unschicklicher ist, als diese geheimen Unterredungen mitten in einer Gesellschaft? ich will wissen, was ihr mit einander habt, aber hütet euch ja, mir die Wahrheit zu verhehlen."

Giafar nahm das Wort und sagte zu ihm: „Herr, wir haben an deinem Körper Spuren von Schlägen bemerkt, die uns sehr in Verwunderung gesetzt haben; und wir besprechen uns so eben, dich um die Ursache davon zu befragen."

Der neue Chalyf lächelte bei dieser Frage und sprach: „Da ihr neugierig seid, meine Geschichte zu wissen, so will ich sie euch sehr gern erzählen; sie ist wirklich von außerordentlicher Art." Nachdem er so gesprochen, stieß er einen Seufzer aus, ließ einige Thränen seinem Auge entschlüpfen, und sagte folgende Verse her:

„Es ist ein Gewebe seltsamer Abenteuer, und ihr selber mögt entscheiden, ob ihr mir einige Aufmerksamkeit schenken wollt. Ich verspreche, euch einen treuen Bericht davon zu geben, woraus ihr einigen Vortheil schöpfen könnt. Ihr sehet hier ein trauriges Opfer der Liebe vor euch. Die, welche mein Herz verwundet hat, ist über je-

den Lobspruch erhaben; ihre schönen schwarzen Augen, ihre rosigen Lippen, ihre hochgewölbten Augenbrauen, sind die Waffen, die sie zu meiner Besiegung gebraucht hat. Doch, wenn ich mich nicht täusche, so erzähle ich meine Leiden dem unumschränkten Herrn, dem Chalyfen der Welt. Er ist hier mit seinem Großwesyr Giafar, der mir oft Beweise der zärtlichsten Freundschaft gegeben, und mit Mesrur, dem Vollstrecker seiner erhabenen Befehle. Wenn meine Vermuthung zutrifft, so bin ich am Ziele meiner Leiden, der Stern des Glücks wird dann für mich aufgehen, und ich überlasse schon mein Herz dieser süßen Hoffnung."

Diese Verse kündigten deutlich genug an, daß unser Abenteurer seine Gäste erkannt hatte. Doch Giafar, um ihn wieder irre zu machen, sagte zu ihm: „Stellvertreter Gottes, es befindet sich unter uns keiner von denen, die du so eben genannt hast." — „Höre auf, mich Stellvertreter Gottes oder Fürst der Gläubigen zu nennen," sagte lächelnd der falsche Chalyf, „denn ich bin es nicht. Ich habe diesen Titel bloß in der Hoffnung angenommen, daß er unter dem Volke Aufsehn erregen, und daß der Chalyf Harun Arreschyd, davon benachrichtigt, mich vor sich rufen lassen würde, daß ich ihm dann meine Leiden erzählen könnte, die unfehlbar sein Mitleid erregen würden, so daß mir vielleicht noch einige glückliche Tage zu Theil werden könnten."

Harun nahm das Wort und sagte: „Deine Aufrichtigkeit verdient, daß man sie erwiedert. Wir wollen dir also nur gestehen, daß wir keine Kaufleute, sondern Leute von der Hofdienerschaft des Chalyfen sind; wir haben einigen Zutritt bei ihm, und wir werden unseren ganzen Einfluß anwenden, um dir zu dienen. Erzähle uns daher dein Abenteuer, damit wir es ihm mittheilen und dir den gewünschten Zutritt zu seiner Person verschaffen können; übrigens sei unbesorgt, es wird sich alles zu deiner völligen Zufriedenheit endigen."

## Einhundert und zwei und neunzigste Nacht.

Der falsche Chalyf begann nun seine Erzählung, wie folget:

„Mein Vater hieß Mohammed und ich heiße Ali Schach. Mein Vater hinterließ bei seinem Tode ein seltenes Vermögen: eine Million Zechinen in baarem Golde, zwanzig Gärten, zehn Dampfbäder, zwanzig Gasthäuser, vierzig Häuser, funfzehn Mühlen, zwölf Märkte, jeden zu vierundzwanzig Kaufläden; außerdem eine Menge von Edelsteinen aller Art. Nachdem ich ihm die letzten Pflichten erzeigt hatte, Almosen an die Armen vertheilt und Schulden bezahlt hatte, trat ich seinen Handel an; ich beschäftigte mich nämlich mit Einkauf und Verkauf von Edelsteinen.

Als ich eines Tages ganz ruhig in meinem Laden saß, umgeben von meinen Sklaven und Bedienten, kam auf einmal ein junges Mädchen von hoher Schönheit auf mich zu. Du hast eine treue Schilderung von ihr in folgenden Versen:

„Der Mond in der Mitte des Nachthimmels ist nicht so glänzend als sie. Ihr halbgeöffneter Schleier ließ prachtvolle Haarlocken durchblicken. Ich fragte sie nach ihrem Namen.“ „Ich bin die,“ antwortete sie, „welche die Herzen aller derer entflammt, die mich anblicken.“ Ich suchte ihr meine Liebe und meine Wünsche zu schildern; sie begnügte sich, mir zu sagen: „Du merkst wohl nicht, daß du zu einem Steinfelsen sprichst.“ — „Wenn du ein Steinfelsen bist,“ erwiederte ich, „so weiß ich wenigstens, daß Gott auch Felsen zu erweichen versteht, und Wasser aus ihnen hervorquellen läßt.“

Je näher sie kam, einen desto tieferen Eindruck machte der Anblick ihrer Reize auf mein Gemüth; ich wurde leidenschaftlich für sie eingenommen, und meine Augen hafteten starr auf ihr. Sie saß auf einer stattlichen Maulesin, begleitet von drei Sklaven von der seltensten Schön-

heit; sie stieg an der Thür meines Ladens ab und setzte sich in demselben nieder, während ihre Sklaven in der ehrerbietigsten Stellung neben ihr stehen blieben. In dem Augenblick, wo ihr Fuß meine Schwelle berührte, richtete ich folgende Verse an sie:

„Sei gegrüßt, o Frühling, der bei mir einkehrt, bekränzt mit Anemonen, Narzissen, Perlen und Rosen!"

Sie grüßte mich voll Huld und ich erwiederte ihren Gruß mit den Worten: „Edle Frau, euere Gegenwart ist ein Zeichen von der glücklichsten Vorbedeutung; bedürft ihr vielleicht meiner Dienste?" — „O ja, gar sehr, und in einer sehr wichtigen Sache; denn, wenn du mir verschaffst, was ich wünsche, so werde ich dir dafür zu großem Dank verpflichtet sein." — „Was steht euch zu Diensten?" — „Ich wünschte ein schönes Diamanten-Halsband." — „Ich kann euch mehrere dergleichen zeigen." Ich legte ihr hierauf ein Halsband zu dem Preise von zweihundert Zeckinen hin. „Ich wünschte ein noch kostbareres." Ich zeigte ihr eines von vierhundert Zeckinen; sie nahm es auch noch nicht an. So machte sie es mit mehreren andern, bis ich ihr endlich eines von siebenzigtausend Zeckinen wies. Bei dem Anblick desselben rief sie: „das ist's, was ich schon so lange suchte; wie viel willst du dafür?" — „Ich habe bereits den Preis aufs genauste gesagt," erwiederte ich; „so viel kostet es mich selber." — „Da es so ist, so werde ich dir tausend Zeckinen als Profit obendrein geben." — „Ich mag von euch keinen Profit nehmen." — „Das ist nicht recht; du bist Kaufmann, und mußt von deinem Handel leben." Sie stand sodann auf, bestieg ihre Mauleselin wieder, und sagte mir, ich möchte mitkommen, um mein Geld in Empfang zu nehmen. Ich verschloß meinen Laden, und sie führte mich nach einem großen Gebäude, über dessen Eingang folgende Verse mit goldenen Buchstaben geschrieben waren:

„Friedliche Wohnung, möge nie der Unmuth und

die schwarze Sorge in deinen Umkreis bringen, und möge dein Besitzer stets hier vor den Streichen des Schicksals gesichert leben! Das schönste Haus ist dasjenige, welches, wie du, jedermann offen steht, und worin die Gäste nach Bequemlichkeit Platz finden."

Beim Eintritt in das Gebäude, fuhr Ali Schach fort, wurde ich von der Pracht und dem Aufwand überrascht, der sich da zur Schau bot, und ich war darüber ganz in Gedanken vertieft, als eine Sklavin zu mir trat und sagte: „Meine Gebieterin sendet mich, um dir zu sagen, es zieme sich nicht für dich, so dazustehen; sie läßt dich einladen, in den Saal hereinzutreten und da auszuruhen, bis zu der Ankunft ihres Zahlmeisters, der dir die verabredete Summe auszahlen wird." Ich folgte ihr; sie hieß mich auf einem prachtvollen Sofa Platz nehmen, und meine Augen waren ganz geblendet, von dem Reichthum der Teppiche und von der Schönheit der Gemälde und Inschriften, womit der Saal verziert war. Ich hatte mich kaum gesetzt, als eine andere Sklavin erschien und mich bat, in das innere Zimmer einzutreten. Ich glaubte in einen Zauberpalast versetzt zu sein; aber was mich am meisten überraschte, war ein goldener Thron, über welchem ein Thronhimmel hing, mit zwei seidenen Vorhängen, die zu beiden Seiten emporgezogen waren und durch welche man ein junges Mädchen dasitzen sah. Ich erkannte in ihr sehr bald diejenige, welche mein Halsband gekauft hatte; es war um ihren Hals befestigt, und glänzte wie die Sterne im Nachtdunkel. Ihr entschleiertes Gesicht hatte den Glanz des Vollmonds.

Bei dem Anblick so vieler Reize wurde ich ganz betäubt, ein verzehrendes Feuer durchloderte mein Herz, und ich war fast nicht mehr Herr meines Entzückens. Sobald sie mich erblickte stand sie auf, kam mir entgegen, und sagte: „Der schönste der Liebenden fliegt sonst gewöhnlich seiner Geliebten entgegen, und ich mache es umgekehrt." — „Einziges und vollkommenstes Ideal der Schönheit," ant-

wortete ich, „alle meine Huldigungen gebühren dir allein; der geringste deiner Reize wäre hinlänglich, eine Sterbliche schön zu machen." — „Ali Schach", sagte sie zu mir, „ich kann dir nicht länger die Liebe verhehlen, die ich zu dir gefaßt habe, lange schon sehnte ich mich nach dem Glück, dich zu sehen." Indem sie so sprach, stürzte sie in meine Arme, umschlang mich, und drückte mich fest an ihre Brust. Ich wollte den günstigen Augenblick benutzen; indeß sie bemerkte sogleich meine Absicht und sagte zu mir: „Ali Schach, solltest du wohl die Rechte, die ich dir über mein Herz eingeräumt, auf die strafbarste Weise mißbrauchen wollen? Merke dir wohl, daß ich aus einer berühmten Familie stamme, und daß ich die Gesetze der Schamhaftigkeit und die Pflichten, die mir meine Geburt auflegt, wohl zu achten weiß. Weißt du nicht, wer ich bin?" — „Nein, schöne Frau!" — „Du hälst in deinen Armen Sytt ad dunya[8]), die Tochter eines Barmekyden und die Schwester des Großwesyr Giafar." Bei diesen Worten ward ich von Entsetzen ergriffen, meine Augen hefteten sich an den Boden, und mit einer zitternden Stimme sagte ich: „Edle Frau, die Schuld lag nicht an mir, sondern an der Allgewalt eurer Reize." — „Fürchte nichts," sagte sie hierauf, „wir werden bald durch ein rechtmäßiges Band vereinigt sein, ich darf über meine Hand frei verfügen. Der Kadi von Bagdad ist mein Vormund, und du kannst mich von diesem Augenblick an als deine Gemahlin betrachten." Sogleich ließ sie den Kadi und Zeugen holen, und sagte zu dem ersteren: „Hier ist der Juwelenhändler Ali Schach, der mich zur Ehe begehrt, und mir dies Halsband, welches ich trage, zum Brautgeschenk gegeben hat. Ich habe seinen Antrag genehmigt, und will ihn zu meinem Ehegatten." Der Kadi machte keine Schwierigkeit, er faßte unsern Ehevertrag ab, und er empfing, so wie auch die Zeugen, reiche Geschenke. Als sie alle entlassen waren, befahl Sytt ad dunya ihren Sklaven, das Hochzeitmahl anzurichten. Man trug uns

die ausgesuchtesten Speisen und die auserlesensten Weine auf. Von dem herrlichen Schmause erhitzt, legten wir diejenigen unserer Kleider ab, die uns unbequem waren. Eine junge Sängerin kam, um uns durch ihr Lautenspiel zu erheitern, und entfaltete den ganzen Zauber ihrer Stimme in dem Liede:

„Freund, ich beschwöre dich bei dem Namen des Höchsten, eile zu meiner Gebieterin, und unterlaß nichts, um sie zu bewegen, mich zu sprechen. Stelle ihr die Ungerechtigkeit ihrer Sprödigkeit vor. Vielleicht werden deine zarten Vorwürfe sie sanfter machen. Scheint sie deinen Reden einige Aufmerksamkeit zu schenken, so sage ihr im Laufe des Gesprächs: Warum willst du den, der dich anbetet, zur Verzweiflung bringen? Sollte ihr ein Lächeln entschlüpfen, so fahre du mit derselben Sanftheit fort, und erdreiste dich, ihr zu sagen: Wie wenig würde es dich kosten, ihn glücklich zu machen, wenn du ihm auch nur eine einzige Zusammenkunft bewilligtest? — Bemerkst du dann die geringste Veränderung in ihren Mienen, oder irgend ein Zeichen von Zorn, so suche sie zu beruhigen, und, wofern es nöthig ist, sage sogar: Ich kenne ihn nicht."

Die Musik nebst der melodischen Stimme entflammte meine Sinne und erfüllte meine Seele mit Lust. Zehn Sängerinnen sangen darauf die anmuthigsten Lieder. Endlich ergriff meine Neuvermählte selber eine Laute, stimmte sie, spielte dann noch weit vorzüglicher als alle vorigen und sang dazu folgenden Gesang:

„Das Antlitz meines Geliebten hat den Glanz des Mondes: aber das Nachtgestirn hat nicht jenes anmuthige Lächeln, das mich bezaubert. Wie schlank und dünn ist sein Wuchs! Jener Binsenstengel darf sich mit ihm an Zierlichkeit und Geschmeidigkeit messen! Der dunkle Streif seiner Oberlippe macht mich eifersüchtig; doch was mich tröstet, ist, zu sehen, wie der Krystall gegen die Perlen seiner Zähne weit zurücksteht. Wenn ich ihn in meinen Armen halte,

so fühle ich die Lust durch meine Adern rollen, und doch wünschte ich, mich ihm noch enger anschließen zu können. Ich sauge an seinen Lippen, um die Gluth zu löschen, die mich verzehrt, und mein inneres Feuer nimmt immer mehr überhand. Nein, ich werde nicht eher völlige Befriedigung fühlen, als bis ich meine Seele in die seinige verschmolzen sehe."

Von Bewunderung und Entzücken hingerissen, rief ich aus: „Wiederhole dies letzte Lied, meine Vielgeliebte, wiederhole es, ich beschwöre dich!" Sie lächelte und sagte zu mir: „Ja, aber unter der der Bedingung, daß du nachher auch singest." — „Ich verspreche dir es." — Sie wiederholte es, indem sie fortwährend ihre schönen schmachtenden Augen auf mich heftete. Als sie geendigt hatte, richtete ich folgende Verse an sie:

„Dank dem Höchsten, der an dich alle nur erfinnlichen Reize verschwendet hat; ich reihe mich mit Vergnügen unter die Zahl deiner Sklaven. O du, die du durch einen Blick deines Auges die Herzen der Sterblichen fesselst, wie konnte ich mich sichern vor dem mächtigen Zauber deiner Blicke! Deine Gesichtsfarbe ist so klar und so frisch wie das Wasser der Springquellen, und Rosen blühen auf deinen Wangen. Du bist zu gleicher Zeit die Qual und die Wonne meines Lebens. Welche Freudigkeit flößt mir deine Person ein! Habe Mitleid mit einem Unglücklichen, den alle Flammen der Liebe verzehren; ich kann nirgend anders das Glück finden, als in deinem Besitze."

„Wie viel Süßigkeit auch immer die von dir gesungenen Verse für mich haben mögen," fuhr ich fort, „so würde ich doch dessen weit mehr von deinen Lippen kosten."

Dieser sinnreiche Einfall brachte die junge Prinzessin zum Lachen. „Ich werde mich wohl hüten, dir zu widersprechen," rief sie aus; „es ist Zeit, uns zurückzuziehen, um andere Genüsse zu kosten. Sklavinnen, entfernt euch,

ihr werdet jetzt Ruhe nöthig haben." Wir waren sehr bald allein; sie nahm mich nun bei der Hand und führte mich in das Zimmer, wo das Hochzeitbette bereitet war. Das Bettgestell war von Ebenholz und mit Gold überzogen.

Meine junge Gemahlin war so gefällig, mich auszukleiden; jeden Augenblick unterbrach sie ihr Geschäft dadurch, daß sie mich an ihren Busen drückte, der von Moschus und Ambra duftete. Kaum war sie im Bette, als ich auch schon ihre süßeste Gunstbezeugung zu erlangen trachtete; aber sie vertheidigte sich, verhüllte ihr Gesicht, und entschlüpfte meinen Armen wie eine schüchterne Gazelle.

Betroffen über ihren Widerstand, rief ich: „Geliebte, was soll ich von diesem seltsamen Benehmen denken? ich bin nun in Hinsicht deiner Gesinnungen zweifelhaft und weiß nicht, ob ich dir Liebe oder Haß eingeflößt habe." — „Höre Ali," sagte sie zu mir, „wünschest du mich wohl zu besitzen?" — „Ganz gewiß, und um jeden Preis." — „Nun, so habe ich dir bloß eine Bedingung zu machen; wenn du diese erfüllst, so wirst du der geliebteste, der glücklichste der Sterblichen sein: solltest du sie aber verletzen, so kannst du auf meinen Zorn und auf meine Rache rechnen." Ich ging alle Bedingungen, die sie etwa machen würde im voraus ein. „Nun gut," fuhr sie fort, „ich verlange, daß du nie ein anderes Weib erkennest außer mir." „Ich schwöre es dir," rief ich. Nun überließ sie, mit vollem Vertrauen auf meinen Schwur, sich ganz meinem Ungestüm, und wir brachten die ganze Nacht in Wonne hin, wie sie jener Dichter so schön schildert:

„Köstliche Nacht, im Schooße der Wollust verlebt: der Nachhall deiner Wonne wird mein ganzes Leben lang dauern. Eine junge Schöne, munter und lebhaft wie eine Gazelle, reichte mir meinen Becher, gefüllt mit funkelndem Trank. Ihr Wuchs ist so zart wie der Tag, und ihre harmonische Stimme weckt Sehnsucht in jedermanns Her-

zen. Beim Anblick so vieler Reize entbrannte ein verzehrendes Feuer in meinen Adern. Ihr Lächeln erregte es nur noch mehr. Ein Duft, süßer als Ambra, wehte aus ihrem Munde. Zähne, oder vielmehr Perlen von blendender Weiße, schmückten ihn. Die süßen Töne ihrer Stimme machten mich vollends trunken. Aber wie ward mir, als sie damit noch den Klang eines melodischen Instruments vereinigte! Bald darauf stand sie auf, und ahmte in ihrem leicht hinschwebenden Gange das Schwanken der vom Morgenlüftchen bewegten Cypresse nach. Ich war nicht mehr Herr meiner selbst. Zu ihr hinfliegen, sie in meine Arme schließen, sie mit tausend feurigen Küssen bedecken, war für mich nur Eins. Allmächtiger Gott, welche reizende Schätze entdeckte ich! Meine Geliebte theilte meinen Rausch. Wir waren allein, und vor allen Zudringlichen und Mißgünstigen sicher. Hütet euch wohl, Neugierige, in die Geheimnisse der Liebe eindringen zu wollen!"

Als die Morgenröthe anbrach, fuhr Ali Schach fort, fand sie uns beide noch einander in den Armen liegend. Die ganze Nacht war vergangen, ohne daß wir auch nur ein Auge geschlossen hätten; indeß, dem Uebermaaß von Lust und Ermattung erliegend, überließ ich mich endlich dem Schlaf. Ich schlief noch ganz fest, als eine leichte Hand über meine Schenkel und Füße hinfuhr und mich aus meiner Schlaftrunkenheit weckte; ich öffnete die Augen und erblickte eine junge Sklavin damit beschäftigt, mich zu krauen. Meine Blicke hefteten sich unwillkührlich auf sie; ich empfand das heftigste Verlangen; der Teufel führte mich in Versuchung, und gewiß war er es selber, der sich unter der Gestalt dieses jungen Mädchens zu mir hereingeschlichen hatte; denn sie war von hinreißender Schönheit. „Mein Kind," sagte ich zu ihr, „woher kömmst du? wer bist du?" — „Ihr sehet hier eine eurer Sklavinnen vor euch, die sich sehr glücklich schätzen würde, wenn sie euch zu gefallen im Stande wäre, und de-

ren Gefühle nur zu sehr mit ihren Pflichten übereinstimmen." — „Aber ich erblicke ja nicht Sytt ad dunya; wo ist sie denn geblieben?" — „Sie befindet sich im Bade, und hat mir befohlen, euch zu wecken, damit ihr nachkommen könntet; allein, liebenswürdigster Gebieter, dürfte ich nicht in diesem Augenblick bei euch Sytt ad dunya's Stelle vertreten? vielleicht würdet ihr in meinen Armen nicht weniger Genuß und Vergnügen finden, als in den ihrigen." — „Kann ich auf deine Verschwiegenheit rechnen?" — „Ich muß euch darum bitten." — Ihre zärtlichen Geständnisse entflammten meine Einbildungskraft; ich ergriff sie, um sie an meine Brust zu drücken. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, daß sie sich sträubte „Warum denn dieser Widerstand?" rief ich aus.

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als Sytt ad dunya mit zornfunkelnden Augen und mit einer Peitsche hereintrat. „Verräther," rief sie, „wo sind deine Schwüre? Kaum hast du sie gethan, so sind sie auch schon gebrochen. Diese Sklavin hat bei dir bereits den Vorzug vor mir. Aber vernimm jetzt, daß ich sie selber zu dir geschickt habe, um deine Gesinnungen zu prüfen. Ich habe alles gesehen, alles gehört, und darf jetzt an deiner Untreue nicht mehr zweifeln. Ungeheuer, wie du, verdienen nicht zu leben.

In diesem Augenblick rief sie ihre Sklavinnen. Zwanzig Frauen ergriffen und banden mich, und man schickte sodann nach dem Polizeirichter. Sobald er kam, übergab man mich an ihn, und Sytt ad dunya sagte zu ihm: „Hier ist ein Räuber, der auf frischer That ertappt worden; er hat uns verschiedene Sachen von Werth gestohlen. Laß ihn mit Ruthen hauen, bis er seinen Diebstahl eingesteht; vor allen Dingen aber setze ihn ja nicht in Freiheit, ohne meine Genehmigung."

Nach dieser Anempfehlung verhüllte man wir den Kopf, und führte mich in das Haus des Polizeirichters. Ueberall, auf meinem ganzen Wege, rief man: „Ein Dieb,

ein Dieb!" Bei meiner Ankunft befahl der Polizeibeamte seinen Leuten, mir Stockschläge zu geben, bis ich das Verbrechen, dessen ich angeklagt war, eingestanden haben würde. Auf der Stelle fing man an, mich zu entkleiden und mit verdoppelten Hieben mich auf den Rücken zu schlagen, indem man immerfort rief: „Wo sind die Sachen, die du genommen hast?" Ich mochte zu ihnen immerhin sagen; „Ich habe ja gar nichts genommen; ich bin unschuldig;" alle meine Betheurungen halfen nichts, und sie schlugen immerfort auf mich los, bis ich die Besinnung verlor. Als der Beamte mich in diesem Zustande sah, ließ er mich in ein finsteres Loch werfen. Die Nacht kam heran, und meine sich abkühlenden Wunden verursachten mir brennende Schmerzen, welche mir dumpfe Seufzer entlockten. Während ich mich so beklagte, öffnete sich auf einmal die Mauer, und ein junges Mädchen, glänzend wie die Sonne nach einem Ungewitter, trat daraus hervor, näherte sich mir und sagte: „Junger Mann, du hast mir diese Nacht viel Unruhe gemacht. Seit langer Zeit habe ich hier meinen Aufenthalt, ich habe schon viele Gefangene hier gesehen, aber keiner hat so bittere Klagen geführt als du." — „Schöne Unbekannte," sagte ich zu ihr; „solltest du die Ursache meiner Klagen wissen, so würdest du, anstatt sie zu tadeln, ihnen dein Mitleid schenken. Sieh einmal die schreckliche Behandlung an, die ich hier erfahren habe." Zugleich zeigte ich ihr die Wunden, womit ich bedeckt war. Sie konnte sich beim Anblick derselben einer Anwandlung von Mitleid nicht erwehren, und sagte: „Solltest du bloß durch Zufall ein Dieb gewesen sein?" — „Nein, ganz und gar nicht," antwortete ich, „ich schwöre es bei dem Allmächtigen, nie habe ich etwas entwendet, nie einem etwas zu Leide gethan; meine Leiden sind einzig und allein das Werk eines feindlichen Geschicks." Die Unbefangenheit meiner Antwort überzeugte sie; ich erregte sogar ihre Neugierde und Theilnahme, und sie bat mich, ihr meine Abenteuer zu erzählen. Ich

suchte ihren Wunsch mit der größten Aufrichtigkeit zu befriedigen. Nachdem sie meine Erzählung angehört hatte, sagte sie zu mir: „Würdest du wohl dich zu rächen wünschen? Wenn du willst, so werde ich zu der grausamen Sytt ad dunya einen meiner Diener senden, der sie quälen und sogar verhindern wird, Nahrung zu sich zu nehmen." — „Gott behüte," erwiederte ich, „daß ich je einwillige, ihr den geringsten Schmerz zu verursachen. Sie ist immer noch meine Heißgeliebte, und mein Herz gehört ihr; ich werde selbst ihre Ungerechtigkeiten stets verehren."

„Junger Mann, ich begreife dich nicht. Die Grausame hat dich in die Hände des Polizeirichters gebracht, der an dir eine eben so strenge als ungerechte Strafe vollzogen hat, und jetzt, wo Gelegenheit ist, dich zu rächen, verschmähest du meine Anträge." — „Erinnere dich," sagte ich darauf zu ihr, „jenes alten Sprichwortes: Die Schläge von der Hand einer Freundinn scheinen so süß wie Weintrauben, und die Steine, die sie auf uns wirft, sind Granatäpfelkörner." Zugleich zerfloß ich in Thränen, und sagte folgende Verse:

„Lebe glücklich, meine zarte Freundin, laß mich seufzen und im Stillen dich anbeten. Ich werde stets alles lieben, was von dir kommt, und selbst deine Härte wird mir eine Wohlthat dünken."

Die schöne Unbekannte lächelte. „Junger Mann," sagte sie zu mir, „diese Gesinnungen gefallen mir, denn sie zeigen die Reinheit deines Herzens an. Es würde nur von dir abhängen, augenblicklich aus diesem Gefängniß herauszukommen; ich würde dich in einen prächtigen Palast führen, deine Vielgeliebte würdest du da in tiefem Schlummer antreffen, und sie würde nicht eher erwachen, als bis du sie in deine Arme schließen würdest. Aber ich fürchte bloß, daß sie, anstatt über die Aufrichtigkeit deiner Rückkehr erfreut zu sein, immerfort noch böse sein und dich fragen könnte, wer dein Befreier gewesen? Du würdest ihr dann antworten: Es war eine Frau, die ich

nicht kenne. Da sie nun mich noch viel weniger kennen und nicht wissen würde, wie gefährlich es ist, mir zu mißfallen, so wäre es möglich, daß sie dich wieder in die Hände des Polizeirichters ablieferte, der dann nicht unterlassen würde, dir, bevor ich es noch erführe, den Kopf abschlagen zu lassen. Um für eine solche Ungerechtigkeit Rache zu nehmen, müßte ich dann einen meiner Diener zu ihr mit dem Auftrage absenden, sie zu mißhandeln und bis auf den Tod zu peitschen; allein du hast mir zu viel Freundschaft eingeflößt, als daß ich dich einer so großen Gefahr aussetzen könnte. Ich habe ein sicheres Mittel, das mit keiner Gefahr verknüpft ist. Ich werde dir nämlich einen Talisman geben, der dir nichts zu wünschen übrig lassen wird; du wirst dann keine Macht der Erde fürchten dürfen, und nichts wird dir unmöglich sein; deine Heißgeliebte wird ganz von deiner Willkühr abhangen, du wirst sie nach deinem Gutdünken verderben oder begnadigen können, du wirst unumschränkt in der Stadt Bagdad gebieten können, und wirst von keiner Seite her den mindesten Widerstand finden; es wird bloß von dir abhangen, den Chalyfen abzusetzen, ihn umbringen zu lassen, und sogar diese Hauptstadt von Grund aus zu zerstören." Mit diesen Worten zog sie einen Ring aus ihrem Busen, den sie mir an den Finger steckte, und dabei sagte: „Sobald du etwas wünschen solltest, darfst du nur den Kasten dieses Ringes drehen, und sogleich wirst du vor dir meinen vertrauten Diener erscheinen sehen, dessen Macht, so zu sagen, unbeschränkt ist. Es ist einer von jenen Geistern, die sich gegen Salomon empörten, und wird pünktlich alle deine Befehle vollziehen. Probire in meiner Gegenwart die Eigenschaft des Ringes."

## Einhundert und drei und neunzigste Nacht.

Ich drehte sogleich den Kasten des Ringes, und sah sogleich die Gestalt erscheinen, wovon meine Befreierin

mir gesagt hatte. „Hier bin ich, Herr," sagte die Gestalt zu mir; „was verlangst du?" — „Wie ist dein Name?" — „Ich heiße Heïlfus." — Er hatte ein fürchterliches Ansehn; zwei ungeheure Zähne, so groß wie Mühlsteine, ragten aus seinem Munde hervor. „Könntest du mir wohl," sagte ich zu ihm, „einen Palast mit einem sehr hohen Saale bauen?" — „Sehr gern, ich mache mich sogar anheischig, ihn aufs prächtigste zu meubliren, und ihn mit alle den Dienern und Sklaven anzufüllen, die zu deinen Diensten erforderlich sind, und wenn du dich darin eingerichtet haben wirst, so darfst du bloß deine Wünsche äußern, und du wirst sie augenblicklich erfüllt sehen." — „Wie viel Monate werden erforderlich sein, ehe ich diesen Palast beziehen kann?" — „O, wer wird da von Monaten reden?" — „Oder wie viel Wochen?" — „Du darfst da weder eine Woche, noch auch einen einzigen Tag warten; noch in dieser Nacht soll alles angeordnet werden. Sage mir bloß, welcher Platz dir am besten gefallen würde; ist er zufällig etwa schon besetzt, so werde ich die Bewohner desselben vertilgen. Dein Palast soll noch vor Sonnenaufgang fertig gebaut sein, und ich hoffe sogar, er wird deine Erwartung übertreffen." — „Gott bewahre mich," sagte ich hierauf, „daß ich je einem seiner Geschöpfe ein Leides zufügen, oder die Ruhe desselben stören sollte." — „Willst du lieber, daß ich deinen Palast auf den Ruinen des Schlosses des Chalyfen, oder auf denen seines Wesyrs Giafar aufführen soll? Du darfst es bloß sagen." — „Heïlfus," antwortete ich ihm, „ich habe mich weder über den Chalyfen, noch über seinen Wesyr zu beklagen, und ich werde niemals ein Glück auf Kosten des ihrigen annehmen. Wenn es in deiner Macht steht, mir einen Palast zu verschaffen, so erbaue ihn an irgend einem äußersten Ende der Stadt, an einem Orte, wo er niemandem schadet." — „Folge mir," sagte darauf die Gestalt. Er führte mich nun aus der Stadt hinaus, errichtete mir auf einer kleinen Anhöhe

ein Zelt, und brachte mir dahin die köstlichsten Stärkungsmittel. Nachdem ich gegessen und getrunken hatte, überließ ich mich dem Schlafe, und die Morgenröthe begann eben anzubrechen, als ich meine Augen aufschlug. Ich befand mich in einem Palaste, der bereits mit aller Pracht meublirt war, ganz so, wie du ihn hier siehest. Eine zahlreiche Schaar von Sklaven und Sklavinnen umgab mich. „Wem gehört dieser Palast?" fragte ich Heilfus. — „Er gehört dir, und alle Sklaven, die du da siehest, stehen zu deinen Befehlen." — „Woher kommt dies alles?" — „Herr, wir gehören zu der Zahl jener Geister, denen nichts unmöglich ist, und ich habe eine Menge geringerer Geister zu meinen Befehlen. Einigen gab ich den Auftrag, mir einen Knaben und ein Mädchen zu verschaffen, und sie haben dergleichen unter den Kindern der Fürsten und Großen dieser Erde ausgesucht; andere waren mit dem Bau des Gebäudes beschäftigt, und ein jeder von ihnen durfte bloß einen einzigen Stein oder ein einziges Meubel zu diesem Palaste herbeibringen. Uebrigens sind keineswegs alle meine Diener dabei beschäftigt gewesen, denn ich habe bloß den zehnten Theil derselben dazu gebraucht; solltest du noch etwas wünschen, so wird dein Wunsch schnell erfüllt sein." Ich nahm jetzt von meiner neuen Wohnung Besitz; die Sklaven traten rings um mich her, und erwarteten schweigend meine Befehle. Ich verlangte von meinem Geiste eine Gondel, und augenblicklich verschaffte er mir die, welche du gesehen hast; ich bediente mich derselben zu Lustfahrten auf dem Tigris, indem ich vor mir her das Verbot ausrufen ließ, daß sich niemand auf dem Strom, ja nicht einmal am Fenster blicken lassen solle. Zugleich nahm ich den Chalyfentitel an, damit diese Neuigkeit von Mund zu Mund gehen und endlich bis vor die Ohren Harun Arreschyd's kommen möchte; ich hatte dabei keine andere Absicht, als die, seine Neugier zu reizen und seinen Argwohn rege zu machen. Er wird mich ohne Zweifel augenblicklich holen lassen,

und ich werde ihm dann mein Abenteuer erzählen. Es ist unmöglich, daß er nicht meinem Schicksale irgend einige Theilnahme schenken sollte. Er allein kann mich von den Verfolgungen Sytt ad dunya's befreien, wenn er ihrem Bruder Giafar befiehlt, mich mit ihr auszusöhnen; alle ihre Ungerechtigkeiten haben meine Liebe zu ihr nicht zu schwächen vermocht; der Schlaf flieht fern von meinen Augen hinweg, und mein Dasein ist mir lästig. Diese Frau ist mir übrigens zu theuer, als daß ich je daran denken könnte, mich für ihre Grausamkeit an ihr zu rächen, und wie könnte ich überhaupt gegen ihren Bruder Giafar irgend Haß fassen? Er weiß ja nicht, was zwischen uns vorgefallen ist. Sie war es, welche unsere Verbindung wünschte, sie warf in mein Herz die ersten Funken jenes verzehrenden Feuers, sie hat mich in den Abgrund der Leiden gestürzt, worin du mich siehest. Doch alle diese Ereignisse waren ohne Zweifel im Buche der Schicksale geschrieben, und wenn denn einmal der Wille des Höchsten so ist, so können sie auch wohl noch einen glücklichen Ausgang nehmen."

Die Erzählung aller dieser seltsamen Abenteuer versetzte den Chalyfen in das größte Staunen; nicht ohne einen geheimen Schauder sah er die fast unbegrenzte Macht Ali Schach's. „Junger Mann," sagte er zu ihm, „hast du je Ursache gehabt, dich über den Chalyfen zu beklagen?" — „Nein," antwortete dieser, „Harun Arreschyd ist ein Fürst, der eben so groß als gerecht ist; er kennt mich nicht, und er hat wohl nie von mir reden hören; doch wofern ihr einigen Zutritt bei ihm habt, so seid so gefällig, meine Vermittler zu sein und ihn zu veranlassen, daß er meinen Qualen ein Ende macht und mich mit Sytt ad dunya aussöhnet." — „Ali Schach," erwiederte Harun, „wie solltest du bei dem Besitz so vieler Mittel noch des Chalyfen oder irgend eines andern bedürfen? Vermagst du nicht die Ereignisse nach deinem Belieben zu lenken?" — „Wenn ich meine Macht anwenden sollte, so

würden daraus unvermeidliche Unannehmlichkeiten entstehen. Da meine Untreue das Herz meiner Gemahlin von mir entfremdet hat, so müßte ich fürchten, daß jeder Schritt der Annäherung von meiner Seite ihr nur noch mehr Stolz einflößen würde. Sie würde nicht unterlassen, das Unrecht, welches ich ihr gethan, zum Anlaß zu nehmen, um mich noch einmal mit derselben Härte zu behandeln; ich würde dann meinen Zorn nicht mehr unterdrücken können; sie würde sich gewiß dafür zu rächen suchen, denn sie ist Frau; endlich wäre es sogar möglich, daß der Chalyf, für welchen ich die aufrichtigsten Wünsche hege, über meine unkluge Verwegenheit ergrimmt, mir es niemals verzeihen würde, daß ich mir seinen Titel und seine Rechte angemaßt." — „Je nun, was würdest du dir aus seinem Zorne machen, da seine Rache dich ja nicht erreichen kann? Du besitzest einen Talisman, der eine Macht gibt, die weder der Chalyf noch seine Vorfahren jemals besessen haben, und die dich vor allen seinen Verfolgungen sicher stellt." — „Du hast Recht; aber Gott selbst beschützt die Majestät des Thrones, und es würde die höchste Ruchlosigkeit sein, gegen denjenigen sich aufzulehnen, der im Besitz der höchsten Gewalt ist; denn der Höchste sagt selber in seinem Koran: „Seid den Gewaltigen der Erde unterthan!"

Diese Antwort befriedigte und beruhigte den Chalyfen. „Deiner Hochachtung gegen die heiligen Rechte des Fürsten zufolge, werden wir uns beeifern, deine Angelegenheit dem Chalyfen vorzutragen, und wir hoffen, daß uns alles nach Wunsche gelingen wird."

Nach dieser Unterredung bat Harun nebst seinen Begleitern um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Ali Schach wollte sie noch aufhalten und lud sie ein, noch eine Nacht bei ihm zuzubringen; allein sie entschuldigten sich damit, daß sie sagten: „Wir fürchten, daß der Chalyf nach uns fragen und uns dann finden könnte; auch können wir uns nicht auf so lange entfernen. Indeß

rechne auf unsere Pünktlichkeit. Morgen wird er einige Beamten seines Hofes, ein Musikchor, und ein Ehrenkleid an dich schicken, nebst der Einladung, daß du in den Diwan kommen und dort deine Angelegenheit zu Ende bringen möchtest." — „Es ist meine Pflicht," antwortete Ali Schach, „ihm ein Geschenk zu schicken; ich hoffe, daß ihr gefälligst es übernehmen werdet, um es ihm in meinem Namen zu überreichen und ihn zur Annahme desselben zu bewegen." Zugleich nahm er aus einem Schmuckkästchen zwei Diamanten-Halsbänder. Harun weigerte sich, sie anzunehmen, wegen ihres unermeßlichen Werthes; doch Ali Schach bestand darauf, und übergab sie, bei der hartnäckigen Weigerung Harun's, an den Wesyr Giafar, der sie auch übernahm.

Der Tag begann schon anzubrechen, als sie nach dem Palaste des Chalyfen zurückkehrten. Der Chalyf hatte, bevor er im großen Sitzungssaale den Thron bestieg, noch eine geheime Unterredung mit dem Großwesyr. „Deine Schwester also," sagte er zu ihm, „ist die Hauptursache der Abenteuer, die wir so eben vernommen haben, so wie auch derer, die uns selber begegnet sind." — „Herr, ich wußte nichts von alle dem." — „Ich will es wohl glauben," erwiederte der Chalyf; „doch ich befehle dir, deine Schwester aufzusuchen und sie zu bewegen, daß sie sich mit ihrem Manne aussöhnt; ihre Weigerung würde dein und ihr Verderben nach sich ziehen." — „Ich eile, um deinen hohen Befehlen zu gehorchen, Fürst der Gläubigen," antwortete der Wesyr. Zitternd ging er aus dem kaiserlichen Palaste fort. Beim Eintritt in sein Haus, fand er seine Schwester in Thränen schwimmen; denn sie liebte den Ali Schach fast mehr noch, als sie von ihm geliebt wurde. Die Rache, die sie an diesem Ungetreuen genommen, war blos eine natürliche Folge ihrer heftigen Liebe gewesen; doch kaum hatte sie ihn dem Polizeibeamten überliefert, so machte der Zorn bei ihr dem Mitleid Platz, und sie hatte sehr bald ihre Grausamkeit bereut.

Den folgenden Tag schon hatte sie den Befehl hingeschickt, ihn aus dem Gefängniß herauszulassen und in ihr Haus zu führen; aber er war verschwunden. Bei dieser schrecklichen Nachricht hatte sie sich ganz der Verzweiflung überlassen, der Schlaf war von ihren Augen geflohen, Ströme von Thränen entrollten ihr Tag und Nacht, und in diesem Zustande befand sie sich noch, als ihr Bruder sie aufzusuchen kam. „Warum vergießest du Thränen, meine theure Sytt ad dunya?" fragte er sie. Sie wollte ihm anfangs die Ursache ihrer Betrübniß verhehlen; doch, wie vielen Zwang sie sich auch anthat, der Name Ali Schach, welcher ihr mitten unter ihren Seufzern entschlüpfte, verrieth ihr Geheimniß. „Wer ist denn dieser Ali Schach, dessen Namen du so oft aussprichst?" fragte sie ihr Bruder. — Nachdem die junge Prinzessin sich wieder gefaßt hatte, erzählte sie ihre Geschichte ganz treu. „Wie?" rief Giafar; „das alles ist vorgefallen, ohne daß ich darum wußte?" — „Ich fürchtete deinen Beifall nicht zu erhalten; denn du würdest mir unfehlbar vorgestellt haben, wie tief die Tochter und Schwester eines Wesyrs unter ihrem Stande heirathe, wenn sie sich mit dem Sohne eines Kaufmanns vermähle, und die Liebe, die er mir einflößt, zwang mich nun, vor dem theuersten Bruder ein Geheimniß zu haben."

Giafar wollte sich nicht länger verstellen; er erzählte ihr die Reihe von Abenteuern, die ihrem Gemahl begegnet waren, und fügte dann hinzu: „Wenn der Chalyf mir nicht aufgetragen hätte, euch zu versöhnen, so würde ich dich in diesem Augenblick erdolcht haben; indeß laß alle Furcht fahren, du wirst den, welchen du so zärtlich liebst, wiedersehen, suche ihm die schlechte Behandlung, die er auf deinen Befehl erlitten, vergessen zu machen."

Als Giafar nach dem kaiserlichen Palaste zurückkehrte, waren schon die Hofbeamten nebst dem Musikchor abgegangen, um an Ali Schach das Ehrenkleid zu überbringen. Bald darauf kam dieser selbst. Als er erschien,

stand Harun auf, trat ihm einige Schritte entgegen, und geruhte, ihn neben sich Platz nehmen zu lassen. Unter andern angenehmen Sachen sagte er ihm auch: „Du hattest gestern an deiner Tafel drei Gäste, die dich aufrichtig lieben; nämlich mich, den Wesyr Giafar und Mesrur. Ich will dich nicht länger aufhalten. Mein Wesyr ist beauftragt, dich zu deiner Gemahlin zu führen; ich wünsche, daß du ihre Entschuldigungen nicht zurückweisen und ihr dein Herz wiederschenken magst, ich hoffe, sie wird von nun an minder streng sein, und diejenige Achtung gegen dich beweisen, die einem Ehegatten und besonders einem Manne, wie du bist, gebührt.“ Giafar führte ihn auch wirklich in seinen Palast, wo Sytt ad dunya sie erwartete. Als er hineintrat, stand sie auf, entschuldigte sich gegen ihn, und ihre Versöhnung ward durch gegenseitige Umarmungen besiegelt. Ali Schach brachte den übrigen Theil des Tages und die ganze Nacht bei ihr, in dem Schooße der süßesten Vergnügungen, hin.

Den folgenden Tag ging er nach dem Diwan. Der Chalyf ließ ihn nochmals neben sich Platz nehmen und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. Ali Schach verwendete die übernatürliche Macht, womit er begabt war, dazu, um die Unternehmungen Harun's zu unterstützen und seinen Ruhm zu vermehren. So verlebten sie denn ein ganzes Jahr in der innigsten Freundschaft.

Als er eines Tages in seinen Palast zurückkehrte, fand er seine geliebte Sytt ad dunya von einer tödtlichen Krankheit befallen. Er setzte sich neben sie und verließ sie nicht, während der ganzen Krankheit, die bloß drei Tage dauerte; am vierten starb sie. Dieser Verlust verursachte ihm eine so tiefe Betrübniß, daß er jede Art von Trost verschmähte, und bald darauf selber starb. Man beerdigte beide in demselben Sarge und in demselben Grabe, und nachdem man ihre Körper sorgfältig gewaschen hatte. Harun war selber bei dem Leichenbegängniß zugegen und beweinte lange Zeit Ali Schach; denn er liebte ihn sehr.

Indeß, da die Könige nie ihren Vortheil aus dem Auge verlieren, so befahl er dem Giafar, jenen Zauberring zu suchen; allein, wie sehr man auch nachsuchte, es war nicht möglich, ihn zu finden.

Als Scheherasade diese Geschichte vollendet hatte, bezeigte ihr der Sultan, wie viel Vergnügen sie ihm dadurch gemacht habe; und da der Tag noch nicht anbrach, so genehmigte er gern, noch folgendes Abenteuer anzuhören:

## Frauenlist.

Man erzählt, daß in der Stadt Bagdad einst ein liebenswürdiger Jüngling von der anmuthigsten Gestalt und dem zierlichsten Wuchs gelebt habe; es war dieß der ausgezeichnetste unter allen Kaufmannssöhnen. Als er eines Tages in seinem Laden saß, ging ein reizendes Mädchen vorüber. Sie schlug die Augen empor, sah ihn an, und bemerkte über der Thür seines Ladens in sehr schönen Zügen folgende Worte geschrieben: „Es gibt keine List außer der Männerlist; denn sie übertrifft noch die List der Frauen.“ Sie ärgerte sich darüber, und nachdem sie eine Weile nachgedacht, sagte sie: „Ich schwöre es bei meinem Schleier, er soll ein Spiel der Frauenlist werden, und diese Inschrift ändern!“

### Einhundert und vier und neunzigste Nacht.

Den folgenden Tag kam sie wieder. Sie hatte das zierlichste Gewand an, war mit den kostbarsten Juwelen geschmückt, ihre Hände mit Henné gefärbt, und ihre Haarflechten rollten auf ihre Schultern herab. In ihrem Gange schwebte sie voll Adel und Leichtigkeit dahin, ihre Sklavinnen folgten ihr, bis sie sich endlich in den Laden die-

ses Kaufmanns hinsetzte, unter dem Vorwand, nach allerlei Waaren zu fragen. Nachdem sie ihn gegrüßt hatte, knüpfte sie das Gespräch mit ihm an. „Seht doch einmal," sagte sie zu ihm, „meinen schönen Wuchs an, und wie gerade gewachsen ich bin; ist es wohl erlaubt, sich über mich aufzuhalten und zu sagen, ich sei bucklig?" Zugleich enthüllte sie einen Theil ihrer Brust. Bei dem Anblick dieses blendendweißen Busens wurden dem Kaufmann alle Sinne betäubt, er verlor alle Fassung und rief: „Gott, verhülle dich mit einem Schleier!" — „Kann man sich wohl erlauben," erwiederte sie, „zu sagen, daß ich eine gemeine Figur habe?" Zugleich zeigte sie ihm ihren entblößten Vorderarm, den man für Krystall gehalten haben würde; sie entschleierte ihr Gesicht, welches dem Vollmonde glich, wenn er seiner vierzehnten Nacht entgegengeht, und sagte darauf zu ihm: „Wer kann wagen zu behaupten, daß mein Gesicht durch Blattern entstellt sei, und daß ich bloß auf einem Auge sehe?" Der Kaufmann gestand, daß sie Recht habe. „Aber, edles Fräulein, welcher Grund hat euch denn bewogen, mir die Theile eures Körpers enthüllt zu zeigen, die sonst gewöhnlich durch einen Schleier verhüllt sind?" — „Ihr werdet wissen, Herr," erwiederte sie, „daß ich die unglückliche Tochter eines Vaters bin, welcher der ärgste Tyrann und der verächtlichste Geizhals ist, der die geringste Ausgabe scheut, und keine Aufopferung machen will, um mich zu versorgen, ungeachtet der Wohlthaten, womit der Höchste ihn gesegnet hat; er ist zugleich einer der mächtigsten Männer dieser Zeit, und mit allen Vorzügen und Glücksgütern dieser Welt reichlich ausgestattet." — „Wer ist denn dein Vater, und welches ist denn sein Stand?" — „Mein Vater ist Groß-Kadi bei dem Gerichtshofe, zu welchem alle Beamten in der Stadt gehören." Mit diesen Worten verließ sie ihn und ging hinweg. Der trostlose Kaufmann, der von Liebe und Staunen hingerissen war, wußte nicht, ob er lebendig oder todt sei. Augenblicklich ver-

schloß er seinen Laden, und eilte nach dem Gerichtshofe, zu dem von ihr bezeichneten Staatsbeamten. Er tritt ein, begrüßt ihn, setzt sich nieder und sagt zu ihm: „Ich komme mit einem Gesuche zu euch; ich bin nämlich leidenschaftlich für eure geliebte Tochter eingenommen.“ — „Freund,“ erwiederte der Richter, „meine Tochter paßt nicht für euch. Sie ist weder einen so jungen Mann werth, noch eurer liebenswürdigen Eigenschaften und eurer freundlichen Bewerbung würdig.“ — „Diese Reden ziemen sich nicht wohl für euch; eure Tochter gefällt mir; warum wollt ihr meiner Absicht entgegen sein?“

Sie wurden endlich eins, und setzten in dem Ehevertrag fest, daß der zukünftige Ehemann fünf Beutel vor der Hochzeitfeierlichkeit, und funfzehn Beutel nachher als Witthum, um einer etwanigen Ehescheidung vorzubeugen, zahlen solle. Der Vater ließ es nicht an Vorstellungen bei ihm fehlen, doch dieser achtete nicht darauf, und verlangte schon für die nächste Nacht Zutritt bei ihr. Als sie nun wirklich in der folgenden Nacht zusammenzukommen im Begriff waren, und der künftige Ehemann sein Abendgebet verrichtet hatte, trat er in das Zimmer, welches für ihn bereitet war. Er zog den Schleier von dem Gesicht seiner Verlobten, betrachtete sie aufmerksam, und erblickte .... ein Ungeheuer von Mißgestalt. Man fand in diesem Mädchen alles vereinigt, was zur vollständigsten Häßlichkeit gehört. Er brachte also die Nacht mit ihr so zu, als ob er sich in den Gefängnissen des Deylem befunden hätte. Er sehnte sich bloß nach dem Anbruch des Morgens, um sie zu verlassen, und in ein Bad gehen zu können.

Er schlummerte da eine Weile, verrichtete seine Abwaschungen, begab sich dann in seinen Laden, öffnete ihn, und trank seinen Kaffee. Die Leute vom Hafen, die Kaufleute und die angesehensten Privatpersonen fingen an, sich bei ihm einzufinden, einige einzeln, andere in zahlreicher Gesellschaft beisammen. Sie scherzten mit ihm und sag-

ten: „Du hast uns also nicht für würdig geachtet, uns eine Schale Kaffee bei dir einnehmen zu lassen? Die Reize deiner jungen Gattin haben dir vermuthlich den ganzen Kopf und Verstand eingenommen. Der Höchste mache euch recht glücklich!“

Als der Tag schon etwas weiter vorgerückt war, kam auch die Urheberin dieses Scherzes gegangen. Sie neigte sich und schwebte sanft daher, wie ein junger Zweig in einem Garten. Sie war noch zierlicher gekleidet und noch wollüstiger geschmückt, als den vorigen Tag, und zwar so, daß die Vorübergehenden sich in zwei Reihen stellten, um sie zu sehen. Sie setzte sich in den Laden, und wünschte ihm einen guten Tag, mit den Worten: „Möge dieser Tag für dich glücklich sein, mein lieber Ola ed dyn! Gott beschütze dich, er mache dich fröhlich und über alle Maßen zufrieden!“ Auf dem Gesicht des Kaufmanns spiegelte sich seine Traurigkeit ab, er runzelte die Stirn, ehe er antwortete, und sagte dann zu ihr: „Erkläre mir, was ich dir gethan habe, daß du so gegen mich gehandelt hast?“ — „Du hast mir nichts gethan,“ erwiederte sie, „aber jene Inschrift über der Thür deines Ladens hat mich beleidigt. Kannst du sie ändern und das Gegentheil hinschreiben lassen, so will ich dich aus diesem schlimmen Handel ziehen.“

Augenblicklich zog der Kaufmann ein Goldstück hervor, gab es einem Sklaven und sagte zu ihm: „Geh zu dem und dem Schreiber, und sage ihm, er solle mit den schönsten Buchstaben blau und golden die Worte hinschreiben: „Es gibt keine List außer der Frauenlist; denn sie übertrifft noch die Männerlist.“ — „Laufe nur augenblicklich,“ rief das junge Mädchen.

Der Sklave suchte den Schreiber auf, der sofort die Inschrift hinzeichnete. Der Sklave brachte sie seinem Herren, und dieser brachte sie über seinem Laden an. Das junge Mädchen sagte hierauf zu ihm: „Stehe jetzt auf,

gehe nach der Gegend der Zitadelle, triff da mit den Possenreißern, den Affen- und Bärenführern eine Verabredung und befiehl ihnen, morgen früh dich im Justizpalaste aufzusuchen. Du wirst alsdann da sitzen und bei deinem Schwiegervater, dem Kadi, Kaffee trinken. Sie werden dir dann Glück wünschen, dich mit Segenswünschen überhäufen, und ausrufen: „Deine Tage mögen recht glücklich sein, lieber Vater, o du, unser Augapfel! Solltest du dich unser auch schämen, so werden wir uns doch eine Ehre daraus machen, mit dir verwandt zu sein; selbst wenn du uns fortjagen und von dir weisen solltest, wir werden dich dennoch nicht verlassen; denn du bist ja der Sohn unseres Oheims." Dann mußt du anfangen, Geld und allerlei Münze unter sie auszustreuen. Der Kadi wird dich darüber befragen, und du mußt ihm dann antworten: Mein Vater war eigentlich ein Affenführer, und dies ist mein Familiengewerbe; indeß, da uns Gott wohlhabend gemacht hat, so haben wir uns als Handelsleute bei dem Aufseher des Hafens in einige Achtung gesetzt."

Er that es, und alles kam so, wie es das junge Mädchen vorausgesagt hatte.

„Du bist also," sagte der Oberrichter zu seinem neuen Schwiegersohne, „ein Herumführer von Affen und gehörst also zu der Possenreißer-Truppe?" — „Ich kann," erwiederte der Kaufmann, „deiner Tochter zu Liebe nicht meine Familie verläugnen." — „Aber deshalb ziemt es immer nicht," fuhr der Richter fort, „daß die Tochter eines Rechtsgelehrten, der auf dem Teppich sitzt, wo die Urtheilssprüche gefällt werden, und dessen Geschlecht bis zu den Verwandten des Propheten Gottes hinaufsteigt, dir zur Frau gegeben werde; es ziemt sich nicht, daß die Tochter eines solchen Mannes einem Affenführer oder Taschenspieler preisgegeben werde." — „Allein," sagte der Kaufmann zu ihm, „ehrwürdiger Gesetzlehrer, bedenket, daß es jetzt meine rechtmäßige Frau ist; jedes ihrer Haare wiegt tausend Leben auf, und ich würde mich von ihr

nicht trennen, auch wenn ihr mir alle Reiche der Welt geben wolltet."

Endlich kam man doch zu dem Entschlusse, die Ehescheidungsformel auszusprechen; die Ehe wurde aufgelöst und man befreite den einen von dem andern.

Der Kaufmann kehrte jetzt zu der Urheberin des Scherzes zurück. Sie war die Tochter des Aeltesten der Schmiedezunft. Er hielt bei ihrem Vater um sie an, und heirathete sie. Sie blieben von nun an beisammen, und lebten in Wohlstand, Zufriedenheit und Lebensgenuß, der bis an ihr Ende fortdauerte.

Der Sultan hatte sich an der gutherzigen Einfalt des Richters und an der Gewandtheit des Mädchens sehr belustigt. „Herr," sagte Scheherasade, „wenn Euer Majestät mich noch länger leben lassen wollte, so würde ich euch morgen die Geschichte der Liebschaften des Ali Ebn Bekar und der Schemselnihar, der Favoritin des Chalyfen Harun Arreschyd erzählen." Der Sultan von Indien genehmigte es, auch noch die Geschichte anzuhören, und stand auf, um sich in die Rathsversammlung zu begeben.

## Einhundert und fünf und neunzigste Nacht.

Dinarsade, die nie versäumte, ihre Schwester zu wecken, rief sie diese Nacht zur gewöhnlichen Stunde: „Meine liebe Schwester," sagte sie zu ihr, „der Tag wird bald anbrechen; ich bitte dich, uns bis dahin noch eine der anmuthigsten Geschichten zu erzählen, die du weißt."

„Du brauchst keine andere zu wählen," sagte Schachriar, „als die von der Liebe des Abulhassan Ali Ebn Bekar und der Schemselnihar, Favoritin des Chalyfen Harun Arreschyd."

„Herr," sagte Scheherasade, „ich will sogleich eure Neugier befriedigen." Zu gleicher Zeit begann sie folgendermaßen:

# Geschichte

## des Abulhassan Ali Ebn Bekar und der Schemselnihar, Favoritin des Chalyfen Harun Arreschyd.

„Unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreschyd lebte zu Bagdad ein Spezereihändler, Namens Abulhassan Ebn Thaher, ein Mann von großem Reichthume, wohlgebildet und von sehr angenehmer Persönlichkeit. Er hatte mehr Geist und Feinheit, als gewöhnlich die Leute seines Gewerbes haben; seine Rechtlichkeit, seine Aufrichtigkeit und seine heitere Laune machten ihn beliebt und gern gesehen bei aller Welt. Der Chalyf, der seinen Werth kannte, setzte in ihn ein blindes Vertrauen. Er schätzte ihn so hoch, daß er ihm ganz die Sorge überließ, seine Favoritinnen mit allem zu versehen, dessen sie nöthig haben möchten. Er war es also der für sie die Kleider, das Hausgeräth und den Schmuck auswählte, und that dieses mit bewundernswürdigem Geschmacke.

Seine guten Eigenschaften und die Gunst des Chalyfen zogen die Söhne der Emire und der andern Beamten vom ersten Range in sein Haus, und dieses war der Sammelplatz des ganzen Hofadels.

Aber unter den jungen Herren, die ihn täglich besuchten, war einer, den er höher achtete, als alle die andern, und mit dem er eine besondere Freundschaft gestiftet hatte. Dieser Herr nannte sich Abulhassan Ali Ebn Bekar, und stammte aus einem alten Persischen Königshause, welches noch zu Bagdad bestand, nachdem die Muselmänner Persien durch Gewalt der Waffen erobert hatten. Die Natur schien ein Vergnügen daran gefunden zu haben, in diesem Prinzen alle seltenen Eigenschaften

des Leibes und des Geistes zu vereinigen. Sein Gesicht war von vollendeter Schönheit, sein Wuchs schlank, sein Anstand leicht, und seine Miene so einnehmend, daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne ihn sogleich zu lieben. Wenn er sprach, so geschah es immer in treffenden und gewählten Ausdrücken, mit anmuthiger und neuer Wendung; selbst der Ton seiner Stimme hatte etwas, das Alle bezauberte, die ihn hörten. Dabei hatte er viel Geist und Scharfsinn, und dachte und sprach über alle Dinge mit bewundernswürdiger Angemessenheit. Er war so zurückhaltend und bescheiden, daß er nie etwas behauptete, ohne mit aller möglichen Vorsicht den Verdacht abzuwenden, als ob er seine Meinung Andern aufdringen wollte. Bei solchen Eigenschaften, wie ich eben an ihm gerühmt habe, darf man sich nicht wundern, daß Ebn Thaher ihn vor den übrigen jungen Herren des Hofes auszeichnete, die meistentheils seinen Tugenden entgegengesetzte Laster hatten.

Eines Tages, als dieser Prinz bei Ebn Thaher war, erschien eine Frau auf einem schwarz und weiß gefleckten Maulthier, in der Mitte von zehn Sklavinnen, welche sie zu Fuß begleiteten, und alle sehr schön waren, so viel man aus ihrer Haltung und durch den Schleier erkennen konnte, der ihr Gesicht bedeckte. Die Frau trug einen rosenfarbenen vier Finger breiten Gürtel, auf welchem Perlen und Diamanten von außerordentlicher Größe glänzten; und in Ansehung ihrer Schönheit wie leicht zu bemerken, übertraf sie ihre Frauen so weit, als der Vollmond den zweitägigen Neumond. Sie hatte irgend einen Einkauf gemacht, und da sie mit Ebn Thaher zu sprechen hatte, so trat sie in seinen Laden, der sauber und geräumig war, und er empfing sie mit allen Zeichen der tiefsten Ehrerbietung, und bat sie, sich zu setzen, indem er ihr mit der Hand den Ehrenplatz anwies.

Der Prinz von Persien, der eine so schöne Gelegenheit, seine Feinheit und Höflichkeit zu zeigen, nicht wollte vorübergehen lassen, legte das Kissen von Goldstoff zu-

recht, welches der Frau zur Lehne dienen sollte, und zog sich dann eilig zurück, damit sie sich niedersetzen könnte. Hierauf begrüßte er sie, indem er den Teppich zu ihren Füßen küßte, erhob sich wieder und blieb am Ende des Sofa's vor ihr stehen. Da sie mit Ebn Thaher auf vertrautem Fuße stand, so nahm sie ihren Schleier ab, und ließ den Augen des Prinzen von Persien eine so außerordentliche Schönheit entgegen strahlen, daß er davon bis ins Herz getroffen wurde. Die Frau ihrerseits konnte sich auch nicht enthalten, den Prinzen zu betrachten, dessen Anblick auf sie denselben Eindruck machte.

„Herr," sagte sie zu ihm mit freundlicher Miene, „ich bitte euch, setzet euch."

Der Prinz von Persien gehorchte, und setzte sich auf den Rand des Sofa's. Seine Augen blieben stets auf sie geheftet, und er verschlang in langen Zügen das süße Gift der Liebe. Denn ihre Schönheit war so groß, daß man folgende Verse eines Dichters auf sie anwenden konnte:

„Sie ist die Sonne, und ihr Wohnsitz ist der Himmel: tröste also dein Herz mit dem besten Troste;"

„Denn zu ihr vermag man nicht hinaufzusteigen, und sie kann nicht zu dir herab."

Sie bemerkte bald, was in seiner Seele vorging; und diese Entdeckung mußte sie vollends für ihn entflammen. Sie stand auf, näherte sich Ebn Thaher, und nachdem sie ihm ganz leise die Absicht ihres Besuches gesagt hatte, fragte sie ihn nach dem Namen und Vaterlande des Prinzen von Persien. „Herrin," antwortete ihr Ebn Thaher, „dieser junge Herr, von dem ihr redet, nennt sich Abulhassan Ali Ebn Bekar, und ist ein Prinz von königlichem Geblüte."

Die Frau war erfreut, zu vernehmen, daß derjenige, den sie schon so leidenschaftlich liebte, von so hohem Stande war. „Ihr wollt ohne Zweifel sagen," begann sie wieder, „daß er von den Königen von Persien abstammt?"

„Ja, Herrin," erwiederte Ebn Thaher, „die letzten Könige von Persien sind seine Ahnen. Seit der Eroberung dieses Königreichs haben die Prinzen seines Hauses sich am Hofe unserer Chalyfen stets hervorgethan."

„Ihr macht mir ein großes Vergnügen," sagte sie hierauf, „mich mit diesem jungen Herrn bekannt zu machen." — „Sobald ich diese Frau sende," fügte sie hinzu, indem sie auf eine ihrer Sklavinnen zeigte, „um euch zu mir zu entbieten, so bitte ich euch, ihn mitzubringen. Ich möchte ihm gern die Pracht meines Hauses zeigen, damit er rühmen könne, daß bei den vornehmen Leuten in Bagdad der Geiz nicht herrschet. Ihr versteht wohl, was ich sagen will. Vergesset es nicht; sonst bin ich sehr böse auf euch, und komme in meinem Leben nicht wieder hieher."

Ebn Thaher hatte zu viel Scharfsinn, um aus diesen Worten nicht die Empfindungen der Frau zu erkennen. „Meine Fürstin, meine Königin," erwiederte er, „Gott bewahre mich, euch jemals einen Anlaß zum Zorne gegen mich zu geben. Ich werde mir es stets zum Gesetze machen, eure Befehle zu vollziehen."

Auf diese Antwort nahm die Frau Abschied von Ebn Thaher, indem sie ihm eine Verneigung mit dem Kopfe machte; und nachdem sie dem Prinzen von Persien einen freundlichen Blick zugeworfen hatte, bestieg sie wieder ihr Maulthier und ritt weg...."

Bei dieser Stelle schwieg die Sultanin Scheherasade, zum großen Mißvergnügen des Sultans von Indien, welcher aufstehen mußte, weil der Tag schon anbrach.

Sie setzte in der folgenden Nacht diese Geschichte fort, und sagte zu Schachriar:

---

## Einhundert und sechs und neunzigste Nacht.

„Herr, der Prinz von Persien, sterblich verliebt in die schöne Frau, begleitete sie mit den Augen, so lange

er sie sehen konnte; und als sie schon längst seinen Blicken entschwunden war, hielt er dennoch die Augen auf den Weg gerichtet, welchen sie genommen hatte.

Ebn Thaher machte ihm bemerklich, daß einige Leute ihn beobachteten und anfingen über seine Stellung zu lachen. „Ach," sagte der Prinz zu ihm, „die Leute und ihr würdet Mitleid mit mir haben, wenn ihr wüßtet, daß die schöne Frau, die eben von euch gegangen ist, den besseren Theil meiner selbst mit sich hinweg führt, und daß der übrige Theil nicht davon getrennt zu bleiben strebt! Saget mir, ich beschwöre euch darum," fügte er hinzu, „wer ist diese Frau, welche die Leute zur Liebe zwingt, ohne ihnen Zeit zur Besinnung zu lassen."

„Herr," antwortete ihm Ebn Thaher, „es ist die berühmte Schemselnihar[9]), die erste Favoritin des Chalyfen, unsers Herrn."

„Mit Recht führt sie diesen Namen," unterbrach ihn der Prinz, „denn sie ist schöner, als die Sonne an einem wolkenlosen Tage."

„Das ist wahr," erwiederte Ebn Thaher; „auch liebt sie der Beherrscher der Gläubigen sehr, oder vielmehr, er betet sie an. Er hat mir ausdrücklich befohlen, ihr alles zu liefern, was sie von mir fordert, und selbst, so viel es mir immer möglich ist, allen ihren Wünschen zuvorzukommen."

Er sprach also zu ihm, um ihn abzuhalten, sich in eine Liebe zu verstricken, welche nur unglücklich sein konnte: aber dies diente nur dazu, ihn noch mehr zu entflammen. „Es ahnte mir wohl, reizende Schemselnihar," rief er aus, „daß es mir nicht erlaubt sein würde, meine Gedanken bis zu euch zu erheben, dennoch fühle ich, obwohl ohne Hoffnung, von euch geliebt zu werden, daß es nicht in meiner Gewalt steht, aufzuhören euch zu lieben. Ich werde euch also ewig lieben, und mein Geschick segnen, der Sklave des schönstens Wesens zu sein, das die Sonne bescheint."

Während der Prinz von Persien also sein Herz der schönen Schemselnihar weihte, sann diese, indem sie heimkehrte, auf Mittel und Wege, den Prinzen zu sehen und sich ohne Zwang mit ihm zu unterhalten.

Sie war kaum wieder in ihrem Palaste angekommen, als sie zu Ebn Thaher diejenige von ihren Frauen schickte, die sie ihm gezeigt und in die sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatte, um ihm zu sagen, daß er ohne Aufschub mit dem Prinzen von Persien zu ihr kommen möchte.

Die Sklavin kam in Ebn Thahers Laden, in dem Augenblicke, als derselbe noch mit dem Prinzen von Persien sprach und sich bemühte, durch die stärksten Gründe ihm die Liebe zu der Favoritin des Chalyfen auszureden. Als sie beide beisammen sah, sagte sie zu ihnen: „Ihr Herren, meine verehrte Herrin Schemselnihar, die erste Favoritin des Beherrschers der Gläubigen, bittet euch in ihren Palast zu kommen, wo sie euch erwartet."

Ebn Thaher, um seinen schleunigen Gehorsam zu bezeigen, stand sogleich auf, und ohne der Sklavin etwas zu antworten, folgte er ihr, nicht ohne einiges Widerstreben. Der Prinz dagegen folgte ihr, ohne an die Gefahr zu denken, welche mit diesem Besuche verbunden war. Die Gegenwart Ebn Thahers, der freien Zutritt bei der Favoritin hatte, überhob ihn aller Unruhe. Beide folgten also der Sklavin, die etwas voraus ging, in den Palast des Chalyfen, und gelangten mit ihr an die Thür des kleinen Palastes der Schemselnihar, welcher schon geöffnet war. Sie führte beide in einen großen Saal, und bat sie, sich zu setzen.

Der Prinz glaubte sich in einen jener wonnevollen Paläste versetzt, welche man uns in jener Welt verheißt. Er hatte noch nichts gesehen, was mit der Pracht des Orts zu vergleichen war, wo er sich jetzo befand. Die Fußteppiche, die Lehnkissen und der übrige Zubehör des Sofa's, das Zimmergeräthe, die Zierrathen der Baukunst,

waren von einer Schönheit und einem Reichthume, die in Erstaunen setzten.

Bald nachdem er sich mit Ebn Thaher gesetzt hatte, brachte ihnen eine sehr saubere schwarze Sklavin einen mit den erlesensten Speisen besetzten Tisch, deren köstlicher Geruch die Feinheit ihrer Zurichtung ankündigte.

Während sie aßen, verließ die Sklavin, welche sie hergeführt hatte, sie nicht; sie war sehr bemüht, ihnen die Gerichte zu empfehlen, welche sie als die besten kannte; andere Sklavinnen schenkten ihnen gegen das Ende der Mahlzeit trefflichen Wein ein. Als sie fertig waren, reichte man jedem besonders ein Becken mit einem goldnen Gefäße voll Wasser, um sich die Hände zu waschen; und hierauf brachte man ihnen ein goldenes Rauchfaß, mit brennendem Aloeholz, womit sie sich den Bart und die Kleider durchräucherten. Auch wohlriechendes Wasser wurde nicht vergessen; es war in einem goldenen, mit Diamanten und Rubinen besetzten, eigens dafür bestimmten Gefäße, und wurde ihnen in beide Hände gesprengt, womit sie sich, der Gewohnheit gemäß, den Bart und das Gesicht benetzten.

Sie nahmen nun ihren Platz wieder ein; aber kaum hatten sie sich gesetzt, so bat die Sklavin sie, aufzustehen und ihr zu folgen. Sie öffnete ihnen eine Thüre des Saales, darin sie waren, und sie traten in einen größeren Saal von bewundernswürdiger Bauart: er hatte eine Kuppel von zierlicher Gestalt, getragen von hundert Säulen aus schönem alabasterweißem Marmor. Die Knäufe und Füße dieser Säulen waren mit vergoldetem Bildwerke von vierfüßigen Thieren und Vögeln mannigfaltiger Art geziert. Der Fußteppich dieses außerordentlichen Saales bestand aus einem einzigen Stücke Goldstoff, gestickt mit Rosensträußen von rother und weißer Seide, und gewährte, mit der eben so mit Arabesken bemalten Kuppel, einen reizenden Anblick. Zwischen jedem Säulenpaare stand ein auf dieselbe Art verzierter kleiner Sofa, nebst großen Ge-

fäßen von Porzelan, Jaspis, Gagath, Porphyr, Achat, und anderen kostbaren Gesteinen, geschmückt mit Gold und Juwelen. Die Zwischenräume der Säulen waren eben so viele große Fenster mit vorspringendem, gleich den Sofas verzierten Geländer, und gaben die Aussicht auf den reizendsten Garten von der Welt. Seine Gänge bildeten durch kleine Steine von verschiedenen Farben den Fußteppich des Saales nach, so daß, wenn man nach innen und außen blickte, es schien, als wenn der Saal und der Garten mit allen seinen Reizen auf einem und demselben Teppiche ständen. Der Blick war ringsum, längs der Gänge hin, durch zwei Kanäle mit krystallhellem Wasser begränzt, die im gleichen Kreise mit dem runden Saale liefen, und von welchen der eine etwas höhere wie eine ausgebreitete Silberdecke in den unteren herabfiel. Schöne Vasen von vergoldetem Erze, worin Gesträuche und Blumen standen, waren in gewissen Entfernungen ausgestellt. Diese Gränze durchschnitten große, mit schlanken und laubigen Bäumen besetzte Räume, wo tausend Vögel ein klangvolles Konzert anstimmten, und das Auge durch Hin- und Herfliegen ergötzten, so wie durch ihre bald unschuldigen, bald blutigen Kämpfe, welche sie sich in der Luft lieferten.

Der Prinz und Ebn Thaher verweilten lange bei der Betrachtung dieser großen Pracht. Bei jedem Gegenstande, der ihnen auffiel, brachen sie in lautes Erstaunen und Bewunderung aus; besonders der Prinz von Persien, der niemals etwas anders gesehen hatte, das mit dem zu vergleichen war, was er jetzo sah. Und Ebn Thaher, obwohl er schon einigemal diesen prächtigen Ort betreten hatte, entdeckte darin noch Schönheiten, welche ihm ganz neu erschienen. Kurz, beide wurden nicht müde, so viel seltene Gegenstände, zu bewundern, und sie waren noch angenehm damit beschäftigt, als sie eine Gesellschaft reichgekleideter Frauen erblickten. Sie saßen alle draußen, in einiger Entfernung von dem Saale, jede auf einem Stuhle von Indischem, mit Silberdraht ausgezierten Platanenholze,

mit einem Musikinstrument in der Hand; und sie erwarteten nur den Befehl, um darauf zu spielen.

Sie stellten sich beide an das Geländer, wo man das Gesicht dieser Sklavinnen sehen konnte; und indem sie von hier zur Rechten schauten, sahen sie einen großen Hof, aus welchem Stufen in den Garten heraufführten, und der von sehr schönen Gemächern umgeben war.

Die Sklavin hatte sie verlassen, und als sie so allein waren, unterhielten sie sich eine Zeitlang. „Ihr, als ein kluger Mann," sagte der Prinz von Persien, „betrachtet ohne Zweifel auch mit großer Zufriedenheit diese Zeichen von Größe und Macht. Ich, für mein Theil, glaube, daß es nichts Erstaunlicheres auf der Welt gibt; aber wenn ich daran denke, daß dieses die glänzende Wohnung der nur zu liebenswürdigen Schemselnihar, und daß es der erste Monarch der Erde ist, der sie hier gefangen hält, so gestehe ich euch, daß ich mich als den Unglücklichsten aller Menschen fühle. Mich dünkt, daß es keine grausamere Bestimmung gibt, als die meinige, einen Gegenstand zu lieben, der in der Gewalt meines Nebenbuhlers ist, und zwar an einem Orte, wo dieser Nebenbuhler so mächtig ist, daß ich diesen Augenblick selbst meines Lebens nicht sicher bin."

Scheherasade erzählte diese Nacht nicht weiter, weil sie den Tag anbrechen sah. In der folgenden Nacht nahm sie den Faden wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

---

## Einhundert und sieben und neunzigste Nacht.

„Herr, als Ebn Thaher den Prinzen von Persien also reden hörte, antworte er ihm: „Herr, wollte Gott, daß ich euch eben so gewisse Versicherungen über den glücklichen Erfolg eurer Liebe geben könnte, als über die Sicherheit eures Lebens! Obgleich dieser prächtige Palast dem Chalyfen gehört, der ihn eigens für Schemselnihar

hat bauen lassen, unter dem Namen: Palast der ewigen Freuden, als einen Theil seines eigenen Palastes, nichts destoweniger müßt ihr wissen, daß diese Frau darin in vollkommner Freiheit lebt. Sie ist nicht von Verschnittenen umgeben, die über alle ihre Handlungen wachen. Sie hat ihr eigenes Hausgesinde, worüber sie unbeschränkt schaltet. Sie geht aus in die Stadt, ohne jemand um Erlaubniß zu fragen; sie kömmt wieder, wann es ihr beliebt; und niemals besucht sie der Chalyf, ohne Mesrur, das Oberhaupt seiner Verschnittenen, vorauszusenden, sie davon zu benachrichtigen, um sie auf seinen Empfang vorzubereiten. Also dürft ihr ganz ruhig sein, und alle eure Aufmerksamkeit auf das Konzert richten, womit, wie ich sehe, Schemselnihar euch beehren will."

Indem Ebn Thaher diese Rede endigte, sahen sie die vertraute Sklavin der Favoritin kommen, die den vor ihnen sitzenden Frauen den Befehl ertheilte, zu singen und ihre Instrumente zu spielen. Sogleich spielten alle zusammen, wie zum Eingange; und nachdem sie eine Weile so gespielt hatten, fing eine allein an zu singen, und begleitete ihre Stimme mit einer Laute, welche sie bewundernswürdig schön spielte. Sie sang mit wohllautender Stimme folgende Verse:

„O Schönheit, zu welcher die Liebe in meinem Herzen mit jedem Augenblicke wächst, herrsche über mich, wie dir es beliebt;"

„Und kühle durch deine Annäherung die Flammen meines Herzens, welches deine Entfernung aufzehrt."

„Nimm zum Lohne dahin, was du immer willst: — doch keinen andern Lohn kann ich dir bieten, als meinen Märtyrer-Tod!"

Da sie angewiesen war, über welchen Gegenstand sie singen sollte, so waren ihre Worte so übereinstimmend mit den Empfindungen des Prinzen von Persien, daß er sich nicht enthalten konnte, am Ende des Gesanges seinen Beifall auszudrücken. „Ist es möglich," rief er aus, „daß

ihr die Gabe habt, in die Herzen einzudringen, und daß eure Kunde von dem, was in dem meinen vorgeht, euch veranlaßt habe, uns eure reizende Stimme in diesem Gesange hören zu lassen? Ich vermöchte mich selber nicht anders auszudrücken."

Die Sängerin antwortete nichts auf die Anrede. Sie fuhr fort, und sang noch folgende Verse:

„Ich bin von Liebe für sie entbrannt, ohne je gewußt zu haben, was Liebe ist."

„In meinem Herzen und Busen wüthet eine Flamme, die mich wahnsinnig macht."

„Thränen vergießen ist mir zur heiligen Pflicht geworden; und wider meinen Willen zu seufzen, kann ich nicht mehr unterlassen."

Der Prinz wurde hierdurch so gerührt, daß er die Worte mit Thränen in den Augen wiederholte; was genugsam zu erkennen gab, daß er den Sinn derselben auf sich anwendete. Als sie alle ihre Verse gesungen hatte, stand sie mit ihren Begleiterinnen auf, und alle zusammen stimmten folgenden Gesang an:

„Gott ist groß!"

„Nun erscheint der Vollmond, und die Sonne vereinigt nun die Geliebte mit dem Liebenden!"

„Wer hat wohl je die Sonne und den leuchtenden Mond in den Gärten des ewigen Vergnügens und der Welt vereinigt gesehen?!"

Das bedeutete, daß Schemselnihar nun erscheinen, und der Prinz von Persien alsbald das Vergnügen haben würde, sie zu sehen.

In der That bemerkten Ebn Thaher und der Prinz von Persien, indem sie nach der Seite des Hofes hinblickten, daß die vertraute Sklavin sich näherte, in Begleitung von zehn schwarzen Frauen, die mit vieler Mühe einen großen, bewunderswürdig gearbeiteten Thron von gediegenem Silber trugen, welchen sie in einer gewissen Entfernung vor ihnen hinsetzen ließ; worauf die schwarzen

Sklavinnen sich hinter die Bäume am Anfange eines Ganges zurückzogen.

Demnächst kamen zwanzig, sämmtlich schöne und sehr reich und auf gleiche Weise gekleidete Frauen, in zwei Reihen daher, jede mit einem Instrument, auf welchem sie spielten und dazu sangen, und stellten sich so zu beiden Seiten des Thrones.

Alle diese Dinge fesselten die Aufmerksamkeit des Prinzen von Persien und Ebn Thahers um so mehr, als die beiden begierig waren, zu sehen, womit sie beschließen würden.

Endlich sahen sie an derselben Thüre, aus welcher die zehn schwarzen Weiber mit dem silbernen Throne, und die folgenden zwanzig Sängerinnen gekommen waren, zehn andere gleich schöne und reich gekleidete Frauen erscheinen, welche einige Augenblicke dort stille standen. Sie erwarteten ihre Herrin, die endlich erschien und in ihre Mitte trat. . . ."

Der Tag, welcher schon das Gemach Schachriars zu erhellen begann, legte Scheherasaden Stillschweigen auf. In der folgenden Nacht fuhr sie also fort:

---

## Einhundert und acht und neunzigste Nacht.

„Schemselnihar trat also in die Mitte der zehn Frauen, die sie an der Thüre erwartet hatten. Sie war leicht unter ihnen zu erkennen, sowohl durch ihren Wuchs und ihre majestätische Haltung, als durch eine Art Mantel von einem sehr leichten himmelblauen, mit Gold durchwirkten Stoffe; sie trug diesen auf den Schultern befestigt, über ihrem Kleide, welches das sauberste, geschmackvollste und prächtigste war, das man sich nur denken kann. Die Perlen, Diamanten und Rubinen, welche ihr zum Schmucke dienten, waren nicht in Ueberladung ausgestreuet: alles war nur in kleiner Anzahl da, aber auserlesen und von unschätzbarem Werthe. Sie trat mit einer Majestät daher,

wie die Sonne in ihrem Laufe mitten durch das Gewölk, welches ihren Glanz aufnimmt, ohne ihn zu verhüllen, und setzte sich auf den silbernen Thron, der für sie hergebracht war.

Sobald der Prinz von Persien Schemselnihar erblickte, hatte er nur Augen auf sie. „Man erkundigt sich nicht mehr nach dem, das man suchte, sobald man es erblickt," sprach er zu Ebn Thaher; „und aller Zweifel schwindet, sobald die Wahrheit sich offenbart. Seht ihr diese bezaubernde Schönheit? Sie ist die Ursache meiner Leiden; die ich segne, und nicht aufhören werde zu segnen, wie hart und wie langwierig sie auch sein mögen! Bei diesem Anblicke bin ich meiner selbst nicht mehr mächtig; meine Seele geräth in Unruhe und Empörung, und ich fühle, daß sie mich verlassen will. So geh denn hin, o meine Seele, ich erlaube es dir! Aber thu es zum Wohle und zur Erhaltung dieses gebrechliches Leibes. — Ihr seid es, grausamer Ebn Thaher, der diese Verwirrung veranlaßt hat: ihr wähntet mir ein großes Vergnügen zu machen, indem ihr mich hieher führtet; und ich sehe, daß ich zur Vollendung meines Verderbens her gekommen bin — Verzeihet mir," fuhr er fort, indem er sich wieder faßte, „ich täusche mich, gern bin ich her gekommen, und ich habe nur mich anzuklagen." Bei diesen Worten zerfloß er in Thränen.

„Es freut mich," sagte Ebn Thaher darauf, „daß ihr mir Gerechtigkeit widerfahren laßt. Als ich euch sagte, daß Schemselnihar die Favoritin des Chalyfen ist, that ich es ausdrücklich deshalb, um dieser unseligen Leidenschaft zuvorzukommen, welche ihr mit Wohlgefallen in eurem Herzen nähret. Alles, was ihr hier sehet, muß euch davon abwenden, und ihr dürft nur noch den Empfindungen der Dankbarkeit Raum geben, für die Ehre, welche Schemselnihar euch erweiset, indem sie mir befahl, euch mit mir zu bringen. Rufet also eure verwirrte Vernunft zurück, und setzet euch in den Stand, vor ihr

zu erscheinen, wie der Wohlstand es fordert. Sehet, da kömmt sie. Wäre es nicht schon so weit gediehen, so würde ich andere Maaßregeln nehmen; weil aber die Sache nun einmal geschehen ist, so bitte ich Gott, daß es uns nicht gereuen möge. — Was ich euch noch einzuschärfen habe," fuhr er fort, „ist, daß die Liebe eine Verrätherin ist, und euch in einen Abgrund stürzen kann, aus welchem ihr euch nie wieder befreiet."

Ebn Thaher hatte nicht Zeit, noch mehr zu sagen, weil Schemselnihar herankam. Sie setzte sich auf ihren Thron, und grüßte sie beide durch eine Neigung des Hauptes. Aber ihre Augen verweilten auf dem Prinzen von Persien, und beide unterredeten sich mit einander in einer stummen, mit Seufzern untermischten Sprache, durch welche sie sich in wenigen Augenblicken mehr sagten, als sie in langer Zeit durch Worte vermocht hätten. Je länger Schemselnihar den Prinzen ansah, je mehr bestärkten ihre Blicke sie in dem Gedanken, daß er gegen sie nicht gleichgültig wäre; und schon überzeugt von der Gegenliebe des Prinzen, fühlte sie sich die glücklichste Sterbliche auf der Welt. Sie wandte endlich ihre Augen von ihm, und befahl den Frauen, die zuerst gesungen hatten, sich zu nähern. Diese standen auf, und während sie herantraten, kamen die schwarzen Weiber aus dem Baumgange wieder hervor, trugen ihnen die Stühle nach, und stellten sie nahe an das vorspringende Fenster des Saales, wo Ebn Thaher und der Prinz von Persien saßen, dergestalt, daß die Stühle mit dem Throne der Favoritin und den Frauen zu ihren Seiten, einen Halbkreis vor ihnen bildeten.

Als die Frauen, welche zuvor auf den Stühlen saßen, auf einen Wink Schemselnihars, alle ihren Platz wieder eingenommen hatten, wählte ihre reizende Herrin eine von ihnen aus, zu singen. Nachdem diese Frau ihre Laute gestimmt hatte, sang sie folgendes Lied:

„Der Geliebte eilet zu der Geliebten, und die Zärtlichkeit macht beide Herzen zu einem Herzen."

„Sie nahen sich dem Bache der Liebe, und genießen in vollem Maaße seines köstlich süßen Wassers."

„Hier verweilen sie, und mit Thränen im Auge wiederholen sie sich folgende Worte:

„Warum gehöre ich nicht dir, und du mir an? Allein das Geschick ist schuld daran, nicht uns ist die Schuld zuzuschreiben, die wir unter dem Einflusse des Geschickes stehen."

Schemselnihar deutete durch Blicke und Gebehrden diese Worte so sichtlich auf sich und den Prinzen von Persien, daß dieser sich nicht länger halten konnte. Er stand halb auf, lehnte sich über die Fensterbrüstung hinaus, und bat eine von den nächsten Gespielinnen der Frau, die eben gesungen hatte, auf sein Thun acht zu geben; und da sie nahe war, sagte er zu ihr: „Merket auf mich, und erzeiget mir die Gefälligkeit, mit eurer Laute den Gesang zu begleiten, den ich anstimmen werde." Und nun sang er folgendes Lied:

„Wegen der großen Entfernung, die zwischen dir und mir ist, ziemt meinem Auge nichts anders als Weinen: du Wonne und Sehnsucht meiner Augen, du einziges Ziel meiner Wünsche, du mein Abgott!"

„Erleichtere das Schicksal desjenigen, dessen Augen in Thränen des Kummers und der Betrübniß schwimmen, dessen Liebe sein Innerstes durchdringt, und dessen Schwermuth sonst lebenslang dauern wird."

Sobald er geendigt hatte, folgte Schemselnihar seinem Beispiele, und sagte zu einer ihrer Frauen: „Merke auf mich, und begleite meine Stimme." Zu gleicher Zeit sang sie ein Lied, welches das Herz des Prinzen nur noch mehr in Flammen setzte; und dieser antwortete ihr wieder durch einen Gesang, der noch leidenschaftlicher war, als der zuerst gesungene.

Als die beiden Liebenden also durch ihre Gesänge ihre wechselseitige Zärtlichkeit erklärt hatten, vermochte Schemselnihar nicht länger der Gewalt der ihrigen zu

widerstehen. Ganz außer sich erhub sie sich von ihrem Throne, und näherte sich der Thüre des Saales. Der Prinz, ihre Absicht verstehend, erhub sich auch sogleich und eilte ihr entgegen. Beide begegneten sich unter der Thüre, wo sie einander die Hände entgegenstreckten, und sich mit solcher Inbrunst umarmten, daß sie ohnmächtig wurden. Sie wären umgesunken, wenn die Frauen, welche Schemselnihar gefolgt waren, es nicht verhindert hätten; diese hielten sie aufrecht, und trugen sie auf ein Sofa, wo sie sie wieder zu sich brachten, indem sie ihnen wohlriechendes Wasser ins Gesicht spritzten und sie mehrere andere Wohlgerüche einziehen ließen.

Als beide wieder zur Besinnung gekommen waren, war das erste, was Schemselnihar that, daß sie nach allen Seiten um sich blickte; und da sie Ebn Thaher nicht sah, fragte sie hastig, wo er wäre. Ebn Thaher hatte sich aus Ehrerbietigkeit entfernt, während die Frauen um ihre Gebieterin beschäftigt waren, und fürchtete mit Recht üble Folgen von dem, was er eben gesehen hatte. Sobald er hörte, daß Schemselnihar nach ihm fragte, näherte er sich, und trat vor sie hin ....“

Bei dieser Stelle hörte die Sultanin Scheherasade auf zu erzählen, weil der Tag anbrach. In der folgenden Nacht fuhr sie also fort:

---

## Einhundert und neun und neunzigste Nacht.

„Schemselnihar war erfreut, Ebn Thaher zu sehen, und bezeugte ihm ihre Freude in folgenden verbindlichen Worten: „Ebn Thaher, ich weiß nicht, wie ich euch für die unendlichen Verpflichtungen, welche ich gegen euch habe, meine Erkenntlichkeit bezeigen soll. Ohne euch hätte ich den Prinzen von Persien nie kennen gelernt und das Liebenswürdigste, daß es auf der Welt gibt, nie geliebt. Seid indeß überzeugt, daß ich nicht undankbar ster-

den werde, sondern daß meine Erkenntlichkeit wo möglich dem Dienst entsprechen soll, den ich euch verdanke."

Ebn Thaher antwortete auf diese höfliche Anrede nur durch eine tiefe Verbeugung, und wünschte Schemselnihar die Erfüllung aller ihrer Wünsche.

Schemselnihar wandte sich nun zu dem Prinzen von Persien, der neben ihr saß, und indem sie ihn mit einer Art von Verwirrung über das zwischen ihnen Vorgefallene anblickte, sprach sie zu ihm: „Mein Theurer, ich bin versichert, daß ihr mich liebt; und mit welcher Gluth ihr mich auch liebt, ihr könnt nicht zweifeln, daß meine Liebe eben so heftig sei, als die eure. Aber verhehlen wir es uns nicht: wie sehr auch eure Gefühle mit den meinen übereinstimmen, so sehe ich doch auch für euch, wie für mich, nichts als Sorgen, Sehnsucht und tödliches Weh. Es gibt kein anderes Mittel gegen unsere Leiden, als uns immerdar zu lieben, uns in den Willen des Himmels zu ergeben, und zu erwarten, was er über uns verhängt."

„Herrin," antwortete ihr der Prinz von Persien, „ihr würdet mir das größte Unrecht von der Welt thun, wenn ihr nur einen Augenblick an der Dauer meiner Liebe zweifeltet: sie ist mit meiner Seele dergestalt vereinigt, daß sie den besseren Theil derselben ausmacht, und daß ich sie selbst nach meinem Tode noch bewahren werde. Leiden, Qualen, Martern, nichts vermag mich zu hindern, euch zu lieben." Indem er diese Worte aussprach, flossen seine Augen von Thränen über; und Schemselnihar konnte die ihrigen nicht zurückhalten.

Ebn Thaher nahm diese Zeit wahr, zu reden: „Herrin," sagte er zu ihr, „erlaubet mir, euch zu erinnern, daß ihr, anstatt in Thränen zu zerfließen, lieber euch freuen solltet, euch so vereint zu sehen. Ich begreife nicht euren Schmerz. Wie wird es erst sein, wenn die Nothwendigkeit euch zwingt, euch zu trennen? Wir sind schon lange hier; und ihr wißt, Herrin, daß es Zeit ist, uns zurückzuziehen."

„Ach, wie grausam ihr seid!“ erwiederte Schemselnihar. „Ihr, der die Ursache meiner Thränen kennt, solltet ihr nicht Mitleid mit dem unglücklichen Zustande haben, worin ihr mich sehet? Traurige Nothwendigkeit! Was habe ich denn verbrochen, daß ein grausames Verhängniß mir verbietet, mich dessen zu erfreuen, das ich einzig liebe?“

Da sie überzeugt war, daß Ebn Thaher nur aus Freundschaft zu ihr gesprochen, so nahm sie ihm nicht übel, was er zu ihr gesagt hatte, vielmehr benutzte sie es. In der That gab sie der vertrauten Sklavin einen Wink, und diese ging sogleich hinaus, und brachte bald darauf einen kleinen silbernen, mit Früchten besetzten Tisch, welchen sie zwischen ihre Gebieterin und den Prinzen von Persien hinstellte. Schemselnihar wählte das beste darunter aus, reichte es dem Prinzen, und bat ihn, ihr zu Liebe davon zu essen. Er nahm es, und brachte die Stelle an seinen Mund, welche sie berührt hatte. Er reichte seinerseits einige Früchte an Schemselnihar, die sie auch nahm und auf dieselbe Weise aß. Sie vergaß auch nicht, Ebn Thaher einzuladen, mit ihnen zu essen; dieser aber, der sich an einem Orte sah, wo er sich nicht in Sicherheit glaubte, wäre lieber zu Hause gewesen, und aß nur aus Gefälligkeit mit. Nachdem abgetragen war, brachte man ein silbernes Becken mit Wasser in einem goldenen Gefäße, und sie wuschen sich sämmtlich die Hände. Hierauf nahmen sie ihre Plätze wieder ein, und drei von den zehn Frauen brachten jede eine Schale von Bergkrystall voll köstlichen Weines, auf einer goldenen Unterschale, und setzten sie vor Schemselnihar, dem Prinzen von Persien und Ebn Thaher hin.

Um mehr allein zu sein, behielt Schemselnihar nur die zehn schwarzen Frauen, die singen und spielen konnten, bei sich; und nachdem sie alle übrigen weggeschickt hatte, nahm sie eine der Trinkschalen, und dieselbe in der

Hand haltend, sang sie folgende zärtliche Worte, welche eine der Frauen mit ihrer Laute begleitete:

„Mein Leben gebe ich preis für denjenigen, der meinen Gruß so freundlich erwiederte; er hat meine Lust zur Liebe wieder erneuert, nachdem ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte."

„So oft er erscheint, so verräth bei mir die Sehnsucht meine Geheimnisse, und offenbaret dem, der mich darum beneidet, was in meinem Innersten vorgeht."

„Er weinet vor Neid, ich vor Liebesfreude. Jeder, der es siehet, sollte glauben, wir weinen beide vor Liebe zu ihm."

Als sie dies gesungen hatte, trank sie; hierauf nahm sie eine der beiden andern Schalen, reichte sie dem Prinzen, und bat ihn, ihr zu Liebe zu trinken. Er nahm sie mit freudigem Entzücken der Liebe; aber bevor er trank, sang er auch folgendes Lied, welches eine andere der Frauen mit ihrem Saitenspiele begleitete:

„Es fließen meine Thränen, sie gleichen meinem Weine und vermischen sich mit ihm: wer hat je, wie ich, das Auge zum Becher gehabt?"

„Und wahrlich, ich weiß nicht, ob Wein aus meinen Augen quillt, oder ob ich von meinen Thränen trinke."

Und indem er so sang, flossen seine Augen von Thränen über.

Schemselnihar reichte endlich die dritte Schale an Ebn Bekar, der ihr für ihre Güte und die ihm erwiesene Ehre höflich dankte; und eine andere Sklavin nahm die Laute, und sang für ihn folgende Verse:

„Die Thränen verdrängen einander auf seinen Wangen, wegen des Liebesbrandes, der in seiner Brust wüthet."

„Er weint in der Geliebten Nähe, aus Furcht vor ihrer Entfernung. Ferne und nahe strömen die Thränen gleich stark."

Hierauf nahm Schemselnihar einer ihrer Frauen die Laute aus der Hand, und begleitete sie mit ihrer Stimme auf eine so leidenschaftliche Weise, daß sie ganz außer sich schien; und der Prinz von Persien, mit fest auf sie gehefteten Augen, saß unbeweglich, als wenn er verzaubert wäre.

Mittlerweile trat die vertraute Sklavin ganz verstört herein, und sagte zu ihrer Herrin: „Gnädige Frau, Mesrur und zwei andere Hofbedienten, in Begleitung mehrerer Verschnittenen, sind an der Thüre, und verlangen im Namen des Chalyfen mit euch zu sprechen.“ Als der Prinz von Persien und Ebn Thaher diese Worte vernahmen, veränderten sie die Farbe, und fingen an zu zittern, als wenn ihr Untergang schon gewiß wäre. Aber Schemselnihar, die es bemerkte, beruhigte sie durch einen Seufzer ....“

Das anbrechende Tageslicht nöthigte Scheherasaden, hier ihre Erzählung zu unterbrechen. Sie nahm sie in der folgenden Nacht wieder auf.

---

## Zweihundertste Nacht.

„Nachdem Schemselnihar den Prinzen von Persien und Ebn Thaher beruhigt hatte, trug sie ihrer vertrauten Sklavin auf, hinzugehen, und Mesrur und die beiden andern Hofbedienten des Chalyfen so lange zu unterhalten, bis sie selber sich in den Stand gesetzt hätte sie zu empfangen, und ihr sagen ließe, sie herein zu führen.“

Sogleich befahl sie, alle Fenster des Saales zu schließen, und die gemalten Vorhänge auf der Gartenseite niederzulassen. Und nachdem sie den Prinzen und Ebn Thaher versichert hatte, daß sie ohne Furcht dort bleiben könnten, ging sie aus der Thüre, die nach dem Garten führte, und schloß sie hinter sich zu. Aber wie sehr sie ihnen

auch ihre Sicherheit verbürgte, so empfanden beide gleichwohl die lebhafteste Unruhe, während der ganzen Zeit, daß sie allein waren.

Sobald Schemselnihar mit ihrem Gefolge im Garten war, ließ sie die Stühle, auf welchen die Frauen nahe am Fenster vor dem Prinzen von Persien und Ebn Thaher gesessen und gespielt hatten, wieder wegtragen; und als sie alles angeordnet sah, wie sie verlangte, setzte sie sich auf ihren silbernen Thron. Hierauf ließ sie der vertrauten Sklavin befehlen, das Oberhaupt der Verschnittenen und die beiden Unterbeamten hereinzuführen.

Diese erschienen in Begleitung von zwanzig schwarzen Verschnittenen, alle reich gekleidet, den Säbel an der Seite, mit einem vier Finger breiten goldenen Gürtel. Sobald sie in der Ferne die Favoritin erblickten, machten sie ihr eine tiefe Ehrenbezeigung, welche sie auf ihrem Throne erwiederte. Als sie näher kamen, stand sie auf, und ging Mesrur, der an der Spitze war, entgegen. Sie fragte ihn, was er Neues brächte; er antwortete ihr: „Gebieterin, der Beherrscher der Gläubigen, der mich zu euch sendet, hat mir aufgetragen, euch zu bezeugen, daß er nicht länger ohne euren Anblick leben kann. Er hat die Absicht, euch diese Nacht zu besuchen; ich komme, euch davon zu benachrichtigen, damit ihr euch auf seinen Empfang vorbereitet. Er hofft, Herrin, daß ihr ihn mit eben so viel Vergnügen sehet, als er voll Ungeduld ist, bei euch zu sein."

Auf diese Anrede Mesrurs warf Schemselnihar sich zur Erde, um ihre Ergebung in den Befehl des Chalyfen zu bezeigen. Als sie wieder aufgestanden war, sagte sie zu ihm: „Ich bitte euch, dem Beherrscher der Gläubigen zu sagen, daß ich mir immer eine Ehre daraus machen werde, die Befehle Seiner Majestät zu vollziehen, und daß seine Sklavin sich bestreben wird, ihn mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht zu empfangen."

Zu gleicher Zeit befahl sie ihrer vertrauten Sklavin,

den Palast durch die zu solchem Dienste bestellten schwarzen Sklavinnen zum Empfange des Chalyfen in den Stand setzen zu lassen. Hierauf entließ sie das Oberhaupt der Verschnittenen mit folgenden Worten: „Ihr sehet, daß einige Zeit erfordert wird, um alles vorzubereiten. Macht also, ich bitte euch recht sehr, daß er sich ein wenig gedulde, damit er bei seiner Ankunft uns nicht in der Unordnung finde."

Als das Oberhaupt der Verschnittenen und sein Gefolge sich entfernt hatten, kehrte Schemselnihar in den Saal zurück, äußerst betrübt, daß sie sich genöthigt sah, den Prinzen von Persien früher zu entlassen, als sie erwartet hatte. Sie nahte sich ihm wieder, mit Thränen in den Augen; was noch den Schreck Ebn Thahers vermehrte, der daraus eine üble Vorbedeutung zog.

„Herrin," sagte der Prinz zu ihr, „ich sehe wohl, ihr kommt, mir anzukündigen, daß wir uns trennen müssen. Wenn ich nur nichts Schlimmeres zu befürchten habe, so hoffe ich, daß der Himmel mir die Geduld verleihen wird, deren ich bedarf, um eure Abwesenheit zu ertragen."

„Ach, mein liebes Herz, meine liebe Seele," unterbrach ihn die überzärtliche Schemselnihar, „wie glücklich seid ihr, und wie unglücklich fühle ich mich, wenn ich euer Loos mit meinem traurigen Schicksal vergleiche! Ihr werdet ohne Zweifel leiden, wenn ihr mich nicht sehet; aber das wird all eure Pein sein, und ihr könnt euch mit der Hoffnung trösten, mich wiederzusehen Ich dagegen, gerechter Himmel, auf welche harte Probe werde ich gestellt! Ich werde nicht nur des Anblickes dessen, das ich einzig liebe, beraubt, sondern muß auch noch den eines Gegenstandes ertragen, den ihr mir verhaßt gemacht habt! Wird die Ankunft des Chalyfen mir nicht eure Entfernung ins Gedächtniß zurück rufen? Und wie könnte ich, mit eurem Bilde beschäftigt, diesem Fürsten die Freude zeigen, welche er bisher in meinen Augen bemerkte, so oft er mich zu

besuchen kam? Mein Geist wird zerstreut sein, indem ich mit ihm spreche; und die geringsten Gefälligkeiten, die ich seiner Liebe gewähre, werden eben so viel Dolchstiche sein, die mir das Herz durchbohren. Wie können seine Schmeicheleien und Liebkosungen mir noch gefallen? Sehet, Prinz, welchen Qualen ich ausgesetzt bin, sobald ich euch nicht mehr sehe!" Die Thränen, welche ihr hierauf entflossen, und die Seufzer verhinderten sie, noch mehr zu sagen. Der Prinz von Persien wollte ihr antworten; aber er hatte nicht die Kraft dazu: sein eigner Schmerz, und der, welchen seine Geliebte ihm sehen ließ, hatten ihm die Sprache benommen.

Ebn Thaher, der nur darauf bedacht war, aus dem Palaste zu kommen, war genöthigt, beide zu trösten, indem er sie zur Geduld ermahnte. Aber die vertraute Sklavin trat herein, und unterbrach ihn: „Gebieterin," sagte sie zu Schemselnihar, „es ist keine Zeit zu verlieren: die Verschnittenen kommen schon an, und ihr wißt, der Chalyf erscheint bald darnach."

„O Himmel, wie grausam ist diese Trennung!" rief die Favoritin aus. „Eile," sagte sie dann zu ihrer Vertrauten, „und führe diese beiden in die Galerie, die auf der einen Seite nach dem Garten, und auf der andern nach dem Tigris sieht, und wenn die Nacht ihre tiefste Dunkelheit über die Erde verbreitet, so entlaß sie aus der Hinterthüre, damit sie sicher heimkommen."

Mit diesen Worten umarmte sie zärtlich den Prinzen von Persien, ohne ihm ein einziges Wort sagen zu können, und ging dem Chalyfen entgegen, in einer Verwirrung, die man sich leicht denken kann.

Unterdessen führte die vertraute Sklavin den Prinzen und Ebn Thaher in die Galerie, die Schemselnihar ihr bezeichnet hatte; hier ließ sie beide allein, schloß die Thüre hinter ihnen zu, und entfernte sich, nachdem sie sie nochmals versichert hatte, daß sie nichts zu fürchten hät-

ten, und daß sie kommen und sie herauslassen würde, wenn es Zeit wäre ...."

„Aber, Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „der Tag, den ich anbrechen sehe, legt mir Stillschweigen auf." Damit schwieg sie; und in der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf und fuhr fort:

---

## Zweihundert und erste Nacht.

„Herr, als die vertraute Sklavin der Schemselnihar sich entfernt hatte, vergaßen der Prinz von Persien und Ebn Thaher ihre Versicherung, daß sie nichts zu fürchten hätten. Sie untersuchten die ganze Galerie, und wurden von der äußersten Furcht ergriffen, als sie keinen Ausweg sahen, durch welchen sie entschlüpfen konnten, wenn es etwa dem Chalyfen oder einigen seiner Leute einfiele, dorthin zu kommen.

Ein heller Schein, den sie plötzlich von der Gartenseite durch die Gitter-Fenster erblickten, veranlaßte sie näher zu treten, und zu sehen, woher er käme. Er entstand von hundert weißen Wachsfackeln, welche eben so viele junge schwarze Verschnittene in der Hand trugen. Diesen Jünglingen folgten mehr als hundert ältere Verschnittene, sämmtlich von der Frauenwache im Palaste des Chalyfen, und eben so gekleidet und mit einem Säbel bewaffnet, wie diejenigen, von denen ich schon erzählt habe. Hinter ihnen ging der Chalyf zwischen Mesrur, ihrem Oberhaupte, zu seiner Rechten, und Wassif [11]), ihrem zweiten Befehlshaber, zu seiner Linken.

Schemselnihar erwartete den Chalyfen am Anfange eines Baumganges, in Begleitung von zwanzig Frauen, sämmtlich von auffallender Schönheit und geschmückt mit Halsbändern und Ohrgehängen von großen Diamanten, so wie ihr ganzer Kopf mit andern kleineren Diamanten bedeckt war. Sie sangen zum Schall ihrer Instrumente, und machten ein herrliches Konzert. Sobald Schemselnihar

den Fürsten erblickte, näherte sie sich ihm und warf sich zu seinen Füßen. Aber indem sie diese Gebehrde machte, sagte sie bei sich selber: „Ach, Prinz von Persien, wenn eure betrübten Augen Zeugen sind von dem, was ich thue, so ermesset die Härte meines Schicksals! Ja, vor Euch wollte ich mich gern also demüthigen: mein Herz würde kein Widerstreben dabei empfinden."

Der Chalyf war sehr erfreut, Schemselnihar zu sehen: „Stehet auf, Herrin," sagte er zu ihr, „und tretet näher. Ich mache mir selber Vorwürfe, daß ich mich so lange des Vergnügens, euch zu sehen, beraubt habe." Mit diesen Worten faßte er sie bei der Hand; und indem er ihr ohne Aufhören verbindliche Sachen sagte, ging er hin und setzte sich auf den silbernen Thron, welchen Schemselnihar für ihn hatte bringen lassen. Sie selber setzte sich auf einen Stuhl vor ihm, und die zwanzig Frauen, auf ihren Stühlen, schlossen einen Kreis um sie, während die jungen Verschnittenen mit den Fackeln sich in gewisser Entfernung von einander im Garten zerstreuten, damit der Chalyf desto bequemer der Frische des Abends genießen könnte.

Als der Chalyf sich gesetzt hatte, schaute er um sich her, und sah mit großer Zufriedenheit den Garten von unzähligen Lichtern erleuchtet, außer den Fackeln der jungen Verschnittenen. Er bemerkte aber, daß der Saal verschlossen war; er verwunderte sich darüber und fragte nach der Ursache. Es war absichtlich geschehen, um ihn zu überraschen. Denn kaum hatte er davon gesprochen, so öffneten die Fenster sich alle auf einmal, und er sah den Saal von innen und von außen so glänzend und geschmackvoll erleuchtet, als er es noch nie gesehen hatte.

„Reizende Schemselnihar," rief er bei diesem Schauspiele aus, „ich verstehe euch. Ihr wollt mir zu erkennen geben, daß es eben so schöne Nächte gibt, als die schönsten Tage. Nach dem, was ich hier sehe, kann ich es nicht läugnen."

Aber wir kommen wieder zu dem Prinzen von Persien und Ebn Thaher, die wir in der Galerie gelassen haben. Ebn Thaher konnte nicht genug alles bewundern, was seinen Blicken sich darbot. „Ich bin nicht mehr jung," sagte er, „und ich habe in meinem Leben manche große Feste gesehen: aber ich glaube nicht, daß man noch etwas so Erstaunliches sehen kann, und das von so viel Größe zeuget. Alles, was man uns von bezauberten Schlössern erzählt, ist nicht mit dem wunderbaren Schauspiele zu vergleichen, welches wir hier vor Augen haben. Welcher Reichthum, und zugleich welche Pracht!"

Der Prinz von Persien blieb ungerührt von allen diesen glänzenden Erscheinungen, welche Ebn Thaher so viel Vergnügen machten. Er hatte nur Augen für Schemselnihar, und die Gegenwart des Chalyfen versenkte ihn in eine unbeschreibliche Traurigkeit. „Theurer Ebn Thaher," sagte, „wollte Gott, daß mein Geist leicht genug wäre, um, wie ihr, nur bei dem zu verweilen, was meine Bewunderung erregen muß! Aber ach! ich bin in einem ganz anderen Zustande. Alle diese Gegenstände dienen nur dazu, meine Qual zu vermehren. Kann ich den Chalyfen bei derjenigen sehen, die ich liebe, ohne vor Verzweiflung zu sterben? Ach, daß eine so zärtliche Liebe, wie die meine, durch einen so mächtigen Nebenbuhler getrübt werden muß! O Himmel, wie seltsam und grausam ist mein Schicksal! Vor einem Augenblick noch war ich der glücklichste Liebende von der Welt, und jetzo fühle ich mein Herz von einem Stoße verwundet, der mir den Tod gibt. Ich kann nicht länger widerstehen, mein Ebn Thaher, meine Geduld ist am Ende; mein Herz überwältigt mich, und mein Muth erliegt." Indem er diese letzten Worte aussprach, sah er im Garten etwas vorgehen, das ihn unterbrach und seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Der Chalyf hatte einer der Frauen in seiner Nähe befohlen, zu ihrer Laute zu singen, und sie hub ihren Gesang an. Die Worte, welche sie sang, waren sehr leiden-

schaftlich; und der Chalyf, in der Meinung, daß sie dieselben auf Befehl Schemselnihars sänge, die ihm oft ähnliche Zärtlichkeitsbezeigungen gegeben hatte, legte sie zu seinen Gunsten aus. Das war aber diesmal nicht Schemselnihars Absicht. Sie bezog sich auf ihren geliebten Ali Ebn Bekar, und sie wurde durch den Anblick eines Gegenstandes, dessen Gegenwart sie nicht länger aushalten konnte, von einem so heftigen Schmerze durchdrungen, daß sie in Ohnmacht fiel. Sie sank zurück auf ihrem Stuhle, der keine Armlehnen hatte, und sie würde heruntergefallen sein, wenn nicht einige ihrer Treuen ihr schleunig beigesprungen wären. Sie huben sie auf, und trugen sie in den Saal. Ebn Thaher, in der Galerie, erschrak über diesen Vorfall, und drehte den Kopf nach dem Prinzen, aber anstatt ihn an das Gitter gelehnt zu sehen, um hindurch zu schauen, wie er, sah er ihn zu seinem größten Erstaunen bewegungslos zu seinen Füßen hingestreckt liegen. Er erkannte darüber die Stärke der Liebe, von welcher der Prinz für Schemselnihar ergriffen war; und er bewunderte die seltsame Wirkung der Sympathie, die ihn aber, wegen des Ortes, wo sie sich befanden, in tödtliche Angst versetzte. Er that unterdessen, was er vermochte, um den Prinzen wieder zu sich selber zu bringen; aber alles war vergeblich.

Noch war Ebn Thaher in dieser Verlegenheit, als die Thüre der Gallerie sich öffnete, und Schemselnihars Vertraute außer Athem und wie eine Person, die nicht mehr wußte, wo sie war, hereintrat. „Kommet schleunig," rief sie ihnen zu, „daß ich euch hinauslasse. Alles ist hier in Verwirrung, und ich fürchte, dies hier ist unser letzter Tag."

„Ja, wie sollen wir denn von hier wegkommen?" antwortete Ebn Thaher mit einem Tone, der seine ganze Traurigkeit ausdrückte. „Ich bitte euch, tretet näher, und sehet, in welchem Zustande der Prinz von Persien sich befindet."

Als die Sklavin ihn ohnmächtig sah, lief sie, ohne die Zeit mit Reden zu verlieren, nach Wasser, und kam in wenig Augenblicken wieder zurück.

Endlich erholte sich der Prinz von Persien wieder, nachdem man ihm Wasser ins Gesicht gespritzt hatte. „Prinz," sagte nun Ebn Thaher zu ihm, „wir laufen Gefahr, beide umzukommen, ihr und ich, wenn wir noch länger hier verweilen; raffet euch also zusammen, und laßt uns schleunigst entfliehen."

Der Prinz war so schwach, daß er nicht allein aufstehen konnte. Ebn Thaher und die Vertraute halfen ihm auf, faßten ihn unter beiden Armen, und gingen so mit ihm bis zu einer kleinen eisernen Thüre, die nach dem Tigris führte. Sie gingen hinaus, bis an das Ufer eines kleinen Kanals, der mit dem Flusse in Verbindung stand. Die Vertraute klatschte mit den Händen, und sogleich erschien ein kleines Boot, und nahte sich ihnen mit einem einzigen Ruderer. Ali Ebn Bekar und sein Gefährte stiegen ein, und die vertraute Sklavin blieb am Ufer des Kanals.

Sobald der Prinz sich in dem Boote niedergesetzt hatte, streckte er die eine Hand nach dem Palast hin, legte die andere auf sein Herz, und rief mit schwacher Stimme aus:

„Zum Abschiede strecke ich meine schwache Hand aus, und decke die andere auf den Brand, der in meinem Herzen wüthet.

Möchte doch dieser Besuch nicht der letzte bei dir gewesen, und dieser Abschied nicht der letzte von dir sein!

Theures Kleinod meiner Seele, nimm mein Gelübde von dieser Hand, während ich dich mit der andern versichere, daß mein Herz immerdar die Gluth bewahren wird, von welcher es für dich entbrannt ist!..."

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag war. Sie schwieg also, und in der nächsten Nacht begann sie wieder folgendermaßen:

## Zweihundert und zweite Nacht.

„Unterdessen ruderte der Bootsmann aus aller Macht, und die vertraute Sklavin Schemselnikhars begleitete den Prinzen von Persien und Ebn Thaher, indem sie am Ufer des Kanals hin ging, bis sie den Tigris-Strom erreichten. Hier konnte sie nicht weiter mitgehen, nahm Abschied von ihnen, und kehrte zurück.

Der Prinz von Persien war noch immer in großer Niedergeschlagenheit. Ebn Thaher tröstete ihn, und sprach ihm Muth ein. „Bedenket," sagte er zu ihm, „daß, wenn wir ans Land steigen, wir noch einen weiten Weg bis zu meinem Hause zu machen haben; denn ich finde es nicht rathsam, euch in dieser Stunde und in solchem Zustande nach eurer Wohnung zu führen, die weit entfernter ist, als die meine; wir würden selbst Gefahr laufen, der Wache in die Hände zu fallen."

Sie stiegen endlich aus dem Boote; aber der Prinz war so kraftlos, daß er nicht gehen konnte. In dieser großen Verlegenheit erinnerte sich Ebn Thaher, daß er einen Freund in der Nachbarschaft hatte, und schleppte den Prinzen mit vieler Mühe bis dahin. Der Freund empfing sie mit großer Freude; und nachdem er sie zum Sitzen genöthigt hatte, fragte er sie, woher sie so spät noch kämen. Ebn Thaher antwortete ihm: „Ich vernahm diesen Abend, daß ein Mann, der mir eine ansehnliche Summe Geldes schuldig ist, die Absicht hätte, eine weite Reise anzutreten; ich verlor also keine Zeit, und ging ihn aufzusuchen; unterweges begegnete ich diesem jungen Herrn, den ihr hier sehet, und dem ich tausend Verpflichtungen habe; da er meinen Schuldner kennt, hatte er die Gefälligkeit, mich zu begleiten. Wir haben viel Mühe gehabt, unsern Mann zur Vernunft zu bringen; endlich sind wir jedoch zum Ziele gelangt: und dies ist die Ursache, daß wir erst sehr spät von ihm gegangen sind. Auf dem Rückwege, einige Schritte von hier, fühlte dieser Herr, dem

ich alle mögliche Aufmerksamkeit schuldig bin, sich plötzlich von einer Uebelkeit befallen; weshalb ich mir die Freiheit nahm, an eure Thüre zu klopfen. Ich schmeichelte mir, daß ihr uns wohl die Gefälligkeit erzeigen würdet, uns für diese Nacht ein Obdach zu geben."

Der Freund Ebn Thahers begnügte sich mit diesem Mährchen, hieß sie willkommen, und erbot dem Prinzen von Persien, den er nicht kannte, allen Beistand, den er nur verlangte. Aber Ebn Thaher nahm für den Prinzen das Wort, und sagte, sein Uebel wäre von solcher Art, daß er nur Ruhe nöthig hätte. Der Freund sah wohl, daß beide sich zur Ruhe zu begeben wünschten: er führte sie also in ein Gemach, und ließ ihnen Freiheit, sich niederzulegen.

Wenn der Prinz von Persien auch schlief, so war es nur ein unruhiger Schlummer, voll ängstlicher Träume, welche ihm Schemselnihar ohnmächtig zu den Füßen des Chalyfen vorstellten, und ihn in seiner Betrübniß erhielten. Ebn Thaher, voll Ungeduld, wieder zu Hause zu sein, weil er nicht zweifelte, daß die Seinigen daheim in tödtlicher Unruhe sein würden (denn es war noch nie vorgekommen, daß er außer dem Hause geschlafen hätte), stand sehr früh auf, und ging heim, nachdem er von seinem Freunde Abschied genommen hatte, der auch mit Tagesanbruch aufgestanden war, um sein Gebet zu verrichten.

Endlich kam er mit dem Prinzen von Persien nach Hause; und das erste, was dieser that, nachdem er zu dem Gange alle seine Kräfte angestrengt hatte, war, sich auf ein Sofa zu werfen, so ermüdet, als wenn er eine lange Reise gemacht hätte. Da er nicht im Stande war, sich nach seinem Hause zu begeben, ließ Ebn Thaher ihm ein Zimmer bereiten; und damit man seinetwegen nicht in Sorge wäre, ließ er seinen Leuten den Zustand und Aufenthalt des Prinzen melden. Er bat diesen unterdessen, sich zu beruhigen, in seinem Hause zu befehlen und über

alle Dinge nach Gefallen zu schalten. „Ich nehme gern eure freundlichen Erbietungen an," antwortete der Prinz, „aber es muß euch durchaus nicht beschwerlich fallen, ich bitte euch, zu thun, als wenn ich gar nicht hier wäre. Ich würde nicht einen Augenblick bleiben, wenn ich wüßte, daß meine Gegenwart euch im Geringsten hinderlich wäre."

Sobald Ebn Thaher einen Augenblick Zeit hatte, sich zu besinnen, erzählte er den Seinigen alles, was in Schemselnihars Palast vorgefallen war, und am Ende seiner Erzählung dankte er Gott, daß er ihn aus einer so großen Gefahr befreit hatte.

Die vornehmsten Hausbedienten des Prinzen von Persien kamen nach Ebn Thahers Hause, seine Befehle zu empfangen, und bald besuchten ihn dort auch mehrere seiner Freunde, welche sie von seiner Unpäßlichkeit benachrichtigt hatten. Sie blieben alle den größten Theil des Tages bei ihm; und wenn ihre Unterhaltung auch die traurigen Vorstellungen, welche seine Krankheit verursachte, nicht vertilgen konnten, so gewährte sie ihm wenigstens einige Zerstreuung. Gegen Abend wollte er von Ebn Thaher Abschied nehmen; aber dieser treue Freund sah ihn noch in solcher Kraftlosigkeit, daß er ihn nöthigte, den folgenden Tag abzuwarten. Und um zu seiner Erheiterung beizutragen, gab er ihm am Abend ein Konzert von Gesang und Saitenspiel. Aber dies diente nur dazu, dem Prinzen das Konzert von gestern Abend ins Gedächtniß zurückzurufen, und erneuerte seine Leiden, anstatt sie zu stillen, so daß am folgenden Tage sein Uebel sich verschlimmert zu haben schien.

Jetzo widersetzte sich Ebn Thaher nicht länger dem Willen des Prinzen, in sein Haus zurückzukehren. Er besorgte es selbst, ihn dahin tragen zu lassen, und begleitete ihn. Und als er sich mit ihm in seinem Zimmer allein sah, stellte er ihm nochmals vor, wie rathsam es wäre, durch einen edelmüthigen Zwang eine Leidenschaft zu besiegen, die weder für ihn, noch für Schemselnihar ein

glückliches Ende nehmen könnte. „Ach, theurer Ebn Thaher," rief der Prinz aus, „wie leicht ist es euch, diesen Rath zu geben; aber wie schwer ist es mir, ihn zu befolgen! Ich erkenne seine ganze Wichtigkeit, ohne ihn jedoch benutzen zu können. Ich habe es schon gesagt: ich werde meine Liebe zu Schemselnihar mit mir ins Grab nehmen." Als Ebn Thaher sah, daß er bei dem Prinzen nichts ausrichten konnte, nahm er Abschied von ihm, und wollte sich entfernen..."

Scheherasade sah bei dieser Stelle den Tag anbrechen, und schwieg still. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf:

---

## Zweihundert und dritte Nacht.

„Der Prinz von Persien hielt ihn zurück. „Edler Freund," sagte er zu ihm, „wenn ich euch erklärt habe, daß es nicht in meiner Gewalt steht, euren weisen Rath zu befolgen, so bitte ich euch, es mir jedoch nicht zum Verbrechen zu machen, und mir deshalb eure Freundschaft nicht zu entziehen. Ihr könnet mir keinen größeren Beweis derselben geben, als mich von dem Schicksale meiner geliebten Schemselnihar zu unterrichten, wenn ihr etwas davon vernehmet. Die Ungewißheit, worin ich ihretwegen bin, die tödtlichen Besorgnisse, welche ihre Ohnmacht mir erregt, erhalten mich in der Muthlosigkeit, die ihr mir vorwerft."

„Herr," antwortete ihm Ebn Thaher, „ihr dürft hoffen, daß ihre Ohnmacht keine üble Folgen gehabt hat, und daß ihre Vertraute unverzüglich kommen wird, mich zu benachrichtigen, wie alles zugegangen ist. Und sobald ich es weiß, werde ich nicht säumen, es euch mitzutheilen."

Ebn Thaher ließ den Prinzen in dieser Hoffnung, und kehrte nach seiner Wohnung zurück, wo er den ganzen übrigen Tag die Vertraute der Schemselnihar vergeblich erwartete. Er sah sie sogar auch den folgenden

Tag nicht. Seine Unruhe über den Gesundheitszustand des Prinzen von Persien erlaubte ihm nicht länger, von ihm entfernt zu bleiben. Er ging zu ihm, um ihn zur Geduld zu ermahnen. Er fand ihn im Bette, noch eben so krank, als zuvor, und umgeben von Freunden und einigen Aerzten, die alle Mittel ihrer Kunst anwandten, um die Ursache seiner Krankheit zu entdecken. Sobald er Ebn Thaher erblickte, sah er ihn lächelnd an, sowohl aus Freude über seine Ankunft, als um ihm zu erkennen zu geben, wie sehr seine Aerzte, die den Grund seiner Krankheit nicht errathen konnten, sich in ihren Beobachtungen täuschten.

Die Freunde und Aerzte entfernten sich, einer nach dem andern, so daß Ebn Thaher mit dem Kranken allein blieb. Er näherte sich seinem Bette, und fragte ihn, wie er sich befände, seitdem er ihn nicht gesehen hätte. „Ich muß euch sagen," antwortete der Prinz, „daß meine Liebe, die fortwährend stärker wird, und die Ungewißheit über das Schicksal der liebenswürdigen Schemselnihar mein Uebel mit jedem Augenblick vermehren, und mich in einen Zustand versetzen, der meine Verwandten und meine Freunde bekümmert, und meine Aerzte, die es nicht begreifen können, irre macht. Ihr könnt nicht glauben," fügte er hinzu, „wie sehr die Zudringlichkeit so vieler Leute mich belästigt, die ich doch mit Ehren nicht abweisen kann. Ihr seid der einzige, dessen Gesellschaft mich erquickt: aber nun verhehlet mir auch nichts, ich beschwöre euch darum. Welche Neuigkeiten bringt ihr mir von meiner Vielgeliebten? Habt ihr ihre Vertraute gesehn? Was hat sie euch gesagt?"

Ebn Thaher antwortete, daß er sie nicht gesehen hätte, und er hatte nicht sobald diese traurige Nachricht dem Prinzen mitgetheilt, als diesem die Thränen in die Augen traten, und er folgende Verse aussprach:

„Ich verbarg die Liebe, bis sie mich schmerzte, und

sie den höchsten Grad erreichte; da leider offenbarten die Thränen, was ich verheimlichte.

Als aber dieselben mein Geheimniß kund gemacht hatten, wollte ich fliehen: ja nur in der Flucht wäre Heil gewesen.

Wohl verkünden die Thränen die Liebe, die mich quält: aber was ich in mir verberge, ist dennoch weit mehr."

Mehr konnte er nicht sagen, so sehr war das Herz ihm beklommen.

„Prinz," fuhr Ebn Thaher fort, „erlaubet mir, euch zu bemerken, daß ihr zu erfinderisch seid, euch selber zu quälen. Um Gottes willen, trocknet eure Thränen: einer von euren Leuten könnte diesen Augenblick hereintreten, und ihr wißt, wie sorgfältig ihr eure Empfindungen verbergen müßt." Was aber dieser verständige Freund auch sagen mochte, es war dem Prinzen nicht möglich, seine Thränen zurückzuhalten.

„Weiser Ebn Thaher," rief er aus, als er wieder zum Gebrauch der Sprache gekommen war, „ich kann wohl meine Zunge verhindern, das Geheimniß meines Herzens zu entdecken: aber ich habe keine Gewalt über meine Thränen in einem Augenblicke, wo ich so große Ursache habe, für Schemselnihar zu fürchten. Wenn dieser anbetungswürdige und einzige Gegenstand meiner Wünsche nicht mehr auf der Welt ist, so werde ich ihn keinen Augenblick überleben."

„Verbannet einen so traurigen Gedanken," erwiederte Ebn Thaher: „Schemselnihar lebt noch, ihr dürft nicht daran zweifeln. Wenn sie euch keine Nachricht von sich gegeben hat, so hat sie nur keine Gelegenheit dazu finden können; und ich hoffe, dieser Tag wird nicht vorübergehen, ohne daß ihr etwas von ihr erfahret." Er fügte noch andere tröstliche Worte hinzu, und entfernte sich dann.

Kaum war Ebn Thaher wieder in seinem Haus-

als die Vertraute des Chalyfen ankam. Ihre traurige Miene war ihm eine üble Vorbedeutung. Er fragte sie nach ihrer Gebieterin. „Saget mir zuvor, wie es euch ergangen ist," antwortete ihm die Vertraute; „denn ich bin in großer Angst gewesen, euch mit dem Prinzen von Persien in dem Zustande, worin er sich befand, abfahren zu sehen."

Ebn Thaher erzählte ihr, was sie wissen wollte, und als er geendigt hatte, nahm die Sklavin das Wort, und sagte zu ihm: „Wenn der Prinz von Persien für meine Gebieterin gelitten hat, und noch leidet, so hat sie nicht weniger Leid, als er. Nachdem ich euch verlassen hatte," fuhr sie fort, „kehrte ich in den Saal zurück, wo Schemselnihar noch immer in Ohnmacht lag, wie sehr man sich auch bemühet hatte, ihr zu Hülfe zu kommen. Der Chalyf saß bei ihr, mit allen Zeichen eines wahrhaften Schmerzes; er fragte alle Frauen, und insonderheit mich, ob wir keine Kenntniß von der Ursache ihres Uebels hätten; wir aber bewahrten das Geheimniß, und sagten ihm etwas anders, als das, was uns nicht unbekannt war. Wir waren indessen alle in Thränen, sie so lange leiden zu sehen, und thaten alles, was wir erdenken konnten, ihr zu helfen. Es war wohl schon Mitternacht, als sie endlich wieder zu sich kam. Der Chalyf, der die Geduld gehabt hatte, diesen Augenblick abzuwarten, bezeigte große Freude darüber, und fragte Schemselnihar, woher ihr dieses Uebel zugestoßen sein möchte. Sobald sie seine Stimme hörte, strengte sie sich an, und richtete sich auf; und nachdem sie ihm die Füße geküßt hatte, ehe er sie daran verhindern konnte, sprach sie: „Herr ich muß den Himmel anklagen, daß er mir nicht die Gnade gewährt hat, zu den Füßen Euer Majestät zu sterben, um dadurch auszudrücken, in welchem Grade ich von eurer Güte durchdrungen bin." — „Ich bin überzeugt, daß ihr mich liebt," sagte der Chalyf zu ihr: „aber ich befehle euch, aus Liebe zu mir, für eure Erhaltung zu sorgen. Ihr habt heute vermuth-

lich irgend eine Unregelmäßigkeit begangen, welche euch diese Unpäßlichkeit zugezogen hat; nehmet euch in Acht, ich bitte euch, und enthaltet euch dergleichen ein andermal. Es freut mich, euch wieder in einem besseren Zustande zu sehen, und ich rathe euch, die Nacht hier zu bleiben, anstatt in euer Zimmer zurückzukehren, ich fürchte, daß die Bewegung euch schädlich sein möchte." Nach diesen Worten befahl er, ein wenig Wein zu bringen, welchen er ihr zur Stärkung eingab. Hierauf nahm er Abschied von ihr, und begab sich wieder nach seinem Palast.

Sobald der Chalyf sich entfernt hatte, gab meine Gebieterin mir einen Wink, und ich näherte mich. Voll Unruhe fragte sie mich nach euch. Ich versicherte sie, daß ihr schon längst nicht mehr in dem Palaste wäret, und beruhigte sie von dieser Seite. Ich hütete mich wohl, von der Ohnmacht des Prinzen von Persien etwas zu sagen, aus Furcht, sie wieder in denselben Zustand zu stürzen, aus welchem unsere Bemühungen sie mit so vieler Mühe gezogen hatten. Ich begnügte mich, ihr die von dem Prinzen ausgesprochenen Verse zu wiederholen; worauf sie eine Sklavin mit Namen Lehasuluschak [10]) zu sich rief, und ihr befahl, folgendes Lied mit ihr zu singen:

„So wahr ich lebe, das Leben hat keinen Reiz für mich, getrennt von dir. Ach, warum ist es mir nicht vergönnt, zu wissen, wie dein Zustand ist in der Entfernung von mir.

Wohl geziemt es mir, Blut zu weinen, daß ich dein entbehren muß, da du Thränen vergossen hast, daß du mein entbehren mußtest."

Mit diesen Worten, welche sie mit aller Heftigkeit ihrer Leidenschaft aussprach, sank sie abermals ohnmächtig in meine Arme...."

Bei dieser Stelle sah Scheherasade den Tag anbrechen, und hörte auf zu erzählen. In der folgenden Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:

## Zweihundert und vierte Nacht.

„Die Vertraute Schemselnihars fuhr fort, Ebn Thaher alles zu erzählen, was mit ihrer Gebieterin seit ihrer ersten Ohnmacht vorgegangen war:

„Wir, meine Genossen und ich, waren abermals lange beschäftigt, sie wieder zu sich zu bringen. Als sie sich endlich wieder erholte, sagte ich zu ihr: „Gebieterin, seid ihr denn entschlossen, euch zu tödten, und uns alle mit euch sterben zu lassen? Ich flehe euch, im Namen des Prinzen von Persien, für welchen ihr zu leben wünschen müßt, für eure Erhaltung zu sorgen. Um Gotteswillen, lasset euch bewegen, und thut, was ihr euch selber, der Liebe des Prinzen und unserer Anhänglichkeit an euch schuldig seid." — „Ich bin euch sehr dankbar," erwiederte sie, „für eure Sorgfalt, euren Eifer und guten Rath: aber ach! kann er mir nützen? Wir dürfen uns mit keiner Hoffnung schmeicheln, und nur im Grabe müssen wir das Ende unserer Leiden erwarten."

Eine meiner Gefährtinnen, mit Namen Fulkulmaghur [12]), wollte sie von diesen traurigen Gedanken ablenken, indem sie zu ihrer Laute folgendes Lied sang:

„Man sagte mir: „vielleicht verschafft die Geduld dir Beruhigung." Allein wie ist die Geduld möglich, wenn man von ihm getrennt ist?"

Nur immer fester hat sich das Bündniß zwischen ihm und mir geknüpft, seitdem mir alle Hoffnung schwand, als ich ihn zum letztenmale küßte."

Aber Schemselnihar gebot ihr, zu schweigen, und sammt allen übrigen hinausgehen. Mich allein behielt sie für die Nacht bei sich. Welche Nacht, o Himmel! Sie brachte sie in Thränen und Seufzern zu; und unaufhörlich nannte sie den Namen des Prinzen von Persien, und beklagte sich über ihr Schicksal, das sie dem Chalyfen bestimmt hätte, den sie nicht lieben könne, und nicht dem, den sie bis in den Tod liebte.

Am folgenden Morgen brachte ich sie aus dem Saale, wo sie nicht ihre Bequemlichkeit hatte, in ihr Gemach. Hier war sie kaum angelangt, als alle Aerzte des Hofes, auf Befehl des Chalyfen, sie zu besuchen kamen; und dieser Fürst selber blieb nicht lange aus. Die Mittel, welche die Aerzte Schemselnihar verordneten, thaten um so weniger Wirkung, als ihnen die Ursache ihrer Krankheit verborgen war; und der Zwang, welchen die Gegenwart des Chalyfen ihr auflegte, vermehrte dieselbe nur. Sie hat gleichwohl diese Nacht ein wenig geruhet; und sobald sie aufgewacht ist, hat sie mir aufgetragen, zu euch zu gehen, um mich nach dem Prinzen von Persien zu erkundigen."

„Ich habe euch schon von dem Zustande unterrichtet, worin er sich befindet," sagte Ebn Thaher zu ihr; „drum kehret zu eurer Gebieterin zurück, und versichert sie, daß der Prinz von Persien mit derselben Sehnsucht Nachricht von ihr erwartet, als sie von ihm. Ermahnet sie vor allem, sich zu mäßigen und sich zu überwinden, damit ihr in Gegenwart des Chalyfen nicht ein Worte entschlüpfe, welches uns mit ihr zu Grunde richten könnte."

„Was mich betrifft," erwiederte die Vertraute, „so fürchte ich alles von ihrer Leidenschaft. Ich habe mir die Freiheit genommen, ihr zu sagen, wie ich darüber denke; und ich bin überzeugt, sie wird es nicht übel nehmen, daß ich nochmals von eurentwegen mit ihr davon rede."

Ebn Thaher, der eben erst von dem Prinzen von Persien gekommen, war es nicht gelegen, sogleich wieder dahin zurückzukehren, weil er wichtigere Geschäfte zu besorgen hatte, welche ihn bei seiner Heimkehr erwarteten; erst gegen Abend ging er hin.

Der Prinz war allein, und befand sich nicht besser, als am Morgen. „Ebn Thaher," rief er ihm entgegen, als er ihn kommen sah, „ihr habt ohne Zweifel viele Freunde, aber sie kennen gewiß nicht euren Werth, so wie ihr ihn mir zu erkennen gebt, durch euren Eifer, eure Sorgfalt, und die Mühe, die ihr anwendet, wenn es dar-

auf ankömmt, einen Dienst zu leisten. Ich bin beschämt über alles, was ihr mit so vieler Hingebung für mich thut und ich weiß nicht, wie ich es euch vergelten kann."

„Prinz," antwortete ihm Ebn Thaher, „ich bitte euch, reden wir nicht weiter davon: ich bin bereit, nicht nur allein eines meiner Augen hinzugeben, um euch eins der eurigen zu erhalten, sondern selbst mein Leben für das eurige aufzuopfern. Davon ist aber jetzo nicht die Rede. Ich komme, euch zu sagen, daß Schemselnihar ihre Vertraute zu mir geschickt hat, um Nachricht von euch zu holen, und zugleich von ihr zu bringen. Ihr könnt wohl denken, daß ich ihr nichts gesagt habe, als was das Uebermaaß eurer Liebe zu ihrer Gebieterin und die Standhaftigkeit, mit welcher ihr sie liebt, bestätigt." Ebn Thaher machte ihm hierauf einen genauen und umständlichen Bericht von allem, was die vertraute Sklavin ihm gesagt hatte. Der Prinz hörte ihn an, mit allen den abwechselnden Bewegungen der Furcht, der Eifersucht, der Zärtlichkeit und des Mitleidens, welche seine Erzählung ihm einflößte, indem er über jeden Umstand, den er vernahm, alle die betrübenden oder tröstenden Betrachtungen anstellte, deren ein so leidenschaftlich Liebender, wie er, nur fähig ist.

Ihr Gespräch verzog sich bis tief in die Nacht, so daß der Prinz von Persien Ebn Thaher nöthigte, bei ihm zu bleiben.

Am folgenden Morgen, als dieser treue Freund nach Hause ging, sah er eine Frau auf sich zukommen, welche er für die Vertraute Schemselnihars erkannte. Als sie ihn erreicht hatte, sagte sie zu ihm: „Meine Gebieterin grüßt euch, und läßt euch bitten, dem Prinzen von Persien diesen Brief zuzustellen." Der treue Ebn Thaher nahm den Brief, und kehrte zu dem Prinzen zurück, in Begleitung der vertrauten Sklavin . . ."

Scheherasade hörte bei dieser Stelle auf zu reden, weil sie den Tag anbrechen sah. In der folgenden Nacht

nahm sie ihre Erzählung wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

## Zweihundert und fünfte Nacht.

„Herr, als Ebn Thaher mit der Vertrauten der Schemselnihar in das Haus des Prinzen von Persien trat, bat er sie, einen Augenblick im Vorzimmer zu bleiben und ihn zu erwarten. Sobald der Prinz ihn erblickte, fragte er ihn mit Ungeduld, welche Neuigkeit er ihm brächte. „Die beste, die ihr hören könnt," antwortete ihm Ebn Thaher: „ihr werdet eben so zärtlich geliebt, als ihr liebt. Schemselnihars Vertraute ist in eurem Vorzimmer; sie bringt euch einen Brief von ihrer Gebieterin, und erwartet nur euren Befehl, um einzutreten."

„Laßt sie sogleich herein!" rief der Prinz voll Entzücken aus. Und indem er dies sagte, richtete er sich im Bette auf, um sie zu empfangen.

Da die Leute des Prinzen, sobald sie Ebn Thaher kommen sahen, aus dem Zimmer gegangen waren, um ihn mit ihrem Herrn allein zu lassen, so ging Ebn Thaher selber hin, die Thüre zu öffnen, und ließ die Vertraute eintreten. Der Prinz erkannte sie, und empfing sie auf eine sehr freundliche Weise. „Herr," sagte sie zu ihm, „ich weiß alle die Leiden, die ihr erduldet habt, seitdem ich die Ehre hatte, euch zu dem Bote zu führen, welches euch zur Rückfahrt erwartete: aber ich hoffe, daß der Brief, welchen ich euch bringe, zu eurer Genesung beitragen wird." Mit diesen Worten überreichte sie ihm den Brief. Er nahm ihn, und nachdem er ihn geküßt hatte, öffnete er ihn und las folgende Worte:

## Brief [13])

## von Schemselnihar an den Prinzen von Persien, Ali Ebn Bekar.

„Die Ueberbringerin dieses Briefes wird euch besser von mir Nachricht geben, als ich selber; denn ich kenne mich nicht mehr, seitdem ich euch nicht mehr sehe. Eurer Gegenwart beraubt, suche ich mich zu täuschen, indem ich mich durch diese übelgeschriebenen Zeilen mit euch unterhalte, mit demselben Vergnügen, als wenn ich das Glück hätte, mit euch zu reden.

Man sagt, die Geduld sei ein Mittel gegen alle Leiden: gleichwohl verschärft sie die meinen nur, anstatt sie zu lindern. Obschon euer Bild tief in mein Herz gegraben ist, so begehren meine Augen doch unaufhörlich das Urbild davon zu sehen; und sie werden all ihren Glanz verlieren, wenn sie noch lange desselben beraubt sein müssen. Darf ich mir schmeicheln, daß die euren dieselbe Sehnsucht haben, mich zu sehen? Ja, ich darf es: sie haben es mir durch zärtliche Blicke genugsam zu erkennen gegeben. Wie glücklich würde Schemselnihar, und wie glücklich würdet ihr, Prinz, sein, wenn meinen mit den euren übereinstimmenden Wünschen nicht unübersteigliche Hindernisse im Wege ständen! Diese Hindernisse betrüben mich um so lebhafter, als auch euch sie betrüben.

Diese Empfindungen, die meine Hand nachzeichnet, und die ich mit unglaublichem Vergnügen in Worten ausdrücke, indem ich sie oft wiederhole, strömen aus dem tiefsten Grunde meines Herzens, und aus der unheilbaren Wunde, die ihr darin gemacht habt; eine Wunde, die ich tausendmal segne, ungeachtet des tödtlichen Wehes, welches eure Abwesenheit mir verursacht. Ich würde alles für nichts achten, was sich unserer Liebe entgegenstellt, wenn es mir nur vergönnt wäre, euch manchmal unge-

stört zu sehen: so lange würde ich euch doch besitzen; und was könnte ich mehr wünschen?

Wähnet nicht, daß meine Worte mehr sagen, als ich denke. Ach! welcher Ausdrücke ich mich auch bedienen mag, ich fühle gleichwohl, daß ich noch mehr denke, als ich euch sage. Meine Augen, die stets wachen und unaufhörlich Thränen vergießen, bis sie euch wiedersehen; mein betrübtes Herz, das nur nach euch allein verlangt; die Seufzer, die mir immer entschlüpfen, so oft ich an euch denke, — das heißt, jeden Augenblick; meine Einbildungskraft, die mir keinen andern Gegenstand mehr vorstellt, als meinen geliebten Prinzen; meine Klage zum Himmel, über die Härte meines Schicksals; endlich, meine Traurigkeit, meine Unruhe, meine Qualen, die nicht nachlassen, seit ich euern Anblick verloren habe: alles dieses ist Bürge dessen, was ich euch schreibe.

Bin ich nicht recht unglücklich, geboren zu sein, zu lieben, ohne Hoffnung, mich des Geliebten zu erfreuen? Dieser trostlose Gedanke drückt mich so darnieder, daß ich sterben würde, wenn ich nicht wüßte, daß ihr mich liebt. Aber ein so süßer Trost beschwichtigt meine Verzweiflung und fesselt mich an das Leben. Schreibet mir doch, daß ihr mich immerdar liebt; ich werde euren Brief wie ein Kleinod bewahren; ich werde ihn des Tages tausenmal lesen; ich werde meine Leiden mit weniger Ungeduld tragen. Ich wünsche, daß der Himmel aufhöre, gegen uns zu zürnen, und uns Gelegenheit finden lasse, uns ohne Zwang zu sagen, daß wir uns lieben, und daß wir nie aufhören werden, uns zu lieben. Lebet wohl; ich grüße Ebn Thaher, dem wir beide so viel Verpflichtungen haben." —

---

## Zweihundert und sechste Nacht.

Der Prinz von Persien begnügte sich nicht, diesen Brief einmal zu lesen; ihm däuchte, daß er ihn mit zu

wenig Aufmerksamkeit gelesen hätte. Er las ihn nochmals langsamer; und während des Lesens stieß er bald klägliche Seufzer aus, bald vergoß er Thränen, und bald brach er in Entzückungen der Freude und der Zärtlichkeit aus, je nachdem er von dem, was er las, angeregt wurde. Kurz, er ward nicht müde, mit den Augen diese Züge einer so geliebten Hand zu durchlaufen; und er war im Begriff, sie zum drittenmale zu lesen, als Ebn Thaher ihm vorstellte, daß die Vertraute keine Zeit zu verlieren hätte, und daß er daran denken müßte, zu antworten.

„Ach," rief der Prinz aus, „wie soll ich auf einen so hinreißenden Brief antworten? In welchen Worten soll ich, in der Verwirrung, worin ich bin, mich ausdrükken? Mein Geist ist von tausend qualvollen Gedanken bestürmt, und meine Empfindungen verschwinden in dem Augenblicke, wo sie entstehen, um neuen Platz zu machen. Während mein Leib noch die Eindrücke meiner Seele nachzittert, wie könnte ich da das Papier halten, und den Kalam [14]) führen, um Buchstaben zu zeichnen?"

Indem er also sprach, zog er aus einem kleinen Schranke neben ihm Papier, einen geschnittenen Kalam, und ein Dintenfaß ...."

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es Tag war, und unterbrach ihre Erzählung. Sie nahm den Verfolg derselben in der nächsten Nacht wieder auf, und sagte zu Schachriar:

---

## Zweihundert und siebente Nacht.

„Der Prinz von Persien gab, bevor er anfing zu schreiben, Schemselnihars Brief an Ebn Thaher, mit der Bitte, ihm denselben offen vorzuhalten, damit er beim Schreiben hineinblicken, und besser sehen könnte, was er darauf antworten sollte.

Er fing nun an zu schreiben; aber die Thränen, die ihm aus den Augen auf das Papier fielen, nöthig-

ten ihn mehrmals, innezuhalten, um sie frei strömen zu lassen.

Er ward endlich mit dem Briefe fertig, reichte ihn Ebn Thaher, und sagte zu ihm: „Leset ihn, ich bitte euch, und sehet, ob auch die Verwirrung meines Geistes mir erlaubt hat, geziemende Antwort zu geben."

Ebn Thaher nahm ihn, und las, wie folget:

---

## Antwort
## des Prinzen von Persien an Schemselnihar.

---

„Ich war in tödtliche Betrübniß versunken, als euer Brief mir gebracht wurde. Sobald ich ihn sah, wurde ich von unaussprechlicher Freude ergriffen; und bei dem Anblicke der von eurer schönen Hand gebildeten Züge, empfingen meine Augen ein neues und lebhafteres Licht, als sie damals verloren, da die eurigen sich so plötzlich zu den Füßen meines Nebenbuhlers schlossen. Die Worte dieses entzückenden Briefes sind eben so viel leuchtende Strahlen, die das Dunkel zerstreut haben, von welchem meine Seele umnachtet war. Sie verkünden mir, wie viel ihr aus Liebe zu mir leidet; zugleich sagen sie mir, daß ihr auch wohl wisset, was ich für euch leide, und trösten mich dadurch in meinem Kummer. Auf der einen Seite lassen sie mich einen Strom von Thränen vergießen, auf der andern fachen sie in meinem Herzen eine Gluth an, welche ihm wohlthut, und verhindert, daß ich vor Schmerz den Geist aufgebe. Seit unserer grausamen Trennung habe ich keinen Augenblick Ruhe gehabt. Euer Brief allein brachte meiner Pein einige Linderung. Ich habe bis zum Augenblicke seines Empfanges ein düsteres Stillschweigen beobachtet: er hat mir die Sprache wiedergegeben. Ich

war in eine tiefe Schwermuth begraben: er hat mich mit einer Freude belebt, die alsbald aus meinen Augen und auf meinem Gesichte hervorleuchtete. Aber meine Ueberraschung durch eine Gunstbezeigung, welche ich noch nicht verdient habe, war so groß, daß ich nicht wußte, wo ich anfangen sollte, um euch meine Dankbarkeit dafür zu bezeigen. Endlich, nachdem ich ihn, als ein kostbares Pfand eurer Huld, mehrmals geküßt, habe ich ihn gelesen und wieder gelesen, und bin durch das Uebermaaß meines Glücks ganz verwirrt worden. Ihr verlangt die Versicherung, daß ich euch immerdar liebe. Ach! wenn ich euch nicht schon so vollkommen liebte, als ich euch liebe, so könnte ich doch, nach so vielen Beweisen, die ihr mir von einer so seltenen Liebe gebt, nicht widerstehen, euch anzubeten. Ja, ich liebe euch, meine theure Seele, und es soll mein Ruhm sein, mein lebelang in dem Feuer zu brennen, welches ihr in meinem Herzen entzündet habt. Ich werde mich niemals über die heftige Gluth beklagen, womit ich mich von demselben verzehrt fühle; und wie hart auch die Leiden sein mögen, welche eure Abwesenheit mir verursacht, ich werde sie jedoch standhaft ertragen, in der Hoffnung, euch eines Tages wiederzusehen. Wollte Gott, daß es heute noch geschähe, und daß es mir, anstatt euch diesen Brief zu senden, vergönnt wäre, selber zu kommen, und euch zu versichern, daß ich aus Liebe für euch sterbe. Meine Thränen verhindern mich, euch mehr zu sagen. Lebet wohl."

---

Ebn Thaher konnte diese letzten Zeilen nicht lesen, ohne selber zu weinen. Er gab dem Prinzen von Persien den Brief zurück, und versicherte ihn, daß er nichts daran zu bessern wüßte. Der Prinz legte ihn zusammen; und als er ihn versiegelt hatte, sagte er zu der Vertrauten Schemselnihars, die etwas entfernt von ihm stand: „Ich bitte euch, tretet näher: hier ist meine Antwort auf

den Brief eurer theuren geliebten Herrin. Ich beschwöre euch, sie ihr zu überbringen, und sie von mir zu grüßen."

Die Sklavin nahm den Brief, und entfernte sich mit Ebn Thaher ...."

Bei diesen Worten sah die Sultanin von Indien den Tag anbrechen, und schwieg. Und in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:

---

## Zweihundert und achte Nacht.

„Nachdem Ebn Thaher eine Strecke mit der vertrauten Sklavin gegangen war, verließ er sie, und kehrte nach seinem Hause zurück, wo er in tiefe Gedanken versank über die geheime Liebesgeschichte, in welche er sich unglücklicherweise verwickelt sah. Er bedachte, daß der Prinz von Persien und Schemselnihar, so sehr ihnen daran gelegen sein mußte, ihr Einverständniß zu verbergen, sich jedoch mit so weniger Mäßigung betrugen, daß es wohl nicht lange geheim bleiben konnte. Er zog daraus alle Folgen, welche ein Mann von gesundem Verstande daraus ziehen mußte.

„Wenn Schemselnihar," sagte er bei sich selber, „eine Frau von gemeinem Stande wäre, so würde ich gern alles Mögliche dazu beitragen, sie mit ihrem Geliebten glücklich zu machen: aber sie ist die Favoritin des Chalyfen, und niemand darf ungestraft sich unterfangen, der zu gefallen, die er liebt. Sein Zorn wird sogleich auf Schemselnihar fallen; es wird dem Prinzen von Persien das Leben kosten, und ich werde mit in sein Unglück verschlungen. Gleichwohl habe ich für die Erhaltung meiner Ehre, meiner Familie und meiner Habe zu sorgen; ich muß also, weil ich es noch kann, mich von einer so großen Gefahr befreien."

Er war den ganzen Tag hindurch mit diesen Gedanken beschäftigt. Am folgenden Morgen ging er zu dem Prinzen von Persien, in der Absicht, noch einen letzten

Versuch zu wagen, um ihn zur Besiegung seiner Leidenschaft zu bewegen. Er stellte ihm nochmals vor, was er ihm schon oft vergeblich vorgestellt hatte, daß er viel besser thun würde, alle seine Kraft anzuwenden, die Neigung für Schemselnihar zu unterdrücken, als sich von ihr hinreißen zu lassen; daß diese Neigung um so gefährlicher, je mächtiger sein Nebenbuhler wäre. „Kurz, Herr," fügte er hinzu, „wenn ihr mir folgen wollt, so seid nur darauf bedacht, eure Liebe zu besiegen. Sonst lauft ihr Gefahr, euch zu verderben, mit sammt Schemselnihar, deren Leben euch doch theurer sein muß, als das eurige. Ich gebe euch diesen Rath als Freund, und ihr werdet mir eines Tages dafür danken."

Der Prinz hörte Ebn Thaher ziemlich ungeduldig an. Dennoch ließ er ihn ausreden; dann aber nahm er das Wort, und erwiederte: „Ebn Thaher, glaubt ihr wirklich, daß ich aufhören könnte, Schemselnihar zu lieben, die mich mit solcher Zärtlichkeit liebt? Sie fürchtet nicht, ihr Leben für mich in Gefahr zu setzen: und ihr verlangt, daß die Sorge für das meinige mich beschäftigen soll. Nein, welches Unglück mir auch begegnen mag, ich will sie lieben bis zum letzten Athemzuge."

Ebn Thaher, beleidigt durch die Hartnäckigkeit des Prinzen, verließ ihn ziemlich ungestüm, und begab sich nach Hause, wo er die gestrigen Betrachtungen wieder vornahm, und ernsthaft überlegte, welchen Entschluß er fassen sollte.

Indem kam ein Juwelier, einer von seinen vertrautesten Freunden, ihn zu besuchen. Dieser Juwelier hatte wahrgenommen, daß Schemselnihars Vertraute öfter zu Ebn Thaher kam, als gewöhnlich, und daß Ebn Thaher fast beständig bei dem Prinzen von Persien war, dessen Krankheit aller Welt bekannt war, obwohl niemand ihre Ursache wußte: alles dieses hatte Verdacht bei ihm erregt. Da er nun Ebn Thaher so in Gedanken vertieft fand, erkannte er wohl, daß irgend eine wichtige Angelegenheit

ihm zu schaffen machte; und seiner Sache ziemlich gewiß, fragte er ihn, was die vertraute Sklavin Schemselnihars bei ihm wollte. Ebn Thaher, etwas betroffen über diese Frage, wollte ausweichen, und sagte ihm, es wäre eine geringfügige Sache, weshalb sie so oft zu ihm käme. „Ihr redet nicht aufrichtig mit mir," versetzte der Juwelier; „und ihr überzeugt mich eben durch eure Verstellung, daß diese Geringfügigkeit viel wichtiger ist, als ich anfangs glaubte."

Als Ebn Thaher sah, daß sein Freund so sehr in ihn drang, gestand er ihm: „Es ist wahr, daß diese Sache von der höchsten Wichtigkeit ist. Ich hatte beschlossen, sie geheim zu halten; da ich aber weiß, welchen Antheil ihr an allem nehmt, was mich betrifft, so will ich sie euch lieber anvertrauen, als euch etwas davon denken lassen, das nicht wahr ist. Ich empfehle euch nicht erst Verschwiegenheit; ihr werdet aus der Sache schon erkennen, wie wichtig es ist, sie geheim zu halten."

Nach diesem Eingange erzählte er ihm die Liebesgeschichte Schemselnihars und des Prinzen von Persien. „Ihr wißt," fügte er hinzu, „in welchem Ansehn ich am Hofe und in der Stadt bei den größten Herren und den vornehmsten Frauen stehe. Welche Schande nun für mich, wenn diese verwegene Liebesgeschichte entdeckt würde? Aber was sage ich? Wären wir nicht verloren, ich sammt allen den Meinigen? Das ist es, was mich so nachdenklich macht: aber ich habe schon meinen Entschluß gefaßt. — Man ist mir schuldig, und ich bin schuldig: ich gehe unverzüglich hin, meine Gläubiger zu befriedigen und meine Forderungen einzuziehen; und sobald ich all meine Habe in Sicherheit gebracht habe, werde ich mich nach Balfora[15]) zurückziehen, und so lange dort bleiben, bis der Sturm, welchen ich voraussehe, vorüber ist. Meine Freundschaft für Schemselnihar und den Prinzen von Persien läßt mich herzlich bedauern, was ihnen Uebles begegnen kann; ich bitte Gott, daß er sie die Gefahr einsehen lasse,

der sie sich aussetzen, und sie in ihre Obhut nehme: wenn aber ihr böses Schicksal will, daß ihre Liebe zur Kenntniß des Chalyfen gelangt, so bin ich wenigstens vor seinem Zorne geborgen; denn ich halte sie nicht für so boshaft, um mich in ihr Unglück zu verwickeln. Es wäre die größte Undankbarkeit von ihnen, wenn das geschähe; es wäre eine üble Vergeltung der Dienste, die ich ihnen geleistet, und der guten Rathschläge, die ich ihnen gegeben habe, besonders dem Prinzen von Persien. Dieser könnte sich, und zugleich seine Geliebte, noch aus dem Abgrunde retten, wenn er wollte. Er dürfte nur Bagdad verlassen, so wie ich, und die Abwesenheit würde ihn unvermerkt seine Leidenschaft vergessen lassen, welche dagegen nur zunehmen wird, so lange er darauf beharret, in dieser Stadt zu bleiben."

Der Juwelier hörte mit äußerstem Erstaunen den Bericht Ebn Thahers an. „Was ihr mir da erzählt," sagte er darauf, „ist von so hoher Wichtigkeit, daß ich nicht begreife, wie Schemselnihar und der Prinz von Persien sich einer so heftigen Liebe hingeben konnten. Welche Neigung sie auch zu einander hinziehen mochte, so hätten sie doch, anstatt ihr weichlich nachzugeben, ihr widerstehen und einen bessern Gebrauch von ihrer Vernunft machen müssen. Wie konnten sie sich über die verderblichen Folgen ihres Einverständnisses täuschen? Wie beklagenswerth ist ihre Verblendung! Ich sehe, wie ihr, alle Folgen davon voraus. Aber ihr seid klug und vorsichtig, und ich billige den Entschluß, den ihr gefaßt habt. Dadurch könnt ihr allein euch den traurigen Ereignissen entziehen, welche ihr zu fürchten habt.

Nach dieser Unterredung stand der Juwelier auf, und nahm Abschied von Ebn Thaher....

„Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „der Tag, den ich anbrechen sehe, verhindert mich, Euer Majestät jetzt länger zu unterhalten." Damit schwieg sie; und

in der nächsten Nacht nahm sie ihre Erzählung folgendermaßen wieder auf:

---

## Zweihundert und neunte Nacht.

„Bevor der Juwelier sich entfernte, unterließ Ebn Thaher nicht, ihn bei ihrer Beider Freundschaft zu beschwören, an niemand etwas von allem dem zu sagen, was er ihm mitgetheilt hatte. „Seid ganz ruhig deshalb," antwortete ihm der Juwelier, „ich werde euer Geheimniß auf Gefahr meines Lebens bewahren."

Zwei Tage nach dieser Unterredung ging der Juwelier an Ebn Thahers Laden vorbei; und als er ihn geschlossen sah, zweifelte er nicht, daß er seinen Vorsatz ausgeführt, von welchem er ihm gesagt hatte. Um darüber gewiß zu sein, fragte er einen Nachbar, ob er nicht wüßte, warum der Laden nicht offen wäre. Der Nachbar antwortete ihm, er wüßte nichts weiter, als daß Ebn Thaher eine Reise angetreten hätte. Der Juwelier brauchte nicht mehr zu wissen, und dachte sogleich an den Prinz von Persien.

„Unglücklicher Prinz," sagte er bei sich selber, „welchen Schmerz wird euch diese Neuigkeit verursachen! Durch welche Vermittelung werdet ihr nun eure Verbindung mit Schemselnihar unterhalten? Ich fühle Mitleid mit Euch; ich muß euch für den Verlust eines zu furchtsamen Vertrauten entschädigen."

Das Geschäft, deswegen er ausgegangen, war nicht sehr wichtig; er verschob es also, und obschon er den Prinzen von Persien nicht weiter kannte, als daß er ihm einige Juwelen verkauft hatte, so ging er gleichwohl zu ihm hin. Er wandte sich an einen seiner Leute, und bat ihn, seinem Herrn zu melden, daß er ihn wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Der Bediente kam bald wieder zurück, und führte den Juwelier in das Zimmer des Prinzen, der auf dem

Sofa halb ausgestreckt lag, das Haupt auf ein Kissen gestützt. Da er sich erinnerte, ihn schon gesehen zu haben, richtete er sich auf, ihn zu empfangen, und hieß ihn willkommen; und nachdem er ihn eingeladen hatte, sich zu setzen, fragte er ihn, ob er ihm irgend einen Dienst leisten könnte, oder ob er ihm etwa eine Neuigkeit brächte, die ihn selber beträfe."

„Prinz," antwortete ihm der Juwelier, „obwohl ich nicht die Ehre habe, euch näher bekannt zu sein, so hat doch das Verlangen, euch meinen Diensteifer zu beweisen, mich so dreist gemacht, zu euch zu kommen, um euch eine Neuigkeit mitzutheilen, die euch betrifft; ich hoffe, daß ihr meine Dreistigkeit durch meine gute Absicht entschuldigen werdet."

Nach diesem Eingange kam der Juwelier zur Sache, und fuhr also fort: „Prinz, ich habe die Ehre, euch zu sagen, daß schon seit langer Zeit Uebereinstimmung der Gemüther und einige gemeinsame Geschäfte mich mit Ebn Thaher zu einer engen Freundschaft verbunden haben. Ich weiß, daß ihr ihn kennet, und daß er sich bisher bemüht hat, euch in allem, was er vermochte, gefällig zu sein; ich habe es von ihm selber vernommen, denn er hat nie ein Geheimniß für mich gehabt. Nun kam ich eben an seinem Laden vorbei, und war sehr verwundert, diesen verschlossen zu sehen. Ich wandte mich an einen seiner Nachbarn, und fragte nach der Ursache davon; und der antwortete mir, daß Ebn Thaher schon vor zwei Tagen Abschied von ihm und den andern Nachbarn genommen, und ihnen seine Dienste in Balsora angeboten hätte, wohin er, wie er sagte, wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit reisete. Diese Antwort genügte mir nicht; und meine Theilnahme an allem, was ihn angeht, hat mich bestimmt, hieher zu kommen, um euch zu fragen, ob ihr nichts näheres von einer so plötzlichen Abreise wißt."

Auf diese Rede, welche der Juwelier also gewendet hatte, um leichter zum Ziele zu gelangen, verwandelte der

Prinz seine Farbe, und sah den Juwelier mit einer Miene an, welche ihm deutlich zu erkennen gab, wie betrübt er über diese Neuigkeit war.

„Was ihr mir da sagt, überrascht mich," antwortete er ihm; „es konnte mir kein größeres Unglück begegnen. Ja," rief er aus, mit Thränen in den Augen, „es ist um mich geschehen, wenn das wahr ist, was ihr mir sagt! Ebn Thaher, der mein ganzer Trost war, auf den ich alle meine Hoffnung setzte, verläßt mich! Nach einem so harten Schlage darf ich nicht mehr ans Leben denken."

Der Juwelier brauchte nicht mehr zu hören, um von der heftigen Leidenschaft des Prinzen, von welcher Ebn Thaher ihm gesagt hatte, völlig überzeugt zu sein. „Die bloße Freundschaft," sagte er bei sich selber, „redet nicht diese Sprache: nur die Liebe ist im Stande, solche Gefühle hervorzubringen."

Der Prinz blieb einige Augenblicke in die traurigsten Gedanken versunken. Endlich erhob er wieder das Haupt, und sagte zu einem seiner Leute: „Geh nach Ebn Thahers Hause, und erkundige dich bei einem von seinem Gesinde, ob er wirklich nach Balsora verreist ist. Lauf, und komm schleunig wieder, mir Bescheid zu bringen."

Bis zur Rückkehr des Bedienten, bemühte sich der Juwelier, den Prinzen von gleichgültigen Dingen zu unterhalten; aber dieser gab fast gar nicht Acht darauf: er war der Raub einer tödtlichen Unruhe. Bald konnte er nicht glauben, daß Ebn Thaher weggereist wäre; bald zweifelte er nicht mehr daran, wenn er an die Vorstellungen dachte, welche dieser Vertraute ihm bei seinem letzten Besuche gemacht, und an das ungestüme Wesen, womit er ihn verlassen hatte.

Endlich kam der Bediente des Prinzen zurück, und meldete, er hätte mit einem von Ebn Thahers Leuten gesprochen, der ihn versichert, daß er nicht in Bagdad, sondern schon seit zwei Tagen nach Balsora verreist wäre. „Als ich aus Ebn Thahers Haus trat," fügte der Be-

diente hinzu, „kam eine wohlgebildete Sklavin auf mich zu, und nachdem sie mich gefragt, ob ich nicht die Ehre hätte, euch anzuhören, sagte sie zu mir, daß sie euch zu sprechen wünschte, und bat mich zugleich, sie mitzunehmen. Sie ist in dem Vorzimmer, und ich glaube, daß sie euch einen Brief von irgend einer vornehmen Person zu übergeben hat."

Der Prinz befahl sogleich, sie herein zu lassen; er zweifelte nicht, daß es die vertraute Sklavin Schemselnihars wäre; und in der That war sie es. Der Juwelier erkannte sie auch, weil er sie einigemal bei Ebn Thaher gesehen, und dieser ihm gesagt hatte, wer sie wäre. Sie konnte nicht gelegener kommen, um die Verzweiflung des Prinzen zu verhindern. Sie grüßte ihn....

„Aber, Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „ich sehe, daß es schon Tag ist." Sie schwieg, und in der folgenden Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:

---

## Zweihundert und zehnte Nacht.

„Der Prinz von Persien erwiederte den Gruß der Vertrauten Schemselnihars. Der Juwelier war sogleich bei ihrem Eintritt aufgestanden, und beiseite getreten, damit beide sich ungehindert besprechen könnten. Nachdem sie einige Zeit mit dem Prinzen geredet hatte, nahm sie Abschied, und ging wieder hinaus. Dieser war auf einmal ganz verändert: seine Augen erschienen glänzender, und sein Gesicht froher als zuvor, woraus der Juwelier erkannte, daß die gute Sklavin ihm günstige Nachrichten für seine Liebe gebracht hatte.

Als der Juwelier seinen Platz bei dem Prinzen wieder eingenommen hatte, sagte er lächelnd zu ihm: „Wie ich sehe, Prinz, so habt ihr wichtige Geschäfte im Palaste des Chalifen."

Der Prinz von Persien, sehr erstaunt und beunruhigt durch diese Anrede, antwortete dem Juwelier: „Woraus

schließt ihr, daß ich wichtige Geschäfte im Palaste des Chalyfen habe?"

„Ich schließe es aus der Sklavin, welche eben hinausgegangen ist."

„Und wem, glaubt ihr, daß diese Sklavin angehört?" fragte der Prinz weiter.

„Schemselnihar, der Favoritin des Chalyfen," antwortete der Juwelier.

„Ich kenne," fuhr er fort, „diese Sklavin, und selbst ihre Gebieterin, die mir einigemal die Ehre erzeigt hat, mich zu besuchen und Juwelen zu kaufen. Ich weiß noch mehr, daß Schemselnihar kein Geheimniß vor dieser Sklavin hat, welche ich seit einigen Tagen sehr verlegen, wie es mir scheint, durch die Straßen hin und hergehen sehe. Ich stelle mir vor, daß es irgend eine wichtige Angelegenheit ihrer Gebieterin betrifft."

Diese Worte des Juweliers beunruhigten den Prinzen von Persien gar sehr. „Er würde nicht so zu mir reden," sagte er bei sich selber, „wenn er keinen Verdacht hätte, oder vielmehr, wenn er mein Geheimniß nicht wüßte." Er schwieg einige Augenblicke, unschlüssig, wie er sich verhalten sollte. Endlich nahm er wieder das Wort, und sagte zu dem Juwelier: „Ihr sagt mir da Dinge, nach welchen ich glauben muß, daß ihr noch mehr wißt, als ihr sagt. Es ist wichtig für meine Ruhe, völlig darüber im Klaren zu sein: und ich beschwöre euch, nicht zurückzuhalten."

Der Juwelier, der nichts anders gewünscht hatte, machte ihm hierauf einen genauen Bericht von seiner Unterhaltung mit Ebn Thaher. Dadurch gab er ihm zu erkennen, daß er von seinen Verhältnissen zu Schemselnihar unterrichtet war; und er vergaß nicht, ihm zu sagen, daß Ebn Thaher, aus Furcht vor der Gefahr, worin er als Vertrauter schwebte, den Entschluß gefaßt hätte, sich nach Balsora zurückzuziehen, und dort zu bleiben, bis das von ihm befürchtete Ungewitter sich zerstreut haben

würde. „Und das hat er ausgeführt," fügte der Juwelier hinzu, „und ich bin verwundert, daß er sich hat entschließen können, euch in einem Zustande zu verlassen, wie er mir ihn beschrieben hat. Was mich betrifft, Prinz, so gestehe ich euch, daß ich von Mitleid mit euch gerührt wurde: ich komme, euch meine Dienste anzubieten; und wenn ihr mir die Gnade erzeiget, sie anzunehmen, so verpflichte ich mich, euch dieselbe Treue zu leisten, wie Ebn Thaher. Ich verspreche euch überdem mehr Standhaftigkeit: ich bin bereit, meine Ehre und mein Leben für euch aufzuopfern; und damit ihr an meiner Aufrichtigkeit nicht zweifelt, so schwöre ich bei dem Allerheiligsten unserer Religion, euer Geheimniß unverletzlich zu bewahren. Seid also überzeugt, Prinz, daß ihr in mir den Freund wiederfindet, den ihr verloren habt."

Diese Rede beruhigte den Prinzen, und tröstete ihn über die Entfernung Ebn Thahers. „Ich bin hoch erfreut," sagte er zu dem Juwelier, „durch euch meinen Verlust wieder ersetzt zu sehen. Ich weiß nicht genugsam euch meine Erkenntlichkeit auszudrücken. Ach," fügte er hinzu, indem er folgende Verse aussprach:

„Ach, wenn ich behaupten wollte, daß ich auch diese Trennung mit Geduld ertrage, so würden doch meine Seufzer mich Lügen strafen.

Nunmehr weiß ich wahrlich nicht, ob meine Thränen, die ohne Unterlaß fließen, wegen der Trennung von meiner Geliebten, oder wegen der Entfernung meines Freundes strömen.

Mein Auge ist stets in Thränen versunken, um die getrennte Geliebte und um den entfernten Freund." —

„Ich bitte Gott, euren Edelmuth zu belohnen, und nehme willig euer freundliches Anerbieten an. Solltet ihr wohl glauben, daß Schemselnihars Vertraute eben von euch zu mir gesprochen hat? Sie behauptet, ihr seid es, der Ebn Thaher gerathen hat, sich von Bagdad zu entfernen. Das waren ihre letzten Worte beim Weggehen,

und sie schien mir fest überzeugt davon. Aber man thut euch Unrecht; nach allem, was ihr mir gesagt habt, zweifle ich nicht, daß sie sich täuscht."

„Prinz," erwiederte ihm der Juwelier, „ich habe die Ehre gehabt, euch einen treuen Bericht von der Unterredung zu geben, welche ich mit Ebn Thaher gehabt habe. Es ist wahr, als er mir erklärte, daß er sich nach Balsora zurückziehen wollte, so tadelte ich sein Vorhaben nicht, sondern nannte ihn einen klugen und vorsichtigen Mann: aber dies darf euch nicht abhalten, mir euer Vertrauen zu schenken; ich erbiete mich, euch mit allem nur erdenklichen Eifer zu dienen. Und wenn ihr auch keinen Gebrauch davon macht, so soll das mich doch nicht abhalten, euer Geheimniß so heilig zu bewahren, als ich durch meinen Eid mich verpflichtet habe."

„Ich habe euch schon gesagt," erwiederte der Prinz, „daß ich den Worten der Vertrauten keinen Glauben beimesse. Ihr Dienstleifer hat ihr diesen ungegründeten Verdacht eingegeben; und ihr müßt sie entschuldigen, wie ich sie entschuldige."

Sie setzten ihre Unterhaltung noch eine Zeitlang fort, und beriethen sich über die füglichsten Mittel, die Verbindung des Prinzen mit Schemselnihar zu unterhalten. Sie vereinigten sich darin, daß man vor allen Dingen die Vertraute enttäuschen müßte, die so ungerechterweise gegen den Juwelier eingenommen war. Der Prinz übernahm es, sie beim ersten Wiedersehen aus ihrem Irrthume zu ziehen, und sie zu bitten, sich an den Juwelier zu wenden, wenn sie ihm Briefe zu bringen, oder sonst etwas von ihrer Gebieterin an ihn zu bestellen hätte. Denn sie hielten für rathsam, daß dieselbe nicht so oft bei dem Prinzen erscheine, weil sie dadurch Anlaß zur Entdeckung dessen geben könnte, was so wichtig war zu verbergen.

Endlich stand der Juwelier auf; und nachdem er den Prinzen von Persien abermals gebeten hatte, ihm sein ganzes Vertrauen zu schenken, entfernte er sich...."

Die Sultanin Scheherasade hielt bei dieser Stelle inne, weil der Tag anbrach. In der folgenden Nacht nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

## Zweihundert und elfte Nacht.

„Herr, der Juwelier sah auf dem Wege nach seinem Hause auf der Gasse einen Brief liegen, den jemand verloren hatte. Er hub ihn auf; und da er nicht versiegelt war, öffnete er ihn, und las Folgendes:

## Brief
## von Schemselnihar an den Prinzen von Persien.

„Ich erfahre so eben durch meine Vertraute eine Neuigkeit, die mir nicht weniger Betrübniß verursachte, als ihr darüber haben müßt. Indem wir Ebn Thaher verlieren, verlieren wir in der That viel: aber das muß euch nicht muthlos machen, theurer Prinz, für eure Erhaltung zu sorgen. Wenn unser Vertrauter aus übertriebener Furcht uns verläßt, so laßt es uns als ein unvermeidliches Uebel betrachten: wir müssen uns darüber trösten. Ich bekenne, daß Ebn Thaher uns gerade in einem Augenblicke abgeht, da wir seiner Hülfe am meisten bedürfen: aber waffnen wir uns mit Geduld gegen diesen unvorhergesehenen Schlag, und lassen wir nicht ab, uns standhaft zu lieben. Stählet euer Herz gegen diesen Unfall: man erreicht nicht ohne Mühe, was man wünscht. Lassen wir uns nicht abschrecken: hoffen wir, daß der Himmel uns günstig sein wird, und daß wir, nach so viel Leiden, die glückliche Erfüllung unserer Wünsche erleben werden. Lebet wohl."

Während der Juwelier sich mit dem Prinzen von Persien unterredete, hatte die Vertraute Zeit gehabt, nach dem Palast zurückzukehren, und ihrer Gebieterin die unangenehme Neuigkeit von der Abreise Ebn Thahers zu verkünden, Schemselnihar hatte sogleich diesen Brief geschrieben und ihre Vertraute damit zu dem Prinzen von Persien zurück geschickt; und diese hatte ihn aus Unachtsamkeit fallen lassen.

Der Juwelier war froh, ihn gefunden zu haben; denn er verschaffte ihm ein gutes Mittel, sich bei der Vertrauten zu rechtfertigen, und sie so zu stimmen, wie er wünschte. Als er ihn ausgelesen hatte, erblickte er die Sklavin, die ihn mit großer Unruhe suchte, indem sie sich nach allen Seiten umsah. Er faltete ihn schleunig wieder zusammen, und schob ihn in seinen Busen; aber die Sklavin hatte seine Bewegung wahrgenommen, und lief auf ihn zu: „Herr," sagte sie zu ihm, „ich habe den Brief fallen lassen, den ihr jetzt eben in der Hand hieltet; ich bitte euch, habt die Güte, und gebt ihn mir wieder." Der Juwelier that, als hörte er's nicht, und setzte, ohne zu antworten, seinen Weg bis zu seinem Hause fort. Er ließ die Thüre offen, damit die Vertraute, die ihm folgte, auch eintreten konnte.

Sie blieb auch nicht zurück; und als sie in sein Zimmer kam, sagte sie zu ihm: „Herr, der Brief, den ihr gefunden habt, kann euch keinen Nutzen gewähren; und ihr würdet keine Schwierigkeit machen, mir ihn wiederzugeben, wenn ihr wüßtet, von wem er kömmt, und an wen er gerichtet ist; übrigens erlaubet mir, euch zu sagen, daß ihr ihn anständigerweise nicht wohl behalten könnt."

Bevor er der Vertrauten antwortete, ließ der Juwelier sie niedersetzen, und sagte dann zu ihr: „Nicht wahr, der Brief, von welchem die Rede, ist von der Hand Schemselnihars, und ist an den Prinzen von Persien gerichtet?" Die Sklavin, die sich dieser Frage nicht versah, entfärbte

sich. „Die Frage macht euch verlegen," fuhr er fort; „aber wisset, daß ich sie nicht aus Unbescheidenheit an euch thue: ich hätte euch den Brief auf der Straße wiedergeben können; aber ich wollte euch hieher locken, weil ich mich mit euch zu verständigen wünsche. Ist es billig, sagt mir, ein widriges Ereigniß Leuten aufzubürden, die gar nichts dazu beigetragen haben? Das aber habt ihr gethan, als ihr dem Prinzen von Persien gesagt, daß ich Ebn Thaher gerathen habe, seiner Sicherheit wegen, Bagdad zu verlassen. Ich will nicht die Zeit damit verlieren, mich bei euch zu entschuldigen: genug, daß der Prinz von Persien völlig von meiner Unschuld hierin überzeugt ist. Ich will euch nur sagen, daß, anstatt zur Abreise Ebn Thahers beigetragen zu haben, ich äußerst bekümmert darüber war, nicht so sehr aus Freundschaft zu ihm, als aus Mitleid mit dem Zustande, in welchem er den Prinzen verließ, dessen Verbindung mit Schemselnihar er mir entdeckt hatte. Sobald ich gewiß wußte, daß Ebn Thaher nicht mehr in Bagdad war, eilte ich, mich dem Prinzen, bei dem ihr mich gefunden habt, vorzustellen, und ihm diese Neuigkeit kund zu thun, und ihm dieselben Dienste anzubieten, welche jener ihm geleistet hatte. Meine Absicht gelang mir; und sofern ihr zu mir dasselbe Vertrauen habt, das ihr zu Ebn Thaher hattet, so kömmt es nur auf euch an, euch meiner Vermittelung mit Nutzen zu bedienen. Unterrichtet eure Gebieterin von dem, was ich euch eben gesagt habe, und versichert sie völlig, daß wenn ich durch die Verwickelung in ein so gefährliches Geheimniß auch umkommen sollte, es mich jedoch nicht gereuen würde, mich für zwei einander so würdige Liebende aufgeopfert zu haben."

Die Vertraute hörte den Juwelier mit großer Zufriedenheit an, und bat ihn dann, die üble Meinung, welche sie von ihm gefaßt, hatte, ihrem Eifer für das Wohl ihrer Gebieterin beizumessen. „Ich bin unendlich erfreut darüber," fügte sie hinzu, „daß Schemselnihar und der Prinz

in euch einen Mann wiederfinden, welcher so geschickt Ebn Thahers Stelle ersetzt. Ich werde nicht verfehlen, meiner Gebieterin den guten Willen zu rühmen, welchen ihr für sie bezeiget ...."

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es Tag war, und hörte auf zu reden. In der folgenden Nacht setzte sie ihre Erzählung also fort:

## Zweihundert und zwölfte Nacht.

„Nachdem die Vertraute dem Juwelier gesagt hatte, wie erfreut sie wäre, ihn so dienstwillig für Schemselnihar und den Prinzen von Persien zu finden, zog der Juwelier den Brief aus seinem Busen und gab ihn ihr wieder, mit den Worten: „Nehmet, und traget ihn schleunig zum Prinzen von Persien, und auf dem Rückwege kommt wieder her, damit ich sehe, was er darauf antwortet. Vergesset nicht, ihm unsere Unterredung mitzutheilen."

Die Vertraute nahm den Brief, und trug ihn zu dem Prinzen, der auf der Stelle darauf antwortete. Sie kam zu dem Juwelier zurück, und zeigte ihm die Antwort, welche folgendermaßen lautete:

## Antwort
## des Prinzen von Persien an Schemselnihar.

„Euer theurer Brief macht auf mich eine große Wirkung; jedoch keine so große, als ich wünschte. Ihr bemühet euch, mich über den Verlust Ebn Thahers zu trösten. Ach, wie empfindlich mir derselbe auch ist, so ist das doch nur das kleinste meiner Leiden! Ihr kennt diese Leiden, und ihr wißt, daß nur eure Gegenwart im Stande ist, sie zu heilen. Wann wird die Zeit kommen, daß ich

derselben, ohne Furcht ihrer wieder beraubt zu werden, genießen kann? Wie entfernt scheint sie mir noch! oder vielmehr, dürfen wir uns schmeicheln, sie je zu erleben? Ihr gebietet mir, für meine Erhaltung zu sorgen: ich werde euch gehorchen, weil ich ganz auf meinen eigenen Willen verzichtet habe, um nur den euren zu befolgen. Lebet wohl."

---

Nachdem der Juwelier diesen Brief gelesen hatte, gab er ihn der Vertrauten wieder, die im Weggehen zu ihm sagte: „Herr, ich werde es schon dahin bringen, daß meine Gebieterin auf euch dasselbe Vertrauen setze, wie sie auf Ebn Thaher hatte. Ihr sollt morgen wieder Nachricht von mir erhalten."

In der That sah er sie am folgenden Tage mit vergnügtem Gesichte daherkommen. „Euer bloßer Anblick," sagte er zu ihr, „gibt mir zu erkennen, daß ihr Schemselnihar in die Stimmung versetzt habt, welche ihr wünschtet."

„Es ist wahr," antwortete die Vertraute, „und ihr sollt sogleich hören, auf welche Weise ich zum Ziele gelangt bin. Ich fand gestern," fuhr sie fort, „Schemselnihar in ungeduldiger Erwartung; ich gab ihr den Brief des Prinzen; sie las ihn mit Thränen in den Augen; und als sie ihn durchgelesen hatte, sah ich sie wieder ihrem gewöhnlichen Kummer sich hingeben, und sagte zu ihr: „Gebieterin, es ist ohne Zweifel die Entfernung Ebn Thahers, die euch bekümmert; aber erlaubet mir, daß ich euch im Namen Gottes beschwöre, euch hierüber nicht mehr zu beunruhigen. Wir haben einen andern Mann gefunden, der sich erbietet, euch mit eben so viel Eifer zu dienen, und, was sehr wichtig ist, mit noch mehr Muth." Hierauf sagte ich ihr von euch," fuhr die Sklavin fort, „und erzählte ihr die Veranlassung, die euch zu dem Prinzen von Persien führte. Kurz, ich versicherte sie, daß ihr unverletzlich ihr und des Prinzen von Persien Geheimniß bewahren würdet, und daß ihr entschlossen wäret, ihre

Liebe aus allen euren Kräften zu begünstigen. Sie schien mir durch diese Nachricht sehr getröstet, und rief aus: „Ach, welche Verpflichtung haben wir, der Prinz von Persien und ich, dem braven Manne, von dem du mir sagst? Ich will ihn kennen lernen, ihn sehen, um aus seinem eigenen Munde alles zu vernehmen, was du mir eben gesagt hast, und ihm für eine so unerhörte Großmuth gegen Personen zu danken, an deren Schicksal mit so viel Wärme Theil zu nehmen, nichts ihn verpflichtet. Sein Anblick wird mir Vergnügen gewähren, und ich werde nicht unterlassen, ihn in so guten Gesinnungen zu bestärken. Vergiß nicht, morgen hinzugehen, und ihn zu mir zu führen.“ Und darum, lieber Herr, bemühet euch mit mir nach ihren Palaste.“

Diese Rede der Vertrauten setzte den Juwelier in Verlegenheit. „Eure Gebieterin,“ erwiederte er, „erlaube mir, zu bemerken, daß sie nicht wohl bedacht hat, was sie da von mir fordert. Das Ansehen, in welchem Ebn Thaher bei dem Chalyfen stand, gab ihm überall freien Zutritt, und die Hausbeamten, die ihn kannten, ließen ihn ungehindert in Schemselnihars Palast kommen und gehen: aber ich, wie dürfte ich wagen ihn zu betreten? Ihr sehet selber wohl ein, daß das unmöglich ist. Ich bitte euch also, Schemselnihar die Gründe vorzustellen, die mich verhindern, ihr hierin zu genügen, sammt allen unangenehmen Folgen, welche daraus entstehen könnten. Wenn sie dieses nur ein wenig erwägt, so wird sie finden, daß sie mich unnützerweise einer großen Gefahr aussetzen würde.“

Die Vertraute bemühte sich, den Juwelier zu beruhigen, und sagte zu ihm: „Glaubt ihr denn, daß Schemselnihar so unbesonnen ist, euch der geringsten Gefahr auszusetzen, indem sie euch zu sich entbietet? euch, von welchem sie so wichtige Dienste erwartet? Seid versichert, daß kein Anschein von Gefahr für euch dabei ist. Es ist zu sehr unser, meiner Gebieterin und mein eigener Vortheil, als daß wir euch zur Unzeit darin verwickeln sollten. Ihr

könnt deshalb auf mich vertrauen, hinterher werdet ihr mir selber eingestehen, daß eure Furcht ungegründet war."

Der Juwelier ließ sich durch die Rede der Vertrauten bewegen, und stand auf, ihr zu folgen; aber welche Festigkeit er sich auch von Natur zutraute, die Furcht hatte sich seiner dermaßen bemächtigt, daß er am ganzen Leibe zitterte. Da sagte die Vertraute zu ihm: „In solchem Zustande, sehe ich wohl, ist es besser, daß ihr zu Hause bleibet, und daß Schemselnihar ein anderes Mittel erwähle, euch zu sehen; und ihr dürft nicht zweifeln, daß sie, um diesen, ihren Wunsch zu befriedigen, selber herkomme, euch zu besuchen. Demnach, lieber Herr, bleibet zu Hause: ich bin versichert, es wird nicht lange währen, so sehet ihr sie kommen."

Die Vertraute hatte richtig geweissagt: sie hatte nicht sobald Schemselnihar die Furcht des Juweliers kund gethan, als diese sich zu ihm begab.

Er empfing sie mit allen Zeichen einer tiefen Ehrfurcht. Als sie, von dem zurückgelegten Wege etwas ermüdet, sich gesetzt hatte, entschleierte sie sich, und ließ den Juwelier eine Schönheit sehen, welche den Prinzen völlig bei ihm entschuldigte, sein Herz der Geliebten des Chalyfen geschenkt zu haben. Hierauf grüßte sie den Juwelier mit anmuthiger Miene und sagte zu ihm: „Ich habe unmöglich hören können, mit welchem Eifer ihr euch meiner und des Prinzen von Persien annehmet, ohne sogleich den Vorsatz zu fassen, euch selber dafür zu danken. Ich danke dem Himmel, daß er uns so bald für den Verlust Ebn Thahers entschädigt hat...."

Scheherasade war genöthigt, an dieser Stelle inne zu halten, weil sie den Tag anbrechen sah. In der nächsten Nacht fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

## Zweihundert und dreizehnte Nacht.

„Schemselnihar sagte dem Juwelier noch mehrere verbindliche Sachen, und begab sich dann nach ihrem Palast zurück.

Der Juwelier ging sogleich hin, dem Prinzen von Persien von diesem Besuche Nachricht zu geben. Dieser sagte zu ihm, als er ihn erblickte: „Ich erwartete euch mit Ungeduld. Die vertraute Sklavin hat mir einen Brief von ihrer Gebieterin überbracht; aber dieser Brief hat mich keineswegs getröstet. Was auch die liebenswürdige Schemselnihar mir entbieten mag, ich wage nicht, etwas zu hoffen, und meine Geduld ist am Ende. Ich weiß keinen Rath mehr; die Abreise Ebn Thahers bringt mich zur Verzweiflung. Er war meine Stütze; mit ihm habe ich alles verloren. Durch den Zutritt, welchen er bei Schemselnihar hatte, konnte ich mir noch mit einiger Hoffnung schmeicheln."

Auf diese Worte, welche der Prinz mit solcher Lebhaftigkeit aussprach, daß er dem Juwelier keine Zeit ließ, zu Worte zu kommen, konnte dieser ein sanftes Lächeln nicht unterdrücken; was den Prinzen veranlaßte, folgende Verse auszusprechen:

„Wenn derjenige, der bei meinem Anblick über meine Betrübniß lachen kann, das erfahren hätte, was mich betroffen hat, so würde es ihn zum Weinen bringen.

Denn nur der Mann, der ähnliche Trübsale erduldet hat, kann Mitleid empfinden mit dem, der unter denselben Unglücksfällen leidet."

Der Juwelier bemühte sich nun, den Prinzen zu versichern, daß niemand aufrichtigeren Theil nehmen könnte an seinen Leiden, als er; und wenn er nur die Geduld haben wollte, ihn anzuhören, so würde er sehen, daß er ihm Linderung verschaffen könnte.

Auf diese Rede schwieg der Prinz und hörte ihn an. „Ich sehe wohl," fuhr nun der Juwelier fort, „das ein-

zige Mittel, euch zufrieden zu stellen, ist, zu bewirken, daß ihr ungehindert euch mit Schemselnihar unterhalten könnt. Diese Genugthuung will ich euch verschaffen, und gleich morgen dazu thun. Ihr dürft es nicht wagen, den Palast Schemselnihars zu betreten: ihr wißt aus Erfahrung, daß das ein sehr gefährlicher Schritt ist. Ich weiß einen gelegeneren Ort für diese Zusammenkunft, wo ihr in Sicherheit seid."

Als der Juwelier diese Worte aussprach, umarmte ihn der Prinz mit Entzücken, und sagte: „Ihr erweckt durch dieses reizende Versprechen einen unglücklichen Liebenden vom Tode, zu welchem er sich schon verurtheilt hatte. Wie ich sehe, so ist mir der Verlust Ebn Thahers völlig ersetzt. Alles, was ihr thut, ist wohlgethan: ich überlasse mich euch gänzlich."

Nachdem der Prinz dem Juwelier für den Eifer gedankt hatte, welchen er ihm bezeigte, ging der Juwelier nach Hause.

Gleich am folgenden Morgen kam die Vertraute wieder zu ihm. Er sagte ihr, daß er dem Prinzen von Persien Hoffnung gemacht hätte, recht bald Schemselnihar zu sehen. „Ich komme gerade deshalb," antwortete sie ihm, „um die Maaßregeln dazu mit euch zu verabreden. Mir scheint," fuhr sie fort, „dieses Haus sehr bequem für ihre Zusammenkunft."

„Ich könnte wohl," sagte er darauf, „sie beide hieher kommen lassen; aber ich habe bedacht, daß sie in einem andern Hause, das mir gehört, und wo gegenwärtig niemand wohnt, noch ungestörter sind. Ich werde es alsbald zu ihrem Empfange einrichten lassen."

„Unter diesen Umständen," erwiederte die Vertraute, „kömmt es nur noch auf Schemselnihars Einwilligung an. Ich gehe, ihr davon zu sagen, und ich werde euch in kurzer Zeit ihre Antwort bringen."

In der That war sie sehr geschwinde; sie kam bald wieder, und meldete dem Juwelier, daß ihre Gebieterin

nicht verfehlen würde, sich gegen Abend am verabredeten Orte einzustellen. Zu gleicher Zeit übergab sie ihm eine Börse, mit dem Auftrage, dafür ein Mahl bereiten zu lassen.

Er führte sie sogleich nach dem Hause, wo die Liebenden zusammenkommen sollten, damit sie den Ort wüßte, und ihre Gebieterin dahin führen könnte. Und sobald sie weg war, ging er hin zu seinen Freunden, und borgte von ihnen goldenes und silbernes Geschirre, Teppiche, reiche Kissen und anderes Hausgeräth, womit er dieses Haus sehr prächtig ausschmückte. Als er alles darin angeordnet hatte, begab er sich zu dem Prinzen von Persien.

Stellet euch die Freude des Prinzen vor, als der Juwelier ihm sagte, er käme, um ihn in das Haus zu führen, welches er zu seinem und Schemselnihars Empfang in Bereitschaft gesetzt hatte. Diese Nachricht ließ ihn all seiner Sorgen und Leiden vergessen. Er legte ein prächtiges Kleid an, und ging ohne Gefolge mit dem Juwelier, der ihn durch mehrere abgelegene Gassen führte, damit niemand sie beobachtete, und ihn endlich in das Haus brachte, wo sie sich bis zur Ankunft Schemselnihars mit einander unterhielten.

Diese leidenschaftlich Liebende ließ sie nicht zu lange warten. Sie kam gleich nach dem Abendgebete, mit ihrer Vertrauten und zwei andern Sklavinnen. Ich kann euch das Uebermaaß der Freude nicht ausdrücken, von welchem die beiden Liebenden ergriffen wurden, als sie einander erblickten; sie setzten sich auf das Sofa, und sahen sich einige Zeit an, ohne sprechen zu können, so sehr waren sie außer sich. Aber als sie den Gebrauch der Sprache wieder erlangt hatten, entschädigten sie sich hinlänglich für dieses Stillschweigen. Sie sagten sich so zärtliche Dinge, daß der Juwelier die Vertraute und die beiden Sklavinnen darüber weinten.

Der Juwelier trocknete jedoch seine Thränen, um das Mahl zu besorgen, welches er selber auftrug.

Die Liebenden aßen und tranken wenig, und setzten sich darnach beide auf das Sofa. Schemselnihar fragte den Juwelier, ob er nicht eine Laute oder irgend ein anderes Saitenspiel hätte. Der Juwelier, der für alles gesorgt hatte, was ihr Vergnügen machen könnte, brachte ihr eine Laute. Sie stimmte dieselbe, und sang...." [16]).

Hierauf hielt Scheherasade inne, weil der Tag eben anbrach. In der folgenden Nacht fuhr sie also fort:

---

## Zweihundert und vierzehnte Nacht.

„Indem Schemselnihar den Prinzen von Persien bezauberte, und ihm ihre Leidenschaft durch Worte ausdrückte, welche sie auf der Stelle erfand, ließ sich ein lautes Geräusch hören, und eine Sklave, den der Juwelier mitgebracht hatte, trat plötzlich ganz erschrocken herein, und meldete, daß man die Thür einstieße; er hätte gefragt, wer anklopfte, aber, anstatt der Antwort, wären die Schläge verdoppelt worden.

Der aufgeschreckte Juwelier verließ Schemselnihar und den Prinzen, und ging selber hin, um sich von dieser unangenehmen Neuigkeit zu überzeugen. Er war schon in dem Hofe, als er in der Dunkelheit eine Schaar mit Aexten und Säbeln bewaffneter Leute erblickte, welche die Thür eingeschlagen hatten und gerade auf ihn zukamen. Er drückte sich schleunigst an eine Mauer; und ohne bemerkt zu werden, sah er sie, zehn an der Zahl, vorbeigehen.

Da er dem Prinzen von Persien und Schemselnihar nicht sonderliche Hülfe leisten konnte, so begnügte er sich, sie bei sich selber zu beklagen, und beschloß zu fliehen. Er schlüpfte aus dem Hause, und flüchtete sich zu einem Nachbar, der noch nicht zu Bette war; denn er war überzeugt, daß diese unversehene Gewaltthätigkeit auf Befehl des Chalyfen geschähe, dem ohne Zweifel die Zusammenkunft seiner Favoritin mit dem Prinzen von Persien wäre

verrathen worden. In dem Hause, wohin er sich gerettet hatte, hörte er noch den großen Lärm, welchen man in dem seinigen machte; und dieser Lärm dauerte bis um Mitternacht.

Hierauf, als ihm alles wieder darin stille schien, bat er seinen Nachbar, ihm einen Säbel zu leihen; und hiermit bewaffnet ging er wieder hin, näherte sich der Thür des Hauses, und trat in den Hof, wo er mit Schrecken einen Mann erblickte, der ihn fragte, wer er wäre. An der Stimme erkannte er, daß es sein Sklave war. „Wie hast du es gemacht," fragte er ihn, „daß dich die Wache nicht ergriffen hat?"

„Herr," antwortete ihm der Sklave, „ich habe mich in einem Winkel des Hofes versteckt, und bin wieder hervorgekommen, als ich keinen Lärm mehr hörte. Aber es war nicht die Wache, welche in euer Haus eingebrochen ist, es sind Räuber, die in diesen letzten Tagen schon ein Haus dieses Stadtviertels geplündert haben. Ohne Zweifel haben sie den Reichthum des Geräthes bemerkt, welches ihr habt hierher bringen lassen, und das hat ihnen in die Augen gestochen."

Der Juwelier fand die Vermuthung seines Sklaven sehr wahrscheinlich. Er durchsuchte sein Haus, und sah in der That, daß die Räuber all das prächtige Geräth des Zimmers, worin er Schemselnihar und ihren Geliebten empfangen, ausgeräumt, das Gold- und Silbergeschirr weggetragen, kurz, nicht das Geringste darin gelassen hatten. Er war trostlos darüber. „O Himmel," rief er aus, „ich bin ohne Rettung verloren! Was werden meine Freunde sagen, und welche Entschuldigung bringe ich ihnen, wenn ich ihnen sage, daß Räuber mein Haus erbrochen und gestohlen haben, was sie mir so großmüthig geliehen? Muß ich sie nicht für den Verlust entschädigen, den ich ihnen verursacht habe? — Und dann, was ist aus Schemselnihar und dem Prinzen von Persien geworden? Dieser Vorfall wird ein so großes Aufsehen ma-

chen, daß er unausbleiblich dem Chalyfen zu Ohren kommen muß. Er wird diese Zusammenkunft erfahren, und ich werde ein Opfer seines Zornes sein."

Der Sklave, der ihm sehr zugethan war, bemühete sich, ihn zu trösten, und sagte: „Schemselnihar betreffend, so werden die Räuber sich wahrscheinlich begnügt haben, sie auszuplündern, und sie wird dann mit ihren Sklaven in ihren Palast zurückgekehrt sein; und der Prinz von Persien wird dasselbe Schicksal gehabt haben. Also dürft ihr hoffen, daß der Chalyf dieses Abenteuer nie erfahren wird. Was den Verlust eurer Freunde anlangt, so ist das ein Unglück, welches ihr nicht vermeiden konntet. Sie wissen wohl, daß die Räuber so überhand genommen und so verwegen geworden, daß sie nicht allein das Haus, von welchem ich euch gesagt habe, sondern auch mehrere andere Häuser der vornehmsten Herren des Hofes ausgeplündert haben; und ihnen ist nicht unbekannt, daß, trotz den ergangenen Befehlen sie einzufangen, man noch keinen von ihnen hat ergreifen können, wie viel Mühe man auch angewendet hat. Ihr werdet also damit davon kommen, daß ihr euren Freunden den Werth der geraubten Sachen ersetzet, und es wird euch, Gott sei Dank, noch Vermögen genug übrig bleiben."

Bis der Tag anbrach, ließ der Juwelier durch seinen Sklaven, so gut es möglich war, die eingeschlagene Thüre nach der Gasse wieder herstellen, und kehrte dann mit demselben nach seinem Wohnhause zurück, unter traurigen Betrachtungen über das Vorgefallene: „Ebn Thaher," sagte er bei sich selber, „war wohl klüger, als ich; er hatte das Unglück vorausgesehen, in welches ich mich blindlings gestürzt habe. Wollte Gott, daß ich mich nie in einen Liebeshandel gemischt hätte, der mir vielleicht das Leben kostet."

Kaum war es Tag, so verbreitete sich das Gerücht von der Plünderung seines Hauses in der Stadt, und zog einen Schwarm von Freunden und Nachbaren herbei, von

welchen die meisten unter dem Vorwande, ihm ihr Beileid zu bezeigen, nur zu ihm kamen, um die Sache umständlich zu erfahren. Er unterließ nicht, ihnen für die ihm bezeigte Theilnahme zu danken, und hatte wenigstens den Trost, zu hören, daß Niemand weder von Schemselnihar, noch von dem Prinzen von Persien zu ihm sprach; woraus er schloß, daß beide zu Hause, oder doch an irgend einem sicheren Orte wären.

Als der Juwelier wieder allein war, brachten seine Leute ihm zu essen; aber er aß fast gar nichts. Es war gegen Mittag, als einer seiner Sklaven hereintrat und ihm meldete, daß ein unbekannter Mann an der Thüre stände, und ihn zu sprechen verlangte. Der Juwelier, der keinen Unbekannten zu sich hereinlassen wollte, stand auf und ging hin, mit ihm an der Thüre zu reden. „Obwohl ihr mich nicht kennet," sagte der Mann zu ihm, „so kenne ich doch euch, und ich komme, von einer wichtigen Angelegenheit mit euch zu reden." Auf diese Worte bat der Juwelier ihn, einzutreten. „Nein!" fuhr der Unbekannte fort, „bemühet euch vielmehr, wenn's euch beliebt, mit mir nach eurem andern Hause."

„Wie wißt ihr," versetzte der Juwelier, „daß ich noch ein anderes Haus habe, als dieses hier?"

„Ich weiß es," erwiederte der Unbekannte. „Ich bitte euch nur, mir zu folgen; und fürchtet nichts, ich habe euch etwas mitzutheilen, das euch Vergnügen machen wird."

Der Juwelier ging sogleich mit ihm hin, und erzählte ihm unterweges, auf welche Weise das Haus, wohin sie gingen, beraubt worden und nicht in dem Zustande wäre, ihn darin zu empfangen.

Als sie vor dem Hause standen, und der Unbekannte die Thüre halb zerbrochen sah, sagte er zu dem Juwelier: „Gehen wir fürder, ich sehe wohl, daß ihr mir die Wahrheit gesagt habt. Ich will euch an einen Ort führen, wo wir bequemer sind."

Indem er dies sagte, setzten sie ihren Weg fort, und gingen so den ganzen übrigen Tag, ohne sich aufzuhalten. Der Juwelier war ermüdet von dem langen Wege, und ängstlich, als er die Nacht herannahen, und den Unbekannten noch immer fortschreiten sah, ohne ihm zu sagen, wohin er ihn zu führen gedächte, fing er schon an die Geduld zu verlieren, als sie auf einen Platz gelangten, der nach dem Tigris führte. Sie gingen ans Ufer des Flusses hinab, bestiegen ein kleines Boot und setzten auf die andere Seite über.

Nun führte der Unbekannte den Juwelier durch eine lange Gasse, wo dieser in seinem Leben nicht gewesen war; und nachdem er ihn noch, ich weiß nicht, wie viel abgelegene Gassen hatte durchwandern lassen, stand er endlich vor einer Thüre still, und öffnete sie. Er ließ den Juwelier eintreten, schloß die Thüre wieder zu, verriegelte sie mit einer starken Eisenstange, und führte ihn in ein Zimmer, wo sich zehn andere Männer befanden, welche dem Juwelier eben so unbekannt waren, als derjenige, der ihn hergeführt hatte.

Diese zehn Männer empfingen den Juwelier ohne sonderliche Höflichkeitsbezeugungen. Sie hießen ihn sich setzen; und er that es. Er hatte es auch sehr nöthig; denn er war nicht allein von dem langen Marsch außer Athem, sondern auch die Furcht, die ihn ergriff, als er sich unter Leuten sah, die so geeignet waren, ihm solche zu erregen, hätte ihm nicht verstattet, sich aufrecht zu erhalten. Da sie mit dem Abendessen auf ihr Oberhaupt gewartet hatten, so wurde gleich bei seiner Ankunft aufgetragen. Sie wuschen sich die Hände, und nöthigten den Juwelier, dasselbe zu thun, und sich mit ihnen an den Tisch zu setzen.

Nach der Mahlzeit fragten die Männer ihn, ob er wüßte, mit wem er spräche. Er antwortete: Nein, und daß er selbst nicht das Stadtviertel und den Ort kennte, wo er wäre.

„Erzählet uns euer Abenteuer von der letzten Nacht," sagten sie zu ihm, „und verschweiget uns nichts."

Der Juwelier, stutzig über diese Rede, antwortete ihnen: „Meine Herren, dem Anscheine nach seid ihr davon schon unterrichtet?"

„Es ist wahr," erwiederten sie, „der junge Mann und die junge Frau, die gestern Abend bei euch waren, haben uns davon gesagt; aber wir wollen es aus eurem eigenen Munde hören."

Es bedurfte nicht mehr, um den Juwelier zu überzeugen, daß er mit den Räubern spräche, die sein Haus erbrochen und geplündert hatten. „Meine Herren," rief er aus, „ich bin sehr in Sorgen wegen dieses jungen Mannes und dieser jungen Frau: könntet ihr mir nicht Nachricht von ihnen geben?"

Scheherasade unterbrach sich bei der Stelle, um den Sultan von Indien zu erinnern, daß der Tag anbräche, und schwieg alsdann. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung also wieder auf:

## Zweihundert und funfzehnte Nacht.

„Herr, auf die Frage des Juweliers an die Räuber, ob sie ihm keine Nachricht von dem jungen Manne und der jungen Frau geben könnten, antworteten sie: „Seid ihretwegen unbesorgt, sie sind an einem sicheren Orte und befinden sich wohl." Indem sie ihm dieses sagten, zeigten sie ihm zwei Gemächer, und versicherten, daß beide, von einander abgesondert, darin wären. „Sie haben uns gesagt," fügten sie hinzu, „daß allein ihr Kunde von ihren Angelegenheiten habt. Sobald wir dies vernommen, haben wir in Rücksicht auf euch, sie mit aller möglichen Achtung behandelt. Weit entfernt, die mindeste Gewalt zu gebrauchen, haben wir im Gegentheil ihnen alles Gute erzeigt, und keiner von uns möchte ihnen das geringste Leid zufügen. Wir versichern euch dasselbe in Ansehung

eurer Person, und ihr könnt volles Vertrauen zu uns fassen."

Der Juwelier, durch diese Rede beruhigt, und erfreut, daß der Prinz von Persien und Schemselnihar geborgen waren, beschloß, die Räuber in ihrem guten Willen noch zu bestärken. Er lobte sie, schmeichelte ihnen, und wünschte ihnen tausend Segen. „Ihr Herren," sagte er zu ihnen, „ich gestehe, daß ich nicht die Ehre habe, euch zu kennen; aber es ist ein großes Glück für mich, euch nicht unbekannt zu sein, und ich kann euch nicht genug danken für die Güte, welche diese Bekanntschaft mir von euch zuwege gebracht hat. Einer so menschenfreundlichen Handlung zu geschweigen, sehe ich wohl, daß nur Menschen eurer Art im Stande sind, ein Geheimniß so treulich zu bewahren, daß man dessen Entdeckung nie fürchten darf: und wenn es auf eine gefährliche Unternehmung ankömmt, so darf man sie euch nur auftragen; ihr wißt durch euren Eifer, euren Muth, und eure Unerschrockenheit sie befriedigend hinauszuführen. Im Vertrauen auf Eigenschaften, welche euch mit so großem Rechte beigelegt werden, trage ich kein Bedenken, euch meine und der beiden von euch bei mir angetroffenen Personen Geschichte mit aller Aufrichtigkeit zu erzählen, die ihr von mir verlangt."

Nachdem der vorsichtige Juwelier auf solche Weise die Theilnahme der Räuber für dasjenige gewonnen hatte, was er ihnen in vollem Vertrauen entdecken wollte, so daß es, seiner Beurtheilung nach, nur einen guten Eindruck hervorbringen konnte, erzählte er ihnen umständlich, ohne etwas zu übergehen, die Liebesgeschichte des Prinzen von Persien mit Schemselnihar, von Anfang an, bis zu der Zusammenkunft, die er ihnen in seinem Hause verschafft hatte.

Die Räuber geriethen in großes Erstaunen über all die Umstände, welche sie hier vernahmen. „Wie," riefen sie aus, als der Juwelier geendigt hatte, „ist es möglich,

daß der junge Mann der erlauchte Prinz von Persien, Ali Ebn Bekar, und die junge Frau die schöne und berühmte Schemselnihar ist?" Der Juwelier schwur ihnen, daß nichts gewisser wäre, als was er ihnen gesagt hätte; und er fügte hinzu, es dürfte sie nicht befremden, daß so vornehme Personen sich gesträubt hätten, sich zu erkennen zu geben.

Auf diese Versicherung gingen die Räuber hin, und warfen sich, einer nach dem andern, dem Prinzen und Schemselnihar zu Füßen, und baten sie um Verzeihung, indem sie betheuerten, daß nichts von dem Vorgefallenen geschehen sein würde, wenn sie vor dem Einbruche in das Haus des Juweliers von ihrem Stande unterrichtet gewesen wären. „Wir werden uns bemühen," fügten sie hinzu, „den Fehler wieder gut zu machen, den wir begangen haben."

Hierauf kamen sie wieder zu dem Juwelier, und sagten zu ihm: „Es thut uns sehr leid, euch nicht alles erstatten zu können, was euch aus dem Hause entführt worden ist: ein Theil davon ist nicht mehr in unserer Gewalt. Wir bitten euch, mit dem Silberzeuge zufrieden zu sein, welches wir euch sogleich wiedergeben werden."

Der Juwelier schätzte sich überglücklich durch die Gnade, die ihm erwiesen wurde. Als die Räuber ihm das Silberzeug überliefert hatten, ließen sie den Prinzen von Persien und Schemselnihar hervortreten, und sagten ihnen und dem Juwelier, sie würden sie an einen Ort bringen, von wo jeder von ihnen sich heim begeben könnte; zuvor aber müßten sie durch einen Eid sich verbinden, sie nicht zu verrathen.

Der Prinz von Persien, Schemselnihar und der Juwelier antworteten, sie könnten auf ihr Wort schon vertrauen; weil sie es aber wünschten, so wollten sie ihnen feierlich unverbrüchliches Stillschweigen beschwören. Durch diesen Eid zufrieden gestellt, gingen die Räuber sogleich mit ihnen hinaus.

Unterweges beunruhigte den Juwelier, daß er die Vertraute und die beiden Sklavinnen nicht sah, er nahte sich Schemselnihar, und bat sie, ihm zu sagen, was aus ihnen geworden sei. „Ich weiß nichts von ihnen," antwortete sie. „Ich kann nichts weiter sagen, als daß man uns aus eurem Hause wegführte, mit uns übers Wasser setzte, und uns in das Haus brachte, wo wir jetzo herkommen."

Damit endigte die Unterredung zwischen Schemselnihar und dem Juwelier; sie ließen sich mit dem Prinzen von den Räubern führen, und gelangten an das Ufer des Flusses. Die Räuber nahmen ein Boot, stiegen mit ihnen ein, und setzten sie ans jenseitige Ufer über.

Indem der Prinz von Persien, Schemselnihar und der Juwelier ans Land stiegen, hörte man ein lautes Geräusch von der Wache zu Pferde, welche daher ritt, und in dem Augenblick ankam, als das Boot eben wieder abgestoßen war, und die Räuber ruderten aus aller Macht von hinnen.

Der Befehlshaber der Wache fragte den Prinzen, Schemselnihar und den Juwelier, woher sie so spät kämen und wer sie wären. Von Schreck ergriffen und aus Furcht, etwas zu sagen, das ihnen nachtheilig sein könnte, schwiegen sie bestürzt. Gleichwohl mußte man antworten; und das that der Juwelier, der etwas mehr Fassung behielt: „„Herr," antwortete er, „ich kann euch zuvörderst versichern, daß wir rechtliche Leute aus der Stadt sind. Die Leute dort in dem Boote, die uns so eben ausgesetzt haben, und wieder auf die andere Seite überfahren, sind Räuber, die in der letzten Nacht das Haus, worin wir waren, erbrachen, es plünderten und uns nach ihrer Wohnung führten. Nachdem es dort durch alle erdenkliche Mittel der Begütigung uns gelungen, sie für uns einzunehmen, haben sie uns endlich in Freiheit gesetzt, und bis hieher geführt. Sie haben uns sogar einen guten Theil ihrer gemachten Beute wieder gegeben, wie ihr hier sehet."

Indem er dies sagte, zeigte er dem Befehlshaber das Silberzeug, das er trug.

Der Befehlshaber begnügte sich nicht mit dieser Antwort des Juweliers; er näherte sich ihm und dem Prinzen von Persien, und betrachtete einen nach dem andern. „Saget mir aufrichtig," fragte er sie, „wer ist diese Frau? woher kennt ihr sie? und in welchem Stadtviertel wohnt ihr?"

Diese Frage machte sie sehr verlegen, und sie wußten nicht, was sie antworten sollten. Schemselnihar machte dieser Verlegenheit ein Ende. Sie zog den Befehlshaber beiseite; und sie hatte nicht sobald mit ihm gesprochen, als er mit großen Zeichen der Ehrerbietung und Höflichkeit vom Pferde stieg. Er befahl sogleich seinen Leuten, zwei Boote herbeizuschaffen.

Als die Boote gekommen waren, ließ der Befehlshaber Schemselnihar in das eine steigen, und den Prinzen von Persien und den Juwelier in das andere, und gab jedem Boote zwei von seinen Leuten, mit dem Befehle, sie bis zu ihrer Bestimmung zu begleiten. Die beiden Boote fuhren in verschiedener Richtung ab. Wir begleiten gegenwärtig das Boot, worin sich der Prinz von Persien und der Juwelier befanden.

Der Prinz von Persien wollte den ihm mitgegebenen Begleitern und dem Juwelier die Mühe ersparen, und sagte zu jenen, er wollte den Juwelier mit in sein Haus führen, und nannte ihnen das Stadtviertel, darin er wohnte. Auf diese Anzeige ließen die Begleiter das Boot vor dem Palaste des Chalyfen anlegen. Der Prinz von Persien und der Juwelier geriethen in großen Schrecken darüber, wagten aber nicht, ihn laut werden zu lassen. Obwohl sie den Befehl gehört hatten, welchen der Anführer der Wache ertheilt hatte, so bildeten sie sich nichtsdestoweniger ein, daß man sie nach dem Wachthause brächte, um sie am folgenden Morgen dem Chalyfen vorzustellen.

Das war indessen nicht die Absicht ihrer Begleiter.

Als sie sie ans Land gesetzt hatten, kehrten sie zu ihrer Schaar zurück, nachdem sie sie einem Offizier von der Leibwache des Chalyfen befohlen hatten; und dieser gab ihnen zwei von seinen Soldaten mit, um sie nach der Wohnung des Prinzen von Persien zu begleiten, die ziemlich weit vom Flusse entfernt war. So gelangten sie endlich dorthin, aber so matt und müde, daß sie kaum sich regen konnten.

Bei dieser großen Müdigkeit war der Prinz von Persien überdies noch so niedergeschlagen durch den unglücklichen Vorfall, der ihn und Schemselnihar betroffen hatte, und ihn fortan aller Hoffnung zu einer neuen Zusammenkunft beraubte, daß er in Ohnmacht sank, indem er sich auf ein Sofa niederließ. Während der größte Theil seiner Leute um ihn beschäftigt war, ihn wieder zu sich zu bringen, drängten sich die andern um den Juwelier, und baten ihnen zu sagen, was dem Prinzen begegnet wäre, dessen Abwesenheit sie in unaussprechliche Unruhe versetzt hatte."

Bei diesen letzten Worten unterbrach sich Scheherasade, weil das Licht des Tages sich schon blicken ließ. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und sechszehnte Nacht.

„Herr, ich erzählte gestern Euer Majestät, daß während man beschäftigt war, den Prinzen aus seiner Ohnmacht wieder zu sich zu bringen, andere von seinen Leuten den Juwelier fragten, was ihrem Herrn begegnet wäre. Der Juwelier, der sich wohl hütete, ihnen irgend etwas zu entdecken, das ihnen nicht gebührte zu wissen, antwortete ihnen, es wäre eine außerordentliche Sache, aber jetzo nicht die Zeit, davon zu erzählen; sie sollten lieber darauf bedacht sein, dem Prinzen Hülfe zu leisten. Zum Glück erholte sich der Prinz von Persien in diesem Augenblicke

wieder, und diejenigen, die so dringend diese Frage gethan hatten, traten nun ehrerbietig zurück, und waren sehr erfreut, daß die Ohnmacht des Prinzen nicht länger gedauert hatte.

Obgleich der Prinz von Persien das Bewußtsein wieder erlangt hatte, blieb er dennoch so schwach, daß er den Mund nicht zum Sprechen öffnen konnte. Er antwortete nur durch Zeichen, selbst seinen Verwandten, die ihm zusprachen.

Er war in diesem Zustande noch am folgenden Morgen, als der Juwelier Abschied von ihm nahm. Der Prinz antwortete ihm nur durch Zuwinken, indem er ihm die Hand reichte; und als er ihn mit dem Silberzeuge beladen sah, das die Räuber ihm wiedergegeben hatten, gab er einem seiner Leute ein Zeichen, es zu nehmen und ihm nach Hause zu tragen.

Die Familie des Juweliers hatte ihn indessen mit großer Ungeduld erwartet, seitdem er mit dem unbekannten Mann, der ihn zu sprechen gekommen, weggegangen war; und man hatte nicht gezweifelt, daß etwas anderes noch ärgeres als zuvor ihm begegnet wäre, nachdem die Zeit verflossen war, da er wieder zurückkommen mußte. Seine Frau und Kinder und sein Hausgesinde waren in großer Unruhe, und sie weinten noch, als er anlangte. Sie hatten große Freude, ihn wiederzusehen, waren aber bekümmert, als sie ihn in der kurzen Zeit, daß sie ihn nicht gesehen hatten, so auffallend verändert fanden. Die große Ermüdung vom vorigen Tage, und die in großer Beängstigung und schlaflos zugebrachte Nacht, waren die Ursache dieser Veränderung, welche ihn fast unkenntlich gemacht hatte. Da er selber sich sehr entkräftet fühlte, so hütete er zwei Tage das Haus, um sich herzustellen, und nahm nur den Besuch von einigen seiner vertrautesten Freunde an.

Am dritten Tage fühlte der Juwelier seine Kräfte wieder ein wenig hergestellt, und glaubte, sie würden zu-

nehmen, wenn er wieder ausginge, frische Luft zu schöpfen. Er ging also zu einem seiner Freunde, einem reichen Kaufmanne, in den Laden, und unterhielt sich ziemlich lange mit ihm. Als er aufstand, von seinem Freunde Abschied zu nehmen und sich zu entfernen, erblickte er eine Frau, die ihm einen Wink gab, und erkannte sie für die Vertraute Schemselnihars. Zwischen Furcht und Freude darüber, entfernte er sich um so schleuniger, ohne sie anzusehen. Sie folgte ihm, wie er wohl wußte, daß sie thun würde, weil der Ort, wo er sich befand, nicht gelegen war, sich mit ihr zu besprechen. Da er so rasch ging, rief die Vertraute, die nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte, ihm von Zeit zu Zeit zu, er solle doch auf sie warten. Er hörte es wohl; aber nach dem, was ihm begegnet war, durfte er nicht öffentlich mit ihr sprechen, aus Furcht, den Verdacht zu erregen, daß er mit Schemselnihar Verkehr hätte. In der That wußte man in ganz Bagdad, daß sie dieser Favoritin angehörte, und alle Einkäufe derselben besorgte. Er blieb also in seinem Schritte, bis er eine wenig besuchte Moschee erreichte, in welcher er wohl wußte, daß niemand wäre. Sie folgte ihm hinein, und beide hatten hier volle Freiheit, ohne Zeugen mit einander zu reden.

Der Juwelier und die Vertraute Schemselnihars bezeigten sich gegenseitig ihre Freude, sich nach dem seltsamen, durch die Räuber verursachten Abenteuer wiederzusehen.

Der Juwelier verlangte, die Vertraute sollte ihm erst erzählen, wie sie mit den beiden Sklavinnen entkommen wäre, und wie Schemselnihar sich befände, seitdem er sie nicht gesehen hatte. Aber die Vertraute bezeigte ihm ein so dringendes Verlangen, zuvor zu erfahren, was ihm seit ihrer unversehenen Trennung begegnet wäre, daß er genöthiget war, ihre Neugier zu befriedigen. „Da habt ihr," sagte er am Schlusse seiner Erzählung, „was ihr von mir

zu wissen verlangtet: saget mir nun, ich bitte euch, auch eurerseits das, darum ich euch schon ersucht habe."

„Sobald ich die Räuber erscheinen sah," erzählte nun die Vertraute, „bildete ich mir ein, ohne sie recht genau zu betrachten, daß es Soldaten von der Leibwache des Chalyfen wären, daß der Chalyf von diesem Schritte Schemselnihars unterrichtet worden, und jene abgeschickt hätte, ihr und dem Prinzen von Persien, und uns allen das Leben zu nehmen. In diesem Wahne stieg ich sogleich auf das flache Dach eures Hauses, während die Räuber zu dem Prinzen von Persien und Schemselnihar in das Zimmer drangen. Die beiden Sklavinnen Schemselnihars säumten nicht, mir zu folgen. Von Dache zu Dache gelangten wir endlich zu dem Hause braver Leute, die uns sehr freundlich aufnahmen und bei denen wir die Nacht zubrachten.

Am folgenden Morgen früh, nachdem wir dem Herrn des Hauses für die uns bewiesene Gefälligkeit gedankt hatten, kehrten wir nach Schemselnihars Palast zurück. In großer Verwirrung traten wir hinein, und waren um so bekümmerter, als wir nicht wußten, welches Schicksal die beiden unglücklichen Liebenden getroffen hatte. Die übrigen Frauen Schemselnihars waren verwundert, uns ohne sie zurückkommen zu sehen. Wir sagten ihnen, wie wir uns zuvor verabredet hatten, sie wäre bei einer ihrer Freundinnen geblieben, und würde uns rufen lassen, sie abzuholen, wenn sie zurückkehren wollte; und sie begnügten sich mit dieser Ausrede.

Ich brachte indessen den Tag in großer Unruhe hin. Als die Nacht kam, öffnete ich eine kleine Hinterthüre, trat hinaus, und sah ein kleines Boot auf dem Kanale, der in den Fluß ausläuft. Ich rief den Schiffmann, und bat ihn, auf beiden Seiten den Fluß entlang hin zu fahren, um zu sehen, ob er nicht eine vornehme Frau erblicke, und wenn er sie anträfe; sie hierher zu führen.

Ich erwartete seine Rückkehr mit den beiden Skla-

binnen, die in derselben Unruhe waren, wie ich; und es war schon nahe an Mitternacht, als dasselbe Boot anlangte, mit zwei Männern und einer im Hinterraume ruhenden Frau. Sobald er das Boot angelegt hatte, halfen die beiden Männer der Frau aufstehen und aussteigen, und ich erkannte sie für Schemselnihar, mit unaussprechlicher Freude, sie wiederzusehen und wiedergefunden zu haben. . . ."

Scheherasade endigte hier ihre Erzählung für diese Nacht. Sie nahm dieselbe in der folgenden Nacht wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und siebzehnte Nacht.

„Herr, wir verließen gestern die Vertraute Schemselnihars in der Moschee, wo sie dem Juwelier erzählte, was ihr, seitdem sie sich nicht gesehen hatten, begegnet war, und die Umstände von der Rückkehr Schemselnihars in ihren Palast. Sie fuhr also fort:

„Ich reichte Schemselnihar die Hand, um ihr ans Land zu helfen. Sie hatte dieser Hülfe sehr nöthig, denn sie konnte sich kaum aufrecht erhalten. Als sie ausgestiegen war, sagte sie mir ins Ohr, mit einem Tone, der ihre Betrübniß ausdrückte, ich sollte hingehen, einen Beutel von tausend Goldstücken holen, und ihn den beiden Soldaten geben, die sie begleitet hatten.

Ich überließ sie den Händen der beiden Sklavinnen zur Unterstützung; und nachdem ich den beiden Soldaten gesagt hatte, sie möchten einen Augenblick warten, lief ich hin, die Börse zu holen, und kam schleunig zurück. Ich gab sie den beiden Soldaten, bezahlte den Schiffmann, und verschloß die Thüre.

Dann eilte ich wieder zu Schemselnihar, die noch nicht in ihr Zimmer gelangt war. Wir verloren keine Zeit, sondern brachten sie hinein, entkleideten sie, und legten sie in ihr Bette, wo sie sogleich und die ganze übrige

Nacht in einem Zustande lag, als wenn sie im Begriff wäre den Geist aufzugeben.

Am folgenden Tage bezeigten ihre übrigen Frauen großes Verlangen, sie zu sehen; aber ich sagte ihnen, sie wäre äußerst ermüdet zurückgekommen, und bedürfte Ruhe, um sich herzustellen. Wir, die beiden andern Frauen und ich, leisteten ihr unterdessen alle mögliche Hülfe, die wir nur erdenken und sie von unserm Eifer erwarten konnte. Sie weigerte sich anfangs, irgend etwas zu sich zu nehmen; und wir mußten an ihrem Leben verzweifeln, wenn wir nicht bemerkt hätten, daß der Wein, welchen wir ihr von Zeit zu Zeit einflößten, ihr wieder Kräfte gab. Endlich, durch anhaltendes Bitten, gelang es uns, ihre Hartnäckigkeit zu überwinden, und wir nöthigten sie zu essen. Als ich sah, daß sie wieder im Stande war zu reden (denn sie hatte bis dahin nichts gethan, als weinen, stöhnen und seufzen), bat ich sie um die Gnade, mir doch zu sagen, durch welches Glück sie den Räubern entkommen wäre. „Warum verlangst du von mir," antwortete sie mit einem tiefen Seufzer, „daß ich einen solchen Gegengenstand der Betrübniß erneue? Wollte Gott, die Räuber hätten mir das Leben genommen, anstatt es mir zu erhalten! Meine Leiden hätten ein Ende; jetzt lebe ich nur, um noch mehr zu leiden."

„Herrin," erwiederte ich, „ich flehe euch, es mir nicht zu versagen. Ihr wißt wohl, daß die Unglücklichen eine Art Trost darin finden, ihre Begegnisse, auch die widerwärtigsten, zu erzählen. Es wird also euren Schmerz lindern, wenn ihr die Güte habt, mir meine Bitte zu gewähren."

„So höre denn," sagte sie darauf, „die trostloseste Begebenheit, welche einer so leidenschaftlich Liebenden, als ich, die sich schon am Ziel ihrer Wünsche wähnte, begegnen konnte. Als ich die Räuber mit Säbel und Dolch in der Hand hereintreten sah, glaubte ich, daß der letzte Augenblick unsers Lebens für den Prinzen von Persien

und für mich, gekommen wäre; und ich beklagte meinen Tod nicht, in dem Gedanken, mit ihm zu sterben. Aber anstatt auf uns los zu stürzen und uns das Herz zu durchbohren, wie ich erwartete, wurden zwei Räuber befehligt uns zu bewachen; und die übrigen packten unterdessen alles zusammen, was in dem Zimmer und in den Seitengemächern sich befand. Als sie damit fertig waren, und die Ballen auf ihre Schultern geladen hatten, gingen sie weg und führten uns mit sich.

Unterweges fragte mich einer von unsern Begleitern, wer ich wäre? und ich antwortete ihm: „eine Tänzerin." Er that dem Prinzen dieselbe Frage; und dieser gab sich für einen Bürger aus.

Als wir in ihrer Wohnung angelangt waren, wo uns neue Schrecken erwarteten, versammelten sich alle um mich; und nachdem sie meine Kleidung und meinen reichen Juwelenschmuck betrachtet, hatten sie Verdacht, daß ich meinen Stand verläugnet hätte. „Eine Tänzerin sieht nicht aus, wie ihr," sagten sie zu mir. „Saget uns aufrichtig, wer ihr seid."

Als sie sahen, daß ich nicht antwortete, fragten sie den Prinzen von Persien: „Und auch ihr, wer seid ihr eigentlich? Wir sehen wohl, daß ihr kein bloßer Bürger seid, wie ihr gesagt habt."

Er befriedigte eben so wenig, als ich, ihre Neugier, sondern sagte ihnen bloß, er wäre bei dem Juwelier, den er nannte, zum Besuch gewesen, um sich mit ihm zu ergötzen, und demselben gehörte das Haus, wo sie uns gefunden hätten.

„Ich kenne diesen Juwelier," sagte sogleich einer der Räuber, der unter ihnen das meiste Ansehen zu haben schien: „ich habe ihm einige Verpflichtung, obwohl er nichts davon weiß, und ich weiß, daß er noch ein anderes Haus hat; ich nehme es auf mich, ihn morgen herzubringen. Wir werden euch nicht eher loslassen," fuhr er fort, „als

bis wir wissen, wer ihr seid. Es wird euch indessen kein Leides geschehen."

Der Juwelier wurde am folgenden Tage gebracht; und dieser brave Mann, in der Absicht, uns einen Dienst zu leisten, wie er auch wirklich that, entdeckte den Räubern, wer wir wirklich wären. Die Räuber kamen nun, mich um Verzeihung zu bitten; und ich glaube, sie thaten dasselbe bei dem Prinzen von Persien, der in einem andern Zimmer war; sie betheuerten mir, sie würden in das Haus, worin sie uns gefunden, nicht eingebrochen sein, wenn sie gewußt hätten, daß es dem Juwelier gehörte.

Sie nahmen uns sogleich, den Prinzen von Persien, den Juwelier und mich, und führten uns an das Ufer des Flusses, ließen uns in ein Boot steigen, und setzten uns auf diese Seite über; aber kaum waren wir ans Land getreten, als eine Schaar von der Wache zu Pferde auf uns zukam.

Ich nahm den Anführer derselben bei Seite, nannte mich und sagte ihm, die Räuber, die wieder auf jene Seite hinüberruderten, hätten mich am vorigen Abend auf dem Rückwege von einer Freundin, angehalten und nach ihrer Wohnung geführt; aber als ich mich ihnen zu erkennen gegeben, hätten sie mich wieder losgelassen, und in Rücksicht auf mich, den beiden Personen, die er hier sähe, dieselbe Gnade erwiesen, nachdem ich versichert, daß sie zu meiner Bekanntschaft gehörten. Er stieg sogleich vom Pferde, mir seine Ehrerbietung zu bezeigen; und nachdem er mir seine Freude bezeigt hatte, mir einen Dienst leisten zu können, befahl er, zwei Boote herbeizuschaffen, und ließ mich das eine besteigen, mit zweien seiner Leute, die, wie du gesehen hast, mich hieher begleitet haben. Eben so ließ er den Prinzen von Persien und den Juwelier in dem andern Boote durch zwei seiner Leute sicher nach Hause geleiten.

Ich hoffe," fügte sie zum Schlusse hinzu, indem sie

in Thränen zerfloß, „daß ihnen seit unserer Trennung kein Unfall wird begegnet sein, und ich zweifle nicht, daß der Schmerz des Prinzen dem meinen gleich sei. Der Juwelier, der uns mit so viel Bereitwilligkeit gedient hat, verdient, für den Verlust belohnt zu werden, welchen er um unsertwillen erlitten hat. Vergiß nicht, morgen früh zwei Börsen, jede von tausend Goldstücken, zu nehmen, sie ihm in meinem Namen zu überbringen, und dich bei ihm nach dem Prinzen von Persien zu erkundigen."

Als meine gute Gebieterin so ihre Erzählung geendigt hatte, bemühte ich mich, in Betreff des letzten mir ertheilten Befehls, der Erkundigung nach dem Prinzen von Persien, sie zu bereden, sie möchte doch alle ihre Kräfte aufbieten, um sich selber zu besiegen, nachdem sie in einer solchen Gefahr geschwebt hätte, der sie nur eben durch ein Wunder entronnen wäre. „Mache mir keine Einwendungen," sagte sie hierauf, „sondern thu, was ich dir heiße."

Ich mußte also schweigen, und ich komme, um ihr zu gehorchen; ich war in eurem Hause, wo ich euch nicht fand; und aus Furcht, euch dort nicht anzutreffen, wo man mir sagte, daß ihr wohl sein könntet, war ich schon im Begriff, zu dem Prinzen von Persien zu gehen; jedoch wagte ich es nicht. Ich habe die beiden Börsen im Vorbeigehen bei einem von meinen Bekannten gelassen: erwartet mich hier, ich will sie euch ungesäumt holen..."

Scheherasade bemerkte, nach diesen letzten Worten, daß der Tag anbrach, und schwieg. Sie setzte ihre Erzählung in der folgenden Nacht fort, und sagte zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und achtzehnte Nacht.

„Herr, die Vertraute kam bald wieder zu dem Juwelier in die Moschee, wo sie ihn verlassen hatte; sie gab

ihm die beiden Börsen, und sagte: „Nehmet, und befriedigt eure Freunde."

„Hierin ist viel mehr," erwiederte der Juwelier, „als dazu nöthig; aber ich wage nicht die Gnade auszuschlagen, welche eine so großmüthige Frau ihrem Diener zu erzeigen geruhet. Ich bitte euch, sie zu versichern, daß ich immerdar das Andenken ihrer Güte bewahren werde."

Er verabredete mit der Vertrauten, daß sie ihn in dem Hause aufsuchen sollte, wo sie ihn zum erstenmale gesehen hatte, wenn sie ihm von Seiten Schemselnihars etwas mitzutheilen hätte, und Nachrichten von dem Prinzen von Persien einziehen wollte. Hierauf trennten sie sich.

Der Juwelier ging nach Hause, sehr vergnügt, nicht allein darüber, daß er nun die Mittel in Händen hatte, seine Freunde völlig zu befriedigen, sondern auch, weil er sah, daß niemand in Bagdad wußte, daß der Prinz von Persien und Schemselnihar sich in seinem Hause befunden hatten, als dasselbe geplündert wurde. Freilich hatte er den Räubern das Geheimniß entdeckt, aber er vertraute auf ihre Verschwiegenheit. Sie hatten überdies auch nicht so viel Verkehr mit der Welt, daß von ihrer Seite Gefahr zu befürchten gewesen wäre, wenn sie es auch verbreitet hätten.

Gleich am folgenden Morgen ging er zu den Freunden, die ihm gefällig gewesen waren; und es kostete ihn keine Mühe, sie zu befriedigen. Er behielt sogar noch Geld genug übrig, um sein anderes Haus sehr anständig mit Geräth zu versehen, welches er nun von einigen seiner Leute bewohnen ließ. Auf solche Weise vergaß er bald der Gefahr, der er entronnen war, und ging gegen Abend zu dem Prinzen von Persien.

Die Bedienten des Prinzen, die den Juwelier empfingen, sagten ihm, er käme zur rechten Zeit, der Prinz wäre, seitdem er ihn nicht gesehen, in einem Zustande, der für sein Leben fürchten ließe, und man könnte kein einziges Wort aus ihm herausbringen.

Sie führten ihn, ohne Geräusch zu machen, in sein Zimmer; und er fand ihn in seinem Bette liegen, mit geschlossenen Augen, und in einem Zustande, der sein Mitleid erregte. Er grüßte ihn, indem er seine Hand berührte, und ermahnte ihn, Muth zu fassen.

Der Prinz von Persien erkannte die Stimme des Juweliers. Er öffnete die Augen, in denen sich seine ganze Betrübniß malte, die noch viel stärker war, als jene, die er bei der ersten Zusammenkunft mit Schemselnihar empfunden hatte. Er faßte seine Hand und drückte sie, um ihm seine Freundschaft zu bezeigen, und dankte ihm mit schwacher Stimme, daß er sich die Mühe gäbe, einen so unglücklichen und so betrübten Prinzen, als ihn, zu besuchen.

„Prinz," erwiederte der Juwelier, „ich bitte euch, schweigen wir von dem Danke, welchen ihr mir schuldig sein könntet: ich wünsche nur, daß die guten Dienste, welche euch zu leisten ich mich bemühte, einen bessern Erfolg gehabt hätten. Reden wir vielmehr von eurer Gesundheit: nach dem Zustande, worin ich euch sehe, fürchte ich sehr, daß ihr euch selber sinken lasset, und daß ihr nicht die nöthige Nahrung zu euch nehmet."

Die Leute, welche um den Prinzen, ihren Herrn, waren, ergriffen diese Gelegenheit, dem Juwelier zu sagen, daß sie alle ersinnliche Mühe anwendeten, den Prinzen zu bewegen, etwas zu genießen, daß er aber alle Hülfe verschmähe, und schon lange Zeit nichts genossen hätte. Dieses bewog den Juwelier, den Prinzen zu bitten, daß er sich von seinen Leuten Speise bringen ließe und davon genösse; und er erreichte es durch anhaltendes Bitten.

Nachdem der Prinz von Persien, auf Zureden des Juweliers, reichlicher gegessen, als bisher, befahl er seinen Leuten, ihn mit demselben allein zu lassen, und als sie hinausgegangen waren, sagte er zu ihm: „Neben dem Unglücke, das mich niederbeugt, bin ich noch äußerst betrübt über den Verlust, welchen ihr um meinetwillen erlitten

habt, und es ist billig, daß ich daran denke, ihn euch zu vergütigen; aber zuvor bitte ich euch, mir zu sagen, ob ihr nichts von Schemselnihar vernommen habt, seitdem ich mich von ihr trennen mußte?"

Der Juwelier erzählte ihm alles, was er aus dem Berichte der Vertrauten wußte, von der Rückkehr Schemselnihars in ihren Palast, und von dem Zustande, worin sie seitdem gewesen, bis sie sich wieder besser befunden und die Vertraute abgeschickt hatte, sich nach ihm zu erkundigen.

Der Prinz von Persien antwortete auf die Erzählung des Juweliers nur durch Seufzer und Thränen; dann stand er mit Anstrengung auf, ließ seine Leute rufen, und ging selber nach seiner Vorrathskammer, die er sich öffnen ließ: hier ließ er mehrere Ballen von reichem Zimmergeräthe und Silberzeuge zusammen packen, und gab Befehl, sie nach dem Hause des Juweliers zu tragen.

Der Juwelier wollte sich weigern, das Geschenk anzunehmen, welches der Prinz ihm machte; aber, obgleich er diesem vorstellte, daß Schemselnihar ihm schon mehr geschickt hätte, als er nöthig gehabt, um den Verlust seiner Freunde zu ersetzen, dennoch wollte der Prinz sich nicht abweisen lassen. Dem Juwelier blieb also nichts übrig, als ihm auszudrücken, wie sehr er durch seine Freigebigkeit beschämt wäre, und daß er ihm nicht genug dafür danken könnte. Er wollte nun Abschied nehmen; aber der Prinz bat ihn, noch zu bleiben, und sie unterhielten sich einen guten Theil der Nacht mit einander.

Am folgenden Morgen besuchte der Juwelier vor dem Weggehen noch den Prinzen, und dieser ließ ihn neben seinem Bette niedersitzen, und sagte zu ihm: „Ihr wißt, daß es bei allen Dingen ein Ziel gibt; das Ziel eines Liebenden ist, den Gegenstand seiner Liebe ungestört zu besitzen; wenn er einmal diese Hoffnung verliert, so darf er auch gewiß nicht mehr ans Leben denken. Ihr begreift wohl, daß dieses die traurige Lage ist, in welcher

ich mich befinde. In der That, während ich mich zweimal auf dem Gipfel meiner Wünsche wähnte, gerade da wurde ich von dem, was ich liebe, auf die grausamste Weise hinweggerissen. Demnach bleibt mir nichts mehr übrig, als an den Tod zu denken: ich würde ihn mir schon selber gegeben haben, wenn meine Religion mir nicht den Selbstmord verböte; aber ich habe nicht nöthig; ihm vorzugreifen: ich fühle wohl, daß ich nicht lange mehr darauf warten darf."

Nach diesen Worten schwieg er, unter Seufzen, Schluchzen und Thränen, die er in Ueberfluß vergoß.

Der Juwelier, der kein anderes Mittel wußte, ihn von diesem verzweiflungsvollen Gedanken abzulenken, als daß er ihn an Schemselnihar erinnerte, um ihm wenigstens einen Schatten von Hoffnung zu geben, sagte zu ihm, er fürchtete, die Vertraute wäre schon bei ihm gewesen, es würde also gut sein, daß er ohne Zeitverlust nach Hause ginge. „Ich lasse euch gehen," sagte der Prinz darauf; „aber wenn ihr sie sehet, so bitte ich euch, schärfet ihr wohl ein, Schemselnihar zu versichern, daß, wenn ich auch bald sterbe, wie ich erwarte, ich sie jedoch bis zum letzten Seufzer, ja bis ins Grab, lieben werde."

Der Juwelier ging nach Hause, und blieb dort, in der Hoffnung, daß die Vertraute kommen würde. Sie kam auch einige Stunden darnach, aber ganz in Thränen und in großer Verwirrung. Der Juwelier, dadurch beunruhigt, fragte sie hastig, was ihr fehlte.

„Schemselnihar, der Prinz von Persien, ihr und ich," antwortete die Vertraute, „wir alle sind verloren. Höret die traurige Neuigkeit, welche ich gestern, nachdem ich euch verlassen hatte, beim Eintritt in den Palast vernahm. Schemselnihar hatte, eines Vergehens wegen, eine der beiden Sklavinnen, die ihr am Tage der Zusammenkunft in eurem andern Hause bei ihr sahet, bestrafen lassen. Die über diese üble Behandlung erboste Sklavin fand die Thüre des Palastes offen, und schlüpfte hinaus: und wir zwei-

feln nicht, daß sie einem der Verschnittenen von unserer Wache, der ihr eine Zuflucht gegeben, alles verrathen hat. Das ist noch nicht alles: die andere Sklavin, ihre Gefährtin, ist auch entflohen, und hat sich in den Palast des Chalyfen geflüchtet, und wir haben Ursache zu glauben, daß sie ihm alles entdeckt hat. Höret, weshalb: heute eben ließ der Chalyf durch zwanzig Verschnittene Schemselnihar holen und nach seinem Palaste führen. Ich habe Mittel gefunden, mich wegzustehlen und zu kommen, um euch von allem diesen zu benachrichtigen. Ich weiß nicht, was vorgegangen sein mag, aber ich weissage hieraus nichts Gutes. Wie dem nun sei, ich beschwöre euch, das Geheimniß gut zu bewahren."

Der Tag, dessen Licht sich schon blicken ließ, nöthigte die Sultanin Scheherasade, bei diesen letzten Worten selber zu schweigen. Sie fuhr in der folgenden Nacht fort, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und neunzehnte Nacht.

„Herr," die Vertraute fügte dem, was sie dem Juwelier sagte, noch hinzu, es wäre gut, daß er, ohne Zeitverlust, zu dem Prinzen von Persien ginge, und ihn von dem Vorgange benachrichtigte, damit er sich auf jeden Fall gefaßt machte, und empfahl ihm, der gemeinsamen Sache getreu zu bleiben. Mehr sagte sie ihm nicht, sondern entfernte sich plötzlich, ohne seine Antwort abzuwarten.

Was hätte auch der Juwelier in dem Zustande, worin er sich befand, antworten können? Er stand unbeweglich und wie vom Schlage gerührt. Er erkannte nichts desto weniger, wie dringend die Sache war: er raffte sich also zusammen, und ging schleunig zu dem Prinzen von Persien.

Er nahete sich ihm mit einer Miene, welche schon die üble Botschaft ankündigte, die er ihm zu bringen kam, und sprach zu ihm: „Prinz, waffnet euch mit Geduld, mit

Standhaftigkeit und Muth, und bereitet euch auf den furchtbarsten Sturm, den ihr in eurem ganzen Leben zu bestehen habt."

„Saget mir mit zwei Worten, was es gibt," sagte hierauf der Prinz, „und laßt mich nicht in der quälenden Ungewißheit: ich bin bereit zu sterben, wenn es sein muß."

Der Juwelier erzählte ihm nun, was er so eben von der Vertrauten vernommen hatte. „Ihr sehet wohl," fügte er hinzu, „daß euer Untergang gewiß ist. Stehet auf, und rettet euch schleunigst: die Zeit ist kostbar. Ihr dürft euch dem Zorne des Chalyfen nicht aussetzen, noch weniger der Gefahr, auf der Folter etwas bekennen zu müssen."

Wenig fehlte, so hätte der Prinz in diesem Augenblicke vor Schmerz und Schreck den Geist aufgegeben. Er erholte sich wieder, und bat den Juwelier ihm zu rathen, welchen Entschluß er unter diesen Umständen fassen sollte, wo er keinen Augenblick unbenutzt lassen durfte. „Es bleibt nichts anders übrig," antwortete der Juwelier, „als eiligst zu Pferde steigen und den Weg nach Anbar [17]) einzuschlagen, um noch morgen vor Tage dorthin zu gelangen. Nehmet von euren Leuten, so viel euch dazu gut dünkt, und gute Pferde, und vergönnet mir, mit euch zu entfliehen."

Da der Prinz von Persien sah, daß ihm nichts anderes übrig blieb, so gab er Befehl nur zu den nöthigsten Zurüstungen, versah sich mit Geld und Juwelen; und nachdem er von seiner Mutter Abschied genommen hatte, reiste er ab, und ritt mit dem Juwelier und seinen dazu erwählten Leuten eiligst aus Bagdad.

Sie reisten den übrigen Tag und die ganze Nacht, ohne sich irgendwo aufzuhalten, bis zwei oder drei Stunden vor Anbruch des folgenden Tages, wo sie, ermüdet von einem so langen Ritte, und weil ihre Pferde nicht mehr fort konnten, abstiegen, um sich auszuruhen.

Sie hatten kaum Zeit gehabt, zu verschnaufen, als sie sich plötzlich von einer großen Räuberbande angefallen sahen. Sie vertheidigten sich eine Zeitlang sehr tapfer; aber die Leute des Prinzen wurden getödtet. Das nöthigte den Prinzen und den Juwelier, die Waffen zu strecken, und sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Räuber schenkten ihnen das Leben; aber nachdem sie sich der Pferde und des Gepäckes bemächtigt hatten, plünderten sie sie aus, zogen dann mit ihrer Beute ab, und ließen beide dort zurück.

Als die Räuber sich entfernt hatten, sagte der Prinz von Persien trostlos zu dem Juwelier: „Wohlan, was sagt ihr zu unserm Abenteuer und dem Zustande, worin wir uns hier befinden? Wäre es nicht besser gewesen, wenn ich in Bagdad geblieben, und dort den Tod erwartet hätte, auf welche Weise ich ihn auch empfangen mußte?"

„Prinz," versetzte der Juwelier, „dies ist ein Rathschluß Gottes: es gefällt ihm, uns durch Leiden über Leiden zu prüfen. Wir müssen nicht darüber murren, sondern diese Widerwärtigkeiten aus seiner Hand in völliger Unterwerfung hinnehmen. Laßt uns aber nicht länger hier verweilen, sondern irgend einen Zufluchtsort suchen, wo mitleidige Menschen uns in unserm Unglücke helfen."

„Laßt mich hier sterben," erwiederte der Prinz; „es ist gleichviel, ob ich hier oder anderswo sterbe. Vielleicht ist selbst in diesem Augenblicke, da wir mit einander sprechen, Schemselnihar nicht mehr, und ich darf sie nicht überleben."

Der Juwelier überredete ihn endlich durch anhaltendes Bitten. Sie gingen eine Strecke fort, und fanden eine offenstehende Moschee, traten hinein, und brachten den übrigen Theil der Nacht darin zu.

Mit Anbruch des Tages kam ein einzelner Mann in diese Moschee. Er verrichtete hier sein Gebet; und als er es geendigt hatte, erblickte er, indem er sich wieder umdrehte, den Prinzen von Persien und den Juwelier, die

in einem Winkel saßen. Er näherte sich ihnen, grüßte sie sehr höflich, und sagte zu ihnen: „Wie es scheint, seid ihr Fremdlinge."

Der Juwelier nahm das Wort, und erwiederte: „Ihr irret euch nicht; wir sind diese Nacht auf dem Wege von Bagdad beraubt worden, wie ihr wohl an unserm Zustande sehen könnt, und wir haben Hülfe nöthig; aber wir wissen nicht, an wen wir uns wenden sollen."

„Wenn ihr euch bemühen wollt, in mein Haus zu kommen," versetzte der Mann, „so will ich euch gern helfen, so viel ich vermag."

Auf dieses freundliche Erbieten wandte sich der Juwelier zu dem Prinzen von Persien und sagte ihm ins Ohr: „Prinz, dieser Mann kennt uns nicht, wie ihr sehet, und wir müssen befürchten, daß irgend ein anderer kömmt, der uns kennt. Wir dürfen also, wie mich dünkt, den Dienst nicht verschmähen, welchen er uns so willig erbietet."

„Thut nach eurem Gefallen," erwiederte der Prinz, „ich willige in alles, was ihr wollt."

Als der Mann sah, daß der Juwelier und der Prinz sich mit einander beriethen, merkte er wohl, daß sie Bedenken fänden, sein Erbieten anzunehmen; er fragte sie also, was sie beschlossen hätten. „Wir sind bereit, euch zu folgen," antwortete der Juwelier; „was uns aber verlegen macht, ist, daß wir nackt sind, und wir schämen uns, in diesem Zustande zu erscheinen."

Glücklicherweise hatte der Mann so viel Kleidung bei sich, daß er jedem etwas geben, und damit ihre Blöße bedecken konnte, um sie in sein Haus zu führen. Sobald sie hier angekommen waren, ließ ihr Wirth jedem ein anständiges Kleid bringen; und da er nicht zweifelte, daß sie Hunger hätten und gern allein sein möchten, so ließ er ihnen durch seine Sklavinnen mehrere Speisen auftragen. Aber sie aßen fast gar nichts; der Prinz von Persien besonders war in einer Betrübniß und Niedergeschla-

genheit, welche den Juwelier alles für sein Leben fürchten ließ.

Ihr Wirth besuchte sie mehrmals während des Tages, und gegen Abend verließ er sie bei guter Zeit, da er wohl wußte, daß sie der Ruhe bedürften. Aber bald darauf war der Juwelier genöthigt, ihn zu Hülfe zu rufen, bei dem Tode des Prinzen von Persien. Er bemerkte, daß der Prinz stark und gewaltsam Athem holte, und schloß daraus, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben hätte. Er nahte sich, und der Prinz sagte zu ihm: „Es ist, wie ihr sehet, um mich geschehen, und ich bin froh, daß ihr Zeuge von dem letzten Seufzer meines Lebens seid. Ich gebe es willig hin, und ich brauche euch nicht zu sagen, warum, ihr wißt es. Das einzige, was ich bedaure, ist, daß ich nicht in den Armen meiner Mutter sterbe, die mich immer so zärtlich geliebt hat, und für die ich immer die gebührende Ehrfurcht gehabt habe. Sie wird auch sehr beklagen, daß sie nicht den traurigen Trost gehabt hat, mir die Augen zu schließen, und mich mit ihren eigenen Händen einzukleiden. Bezeuget ihr ja den Schmerz, den ich deswegen habe, und bittet sie in meinem Namen, meinen Leichnam nach Bagdad bringen zu lassen, damit sie mit ihren Thränen mein Grab bethaue und durch ihr Gebet dort mir hülfreich sei.“ Er vergaß auch nicht den Wirth des Hauses; er dankte ihm für seine edelmüthige Aufnahme, und bat ihn um die Gefälligkeit, seinen Leichnam so lange in Verwahrung zu behalten, bis man ihn abzuholen käme.

In diesem Augenblicke versank der Prinz in eine tiefe Ohnmacht, während welcher sich die Stimme eines Mädchens hören ließ, die folgendes Lied sang:

„Beschleunigt hat sich der Tag der Trennung, um uns zu scheiden, nach einer kurzen Dauer unserer Liebe, Freundschaft und gegenseitigen Zuneigung.

Was ist bitterer, als Trennung, nach innig bestan-

dener Vereinigung! Möchte doch nie mehr einem Liebenden Trennung bevorstehen!

Der Todeskampf währet nur eine kurze Zeit, dann endet er; aber der Schmerz der Trennung zweier Liebenden bleibet im Herzen.

Vereinige, o Gott! alle Liebenden, und beginne mit mir; denn ich sehne mich nach ihm!"

Hier schwieg die Stimme, in demselben Augenblicke verschied der Prinz von Persien ..."

Bis hieher war Scheherasade in ihrer Erzählung gekommen, als sie bemerkte, daß der Tag anbrach. Sie schwieg also; aber in der folgenden Nacht nahm sie den Faden wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und zwanzigste Nacht.

„Herr, gleich am folgenden Tage nach dem Tode des Prinzen von Persien benutzte der Juwelier die Gelegenheit einer zahlreichen Karavane, die nach Bagdad zog, und langte wohlbehalten wieder dort an. Er trat nur in sein Haus, um seine Kleider zu wechseln, und begab sich sogleich nach der Wohnung des verstorbenen Prinzen von Persien, wo alles in Unruhe gerieth, als man den Prinzen nicht bei ihm sah. Er bat, der Mutter des Prinzen zu sagen, daß er sie zu sprechen wünschte, und es währte nicht lange, so wurde er in einen Saal geführt, wo sie mit mehreren ihrer Frauen war.

„Gnädige Frau," sagte der Juwelier zu ihr, mit einer Miene und einem Tone, welche schon die traurige Botschaft ankündigten, die er ihr zu bringen hatte. „Gott erhalte euch, und überhäufe euch mit seinem Segen! Ihr wißt wohl, daß Gott mit uns schaltet, wie es ihm gefällt ....."

Die Mutter ließ dem Juwelier nicht Zeit, noch mehr

zu sagen. „Wehe!“ rief sie aus, „ihr verkündet mir den Tod meines Sohnes!“ Zugleich stieß sie ein entsetzliches Jammer-Geschrei aus, welches, vermischt mit dem ihrer Frauen, die Thränen des Juweliers erneuete. Sie quälte sich und jammerte lange, ehe sie ihn seine Botschaft aussagen ließ. Endlich unterbrach sie ihre Thränen und Seufzer, und bat ihn, fortzufahren, und ihr keinen Umstand einer so traurigen Trennung zu verhehlen. Er that, was sie verlangte; und als er geendigt hatte, fragte sie ihn, ob der Prinz, ihr Sohn, ihm nicht noch etwas besonders an sie aufgetragen hätte. Er versicherte sie, daß er nichts stärker beklagt hätte, als von ihr entfernt zu sterben, und es wäre sein einziger Wunsch gewesen, daß sie dafür sorgen möchte, seinen Leichnam nach Bagdad bringen zu lassen.

Gleich am folgenden Morgen, in aller Frühe, machte sie sich auf den Weg in Begleitung ihrer Frauen und des größten Theils ihrer Sklavinnen.

Als der Juwelier, den die Mutter des Prinzen von Persien seither zurückgehalten hatte, sie abreisen sah, ging er wieder nach Hause, mit niedergeschlagenen Augen, voll tiefer Trauer über den Tod eines so vollkommenen und liebenswürdigen Prinzen in der Blüthe seiner Jahre.

Als er so in sich gekehrt hinging, trat eine Frau heran, und blieb vor ihm stehen. Er schlug die Augen auf und erkannte in ihr Schemselnihars Vertraute, die in Trauer gekleidet war, und weinte. Bei diesem Anblick erneuerten sich abermals seine Thränen, ohne daß er den Mund öffnete mit ihr zu reden, und so ging er ohne Aufenthalt fort bis in sein Haus, wohin die Vertraute ihm folgte und mit ihm hinein trat.

Sie setzten sich; und der Juwelier nahm zuerst das Wort, und fragte die Vertraute, mit einem tiefen Seufzer, ob sie schon den Tod des Prinzen von Persien erfahren hätte und ihn beweinte. „Wie, dieser liebenswür-

dige Prinz ist todt? Er hat nicht lange seine geliebte Schemselnihar überlebt. — Schöne Seelen," fügte sie hinzu, „wo ihr jetzt auch sein möget, ihr werdet zufrieden sein, euch fortan ungestört lieben zu können. Eure Leiber waren das Hinderniß eurer Wünsche, und der Himmel hat euch davon befreiet, um euch zu vereinigen."

Der Juwelier, der von Schemselnihars Tode nichts wußte, und noch nicht beachtet hatte, daß die Vertraute, die mit ihm sprach, in Trauer gekleidet war, fühlte bei dieser Neuigkeit neuen Schmerz. „Schemselnihar ist also todt?" rief er aus.

„Sie ist todt," wiederholte die Vertraute weinend, „und sie ist es, um die ich in Trauer gehe! Die Umstände ihres Todes sind sonderbar, und verdienen, daß ihr sie vernehmet. Aber bevor ich euch Bericht davon gebe, bitte ich euch, mir die Umstände von dem Tode des Prinzen von Persien mitzutheilen, welchen ich mein lebelang beweinen werde, zugleich mit dem Tode Schemselnihars, meiner theuern und verehrten Herrin."

Der Juwelier erfüllte das Begehren der Vertrauten; und als er ihr alles erzählt hatte, bis zur Abreise der Mutter des Prinzen, die sich eben auf den Weg gemacht hatte, um den Leichnam desselben nach Bagdad bringen zu lassen, sagte sie zu ihm:

„Ihr werdet euch erinnern, wie ich euch schon erzählt habe, daß der Chalyf Schemselnihar nach seinem Palaste holen ließ; es war richtig, wie wir allen Grund gehabt hatten zu fürchten, daß der Chalyf von der Liebe Schemselnihars und des Prinzen von Persien durch die beiden Sklavinnen unterrichtet worden, die er, jede besonders verhört hatte. Ihr werdet euch nun vorstellen, daß er gegen Schemselnihar in Zorn gerieth, und daß er von Eifersucht und schleuniger Rache gegen den Prinzen tobte. Keineswegs: er dachte nicht einen Augenblick an den

Prinzen von Persien; er beklagte nur Schemselnihar, und es ist glaublich, daß er sich selber beimaß, was vorgegangen war, weil er ihr die Erlaubniß gegeben, frei in der Stadt umher zu gehen, ohne Begleitung von Verschnittenen. Es läßt sich nichts anderes vermuthen, nach der außerordentlichen Weise, auf welche er mit ihr verfuhr; wie ihr sogleich hören werdet.

Der Chalyf empfing sie mit heiterem Antlitz; und als er die Traurigkeit bemerkte, welche sie niederbeugte, jedoch ihre Schönheit keineswegs verringerte, (denn sie erschien vor ihm ohne ein Zeichen von Ueberraschung und Schreck), sprach er zu ihr, mit einer seiner würdigen Güte: „Schemselnihar, ich kann nicht ertragen, daß ihr vor mir mit einer Miene erscheint, welche mich unendlich betrübt. Ihr wißt, mit welcher Leidenschaft ich euch stets geliebt habe: ihr müßt davon überzeugt sein, durch alle die Beweise, welche ich euch davon gegeben habe. Ich verändere mich nicht, und ich liebe euch mehr als jemals. Ihr habt Feinde, und diese Feinde haben mir nachtheilige Berichte von eurem Wandel hinterbracht; aber alles, was sie mir sagen mochten, hat nicht den geringsten Eindruck auf mich gemacht. Leget also die Schwermuth ab, und schicket euch an, mich diesen Abend durch irgend etwas Angenehmes und Ergötzliches zu erfreuen, wie ihr sonst pflegtet.“ Er sagte ihr noch mehrere andere sehr verbindliche Sachen, und ließ sie in ein prächtiges Zimmer, neben dem seinigen, eintreten, mit der Bitte, ihn darin zu erwarten.

Die trostlose Schemselnihar war innig gerührt durch die große Hochachtung, welche der Chalyf ihrer Person bezeigte, aber je mehr sie erkannte, welche Verpflichtungen sie ihm hatte, je tiefer war sie von dem Schmerze durchdrungen, vielleicht für immer von dem Prinzen von Persien getrennt zu werden, ohne welchen sie nicht mehr leben konnte.

Dieses ging zwischen dem Chalyfen und Schemsel-

nihar vor," fuhr die Vertraute fort, „während ich zu euch gekommen war, um mich mit euch zu besprechen, und ich habe die einzelnen Umstände davon durch meine Gefährtinnen erfahren, die zugegen waren. Aber sobald ich euch verlassen hatte, ging ich wieder zu Schemselnihar, und ich war Zeuge von dem, was am Abend vorging.

Ich fand sie in dem Zimmer, wovon ich gesagt habe; und da sie vermuthete, daß ich von euch käme, ließ sie mich nahe zu sich heran treten, und ohne daß sonst Jemand es hörte, sagte sie zu mir: „Ich danke dir sehr für den Dienst, welchen du mir eben geleistet hast; ich fühle wohl, daß es der letzte ist."

Mehr sagte sie mir nicht; und es war nicht der Ort, daß ich ihr mehr hätte sagen können, um sie zu trösten.

Am Abend trat der Chalyf, unter dem Schalle der Instrumente, welche Schemselnihars Frauen spielten, herein, und das Mahl wurde sogleich aufgetragen. Der Chalyf faßte Schemselnihar bei der Hand, und ließ sie neben sich auf dem Sofa niedersitzen. Sie that sich so große Gewalt an, sich ihm gefällig zu bezeigen, daß wir sie wenige Augenblicke darauf den Geist aufgeben sahen. Denn kaum hatte sie sich niedergesetzt, als sie rücklings hin sank. Der Chalyf wähnte, es wäre nur eine Ohnmacht, und wir alle hatten denselben Gedanken. Wir bemühten uns, sie wieder zu sich zu bringen: aber sie kehrte nicht wieder ins Leben zurück; und auf diese Weise haben wir sie verloren.

Der Chalyf ehrte sie durch seine Thränen, die er nicht zurückhalten konnte; und bevor er sich in sein Zimmer begab, befahl er, alle die Instrumente zu zerbrechen; was auch geschah.

Er ließ sie hernach in sein Zimmer bringen, wo er die ganze Nacht bei ihr zubrachte; und am folgenden

Morgen gab er die nöthigen Befehle zum Waschen ihres Leichnams, zur Einkleidung und zur Bestattung in einem prächtigen Grabmale. Er enthielt sich seitdem aller Nachforschungen über die traurigen Verhältnisse, welche die Ursache ihres Todes waren. — Da ihr nun sagt," fügte sie hinzu, „daß die Leiche des Prinzen von Persien nach Bagdad geführt werden soll, so bin ich entschlossen, es dahin zu bringen, daß man ihn in demselben Grabmale beisetze."

Der Juwelier war sehr erstaunt über diesen Entschluß der Vertrauten, und wandte ein: „Ihr bedenkt nicht, daß der Chalyf das nimmer zugeben wird."

„Ihr haltet die Sache für unmöglich," erwiederte die Vertraute: „sie ist es keineswegs, und ihr werdet es selber zugeben, wenn ich euch sage, daß der Chalyf allen Sklavinnen Schemselnihars die Freiheit und eine hinlängliche Versorgung geschenkt, und daß er mir die Pflege und Aufsicht ihres Grabmals übertragen hat, mit einem ansehnlichen Einkommen zur Unterhaltung desselben und zu meinem eigenen Unterhalt. Uebrigens wird der Chalyf, dem die Liebesgeschichte des Prinzen von Persien und Schemselnihars nicht unbekannt ist, wie ich euch schon gesagt habe, und der daran keinen Anstoß genommen hat, keineswegs unzufrieden hiemit sein."

Der Juwelier hatte hierauf nichts mehr zu sagen; er bat nur noch die Vertraute, ihn nach dem Grabmale zu führen, um dort sein Gebet zu verrichten.

Groß war sein Erstaunen, als er dort anlangte, und eine große Volksmenge beiderlei Geschlechts von allen Seiten aus Bagdad dahin strömen sah. Er mußte von Ferne stehen bleiben; und nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, ging er wieder zu der Vertrauten, und sagte zu ihr: „Ich halte es nun nicht mehr für unmöglich, das auszuführen, was ihr im Sinne habt. Wir, ihr und ich, dürfen nur

kund machen, was wir von der Liebesgeschichte beider wissen, und besonders, daß der Tod des Prinzen von Persien fast in demselben Augenblicke mit dem Tode Schemselnihars erfolgt ist. Bevor noch sein Leichnam ankömmt, wird ganz Bagdad zusammenlaufen, und verlangen, daß er nicht von Semselnihars Leiche getrennt werde."

Der Plan gelang; und an dem Tage, wo man wußte, daß der Leichnam ankommen würde, ging eine zahllose Volksmenge über zwanzig Meilen weit entgegen.

Die Vertraute wartete am Stadtthore, wo sie sich der Mutter des Prinzen darstellte, und sie im Namen der ganzen Stadt bat, ihnen den sehnlichen Wunsch zu gewähren, daß die Leiber der beiden Liebenden, die vom Beginn ihrer Liebe bis zu ihrem Tode nur Ein Herz gehabt hatten, auch nur Ein und dasselbe Grab hätten ...

Die Mutter willigte drein; und im Geleit einer zahllosen Volksmenge von allen Ständen wurde der Leichnam des Prinzen von Persien in das Grabmal Schemselnihars getragen, und an ihre Seite beigesetzt.

Seit dieser Zeit haben die Einwohner von Bagdad und selbst die Fremden aus allen Weltgegenden, wo es Muselmänner gibt, stets eine große Verehrung für dieses Grabmal gehabt, und gehen noch immer dorthin, ihr Gebet zu verrichten.

Dies ist es, Herr," sagte Scheherasade, die zu gleicher Zeit bemerkte, daß es Tag war, „was ich Euer Majestät von der Liebesgeschichte der schönen Schemselnihar, Favoritin des Chalyfen Harun Arreschyd, und des Ali Ebn Bekar, Prinzen von Persien, zu erzählen hatte."

Als Dinarsade sah, daß die Sultanin, ihre Schwester schwieg, dankte sie ihr aufs verbindlichste für das Vergnügen, welches sie ihr durch die Erzählung einer so anziehenden Geschichte gemacht hatte.

„Wenn der Sultan geruhet, mich noch bis morgen zu fristen," fuhr Scheherasade fort, „so will ich dir die

Geschichte des Prinzen Kamaralsaman [18]) erzählen, die du noch viel anmuthiger finden wirst."

Hiemit schwieg sie; und der Sultan, der sich noch nicht entschließen konnte, sie tödten zu lassen, willigte ein, sie in der folgenden Nacht zu hören.

# Anmerkungen.

[1]) Der sechs und dreißigste Chalyf aus dem Hause der Abassiden, um das Jahr 623 d. H. (1226 nach Chr.) E. G.

[2]) Die Namen der Brüder geben wir genau nach der Tunesischen Handschrift.

[3]) Barmekyde ist die richtige Schreibart, denn der Name dieser Familie lautet im Arabischen: Barmeky.

[4]) Die Morgenländer und besonders die Mohamedaner trinken immer erst nach der Mahlzeit. G.

[5]) Das Vermögen aller Staatsbeamten, auch wenn sie Erben hinterlassen, fällt dem Sultan anheim. E. G.

[6]) Die Beduinen sind bekanntlich Araber, welche in den Wüsten umherstreifen und zum Theil von Beraubung der Karavanen leben.

[7]) Diese und die nächstfolgende Geschichte fehlt bei Galland (die erstere auch in unserer Tunesischen Handschrift). Der neueste französische Herausgeber der Tausend und Eine Nacht, Eduard Gauttier, hat beide aus Arabischen Handschriften nach der Uebersetzung von Langlès in seine Ausgabe aufgenommen.

[8]) Diesen Namen, welcher so viel als Gebieterin der Welt bedeutet, hatte wirklich eine Prinzessin aus dem erlauchten und unglücklichen Hause der Barmekyden. E. G.

[9]) Schemselnihar bedeutet im Arabischen: Sonne des Tages. G.

[10]) Lehasuluschâk bedeutet: Augenwink der Liebenden.

[11]) Wassyff bedeutet: diensthuender Page.

[12]) Fulkulmaghur bedeutet: die unverschleierte Morgenröthe.

[13]) Dieser und die folgenden Briefe sind ebenfalls in Versen.

[14]) Die Araber, Perser und Türken halten beim Schreiben das Papier mit der linken Hand gewöhnlich auf das Knie gestützt und schreiben mit der Rechten mit einem kleinen, gleich unseren

Federkielen geschnittenen und gespitzten Rohre (Kalam, calamus. Halm). Diese Rohrart ist hohl und gleicht unserem Schilfrohr, ist aber fester. G.

15) Balsora oder Bassora, große Stadt unweit des Ausflusses des vereinten Tigris und Euphrates in den Persischen Meerbusen.

16) Die Tunesische Handschrift hat hier folgendes, aber nicht eben passendes Lied:

„O mein Bote, enthalte dich aller Zusätze, um deine Sendung zu verschönern, wenn du nämlich ein Abgesandter bist; sage nicht mehr, als was dir aufgetragen ist, gib die lautere Wahrheit von dir."

„Jedoch ist es eine abschlägige Antwort, so verbirg das Schlimmste, obgleich die Geduld zu üben etwas Schönes ist; betrifft es aber etwas Gutes, so thust du wohl, dabei zu verweilen."

17) Anbar war eine Stadt am Tigris, zwanzig Stunden unterhalb Bagdad. G.

18) Kamar al saman heißt wörtlich im Arabischen: Mond der Zeit; Mond bedeutet nämlich Schönheit. G.

---

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

# Tausend und Eine Nacht.

## Arabische Erzählungen.

Deutsch

von

Max. Habicht,

Fr. H. von der Hagen

und

Carl Schall.

---

Fünftes Bändchen.

Fünfte verbesserte Auflage.

---

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1 8 4 0.

# Vorbericht *).

Die Leser der beiden ersten Bände dieser Erzählungen fanden sich durch die Unterbrechung, welche Dinarsade ihnen machte, gestört. Diesem Uebelstande ist in den folgenden Bänden abgeholfen **). Ohne Zweifel werden sie mit diesem hier noch mehr zufrieden sein, wo sie auch durch die übrigen Unterbrechungen in jeder Nacht nicht mehr aufgehalten werden. Ihnen genügt, die Anlage des Arabischen Verfassers zu wissen, welcher diese Sammlung gemacht hat.

Man findet auch theilweise diese Erzählungen im Arabischen, wo weder von Scheherasaden, noch vom Sultan Schachriar, noch von Eintheilung in Nächte die Rede ist. Dieses beweist, daß nicht alle Araber die Einfassung anerkennen, welche dieser Bearbeiter ihnen gegeben hat, und daß Viele diese Wiederholungen gelangweilt haben, die in Wahrheit auch sehr unnütz sind. Man wollte sich anfangs in dieser Uebersetzung nach derselben bequemen; aber, abgesehen von andern Gründen, hat man so große Schwierigkeiten dabei gefunden, daß man genöthigt worden ist, sie aufzugeben.

Man freut sich indessen noch die Leser zu benachrichtigen, daß Scheherasade, ohne unterbrochen zu werden, immerfort erzählt.

---

Mit Nureddins Geschichte hört bei Galland überhaupt auch die Abtheilung der Nächte auf. Diese ist in

*) Dieser Vorbericht Galland's stand vor dem siebenten Theile seiner ersten Ausgabe, unmittelbar vor der Geschichte Nureddins, welche in unserer Ausgabe in diesem Bande (Nacht 250) folgt.

**) Vergl. die Vorrede zu Bd. I. S. XXIX.

der neuen Gauttier'schen Ausgabe nachgeholt, und daraus in unsere Verdeutschung übergegangen. Zur Ausgleichung der bis dahin in beiden bestehenden Abweichung von Galland, indem dessen letzte, 236ste Nacht, dort und bei uns die 248ste ist, sind hier vorläufig folgende Einschaltungen und neue Abtheilungen bei Gauttier und uns zu bemerken:

Ganz neu eingeführt sind die 15te, 16te, 17te und 18te Nacht (die 14te und 19te nur vermehrt): so daß bis zu Ende der 188sten Nacht nur vier Nächte mehr sind. Die folgenden sechs Nächte (189—194) sind wieder ganz neu; so daß bis zu Ende der 240sten Nacht zehn Nächte mehr gezählt werden. Die 231ste Nacht (bei Galland) ist mit Seite 197 in zwei Nächte getheilt (241—242), desgleichen die 233ste (bei uns 244—245). Mit der 236sten Nacht (bei uns 248) hört bei Galland die Eintheilung in Nächte ganz auf: wir geben sie aber auch hier nach Gauttier's Ausgabe.

Für die folgenden Bände ist hier zugleich noch zu bemerken, daß bei Galland die Geschichte Ghanem's (Nacht 348, Bd. VIII.) schon dicht hinter der Geschichte Beder's (Nacht 261, Bd. VI.) steht.

# Inhalt des fünften Bändchens.


| | Seite |
|---|---|
| Vorbericht | II |
| 221ste Nacht | 3 |
| Liebesgeschichte der Prinzen Kamaralsaman und der Prinzessin Badur | 3 |
| 222ste Nacht | 8 |
| 223ste Nacht | 11 |
| 224ste Nacht | 17 |
| 225ste Nacht | 22 |
| 226ste Nacht: Fortsetzung der Geschichte Kamaralsamans. | 28 |
| 227ste Nacht | 33 |
| Fortsetzung der Geschichte der Prinzessin Badur | 37 |
| 228ste Nacht | 38 |
| Geschichte Marsawans, und Fortsetzung der Geschichte Kamaralsamans | 44 |
| 229ste Nacht | 45 |
| 230ste Nacht | 53 |
| 231ste Nacht | 58 |
| Brief Kamamaralsamans an Badur | 63 |
| 232ste Nacht | 65 |
| 233ste Nacht | 70 |
| Trennung Kamaralsamans von Badur | 71 |
| Geschichte der Prinzessin Badur seit der Trennung | 74 |
| 234ste Nacht | 77 |
| 235ste Nacht: Geschichte Kamaralsamans seit der Trennung | 83 |
| 236ste Nacht | 90 |
| 237ste Nacht | 96 |
| 238ste Nacht | 102 |
| Geschichte der Prinzen Amgiad und Assad | 104 |

Seite
239ste Nacht . . . . . 108
240ste Nacht . . . . . 114
241ste Nacht: Assad in der Stadt der Magier . . . 117
242ste Nacht . . . . . 120
Geschichte Amgiads mit einem Fräulein in der Stadt der Magier . . . . . 122
243ste Nacht . . . . . 127
244ste Nacht . . . . . 132
245ste Nacht: Fortsetzung der Geschichte Assads . . . 135
246ste Nacht . . . . . 138
247ste Nacht . . . . . 144
248ste Nacht . . . . . 149
249ste Nacht . . . . . 154
250ste Nacht: Geschichte Nureddins und der schönen Perserin 158
251ste Nacht . . . . . 165
252ste Nacht . . . . . 172
253ste Nacht . . . . . 179
254ste Nacht . . . . . 186
255ste Nacht . . . . . 191
Anmerkungen . . . . . 202

# Tausend und Eine Nacht.

## Arabische Erzählungen.

Fünftes Bändchen.

## Zweihundert und zwei und zwanzigste Nacht.

In der folgenden Nacht, sobald die Sultanin Scheherasade von ihrer geschäftigen Schwester Dinarsade geweckt worden war, erzählte sie dem Sultan von Indien die Geschichte Kamaralsamans, wie sie versprochen hatte, und begann:

---

### Geschichte
### der Liebe des Prinzen Kamaralsaman von der Insel Chaledan
### und
### der Prinzessin Badur von China.

---

„Herr, ungefähr zwanzig Tagereisen von der Persischen Küste liegt in dem großen Meere eine Insel, welche die Insel Chaledan[1]) heißt. Die Insel ist in mehrere große Landschaften getheilt, die alle durch blühende und stark bevölkerte Städte sich auszeichnen und ein mächtiges Königreich bilden. Hier herrschte einst ein König Namens Schachsaman[2]), der vier Frauen, sämmtlich Königstöchter, in rechtmäßiger Ehe, und sechzig Beischläferinnen hatte.

Schachsaman schätzte sich für den glücklichsten Herrscher auf der ganzen Erde, wegen der Ruhe und Wohlfahrt seines Reiches. Nur ein einziger Umstand trübte sein Glück, daß er nämlich schon hochbejahrt und noch kinderlos war, obwohl er eine so große Menge Weiber

hatte. Er wußte nicht, wem er diese Unfruchtbarkeit beimessen sollte; und in seiner Betrübniß betrachtete er es als das größte Unglück, das ihm begegnen konnte, wenn er stürbe, ohne einen Erben von seinem Stamme zu hinterlassen.

Lange verläugnete er den heißen Schmerz, der ihn quälte, und er litt um so mehr, als er sich Gewalt anthat, seinen Kummer nicht sehen zu lassen. Endlich brach er das Schweigen; und eines Tages, nachdem er sich gegen seinen Groß-Wesyr unter vier Augen über sein Unglück bitter beklagt hatte, fragte er ihn, ob er nicht ein Mittel wüßte, demselben abzuhelfen.

„Wenn das, was Euer Majestät mich frägt," antwortete dieser weise Minister, „von den gewöhnlichen Vorschriften der menschlichen Weisheit abhinge, so würdet ihr bald der Erfüllung eures heißen Wunsches theilhaftig sein; aber ich bekenne, daß diese Frage über meine Erfahrung und Kenntnisse geht: in dergleichen Anliegen kann man allein zu Gott seine Zuflucht nehmen. Mitten in unserm Glücke, das uns oft seiner vergessen läßt, gefällt es ihm, uns an irgend einer Stelle zu kränken, damit wir wieder an ihn denken, seine Allmacht erkennen, und von ihm bitten, was wir nur allein von ihm erwarten dürfen. Ihr habt Unterthanen, die es sich besonders angelegen sein lassen, ihn zu verehren, ihm zu dienen und um seinetwillen ein strenges Leben zu führen: mein Rath wäre also, daß Euer Majestät ihnen Allmosen austheilte, und sie aufforderte, ihre Gebete mit den eurigen zu vereinigen. Vielleicht wird unter der großen Menge einer rein und angenehm genug vor Gott erfunden, um die Erhörung eurer Wünsche zu erlangen."

Der König Schachsaman billigte diesen Rath sehr, und dankte dem Groß-Wesyr dafür. Er ließ jeder Brüderschaft dieser gottgeweihten Leute reiche Almosen austheilen; er berief selbst die Vorsteher derselben, und nachdem er sie mit einem schlichten Mahle bewirthet hatte, erklärte

er ihnen seine Absicht und bat sie, ihre frommen Brüder davon zu unterrichten.

Schachsaman erlangte von dem Himmel, was er begehrte; das zeigte sich bald an der Schwangerschaft einer von seinen Frauen, die ihm nach Verlauf von neun Monaten einen Sohn gab Zum Danke dafür sandte er den Brüderschaften der frommen Muselmänner neue, seiner Größe und Macht würdige Almosen; und man feierte die Geburt des Prinzen nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch im ganzen Umfange seines Reiches, durch öffentliche Freudenfeste, eine ganze Woche lang.

Man brachte ihm den Prinzen, sobald er geboren war, und er fand ihn so schön, daß er ihm den Namen Kamaralsaman, (Mond oder Schönheit der Zeit) gab.

Und als der Knabe vier Jahre alt war, besaß er viel Anmuth und Schönheit, daß ein Dichter folgende Verse auf ihn dichtete:

„Sobald man ihn sieht, spricht man: Gepriesen sei Gott, der ihn gestaltete und bildete!
Er ist aller, aller schönen Menschen Fürst, und Alle müssen bekennen, daß sie seine Unterthanen sind."

Der Prinz Kamaralsaman wurde mit aller erdenklichen Sorgfalt erzogen; und sobald er das gehörige Alter erreicht hatte, gab der Sultan Schachsaman, sein Vater, ihm einen weisen Hofmeister und geschickte Lehrer. Diese, durch ihre Fähigkeiten ausgezeichneten Männer fanden in ihm einen leichten, gelehrigen, und für alle ihre Unterweisungen fähigen Geist, sowohl in Betreff der Sitten als der Wissenschaften, die einem Prinzen geziemen. Im reiferen Alter erlernte er eben so alle Leibesübungen, und er zeigte dabei so viel Anmuth und so bewundernswürdige Geschicklichkeit, daß er alle Welt entzückte, und vor allen den Sultan, seinen Vater.

Als der Prinz das Alter von funfzehn Jahren er-

reicht hatte, entwickelte sich seine Schönheit im höchsten Grade, so daß folgende Verse von ihm galten:

„Er war schlanken Wuchses, seine Haare waren so schwarz und seine Stirn so glänzend weiß, daß, je nachdem man diese oder jene betrachtete, man in die dunkle Nacht oder in den hellen Tag zu sehen glaubte.

Mißbilliget aber nicht das Mal auf seiner Wange: Ist denn das herrliche Anemonenblatt wegen seiner schwarzen Punkte minder schön[3])?"

Der Sultan, der ihn zärtlich liebte, beschloß jetzt, ihm den höchsten Beweis davon zu geben, nämlich, vom Throne zu steigen, und ihn selber darauf zu setzen. Er sprach darüber mit seinem Groß-Wesyr, und sagte zu ihm: „Ich fürchte, daß mein Sohn in der Müßigkeit der Jugend nicht allein alle Vorzüge einbüße, womit die Natur ihn überhäuft hat, sondern auch die, welche er durch die gute Erziehung, die ich ihm zu geben mich bemüht habe, sich erworben hat. Da ich jetzo in einem Alter bin, daß ich daran denken muß, mich zurückzuziehen, so bin ich fast entschlossen, ihm die Regierung zu übergeben, und möchte mich für meine übrigen Tage damit begnügen, ihn regieren zu sehen. Lange schon habe ich gearbeitet, und ich bedarf der Ruhe."

Der Groß-Wesyr wollte dem Sultan nicht alle die Gründe vorstellen, welche ihn hätten bewegen können, von seinem Entschlusse abzustehen; im Gegentheile, ging er auf seine Absicht ein, und antwortete ihm: „Herr, der Prinz ist, wie mir scheint, noch zu jung, um ihn so früh mit einer so schweren Bürde zu beladen, als die Regierung eines mächtigen Staates ist. Euer Majestät fürchtet mit gutem Grunde, daß er durch die Müßigkeit sich schade: aber um dem vorzubeugen, sollte Euer Majestät es nicht gerathen finden, ihn zuvor zu vermählen? Die Ehe fesselt und bewahrt einen jungen Prinzen vor Zerstreuung. Dabei könnte Euer Majestät ihm Zutritt zum Staatsrathe

geben, wo er allmählich lernen würde, den Glanz und das Gewicht einer Krone würdig aufrecht zu erhalten, deren ihr euch mit der Zeit zu seinem Gunsten entäußern könnt, sobald ihr ihn durch eigene Erfahrung dazu fähig erkennet."

Schachsaman fand den Rath seines ersten Ministers sehr vernünftig. Und sobald er ihn entlassen hatte, ließ er den Prinzen Kamaralsaman rufen.

Der Prinz, der bisher täglich zu bestimmten Stunden den Sultan, seinen Vater besucht hatte, ohne dazu gerufen zu werden, war etwas überrascht durch diesen Befehl. Anstatt mit der gewöhnlichen Unbefangenheit vor ihm zu erscheinen, grüßte er ihn mit großer Ehrfurcht, und stand vor ihm mit niedergeschlagenen Augen.

Der Sultan bemerkte das Gezwungene des Prinzen, und sagte zu ihm mit beruhigendem Tone: „Mein Sohn, weißt du, warum ich dich habe rufen lassen?" — „Herr," antwortete der Prinz mit Bescheidenheit, „Gott allein dringt bis in die Herzen: ich werde es mit Vergnügen von Euer Majestät vernehmen." — „Es geschieht," fuhr der Sultan fort, „um dir zu sagen, daß ich dich vermählen will. Was dünkt dich dazu?"

Der Prinz Kamaralsaman hörte diese Worte mit großem Mißvergnügen. Sie machten ihn verwirrt, der Schweiß trat ihm vor die Stirn, und er wußte nicht, was er antworten sollte. Er schwieg einige Augenblicke, dann antwortete er: „Herr, ich bitte euch um Verzeihung, wenn ich über die Erklärung Euer Majestät bestürzt erschien: bei meiner großen Jugend versah ich mich dessen noch nicht. Ich weiß sogar nicht, ob ich mich jemals zum Bande der Ehe werde entschließen können; nicht allein wegen der Unruhe, welche die Frauen erregen, wie ich sehr wohl einsehe, sondern auch, wie ich in unsern Schriftstellern gelesen habe, wegen ihrer Ränke, ihrer Bosheit und ihrer Treulosigkeit:

„Fragt ihr mich über die Weiber, so weiß ich euch Bescheid zu geben; ich kenne ihre Fehler:
Wenn des Mannes Haupt weiß wird, oder sein Reichthum sich vermindert, so hat er keinen Theil mehr an ihrer Liebe."

Vielleicht werde ich nicht immer so gesonnen sein: nichts destoweniger fühle ich, daß ich Zeit bedarf, bevor ich mich zu dem entschließe, was Euer Majestät von mir fordert."

Scheherasade wollte fortfahren; aber sie sah, daß der Sultan von Indien, der den anbrechenden Tag bemerkt hatte, schon aufstand, und also hörte sie auf zu reden. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf, und sprach zu ihm:

---

## Zweihundert und zwei und zwanzigste Nacht.

„Herr, die Antwort des Prinzen Kamaralsaman betrübte den Sultan, seinen Vater, sehr. Dieser Fürst empfand einen wahrhaften Schmerz, bei ihm einen so großen Widerwillen gegen den Ehestand zu finden. Er wollte denselben gleichwohl nicht als Ungehorsam ansehen, noch von seiner väterlichen Gewalt Gebrauch machen, sondern er begnügte sich, ihm zu sagen: „Ich will dich nicht zwingen; ich gebe dir Zeit zur Ueberlegung, und zu erwägen, daß ein Prinz, wie du, der zur Regierung eines großen Reichs bestimmt ist, zuvörderst darauf bedacht sein muß, sich einen Nachfolger zu verschaffen. Indem du dir selber diese Befriedigung gewährst, gewährst du sie zugleich mir, der ich mich freue, mich in deinen Kindern wieder aufleben zu sehen."

Mehr sagte Schachsaman dem Prinzen Kamaralsaman nicht. Er gab ihm Zutritt zu dem Staatsrath, und versäumte nichts, ihn glücklich zu machen.

Nach Verlauf eines Jahres berief er ihn wieder zu

sich allein, und sprach zu ihm: „Nun, mein Sohn, hast du dich meiner Absicht vom vergangenen Jahre, dich zu verheirathen, erinnert und darüber nachgedacht? Willst du mir noch die Freude versagen, die ich von deinem Gehorsam erwarte, und mich sterben lassen, ohne mir diese Genugthuung zu gewähren?"

Der Prinz erschien weniger bestürzt, als das erstemal, er stockte nicht lange, sondern antwortete mit Festigkeit folgendermaßen: „Herr, ich habe nicht ermangelt, ernstlich darüber nachzudenken; aber nachdem ich es reiflich überlegt, habe ich mich noch mehr in dem Entschlusse bestärkt, unverheirathet zu bleiben. Denn die zahllosen Uebel, welche die Weiber zu aller Zeit in der Welt verursacht haben, wie ich in unsern Geschichtsbüchern gelesen, und was ich noch täglich von ihrer Bosheit sagen höre, sind hinreichende Gründe für mich, mein Lebelang keine Verbindung mit ihnen einzugehen. Also wird Euer Majestät mir verzeihen, wenn ich euch vorzustellen wage, daß es vergeblich sein würde, noch fürder von meiner Verheirathung zu reden."

Dabei verharrte er, und verließ ungestüm den Sultan, seinen Vater, ohne eine Antwort von ihm abzuwarten.

Jeder andere Fürst, als Schachsaman, würde sich bei der Kühnheit, mit welcher der Prinz, sein Sohn, zu ihm sprach, kaum enthalten haben zu zürnen und es ihn bereuen zu lassen: aber er liebte ihn zärtlich, und wollte erst alle Wege der Güte versuchen, bevor er ihn zwänge.

Er theilte seinem ersten Minister den neuen Verdruß mit, welchen Kamaralsaman ihm verursachte, und sagte zu ihm: „Ich habe deinen Rath befolgt; aber Kamaralsaman ist jetzt noch weiter davon entfernt, sich zu verheirathen, als da ich ihm das erstemal davon sprach; und er hat sich in so kühnen Ausdrücken darüber erklärt, daß ich alle meine Vernunft und alle Mäßigung nöthig hatte, um nicht in Zorn gegen ihn zu gerathen. Die Väter, die so

inbrünstig um Kinder bitten, als ich um dieses hier gebeten habe, sind allzumal thöricht und streben, sich der Ruhe zu berauben, deren ungestörter Genuß nur von ihnen abhängt. Sage mir, ich bitte dich, durch welche Mittel soll ich einen so aufsätzigen Geist zu meinem Willen bringen?"

„Herr," antwortete der Groß-Wesyr, „mit Geduld kömmt man in vielen Dingen zwar zum Ziele; vielleicht ist dieser Fall nicht von der Art, auf solchem Wege zum Ziele zu gelangen: aber Euer Majestät wird sich keine Uebereilung vorzuwerfen haben, wenn ihr dem Prinzen noch ein Jahr Frist gebet, sich zu besinnen. Kehrt er in dieser Zeit zu seiner Pflicht zurück, so werdet ihr um so größere Genugthuung davon haben, da ihr nur die väterliche Güte angewandt habt, um ihn dahin zu bringen. Wenn er aber in seiner Hartnäckigkeit verharrt, nachdem das Jahr verflossen ist, so dünkt mich, kann Euer Majestät mit Fug ihm im vollen Rath erklären, das Wohl des Staats fordere, daß er sich vermähle. Es ist nicht glaublich, daß er vor einer so glänzenden Versammlung, die ihr durch eure Gegenwart beehrt, euch den Gehorsam versage."

Der Sultan wünschte so sehnlich, den Prinzen, seinen Sohn, vermählt zu sehen, daß die Augenblicke eines so langen Aufschubes ihm Jahre däuchten, und nur mit Mühe konnte er sich entschließen, so lange zu warten. Gleichwohl gab er den Gründen seines Groß-Wesyrs nach, die er nicht mißbilligen konnte."

Der schon angebrochene Tag legte Scheherasade'n bei dieser Stelle Stillschweigen auf. In der folgenden Nacht nahm sie die Erzählung wieder auf, und sprach zum Sultan Schachriar:

## Zweihundert und drei und zwanzigste Nacht.

„Herr, nachdem der Groß-Wesyr sich entfernt hatte, ging der Sultan Schachsaman zu der Mutter des Prinzen Kamaralsaman, der er schon lange sein sehnliches Verlangen mitgetheilt hatte, ihn zu vermählen. Als er ihr mit Schmerz erzählt, auf welche Weise derselbe es ihm abermals versagt hatte, und die Nachsicht, die er ihm noch wollte angedeihen lassen, fügte er hinzu: „Herrin, ich weiß, daß er mehr Zutrauen zu euch hat, als zu mir, und daß er euern Worten zutraulicher Gehör gibt; darum bitte ich euch, die Zeit wahrzunehmen, und ernsthaft mit ihm davon zu sprechen; und gebt ihm wohl zu bedenken, daß wenn er in seinem Starrsinne beharret, er mich am Ende zwingen wird, zum äußersten zu schreiten; was sehr schmerzlich für mich sein, ihn aber auch seinen Ungehorsam bereuen lassen würde."

Fatime [4]), so hieß die Mutter Kamaralsamans, bezeugte dem Prinzen, ihrem Sohne, beim nächsten Besuche, sie wüßte, daß er dem Sultan, seinem Vater, abermals abgeschlagen hätte, sich zu vermählen, und wie bekümmert sie darüber wäre, ihm einen so großen Anlaß des Zornes gegeben zu haben. „Meine Mutter," erwiederte Kamaralsaman, „ich bitte euch, meinen Verdruß über diese Angelegenheit nicht zu erneuen: ich fürchte zu sehr, daß in meinem Aerger darüber, mir etwas gegen die euch schuldige Ehrfurcht entfahren möchte."

Fatime sah aus dieser Antwort wohl, daß die Wunde noch zu frisch war, und sprach für diesmal nicht weiter davon.

Lange Zeit darauf glaubte Fatime Gelegenheit gefunden zu haben, mit mehr Hoffnung, gehört zu werden, über denselben Gegenstand mit ihm zu sprechen. „Mein Sohn," sagte sie, „ich bitte dich, wenn es dir nicht zuwider ist, mir doch die Gründe zu sagen, welche dir einen so großen Abscheu gegen die Ehe einflößen. Wenn du

keine anderen hast, als die von der Schlechtigkeit und Bosheit der Weiber, so gibt es keine schwächere, noch unbilligere. Ich will nicht die Vertheidigung der bösen Weiber übernehmen; es gibt deren eine große Menge, ich bin ganz überzeugt davon: aber es ist die schreiendste Ungerechtigkeit, alle dafür zu erklären. Wie, mein Sohn, willst du bei einigen von jenen stehen bleiben, von welchen eure Bücher erzählen, die allerdings große Verwirrungen angerichtet haben, und die ich nicht entschuldigen will? Aber warum denkst du nicht auch an so viele Könige, Sultane, und andere Fürsten, deren Gewaltthaten, Unmenschlichkeiten und Grausamkeiten, in den Geschichtbüchern, die ich gelesen habe, so wie du, mit Entsetzen erfüllen? Gegen eine Frau wirst du tausend solcher Wüthriche und Unmenschen finden. Und glaubst du, daß die ehrbaren und verständigen Frauen, welche das Unglück haben, mit diesen Scheusalen vermählt zu sein, sehr glücklich sind?"

„Meine Mutter," erwiederte Kamaralsaman, „ich zweifle nicht, daß es eine große Menge verständiger, tugendhafter, guter, sanfter und sittsamer Frauen gibt: wollte Gott, daß sie alle euch glichen! Was mich empört, ist die zweifelhafte Wahl, der ein Mann bei seiner Vermählung ausgesetzt ist, oder vielmehr daß man ihm oft nicht die Freiheit läßt, nach seinem Willen zu wählen. Gesetzt, ich hätte mich entschlossen, mich zu vermählen, wie der Sultan, mein Vater, es so ungeduldig wünscht: welche Frau wird er mir geben? Wahrscheinlich eine Prinzessin, um welche er bei einem benachbarten Fürsten werben, und welche ihm zu senden dieser sich zur Ehre machen wird. Sei sie schön oder häßlich, ich muß sie nehmen. Gesetzt auch, daß keine andere Prinzessin ihr an Schönheit zu vergleichen wäre: wer kann mich versichern, daß sie auch Geist hat, daß sie gefällig, zuvorkommend, sanft und freundlich, daß ihre Unterhaltung anziehend ist, und nicht bloß Kleider, Anzug, Putz und tausend andere Kleinigkeiten betrifft, die ein verständiger Mann bemitleiden muß; mit

einem Worte, daß sie nicht stolz, hochmüthig, zänkisch und höhnisch ist, und daß sie nicht durch ihre Verschwendung für Kleider, Juwelen, Schmuck, und andern thörichten Aufwand den ganzen Staat erschöpft? Wie ihr sehet, meine Mutter, so gibt es schon in einer Rücksicht unzählige Beweggründe, die mir jede Heirath verleiden müssen. Mag endlich aber auch diese Prinzessin vollkommen und untadlig in allen diesen Beziehungen sein, so habe ich doch noch eine große Menge viel stärkerer Gründe, auf meiner Abneigung und meinem Entschlusse zu bestehen."

„Wie, mein Sohn," erwiederte Fatime, „du hast noch andere Gründe, außer denen, die du mir so eben gesagt hast? Diese wollte ich dir übrigens wohl beantworten, und mit einem Worte dir den Mund schließen."

„Laßt euch nicht davon abhalten, meine Mutter," versetzte der Prinz; „ich habe vielleicht auch noch etwas auf eure Antwort zu erwiedern."

„Ich wollte sagen, mein Sohn," fuhr Fatime fort, „daß es einem Prinzen, wenn er das Unglück hat, eine solche Prinzessin zu heirathen, wie du sie hier beschrieben hast, leicht ist, sie zu verstoßen, und so das Verderben des Staats abzuwenden."

„Aber, liebe Mutter," erwiederte der Prinz Kamaralsaman, „sehet ihr nicht, wie widerwärtig es für einen Prinzen ist, zu solch einem Schritte gezwungen zu sein? Ist es nicht besser für seinen Ruhm und für seine Ruhe, sich dem lieber gar nicht auszusetzen?"

„Aber, mein Sohn," sagte Fatime noch, „nach deiner Vorstellungsweise, sehe ich wohl, willst du der letzte von den Königen deines Stammes sein, welche die Insel Chaledan so ruhmvoll beherrscht haben."

„Liebe Mutter," antwortete der Prinz Kamaralsaman, „ich wünsche nicht, den König, meinen Vater, zu überleben. Und wenn ich vor ihm sterbe, so darf man sich darüber nicht wundern, da so viele Kinder vor ihren Aeltern sterben. Es ist aber immer ruhmvoll für einen

Königsstamm, mit einem großen Fürsten zu enden: ich werde mich bemühen, mich meiner Ahnherren, und vor allem des ersten Königes meines Stammes, würdig zu machen." —

Seit dieser Zeit hatte Fatime sehr häufig ähnliche Unterhaltungen mit dem Prinzen Kamaralsaman, und sie wandte alle mögliche Mittel an, seine Abneigung zu besiegen. Er aber widerlegte alle Gründe, die sie aufbringen mochte, durch Gegengründe, auf welche sie nichts zu antworten wußte, und so blieb er unerschütterlich.

Das Jahr verfloß, und zum großen Leidwesen des Sultans Schachsaman, gab der Prinz Kamaralsaman nicht das geringste Zeichen von einer Sinnes-Aenderung.

Endlich, in einem feierlichen Staatsrathe, wo der Groß-Wesyr, die übrigen Wesyre, die vornehmsten Kron-Beamten und die Feldherren versammelt waren, nahm der Sultan das Wort, und sprach zu dem Prinzen:

„Mein Sohn, schon längst habe ich dir mein lebhaftes Verlangen bezeugt, dich vermählt zu sehen, und ich erwartete von dir mehr Gefälligkeit für einen Vater, der nichts Unbilliges von dir forderte. Nach einem so langen Widerstande, der meine Geduld erschöpft, wiederhole ich dir dieselbe Angelegenheit hier in meinem Reichsrathe. Es gilt jetzo nicht mehr bloß, einem Vater zu gewähren, was du ihm nicht versagt haben solltest: die Wohlfahrt meiner Staaten erfordert es, und alle diese Herren bitten mit mir darum. Erkläre dich also, damit ich nach deiner Antwort die Maaßregeln nehme, welche ich nehmen muß."

Der Prinz Kamaralsaman antwortete hierauf mit solcher Heftigkeit, daß der Sultan, in gerechtem Zorn über die Beschämung, welche ihm im vollen Staatsrathe von einem Sohne widerfuhr, ausrief: „Wie, du entarteter Sohn! du hast die Unverschämtheit, also zu deinem Vater und Sultan zu sprechen!"

Hierauf ließ er ihn durch die Wache festnehmen, und nach einem alten, längst unbewohnten Thurme führen, wo

er, mit einem Bette, etlichen Büchern und einem einzigen Sklaven zur Bedienung, eingesperrt wurde.

Kamaralsaman, zufrieden, sich ungestört mit seinen Büchern unterhalten zu können, betrachtete sein Gefängniß mit Gleichgültigkeit. Gegen Abend stand er von ihnen auf und verrichtete sein Gebet, und nachdem er einige Kapitel des Korans mit derselben Ruhe gelesen hatte, als wenn er in seinem Zimmer, im Palaste des Sultans, seines Vaters, gewesen wäre, legte er sich nieder, ohne die Lampe neben seinem Bette auszulöschen, und schlief ein.

In diesem Thurme befand sich ein Brunnen, welcher einer Fee, Namens Maimune[3]), Tochter Damriats, des Königs einer Legion Geister, während des Tages zum Aufenthalt diente. Es war um Mitternacht, als Maimune sich leicht aus dem Brunnen emporschwang, um, nach ihrer Gewohnheit, die Welt zu durchstreifen, wohin etwa die Neugier sie führen möchte. Sie war sehr verwundert, Licht in dem Zimmer des Prinzen Kamaralsaman zu sehen; sie schwebte hinein, und ohne sich bei dem Sklaven aufzuhalten, der an der Thüre schlief, näherte sie sich dem Bette, dessen Pracht sie anzog; und sie erstaunte noch mehr, als sie jemand darin schlafen sah.

Der Prinz Kamaralsaman hatte das Gesicht halb unter der Decke verhüllt. Maimune hub sie ein wenig auf, und erblickte den schönsten Jüngling, den sie jemals auf dem bewohnten Theile der Erde, welche sie so oft durchstreifte, gesehen. „Welch ein Glanz," sagte sie bei sich selber, „oder vielmehr welch ein Wunder von Schönheit muß dies nicht sein, wenn die Augen, welche durch diese so wohlgebildeten Augenlieder bedeckt sind, sich öffnen! Welchen Anlaß kann er gegeben haben zu einer seines hohen Ranges so unwürdigen Behandlung!" — Denn sie hatte schon von seiner Geschichte gehört, und ahnte den Zusammenhang. —

Maimune konnte nicht müde werden, den Prinzen Kamaralsaman zu bewundern; doch endlich, nachdem sie

ihn auf beide Wangen und mitten auf die Stirne geküßt hatte, ohne ihn aufzuwecken, legte sie die Decke wieder, wie zuvor, und schwang sich in die Lüfte empor.

Als sie sich wohl bis zur mittleren Region erhoben hatte, vernahm sie einen Flügelschlag, der sie nach derselben Richtung hinzog. Als sie näher kam, erkannte sie, daß es auch ein Geist war, der dieses Geräusch machte, aber einer jener von Gott abtrünnigen Geister. Maimune dagegen war eine von den Geistern, die der große Salomon zur Erkenntniß Gottes zwang [6]).

Dieser Geist, der Dachnesch hieß und ein Sohn des Schamhurasch [7]) war, erkannte auch Maimune'n, aber mit großem Schrecken. Denn er wußte wohl, daß sie eine große Gewalt über ihn hatte, durch ihre Unterwerfung an Gott. Er hätte gern ihre Begegnung vermieden, aber er befand sich so nahe bei ihr, daß er sich schlagen oder unterwerfen mußte.

Dachnesch kam Maimune'n zuvor, und sagte zu ihr mit bittendem Tone: „Schwöret mir bei dem hohen Namen Gottes, daß ihr mir kein Leid thun wollet, und ich verspreche euch von meiner Seite dasselbe."

„Verfluchter Geist," erwiederte Maimune, „welches Leid kannst du mir thun? Ich fürchte dich nicht. Ich will dir wohl diese Gnade gewähren, und leiste dir den Eid, welchen du verlangst. — Sage mir nun, woher du kömmst, und was du diese Nacht gesehen und gethan hast?"

„Schöne Fee," antwortete Dachnesch, „ihr begegnet mir zur gelegenen Zeit, um etwas Wunderbares zu vernehmen."

Die Sultanin konnte ihre Erzählung nicht weiter fortsetzen, weil das Tageslicht sich schon blicken ließ. Sie schwieg also; und in der folgenden Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:

## Zweihundert und vier und zwanzigste Nacht.

„Herr, Dachnesch, der von Gott abtrünnige Geist, sprach also zu Maimune'n:

„Weil ihr es wünschet, so will ich euch sagen, daß ich von der äußersten Küste China's, den letzten Inseln dieser Halbkugel gegenüber, herkomme....

Aber, reizende Maimune," unterbrach sich hier Dachnesch, der aus Furcht vor der Nähe dieser Fee zitterte, und kaum sprechen konnte, „ihr versprechet mir doch, mir zu verzeihen, und mich in Freiheit zu lassen, wenn ich eure Neugier befriedigt habe?"

„Fahre fort, fahre fort, Verfluchter," erwiederte Maimune, „und fürchte nichts. Denkst du, daß ich so treulos bin, wie du, und daß ich den hohen Eid, den ich dir geschworen habe, verletzen könnte? Hüte dich nur, mir irgend etwas Unwahres zu sagen: sonst werde ich dir die Flügel abschneiden, und dich behandeln, wie du es verdienst."

Dachnesch, etwas beruhigt durch diese Worte Maimune's, fuhr fort:

„Verehrte Herrin, ich will euch nichts als die lautere Wahrheit sagen, habet nur die Güte, mich anzuhören. Das Land China, woher ich komme, ist eins der größten und mächtigsten Königreiche der Erde, zu welchem die äußersten Inseln dieser Halbkugeln gehören, von welchen ich euch schon sagte. Der jetzige König nennt sich Ghaïur[8]), und dieser König hat eine Tochter von solcher Schönheit, wie man noch keine auf Erden gesehen hat, so lange die Welt steht. Weder ihr, noch ich, noch alle Geister eurer und meiner Art, noch die Menschen allzumal, wir alle haben keine entsprechende Worte, keine so lebhaften Ausdrücke, noch Beredsamkeit genug, um eine Schilderung von ihr zu entwerfen, welche sich der Wirklichkeit nur annähert. Sie hat braune Haare von solcher Länge, daß sie ihr bis über die Füße herabreichen, und

in solcher Fülle, daß wenn sie um ihren Kopf in Locken gelegt sind, sie wohl mit einer jener schönen Trauben zu vergleichen ist, deren Beeren von außerordentlicher Größe sind. Aus diesen Haaren glänzt eine schön gebildete Stirn, so glatt, wie ein hellgeschliffener Spiegel; die schwarzen Augen, auf der Höhe des Angesichts, strahlen voll Feuer; die Nase ist weder zu lang noch zu kurz; der Mund klein und roth; die Zähne sind wie zwei Reihen Perlen und übetreffen die schönsten von diesen an Weiße; und wenn sie die Zunge zum Sprechen bewegt, so ertönt eine süße und anmuthige Stimme, und sie drückt sich in Worten aus, welche die Lebhaftigkeit ihres Geistes bezeichnen; der schönste Alabaster ist nicht weißer, als ihr Busen. Kurz, aus diesem schwachen Umrisse werdet ihr schon ermessen, daß es keine vollkommenere Schönheit auf der Welt gibt.

Wer den König, den Vater dieser Prinzessin, nicht kennet, würde nach dem Ausdrucke seiner väterlichen Zärtlichkeit urtheilen, daß er verliebt in sie ist. Niemals hat ein Liebender für seine zärtlichste Geliebte gethan, was er für sie bewiesen hat. Denn die allerheftigste Eifersucht hat niemals erdenken können, was die Sorgfalt, sie jedem andern als ihrem künftigen Gatten unzugänglich zu machen, ihn hat erfinden und ausführen lassen. Damit sie in der Absonderung, zu welcher er sie bestimmt hatte, sich nicht langweilte, hat er ihr sieben Paläste bauen lassen, wie man nie etwas ähnliches weder gesehen noch gehört hat.

Der erste Palast ist von Bergkrystall, der zweite von Erz, der dritte von feinem Stahle, der vierte von einer andern Art Erz, die kostbarer ist, als die erste und als der Stahl; der fünfte ist von Probierstein, der sechste von Silber, der siebente von gediegenem Golde. Alle sind mit unerhörter Pracht ausgeschmückt, jeder dem Stoffe gemäß, woraus er gebaut ist. In den Gärten, welche sie umgeben, fehlt es nicht an Rasenplätzen, Blumenstücken, Teichen, Springbrunnen, Kanälen, Wasserfällen, Gebüschen und Baumgruppen, welche die Sonne niemals durchdringt;

und alles dieses ist in jedem Garten von verschiedener Anordnung.

Auf den Ruf der unvergleichlichen Schönheit dieser Prinzessin, ließen bald die mächtigsten der benachbarten Könige durch feierliche Gesandtschaften um sie werben. Der König von China empfing alle gleich freundlich; da er aber seine Tochter nur mit ihrer Einwilligung vermählen wollte, und der Prinzessin keine von den angetragenen Verbindungen gefiel, so kehrten die Gesandten wieder heim, zwar mißvergnügt in Ansehung des Gegenstandes ihrer Gesandtschaft, jedoch sehr zufrieden mit der Höflichkeit und Ehre, die ihnen zu Theil geworden war.

„Herr Vater," sprach die Prinzessin zum Könige von China, „ihr wollt mich vermählen, und wähnt, mir dadurch ein großes Vergnügen zu machen. Ich bin davon überzeugt, und euch sehr dankbar dafür. Aber wo könnte ich anderswo, als bei Euer Majestät so prächtige Paläste und so reizende Gärten finden? Ich füge hinzu, daß ich mit eurer Vergünstigung ohne allen Zwang lebe, und daß man mir dieselbe Ehre erzeigt, wie eurer eigenen Person. Das sind Vorzüge, die ich an keinem andern Orte in der Welt finden würde, welchen Gemahl ich auch nehmen möchte. Die Männer wollen die Herren sein, und ich habe nicht Lust, mich beherrschen zu lassen."

Nach mehreren Gesandtschaften kam eine von einem reicheren und mächtigeren Könige, als alle die bisherigen gewesen waren. Der König von China sprach darüber mit seiner Tochter, und pries ihr an, wie vortheilhaft es für sie sein würde, ihn zum Gemahle zu nehmen. Die Prinzessin bat ihn, sie damit zu verschonen, und führte ihm wieder dieselben Gründe an. Er drang in sie; die Prinzessin aber, anstatt sich zu ergeben, vergaß die Ehrfurcht, welche sie dem Könige, ihrem Vater, schuldig war, und sprach zornig zu ihm: „Herr, redet mir nicht mehr von dieser Vermählung, noch von irgend einer anderen; oder

ich werde mir den Dolch in die Brust stoßen, und mich so von eurer Ueberlästigkeit befreien."

Der gegen die Prinzessin aufgebrachte König von China erwiederte ihr: „Meine Tochter, du bist eine Närrin, und ich werde dich wie eine Närrin behandeln."

In der That ließ er sie in ein einzelnes Gemach in einem seiner Paläste einsperren, und gab ihr nur zehn alte Weiber zur Gesellschaft und Bedienung, unter welchen die vornehmste ihre Amme war.

Damit die benachbarten Könige, welche Gesandtschaften zu ihm geschickt hatten, nicht ferner an sie dächten, schickte er Gesandte zu ihnen, um sie von ihrer Abneigung vor jeder Vermählung zu benachrichtigen. Und da er nicht zweifelte, daß sie wirklich toll wäre, beauftragte er dieselben Gesandten, an allen Höfen kund zu thun, wenn sich irgend ein so geschickter Arzt fände, sie zu heilen, so möchte er nur kommen, und er würde sie ihm, zum Lohne dafür, zur Frau geben.

Schöne Maimune," fuhr Dachnesch fort, „so stehen dort die Sachen, und ich verfehle nicht, regelmäßig jeden Tag diese unvergleichliche Schönheit zu betrachten, der ich ungern das geringste Leid zufügen möchte, ungeachtet meiner natürlichen Bosheit. Kommet, sie zu sehen, ich beschwöre euch darum: es ist der Mühe werth. Wenn ihr euch selber überzeugt habt, daß ich nicht gelogen habe, so hoffe ich, ihr werdet es mir Dank wissen, daß ich euch eine Prinzessin habe sehen lassen, deren Schönheit nicht ihresgleichen hat. Ich bin bereit, euch zum Führer zu dienen; ihr habt nur zu befehlen."

Anstatt Dachnesch zu antworten, brach Maimune in ein lautes Gelächter aus, das lange anhielt; und Dachnesch, der sich dasselbe nicht zu erklären wußte, war in großer Verwunderung. Nachdem sie zu wiederholtenmalen sich satt gelacht hatte, sagte sie zu ihm: „Possen, Possen! du willst mir etwas aufheften! Ich dachte, du würdest mir etwas Erstaunliches und Außerordentliches er-

zählen, und du unterhältst mich von einer Meerkatze! Pfui, schäme dich! Was würdest du Verfluchter erst sagen, wenn du den schönen Prinzen gesehen hättest, von welchem ich so eben herkomme, und den ich so liebe, wie er es verdient? Fürwahr, das ist etwas ganz anderes: du würdest närrisch darüber werden."

„Reizende Maimune," erwiederte Dachnesch, „darf ich euch fragen, wer dieser Prinz ist, von dem ihr sprechet?" — „Wisse," antwortete ihm Maimune, „daß ihm beinahe dasselbe begegnet ist, wie der Prinzessin, von welcher du mich hier unterhalten hast. Der König, sein Vater, wollte ihn mit aller Gewalt vermählen: nach langen und schweren Bestürmungen hat er endlich frank und frei erklärt, daß er nicht will; und das ist die Ursache, daß er in diesem Augenblicke, da ich zu dir rede, in einem alten Thurme gefangen sitzt, der meine Wohnung ist, und wo ich ihn so eben bewundert habe."

„Ich will euch nicht geradezu widersprechen," versetzte Dachnesch; „aber, meine schöne Herrin, ihr werdet mir doch erlauben, bis ich euren Prinzen gesehen habe, zu glauben, daß kein Sterblicher, noch eine Sterbliche, an Schönheit mit meiner Prinzessin zu vergleichen ist." — „Schweig, Verfluchter," erwiederte Maimune, „ich sage dir noch einmal, daß das unmöglich ist." — „Ich will nicht mit euch zanken," fügte Dachnesch hinzu; „aber um euch zu überzeugen, ob ich die Wahrheit rede oder nicht, dürft ihr nur den Vorschlag annehmen, den ich euch gethan habe, nämlich, mit mir zu kommen, um meine Prinzessin zu sehen, und darauf mir euren Prinzen zu zeigen."

Dagegen befahl Maimune dem Dachnesch, mit ihr zu kommen. Dieser ersuchte sie zwar, lieber mit ihm nach China zu fliegen, weil sie diesem Lande nunmehr näher wären; sie aber verweigerte ihm solches, und sprach: „Bei der Inschrift, die auf dem Siegelringe Salomons, des Sohnes Davids eingegraben ist[9]), wenn du nicht sogleich die Chinesische Prinzessin hieher bringest, damit wir sie

neben den Prinzen hinlegen und beide vergleichen können, so vernichte ich dich."

Dachnesch gehorchte nun; Maimune begleitete ihn: und sie fanden die Prinzessin in einem Hemde von Leinwand aus Dabick [10]), das am Saume, am Halse und an der Nath der beiden Aermel mit goldenen Borten besetzt war, an denen Franzen und Goldzierathen hingen. An den Borten waren folgende Verse gestickt:

„Ein linnen Gewand um den anmuthigsten Leib, besetzt mit Borten am Halse, am Saume und an den Aermeln,
Glänzt an der Gestalt dieser Schönen, und übertrifft den Schein der Sonne am Gewölbe des Himmels."

So bekleidet brachten sie die schlafende Prinzessin hin, und legten sie neben dem Prinzen Kamaralsaman aufs Bette, wo sie zwei leuchtenden Vollmonden glichen, wie der Dichter sagt:

„Mit meinen Augen sah ich zwei Schlafende auf der Erde; wohl wünschte ich, ich könnte ihnen meine Augenlieder zum Bette anweisen.
Sie sind wie zwei Halbmonde am Himmel, wie zwei Sonnen in der Mittagsstunde, wie zwei Vollmonde in der finsteren Nacht, wie zwei herrliche Gasellen, in welche sich die Schönheit getheilt hat."

Der schon hell hereinscheinende Tag nöthigte Scheherasade'n, abzubrechen. Sie nahm in der folgenden Nacht den Faden wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und fünf und zwanzigste Nacht.

„Herr, als der Prinz und die Prinzessin also neben einander lagen, erhub sich zwischen dem Geist und der Fee ein großer Zwist über den Vorzug ihrer Schönheit. Sie

bewunderten und verglichen beide eine Zeitlang schweigend. Dachnesch unterbrach das Schweigen zuerst und sagte zu Maimune'n: „Nun, seht ihr, ich hatte es euch wohl gesagt, daß meine Prinzessin schöner ist, als euer Prinz. Zweifelt ihr noch daran?"

„Was, ob ich daran zweifle?" erwiederte Maimune. „Ja, wahrlich zweifle ich daran. Du mußt blind sein, wenn du nicht siehst, daß mein Prinz deine Prinzessin weit übertrifft. Deine Prinzessin ist schön, ich läugne es nicht; aber übereile dich nicht, sondern vergleiche sie ohne Vorliebe genau mit einander, und du wirst sehen, daß es sich verhält, wie ich sage."

„Wenn ich auch noch so viel Zeit darauf verwendete, beide zu vergleichen, so würde ich doch nicht anders darüber denken, als jetzo. Ich sehe, was ich bei dem ersten Blicke sah, und die Folge würde mich nichts anders sehen lassen, als was ich jetzo sehe. Das soll mich jedoch nicht hindern, reizende Maimune, euch nachzugeben, wenn ihr es wünschet." — „Nicht also," erwiederte Maimune, „ich will nicht, daß ein verfluchter Geist, wie du, mir eine Gnade anthue. Ich berufe mich über diese Sache auf einen Schiedsrichter; und wenn du nicht darein willigest, so nehme ich deine Weigerung für Bekenntniß an, daß ich gewonnen habe."

Dachnesch, der zu jeder Gefälligkeit gegen Maimune'n bereit war, hatte nicht sobald seine Einwilligung gegeben, als Maimune mit dem Fuße auf die Erde stampfte. Sogleich that die Erde sich auf, und daraus hervor stieg ein scheuslicher Geist, bucklig, einäugig und lahm, mit sechs Hörnern auf dem Kopfe, und gekrümmten Händen und Füßen. Sobald er herauf war und die Erde sich wieder zugeschlossen hatte, und er Maimune'n erblickte, warf er sich ihr zu Füßen, und mit einem Kniee auf der Erde fragte er sie, was sie von ihrem gehorsamsten Diener verlangte.

„Steh auf, Kaschkasch [11]," (so hieß der Geist)

sagte sie zu ihm, „ich ließ dich herkommen, um einen Streit zu entscheiden, den ich mit diesem verfluchten Dachneseh habe. Wirf deinen Blick auf das Bette, und sage mir unparteiisch, wer dir schöner dünkt, der Jüngling oder die Jungfrau?"

Kaschkasch betrachtete den Prinzen und die Prinzessin mit dem Zeichen des höchsten Erstaunens und der Bewunderung. Nachdem er beide lange verglichen hatte, ohne sich entscheiden zu können, sagte er zu Maimune'n: „Herrin, ich bekenne, ich würde euch täuschen und mich selber hintergehen, wenn ich euch sagte, daß ich eins von ihnen schöner fände, als das andere. Je mehr ich untersuche, desto mehr scheint mir, daß jedes den höchsten Grad der Schönheit besitzt, welche sie mit einander theilen, so viel ich davon verstehe; und keins hat den mindesten Fehl, so daß man dem andern darin einen Vorzug ertheilen könnte. Wenn aber eins oder das andere dergleichen haben sollte, so gibt es, meiner Meinung nach, nur Ein Mittel sich darüber aufzuklären. Das ist, sie nach einander aufzuwecken, und anzunehmen, daß, wer für den andern mehr Liebe bezeugt, durch seine Gluth und Heftigkeit, und selbst durch sein Entzücken, gewissermaßen auch weniger Schönheit habe."

Der Rath des Kaschkasch gefiel Maimune'n und Dachneseh. Maimune verwandelte sich in einen Floh, und sprang auf Kamaralsamans Hals. Sie stach ihn so heftig, daß er aufwachte, und mit der Hand nach der Stelle hin fuhr; aber er fing nichts. Maimune war schleunig zurück gesprungen und hatte ihre gewöhnliche Gestalt wieder angenommen, zwar unsichtbar, wie die andern beiden Geister, um Zeuge zu sein, was er thun würde.

Als der Prinz die Hand zurückzog, ließ er sie auf die Hand der Prinzessin von China fallen. Er schlug die Augen auf, und war höchst erstaunt, neben ihm ein Fräulein von so großer Schönheit liegen zu sehen. Er hub das Haupt empor und stützte sich auf den Ellenbogen, um

sie besser zu betrachten. Die blühende Jugend der Prinzessin und ihre unvergleichliche Schönheit entzündeten in einem Augenblicke in ihm ein Feuer, für welches er noch immer unempfindlich gewesen war, und wovor er sich bisher mit so viel Scheu gehütet hatte.

Die Liebe bemächtigte sich seines Herzens auf die lebhafteste Weise, und er konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Welche Schönheit! welche Reize! Mein Herz! meine Seele!" Und indem er dies sagte, küßte er sie auf die Stirn, auf beide Wangen und auf den Mund, mit so wenig Vorsicht, daß sie aufgewacht sein würde, wenn sie nicht durch die Bezauberung des Dachnesch fester geschlafen hätte, als gewöhnlich.

„Wie, mein schönes Fräulein," fuhr der Prinz fort, „ihr erwacht nicht von diesen Liebeszeichen des Prinzen Kamaralsaman! Wer ihr auch seid, er ist eurer Liebe nicht unwürdig."

Er war im Begriff, sie in allem Ernst aufzuwecken; aber er besann sich plötzlich. „Sollte es nicht," sagte er bei sich selber, „diejenige sein, welche der Sultan, mein Vater, mir zur Gattin geben wollte? Er hat sehr Unrecht, daß er sie mich nicht eher sehen ließ. Ich würde ihn nicht durch meinen Ungehorsam und durch meine öffentliche Widersetzlichkeit so beleidigt, und er würde sich die Beschämung erspart haben, welche ich ihm verursacht habe."

Der Prinz Kamaralsaman bereute aufrichtig den Fehler, den er begangen hatte, und er war nochmals im Begriff, die Prinzessin von China zu wecken; aber indem er sich wieder anhielt, sprach er: „Vielleicht will mein Vater mich überraschen: ohne Zweifel hat er dieses junge Fräulein abgeschickt, um mich zu versuchen, ob ich wirklich so großen Abscheu vor dem Ehestand trage, als ich ihm bezeigt habe. Wer weiß, ob er selber sie nicht hergebracht, und ob er sich nicht versteckt hat, um hervor zu treten und mich über meine Verstellung zu beschämen.

Dieser zweite Fehl würde noch weit größer sein, als der erste. Auf jeden Fall will ich mich mit diesem Ringe begnügen, um ein Andenken von ihr zu bewahren."

Dies war ein schöner Ring, auf welchem folgende Verse eingegraben standen:

„Glaube nicht, daß ich ihn vergessen habe, den Eid,
den du mir geleistet hast;
Mein Herz ist auf glühenden Kohlen, seit dem Augenblicke, wo du mich verließest."

Er zog diesen Ring der Prinzessin behende vom Finger, und steckte ihr den seinigen dafür an. Hierauf kehrte er ihr den Rücken zu, und es währte nicht lange, so schlief er, durch Bezauberung des Geistes, wieder eben so fest, als zuvor.

Sobald der Prinz Kamaralsaman eingeschlafen war, verwandelte sich Dachnesch ebenfalls in einen Floh, sprang hin und stach die Prinzessin unter die Lippe. Sie wachte auf, und richtete sich empor; und als sie die Augen öffnete, war sie sehr erstaunt, sich neben einem Manne liegen zu sehen. Von dem Erstaunen ging sie zur Bewunderung über, und von der Bewunderung zum Uebermaße der Freude, welche sie blicken ließ, sobald sie sah, daß es ein so wohlgebildeter Jüngling war.

„Wie!" rief sie aus, „seid ihr es, den der König, mein Vater, mir zum Gemahle bestimmt hat? Es thut mir sehr leid, das nicht gewußt zu haben: ich würde ihn nicht gegen mich in Zorn versetzt haben, und nicht so lange eines Gemahls beraubt gewesen sein, den ich mich nicht enthalten kann, von ganzem Herzen zu lieben. — Wachet auf, wachet auf! Es stehet einem Bräutigam nicht fein, in der Brautnacht so viel zu schlafen."

Indem sie dieses sprach, faßte sie den Prinzen Kamaralsamam beim Arm und schüttelte ihn so stark, daß er aufgewacht wäre, wenn die Fee Maimune nicht in dem Augenblick durch ihre Bezauberung seinen Schlaf vermehrt hätte. Sie schüttelte ihn ebenso zu wiederholten Malen,

und als sie sah, daß er nicht aufwachte, fuhr sie fort: „Ei, was ist euch denn zugestoßen? Sollte ein auf euer und mein Glück neidischer Nebenbuhler euch behext und in diesen unüberwindlichen Schlaf versenkt haben, jetzt, wo ihr munterer als jemals sein solltet?“

Sie faßte nun seine Hand, und indem sie sie zärtlich küßte, bemerkte sie den Ring an seinem Finger. Sie fand ihn dem ihrigen so ähnlich, daß sie ihn unbedenklich für den ihrigen hielt, als sie sah, daß sie einen andern dafür trug. Sie begriff nicht, wie dieser Tausch geschehen war, aber sie zweifelte nicht, daß es das gewisse Zeichen ihrer Vermählung wäre. Müde der vergeblichen Mühe, welche sie sich gab, ihn zu wecken, und versichert, wie sie wähnte, daß er ihr nicht entgehen würde, sagte sie: „Da ich es nicht dahin bringen kann, euch zu wecken, so will ich mich nicht mehr abmühen, euren Schlaf zu unterbrechen, auf Wiedersehen!“

Nachdem sie ihm mit diesen Worten einen Kuß auf die Wange gedrückt hatte, legte sie sich wieder nieder, und brauchte nur sehr wenig Zeit, um wieder einzuschlafen.

Als Maimune sah, daß sie, ohne Furcht die Prinzessin von China zu wecken, sprechen konnte, sagte sie zu Dachnesch: „Nun, du Verfluchter, hast du's gesehen? bist du nun überzeugt, daß deine Prinzessin nicht so schön ist, als mein Prinz? Geh, ich will dir die Wette, die du mir schuldig bist, schenken. Ein andermal glaube mir, wenn ich dich etwas versichere.“ Und indem sie sich zu Kaschkasch wandte, fügte sie hinzu: „Was dich betrifft, so danke ich dir. Nimm mit Dachnesch die Prinzessin, und traget sie zusammen in ihr Bette, wohin er dich weisen wird.“

Dachnesch und Kaschkasch vollzogen den Befehl Maimune's, und Maimune begab sich wieder in ihren Brunnen.“

Der anbrechende Tag gebot der Sultanin Scheherasade Stillschweigen, und der Sultan von Indien stand auf.

In der folgenden Nacht fuhr die Sultanin in der Erzählung dieser Geschichte also fort:

---

## Zweihundert und sechs und zwanzigste Nacht.

„Herr, als der Prinz Kamaralsaman am folgenden Morgen erwachte, blickte er um sich, ob das Fräulein, die er in der Nacht an seiner Seite gesehen hatte, noch da wäre. Als er sie nicht mehr sah, sagte er bei sich selber: „Ich hatte es wohl gedacht, daß es eine Ueberraschung wäre, welche der König, mein Vater, mir machen wollte: es ist mir sehr lieb, daß ich mich davor in Acht genommen habe."

Er weckte den Sklaven, der noch schlief, und hieß ihn eilig kommen ihn anzukleiden, ohne ihm etwas davon zu sagen. Der Sklave brachte ihm das Waschbecken und Wasser: er stand auf, und nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, nahm er ein Buch und las eine zeitlang.

Nach seinen gewöhnlichen Uebungen rief Kamaralsaman den Sklaven und sprach zu ihm: „Komm her, und belüge mich nicht. Sage mir, wie ist das Fräulein herein gekommen, die diese Nacht bei mir geschlafen hat, und wer hat sie hergebracht?"

„Prinz," antwortete der Sklave mit großem Erstaunen, „von welchem Fräulein redet ihr?"

„Von der, sage ich dir," erwiederte der Prinz, „die diese Nacht hieher gekommen oder geführt ist, und bei mir geschlafen hat."

„Prinz," versetzte der Sklave, „ich schwöre euch, daß ich nichts davon weiß. Wie sollte dies Fräulein herein gekommen sein, da ich an der Thüre schlafe?"

„Du lügst, Schurke," erwiederte der Prinz, „und du bist mit ihnen im Einverständniß, um mich noch mehr zu quälen und toll zu machen."

Indem er dies sagte, gab er ihm eine Ohrfeige, daß

er zu Boden stürzte, und nachdem er ihn genug mit Füßen getreten hatte, band er ihm das Brunnenseil unter die Arme, ließ ihn daran hinab, und tauchte ihn mehrmals mit dem Kopf unters Wasser. „Ich ersäufe dich," rief er ihm zu, „wenn du mir nicht schleunig sagest, wer das Fräulein ist, und wer sie hergebracht hat."

Der Sklave in dieser grimmigen Noth, halb im Wasser, halb draußen, sagte bei sich selber: „Ohne Zweifel hat der Prinz vor Leid den Verstand verloren, und ich kann nur durch eine Lüge mich retten." — „Prinz," sagte er hierauf mit bittendem Tone, „schenket mir das Leben, ich beschwöre euch darum; ich verspreche, euch den Zusammenhang der Sache zu sagen."

Der Prinz zog nun den Sklaven wieder herauf, und drängte ihn zu reden. Sobald der Sklave aus dem Brunnen war, sagte er zitternd zu ihm: „Prinz, ihr seht wohl, daß ich in diesem Zustande euch nicht genugthun kann; lasset mir so viel Zeit, zuvor mein Kleid zu wechseln."

„Ich gewähre es dir," erwiederte der Prinz; „aber mach geschwinde, und hüte dich wohl, mir die Wahrheit zu verbergen."

Der Sklave ging hinaus, schloß aber den Prinzen ein, und lief, wie er war, in den Palast.

Der König unterhielt sich eben mit dem Groß-Wesyr, und beklagte sich bei ihm über die üble Nacht, welche ihm der Ungehorsam und die sträfliche Widersetzlichkeit seines Sohnes zugezogen hätte.

Der Minister bemühte sich, ihn zu trösten, und ihm begreiflich zu machen, daß der Prinz selber ihm Gelegenheit gegeben hätte, ihn zu seiner Pflicht zurück zu führen. „Herr," sagte er zu ihm, „Euer Majestät darf es nicht bereuen, ihn gefangen gesetzt zu haben. Sofern ihr nur die Geduld habt, ihn eine Weile in seinem Gefängnisse zu lassen, so dürft ihr überzeugt sein, daß diese ju-

gendliche Hitze verrauchen, und er endlich sich allem unterwerfen wird, was ihr von ihm fordert."

Der Groß-Wesyr endigte so eben diese Rede, als der Sklave vor den König Schachsaman trat: „Herr," sprach er zu ihm, „es thut mir sehr leid, Euer Majestät eine Neuigkeit bringen zu müssen, welche ihr nur mit großem Mißvergnügen hören werdet. Was der Prinz von einem Fräulein erzählt, welche die Nacht bei ihm geschlafen habe, und der Zustand, in welchen er mich versetzt hat, wie Euer Majestät sehen kann, geben nur zu sehr zu erkennen, daß er nicht recht mehr bei Sinnen ist."

Hierauf erzählte er alles, was der Prinz gesagt, und auf welche Weise er ihn mißhandelt hatte, mit Ausdrücken, die seine Erzählung desto wahrscheinlicher machten.

Der König, der sich dieses neuen Gegenstandes der Bekümmerniß nicht versah, sagte zu seinem ersten Minister: „Da ist wieder ein höchst verdrüßlicher Vorfall, sehr entfernt von der Hoffnung, welche du mir jetzt eben machtest. Geh und verliere keine Zeit, erforsche selber, was es ist, und bringe mir Bescheid."

Der Groß-Wesyr gehorchte auf der Stelle, und beim Eintritt in das Zimmer des Prinzen fand er ihn sehr ruhig, mit einem Buche in der Hand, sitzend und lesend. Er begrüßte ihn, und nachdem er sich neben ihn gesetzt hatte, sagte er zu ihm: „Ich verwünsche euren Sklaven, daß er zu dem König, eurem Vater, gekommen ist, und ihn durch die überbrachte Neuigkeit erschreckt hat."

„Welche Neuigkeit," erwiederte der Prinz, „kann ihn so erschreckt haben? Ich habe weit mehr Ursache, mich über meinen Sklaven zu beklagen."

„Prinz," versetzte der Wesyr, „verhüte Gott, daß dasjenige, was er von euch berichtet hat, wahr sei! Der gute Zustand, in welchem ich Gott bitte, euch zu erhalten, gibt mir zu erkennen, daß nichts daran ist."

„Vielleicht," erwiederte der Prinz, „hat er sich nicht

recht verständlich gemacht. Da ihr nun gekommen seid, so ist es mir lieb, einen Mann, wie euch, befragen zu können, der ihr doch etwas davon wissen müßt, wo das Fräulein ist, welches diese Nacht bei mir geschlafen hat."

Bei dieser Frage fuhr der Groß-Wesyr zurück. „Prinz," antwortete er, „verwundert euch nicht über mein Erstaunen bei dieser eurer Frage. Wie wäre es möglich, daß, ich sage nicht eine Frau, sondern überhaupt ein Mensch auf der Welt bei Nacht hier herein gedrungen sein sollte, wo man nur durch die Thüre, und über den Leib eures Sklaven hinweg eintreten kann? Ich bitte euch, besinnet euch, und ihr werdet finden, daß ihr einen Traum gehabt, der euch diesen lebhaften Eindruck zurückgelassen hat."

„Ich beruhige mich nicht bei dieser Ausrede," fuhr der Prinz im höheren Tone fort: „ich will durchaus wissen, was aus diesem Fräulein geworden ist; und ich bin hier an einem Orte, wo ich mir Gehorsam zu verschaffen weiß."

Bei diesen nachdrücklichen Worten gerieth der Groß-Wesyr in unbeschreibliche Verlegenheit, und er dachte auf Mittel, sich so gut als möglich daraus zu ziehen. Er versuchte es bei dem Prinzen mit Güte, und fragte ihn in den unterthänigsten und behutsamsten Ausdrücken, ob er denn selber dieses Fräulein gesehen hätte.

„Ja, ja," antwortete der Prinz, „ich habe sie gesehen, und habe sehr wohl gemerkt, daß ihr sie geschickt habt, mich zu versuchen. Sie hat die von euch ihr vorgeschriebene Rolle sehr gut gespielt, indem sie kein Wort gesprochen, sondern sich schlafend gestellt, und sich entfernt hat, sobald ich wieder eingeschlafen war. Ihr wißt das ohne Zweifel, und sie wird nicht verfehlt haben, euch Bericht davon abzustatten."

„Prinz," versetzte der Groß-Wesyr, „ich schwöre euch, daß nichts an allem dem ist, was ich hier aus eurem Munde vernehme; und der König, euer Vater, und ich, wir haben das Fräulein, von welchem ihr redet, nicht

abgeschickt, ja, wir haben nicht einmal den Gedanken daran gehabt. Erlaubet mir, euch noch einmal zu sagen, ihr habt dieses Fräulein nur im Traume gesehen."

„Ihr kommt also nur auch, um mich zu verspotten," erwiederte zornig der Prinz, „und um mir ins Gesicht zu sagen, daß dasjenige, was ich euch erzähle, ein Traum ist." Und alsbald ergriff er ihn beim Barte, und bearbeitete ihn so lange mit Schlägen, als er die Hand rühren konnte.

Der arme Groß-Wesyr ertrug geduldig den ganzen Zorn des Prinzen Kamaralsaman. „Da bin ich nun," sagte er bei sich, „in demselben Falle, wie der Sklave; ich habe von Glück zu sagen, wenn ich so, wie er, einer so großen Gefahr entgehe." Und mitten unter den Schlägen, womit der Prinz ihn noch immer belud, rief er aus: „O Prinz, ich flehe euch, mir nur einen Augenblick Gehör zu schenken."

Der Prinz, endlich ermüdet vom Schlagen, ließ ihn reden.

„Ich bekenne euch, Prinz," sagte nun der Groß-Wesyr mit Verstellung, „daß etwas an eurer Vermuthung ist. Aber euch ist nicht unbekannt, daß ein Minister gezwungen ist, die Befehle des Königs, seines Herrn, zu vollziehen. Wenn ihr die Güte habt, es mir zu erlauben, so will ich sogleich hingehen und ihm alles sagen, was ihr mir befehlet."

„Ich erlaube es," sagte darauf der Prinz, „gehet, und saget ihm, daß ich das Fräulein heirathen will, die er mir geschickt oder gebracht hat. Machet geschwinde, und bringet mir Antwort."

Der Groß-Wesyr machte ihm beim Weggehen eine tiefe Verbeugung, und glaubte sich nicht eher in Sicherheit, als bis er aus dem Thurme war und die Thüre hinter dem Prinzen verschlossen hatte.

Der Groß-Wesyr erschien vor dem Könige Schach-

saman mit einer Niedergeschlagenheit, die diesen zum Voraus bekümmerte.

„Wohlan," fragte ihn der Fürst, „in welchem Zustande hast du meinen Sohn gefunden?"

„Herr," antwortete der Minister, „was der Sklave Euer Majestät berichtet hat, ist nur zu wahr." Hierauf erzählte er ihm seine Unterhaltung mit dem Prinzen, wie derselbe sich entrüstet, sobald er es gewagt, ihm vorzustellen, es wäre unmöglich, daß jenes Fräulein, von welchem er spräche, bei ihm geschlafen hätte; welche Mißhandlung er von ihm erlitten, und welcher List er sich bedient hatte, um seinen Händen zu entkommen.

Schachsaman, um so bekümmerter, weil er den Prinzen stets mit Zärtlichkeit liebte, wollte sich selber von der Wahrheit überzeugen; er ging also zu ihm in den Thurm und nahm den Groß-Wesyr mit sich....

Aber Herr," sagte hier die Sultanin Scheherasade, indem sie sich unterbrach, „ich gewahre, daß der Tag schon anbricht." Damit schwieg sie. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und sieben und zwanzigste Nacht.

„Herr, der Prinz Kamaralsaman empfing den König seinen Vater, in dem Thurme seines Gefängnisses mit großer Ehrerbietung. Der König setzte sich: und nachdem er den Prinzen neben sich setzen lassen, that er ihm mehrere Fragen, auf welche derselbe ganz vernünftig antwortete. Und von Zeit zu Zeit blickte er den Groß-Wesyr an, als wenn er ihm sagen wollte, er fände nicht, daß der Prinz, sein Sohn, den Verstand verloren, wie er versichert hatte, und daß er wohl selber ihn verloren haben müßte.

Endlich sprach der König auch von dem Fräulein zu dem Prinzen, und sagte: „Mein Sohn, ich bitte dich, mir

zu sagen, was es mit dem Fräulein für eine Bewandniß hat, welche diese Nacht bei dir geschlafen haben soll."

„Herr," antwortete Kamaralsaman, „ich bitte Euer Majestät, meinen Verdruß über diesen Gegenstand nicht noch zu vermehren; erzeiget mir lieber die Gnade, sie mir zur Gattin zu geben. Welche Abneigung ich auch bisher gegen die Frauen bezeugt habe, so hat jedoch diese junge Schönheit mich dermaßen bezaubert, daß ich keinen Anstand nehme, euch meine Schwachheit zu bekennen. Ich bin bereit, sie mit dem höchsten Danke von eurer Hand zu empfangen."

Der König Schachsaman ward ganz bestürzt über diese Antwort des Prinzen, welche dem bisher gezeigten gesunden Verstande so sehr zu widersprechen schien. „Mein Sohn," erwiederte er, „du sagst mir da etwas, was mich in das größte Erstaunen versetzt, von welchem ich mich kaum erholen kann. Ich schwöre dir bei der Krone, die einst von mir auf dich übergehen soll, das ich nicht das geringste von dem Fräulein weiß, von welchem du redest. Wenn irgend eine hieher gekommen ist, so habe ich jedoch keinen Theil daran. Wie aber hätte sie ohne meine Bewilligung in diesen Thurm gelangen können? Denn was mein Groß-Wesyr dir auch gesagt haben mag, er hat es nur gethan, um dich zu besänftigen. Es muß ein Traum sein; siehe wohl zu, ich bitte dich, und besinne dich."

„Herr Vater," versetzte der Prinz, „ich würde für immer der Güte Euer Majestät unwürdig sein, wenn ich der mir gegebenen Versicherung nicht Glauben beimäße. Aber ich bitte euch, die Geduld zu haben, mich anzuhören, und selber zu urtheilen, ob das, was ich die Ehre habe, euch zu erzählen, ein Traum ist."

Hierauf erzählte der Prinz Kamaralsaman dem Könige, seinem Vater, alle Umstände bei seinem Erwachen. Er schilderte ihm mit Begeisterung die Schönheit und die Reize des Fräuleins, die er an seiner Seite gefunden, die Liebe, die er in einem Augenblicke für sie gefaßt hatte,

und sein vergebliches Bemühen, sie aufzuwecken. Er verschwieg ihm selbst nicht, was ihn bewogen, wieder einzuschlafen, nachdem er seinen Ring mit dem des Fräuleins vertauscht hatte. Er beschloß endlich damit, daß er den Ring vom Finger zog und ihm denselben überreichte, mit den Worten: „Herr, der meine ist euch nicht unbekannt, ihr habt ihn mehrmals gesehen. Demnach hoffe ich, ihr werdet überzeugt sein, daß ich nicht den Verstand verloren habe, wie man euch eingebildet hat."

Der König Schachsaman erkannte so deutlich die Wahrheit dessen, was sein Sohn ihm erzählte, daß er nichts darauf zu erwiedern hatte. Ja er gerieth darüber in so großes Erstaunen, daß er lange Zeit da saß, ohne ein Wort zu sagen.

Der Prinz benutzte diesen Augenblick, und sprach noch zu ihm: „Herr, die Leidenschaft, welche ich für dieses reizende Wesen empfinde, dessen theures Bild ich in meinem Herzen bewahre, ist schon so heftig, daß ich mich nicht stark genug fühle, ihr zu widerstehen. Ich flehe euch, habt Mitleid mit mir, und verschaffet mir das Glück ihres Besitzes."

„Nach dem, was ich von dir höre, mein Sohn, und nach dem Anblicke dieses Ringes," erwiederte der König, „kann ich nicht daran zweifeln, daß deine Leidenschaft wahrhaft sei, und daß du wirklich das Fräulein gesehen hast, welche sie erzeugt hat. Wollte Gott, daß ich dieses Fräulein kennte! du solltest heute noch befriedigt, und ich würde der glücklichste Vater von der Welt sein. Aber wo sie suchen? Wie, und auf welchem Wege ist sie hier herein gekommen, ohne mein Wissen und Willen? Weshalb ist sie gekommen? bloß um bei dir zu schlafen, dir ihre Schönheit zu zeigen, Liebe in dir zu entzünden, während sie schlief, und wieder zu verschwinden, während du schliefst? Ich begreife dies Abenteuer nicht, mein Sohn; und wenn der Himmel uns nicht günstig ist, so wird es uns wohl beide ins Grab bringen."

Indem er dieses sprach, faßte er den Prinzen bei der Hand, und fügte hinzu: „Komm laß uns gemeinsam Leid tragen, du, weil du hoffnungslos liebst, und ich, weil ich dich so betrübt sehe, ohne dein Uebel heilen zu können."

Der König Schachsaman führte den Prinzen wieder aus dem Thurme in den Palast, wo derselbe, aus Verzweiflung, eine Unbekannte zu lieben, sich alsbald zu Bette begab. Der König schloß sich ein, und trauerte mehrere Tage mit ihm, ohne sich im geringsten um die Angelegenheiten seines Reichs bekümmern zu wollen.

Sein erster Minister, dem er allein den Zutritt zu ihm verstattet hatte, kam eines Tages und stellte ihm vor, daß sein ganzer Hof, und selbst sein Volk, anfinge zu murren, weil sie ihn nicht mehr sähen, und er nicht täglich Gerechtigkeit pflegte, wie sonst, und daß er nicht für die Unordnungen stünde, welche daraus entspringen könnten. „Ich flehe Euer Majestät," fuhr er fort, „hierauf Rücksicht zu nehmen. Ich bin überzeugt, daß eure Gegenwart den Schmerz des Prinzen, und seine den eurigen gegenseitig lindert: aber ihr müßt doch daran denken, daß nicht alles zu Grunde gehe. Erlaubet, daß ich euch vorschlage, den Prinzen nach dem Schlosse auf der kleinen Insel nahe am Hafen zu bringen, und nur zweimal wöchentlich Audienz zu geben. Während der Abwesenheit, zu welcher diese Verrichtung euch nöthigt, wird die bezaubernde Schönheit des Ortes, die frische Luft und die wundervolle Aussicht von dort, dem Prinzen eure kurze Entfernung erträglicher machen."

Der König Schachsaman billigte diesen Rath; und sobald jenes Schloß, welches er lange nicht besucht hatte, eingerichtet war, begab er sich mit dem Prinzen dahin, und verließ ihn hier nur, um pünktlich die beiden Audienzen zu geben. Die übrige Zeit brachte er bei seinem Bette zu, und bald bemühte er sich, ihn zu trösten, bald wehklagte er mit ihm.

# Fortsetzung der Geschichte der Prinzessin von China.

Während diese Dinge in der Hauptstadt des Königs Schachsaman vorgingen, hatten die beiden Geister Dachnesch und Kaschkasch die Prinzessin von China nach dem Palaste zurückgebracht, wo der König, ihr Vater, sie eingeschlossen hielt, und sie wieder in ihr Bett gelegt.

Am Morgen, beim Erwachen, blickte die Prinzessin von China zur Rechten und zur Linken; und als sie sah, daß der Prinz Kamaralsaman nicht mehr bei ihr war, rief sie ihren Frauen mit so lauter Stimme, daß sie schleunig herbei liefen und ihr Bette umgaben. Die Amme trat zu ihren Häupten, und fragte sie, was sie verlangte, und ob ihr etwas zugestoßen wäre.

„Saget mir," sprach die Prinzessin, „wo ist der Jüngling hingekommen, den ich von ganzem Herzen liebe, und der diese Nacht bei mir geschlafen hat?"

„Prinzessin," antwortete die Amme, „wir verstehen nichts von eurer Rede, wenn ihr euch nicht deutlicher erklärt."

„Wisset," fuhr die Prinzessin fort, „der schönste und liebenswürdigste Jüngling, den man sich nur denken kann, hat diese Nacht bei mir geschlafen; lange habe ich ihm geliebkoset, und alles Mögliche angewendet, ihn aufzuwecken, ohne es zu bewirken: ich frage euch, wo ist er?"

„Prinzessin," antwortete die Amme, „ohne Zweifel wollt ihr uns nur zum besten haben. Beliebt es euch nicht, aufzustehen?"

„Ich spreche sehr ernstlich," erwiederte die Prinzessin, „und ich will wissen, wo er ist."

„Aber Prinzessin," versetzte die Amme, „ihr waret doch allein, als wir euch gestern Abend zu Bette brachten, und niemand ist hereingekommen, um bei euch zu schlafen, so viel wir wissen, alle eure Frauen und ich."

Die Prinzessin von China verlor die Geduld: sie ergriff ihre Amme beim Kopfe und gab ihr Ohrfeigen

und derbe Faustschläge. „Du sollst es mir sagen, alte Hexe," sprach sie, „oder ich bringe dich um."

Die Amme machte alle Anstrengungen, sich ihren Händen zu entziehen. Endlich riß sie sich los, und ging auf der Stelle zu der Königin von China, der Prinzessin Mutter. Mit Thränen in den Augen und ganz zerbläuten Gesicht erschien sie vor der Königin, die mit großem Erstaunen sie fragte, wer sie in diesen Zustand versetzt hätte?

„Gebieterin," sagte die Amme, „ihr sehet, wie die Prinzessin mich zugerichtet hat; sie hätte mich umgebracht, wenn ich mich nicht ihren Händen entwunden hätte." Hierauf erzählte sie ihr den Anlaß ihres Zorns und Ungestüms; worüber die Königin nicht minder bekümmert, als verwundert war. „Ihr seht, Gebieterin," fügte sie zum Schlusse hinzu, „daß die Prinzessin den Verstand verloren hat. Ihr könnt selber darüber urtheilen, wenn ihr euch zu ihr hin bemühet."

Die Königin von China, welche ihre Tochter zärtlich liebte, war über diese Nachricht sehr beunruhigt; sie ließ sich von der Amme begleiten und eilte hin zu der Prinzessin, ihrer Tochter...."

Die Sultanin Scheherasade wollte fortfahren; aber sie bemerkte, daß der Tag schon anbrach; sie schwieg also. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und acht und zwanzigste Nacht.

„Herr, als die Königin von China in das Gemach trat, worin die Prinzessin, ihre Tochter versperrt war, setzte sie sich neben sie; und nachdem sie sich nach ihrer Gesundheit erkundigt hatte, fragte sie sie, welche Ursache sie zur Unzufriedenheit mit ihrer Amme hätte, die sie so mißhandelt. „Meine Tochter," sagte sie, „das ist nicht anständig; und niemals muß eine hohe Prinzessin, wie du, sich zu solchen Ausbrüchen hinreißen lassen."

„Frau Mutter," antwortete die Prinzessinn, „ich sehe wohl, daß Euer Majestät mich auch verspotten will; aber ich erkläre, daß ich eher keine Ruhe haben werde, als bis der liebenswürdige Jüngling, der diese Nacht bei mir geschlafen hat, mein Gemahl ist. Ihr müßt wissen, wo er ist; ich bitte euch inständig, ihn wieder kommen zu lassen."

Zugleich sprach sie folgende Verse aus!

„Ach wie groß war seine Schönheit! — Doch Schönheit ist nur ein geringer Theil seiner Eigenschaften.

Sein schlanker Wuchs, gleich einem schwanken Zweige, ist nicht weniger reizend, als die frischen Rosen seiner Wangen.

Diese Wangen sind rosenfarbene Blätter, auf denen die Mahle (welche ihm so schön stehen) als die Punkte erscheinen zu den Runen[12]) seiner Augenbrauen, die mit Dinten-Schwärze darauf gezeichnet sind.

Ich hörte nicht auf, von der Zeit seine Rückkehr zu erbitten: — möchte er doch kommen! Allein sich fern zu halten, scheint ihm eigen zu sein. —

Gern würde ich der Zeit alsdann ihre Ungerechtigkeit verzeihen, und einen dichten Schleier darüber decken. —

Uns umarmend haben wir die Nacht zugebracht; Umarmung war unser Mitgenosse: er war freudetrunken von meiner Gasellen-Gestalt, und ich von dem Becher seines Mundes.

Ich drückte ihn fest an mich, wie ein Geiziger seinen Reichthum festhält, aus Furcht, es möchte mir eine von seinen Schönheiten geraubt werden.

Ich hielt ihn in meinen Armen, als ob er eine Gaselle wäre, vor dem Eindrucke deren Blicke ich mich fürchtete." —

„Meine Tochter," erwiederte die Königin, „du setzest mich in Erstaunen, und ich verstehe deine Reden nicht."

Jetzo vergaß die Prinzessin die Ehrfucht, und versetzte: „Frau Mutter, der König, mein Vater, und ihr, habt mir zugesetzt, um mich zur Vermählung zu bewegen, als ich keine Lust dazu hatte; diese Lust ist mir jetzo gekommen, und ich will durchaus den Jüngling, von welchem ich euch gesagt habe, zum Gatten haben, oder ich bringe mich um."

Die Königin versuchte es bei der Prinzessin mit Güte, und sagte zu ihr: „Meine Tochter, du weißt selber recht wohl, daß du in deinem Gemache allein bist und kein Mann hereinkommen kann."

Die Prinzessin aber, anstatt sie anzuhören, unterbrach sie und bezeigte sich so ungebehrdig, daß die Königin genöthigt war, sich mit großer Betrübniß zu entfernen und hin zu gehen, um den König von allem zu benachrichtigen.

Der König von China wollte selber die Sache ergründen: er kam in das Zimmer der Prinzessin, seiner Tochter, und fragte sie, ob es wahr wäre, was er vernommen hätte?

„Herr Vater," antwortete sie, „reden wir nicht davon; erzeiget mir nur die Gnade, mir den Gatten wiederzugeben, der diese Nacht bei mir geschlafen hat."

„Was, meine Tochter," versetzte der König, „hat Jemand diese Nacht bei dir geschlafen?"

„Wie, Herr Vater," erwiederte die Prinzessin, ohne ihm Zeit zu lassen, fortzufahren, „ihr fraget mich, ob jemand bei mir geschlafen hat? Euer Majestät ist es nicht unbekannt. Es ist der schönste Jüngling, den je die Sonne beschienen hat. Damit Euer Majestät nicht zweifle," fuhr sie fort, „daß ich ihn gesehen, er bei mir geschlafen, ich ihm geliebkoset und alle Mühe angewendet habe, ihn aufzuwecken, ohne es zu bewirken, so beliebet hier diesen Ring anzusehen."

Sie streckte die Hand hin, und der König von China wußte nicht, was er sagen sollte, als er sah, daß es ein Mannesring war. Weil er aber ihre ganze Erzählung nicht begreifen konnte, und er sie als eine Wahnsinnige hatte einsperren lassen, so hielt er sie noch für eben so toll, als zuvor. Und aus Furcht, sie möchte sich an ihm selber, oder an andern ihr Nahenden vergreifen, ließ er ihr, ohne weiter mit ihr zu reden, Fesseln anlegen und sie noch enger einsperren, und gab ihr nur ihre Amme zur Bedienung, mit einer starken Wache an der Thüre.

Der König von China war untröstlich über das Unglück, das der Prinzessin, seiner Tochter, zugestoßen war, indem sie, wie er wähnte, den Verstand verloren hätte, und dachte auf Mittel ihrer Heilung. Er versammelte seinen Rath; und nachdem er ihren Zustand geschildert hatte, fügte er hinzu: „Wenn Jemand unter euch so geschickt ist, ihre Heilung zu unternehmen und zu bewirken, so will ich sie ihm zur Frau geben, und ihn zum Erben meines Reiches und meiner Krone einsetzen."

Der Wunsch, eine so schöne Prinzessin zu besitzen, und die Hoffnung, einst ein so mächtiges Königreich zu beherrschen, wie das von China, machten großen Eindruck auf einen schon bejahrten Emir, der mit im Rathe saß. Da er der Zauberei kundig war, so schmeichelte er sich mit einem glücklichen Erfolg, und bot sich dem Könige an.

„Ich bewillige es," fuhr der König fort; „aber ich sage dir zum voraus, es geschieht nur unter der Bedingung, dir den Kopf abhauen zu lassen, wenn es dir nicht gelingt: es wäre unbillig, einen so großen Preis davon zu tragen, ohne von deiner Seite etwas dafür zu wagen. Und was ich dir sage, sage ich zugleich allen andern, die nach dir sich anbieten werden, im Falle du die Bedingung nicht annimmst, oder es dir mißlingt."

Der Emir nahm die Bedingung an, und der König selber führte ihn zu der Prinzessin.

Diese verhüllte ihr Gesicht, sobald sie den Emir kom-

men sah, und sprach: „Herr Vater, Euer Majestät überraschet mich durch die Zuführung eines Mannes, den ich nicht kenne, und vor dem mein Antlitz sehen zu lassen die Religion verbietet."

„Meine Tochter," erwiederte der König, „seine Gegenwart darf dir keinen Anstoß geben; es ist einer meiner Emire, der dich zur Gattin begehrt."

„Herr Vater," versetzte die Prinzessin, „es ist nicht derjenige, den ihr mir schon gegeben habt, und von dem ich den Verlobungsring empfangen habe und hier trage: ihr werdet nicht übel deuten, wenn ich keinen andern annehme."

Der Emir hatte erwartet, daß die Prinzessin ausschweifende Dinge thun oder sagen würde, und war sehr erstaunt, als er sie so ruhig sah und so verständig reden hörte. Er erkannte wohl, daß ihr Wahnsinn nichts anders als eine heftige Liebe wäre, die ihren guten Grund haben müßte. Er wagte es nicht, sich gegen den König hierüber zu erklären. Dieser hätte es nicht dulden können, daß die Prinzessin ihr Herz einem andern geschenkt, als dem, den sie von seiner Hand empfangen sollte. Aber, indem er sich zu seinen Füßen warf, sagte er: „Herr, nach dem, was ich so eben gehört habe, würde es unnütz sein, wenn ich die Heilung der Prinzessin unternähme; ich weiß kein Mittel gegen ihr Uebel, und mein Leben ist Euer Majestät verfallen."

Der König, erzürnt über die Unfähigkeit des Emirs, und über die Mühe, die er ihm verursacht hatte, ließ ihm den Kopf abhauen.

Einige Tage darauf ließ der König, um sich nicht vorzuwerfen, etwas zur Heilung der Prinzessin verabsäumt zu haben, in seiner Hauptstadt öffentlich kund machen: wenn ein Arzt, Sterndeuter, oder Zauberer, so geschickt wäre, die Prinzessin wieder zu Verstande zu bringen, so möchte er nur kommen, jedoch unter der Bedingung, den Kopf zu verlieren, wenn er sie nicht heilete. Er ließ die-

selbe Kundmachung in den vorzüglichsten Städten seines Reichs und an den Höfen der benachbarten Fürsten ergehen.

Der erste, der sich nun dazu erbot, war ein Sterndeuter und Zauberer; und der König ließ ihn durch einen Verschnittenen nach dem Gefängnisse seiner Tochter führen. Der Sterndeuter zog aus seinem Sack unterm Arme ein Astrolabium, eine kleine Himmelskugel, ein Kohlenbecken, mehrere Spezereien zum Räuchern, ein kupfernes Gefäß, und verschiedene andere Dinge, und befahl, ihm Feuer zu bringen.

Die Prinzessin von China fragte, was alle diese Anstalten bedeuteten. „Prinzessin," antwortete der Sterndeuter, „sie dienen dazu, den bösen Geist zu beschwören, von welchem ihr besessen seid, ihn in dies Gefäß, das ihr hier sehet, zu verschließen, und ihn auf den Grund des Meeres zu werfen."

„Verfluchter Sterngucker," rief die Prinzessin aus, „wisse, daß ich aller dieser Vorrichtungen nicht bedarf, daß ich meinen gesunden Verstand habe, und daß du selber ein Unsinniger bist. Wenn deine Macht so weit reicht, so bringe mir nur den her, den ich liebe; das ist der beste Dienst, den du mir leisten kannst."

„Prinzessin," erwiederte der Sterndeuter, „wenn es sich so verhält, so dürft ihr ihn nicht von mir, sondern einzig von dem König, eurem Vater, erwarten."

Hierauf steckte er alles wieder in seinen Sack, was er daraus hervorgezogen hatte, sehr verdrüßlich, daß er sich so leicht auf die Heilung einer eingebildeten Kranken eingelassen hatte.

Als der Sterndeuter von dem Verschnittenen wieder vor den König von China geführt wurde, ließ er jenen nicht zu Worte kommen, sondern sprach selber sogleich zu dem Könige mit Dreistigkeit: „Herr, laut der Bekanntmachung, die Euer Majestät ergehen ließ, und selber mir bestätigte, hielt ich die Prinzessin für wahnsinnig, und ich

war gewiß, sie durch die mir bekannten Geheimnisse wieder zu Verstande zu bringen: aber ich habe bald erkannt, daß sie keine andere Krankheit hat, als die Liebe, und meine Kunst erstreckt sich nicht bis zur Heilung dieses Uebels. Euer Majestät kann es besser heilen, als irgend jemand, wenn sie ihr den verlangten Gemahl gibt."

Der König ergrimmte über diese Unverschämtheit des Sterndeuters, wofür er es hielt, und ließ ihm den Kopf abhauen.

Um Euer Majestät nicht durch Wiederholungen zu ermüden," fuhr Scheherasade fort, „sage ich nur, daß sich hundert und funfzig, sowohl Sterndeuter, als Aerzte und Zauberer, zur Heilung erboten, die alle dasselbe Schicksal hatten; und ihre Köpfe wurden über allen Thoren der Stadt aufgesteckt.

---

## Geschichte
## Marsawans,
und
## Fortsetzung der Geschichte Kamaralsamans.

---

Die Amme der Prinzessin von China hatte einen Sohn, Namens Marsawan, Milchbruder der Prinzessin, den sie mit ihr gesäugt und aufgezogen hatte. Beider Freundschaft war während ihrer Kindheit, so lange sie beisammen waren, so groß gewesen, daß sie sich wie Bruder und Schwester behandelten, selbst nachdem ihr vorgerücktes Alter ihre Trennung nothwendig gemacht hatte.

Unter mehreren Wissenschaften, wodurch Marsawan seit seiner frühsten Jugend seinen Geist gebildet, hatte

seine Neigung ihn besonders zum Studium der Astrologie und Geomantie [13]) und anderer geheimer Wissenschaften hingezogen, und er hatte sich darin sehr geschickt gemacht. Nicht zufrieden mit dem, was er von seinen Lehrmeistern gelernt, hatte er sich, sobald er sich stark genug für die Beschwerden fühlte, auf Reisen begeben. Es war kein berühmter Mann in irgend einer Kunst und Wissenschaft, den er nicht in den entferntesten Städten aufgesucht und sich lange genug bei ihm aufgehalten hätte, um von ihm alles zu lernen, was ihm zusagte.

Nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren kam Marsawan endlich nach der Hauptstadt von China zurück, wo die über dem Stadtthore, durch welches er hereinkam, aufgesteckten Köpfe ihn höchlich erstaunten. Sobald er wieder zu Hause war, fragte er, was dieselben bedeuteten; und vor allen Dingen erkundigte er sich nach der Prinzessin, seiner Milchschwester, die er nicht vergessen hatte. Da man seine erste Frage nicht beantworten konnte, ohne die zweite, so vernahm er, was er verlangte, mit großem Schmerze, in Erwartung, daß seine Mutter, die Amme der Prinzessin, ihm mehr davon sagen würde."

Scheherasade endigte hier für diese Nacht ihre Erzählung. Sie nahm dieselbe in der nächsten Nacht mit folgenden Worten wieder auf, indem sie sich zu dem Sultan von Indien wandte:

---

## Zweihundert und neun und zwanzigste Nacht.

„Herr, obwohl die Amme, Marsawans Mutter, sehr beschäftigt bei der Prinzessin von China war, so hatte sie doch nicht sobald vernommen, daß ihr lieber Sohn wieder daheim wäre, als sie die Zeit wahrnahm hin zu gehen, ihn zu umarmen und sich einige Augenblicke mit ihm zu unterhalten.

Nachdem sie ihm, mit Thränen in den Augen, den

kläglichen Zustand der Prinzessin, und die Ursache, daß der König von China, ihr Vater, sie also behandelte, erzählt hatte, fragte Marsawan, ob sie ihm nicht dazu verhelfen könnte, sie heimlich zu sehen, ohne daß der König etwas davon erführe? Nachdem die Amme einige Augenblicke darüber nachgedacht hatte, sagte sie zu ihm:

„Mein Sohn, ich kann dir jetzo darüber nichts bestimmtes sagen: aber erwarte mich morgen um dieselbe Stunde, und ich werde dir Antwort bringen."

Da nun, außer der Amme, niemand sich der Prinzessin nähern durfte, ohne Erlaubniß des Verschnittenen, der die Wache an der Thüre befehligte, und die Amme wohl wußte, daß dieser erst kurze Zeit im Dienste, und ihm noch unbekannt war, was am Hofe des Königs von China vorgegangen, so wandte sie sich an diesen, und sprach zu ihm:

„Ihr wißt, daß ich die Prinzessin gesäugt und aufgezogen habe; aber vielleicht wißt ihr nicht, daß ich sie zugleich mit einer Tochter von gleichem Alter gesäugt, die ich kürzlich verheirathet habe. Die Prinzessin, welche sie noch immer mit ihrer Liebe beehrt, möchte sie gern sehen; aber sie wünscht es auf solche Weise, daß niemand sie weder herein noch hinaus gehen sehe."

Die Amme wollte noch weiter reden; aber der Verschnittene unterbrach sie, und sagte zu ihr: „Schon genug; ich werde immer mit Vergnügen alles Mögliche thun, der Prinzessin gefällig zu sein: laßt eure Tochter kommen, oder holet sie selber, wenn es Nacht ist, und führet sie herein, nachdem der König sich entfernt hat; die Thüre soll ihr offen stehen."

Sobald die Nacht anbrach, ging die Amme zu ihrem Sohne Marsawan. Sie selber verkleidete ihn als eine Frau, dergestalt, daß niemand ihn für einen Mann erkennen konnte, und führte ihn nach dem Palaste. Der Verschnittene, der nicht zweifelte, es wäre ihre Tochter, öffnete die Thüre, und ließ sie beide eintreten.

Bevor die Amme den Marsawan vorstellte, näherte sie sich der Prinzessin, und sagte zu ihr: „Gebieterin, es ist nicht eine Frau, die ihr hier sehet: es ist mein Sohn Marsawan, der neulich von seinen Reisen heimgekehrt ist, und den ich unter dieser Verkleidung herein geführt habe. Ich hoffe, ihr werdet ihm die Ehre vergönnen, euch seine Ehrfurcht zu bezeigen."

Bei Marsawans Namen äußerte die Prinzessin große Freude. „Kommet näher, mein Bruder," sagte sie sogleich zu Marsawan, „und nehmet den Schleier ab: einem Bruder und einer Schwester ist es nicht verboten, sich mit unverhülltem Angesicht zu sehen." [14])

Marsawan begrüßte sie mit großer Ehrerbietung; aber ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, fuhr die Prinzessin fort: „Ich bin erfreut, euch so gesund wiederzusehen, nachdem ihr so viele Jahre entfernt gewesen, ohne durch ein einziges Wort Nachricht von euch zu geben, selbst nicht an eure gute Mutter."

„Prinzessin," erwiederte Marsawan, „ich bin euch unendlich verbunden für eure Güte. Ich erwartete aber bei meiner Heimkehr bessere Nachricht von euch, als die mir mitgetheilte, welche ich mit der innigsten Betrübniß bestätigt sehe. Ich bin indessen sehr erfreut, noch zeitig genug angekommen zu sein, um nach so vielen andern, denen es mißlungen ist, euch die so nöthige Heilung zu bringen. Wenn diese auch nur die einzige Frucht meines Fleißes und meiner Reisen wäre, so würde ich mich schon für hinlänglich belohnt halten."

Indem Marsawan diese Worte aussprach, zog er ein Buch hervor, nebst andern Dingen, mit denen er sich versehen, und die er, auf den Bericht seiner Mutter von der Krankheit der Prinzessin, für nöthig erachtet hatte.

Diese aber, als sie solche Zurüstungen sah, rief aus: „Wie, mein Bruder, ihr seid also auch einer von denjenigen, die sich einbilden, daß ich toll bin? Enttäuschet euch, und höret mich an."

Und sie fuhr fort, indem sie folgende Verse aussprach:

„Sie sagen: Liebe habe meinen Verstand verrückt; ich aber antworte ihnen: „Ist das nicht die wahre Wonne des Lebens, der Zustand, wo Liebe den Verstand raubet?"

Beweiset mir meinen Wahnsinn, und bringet mir den, der mich meines Verstandes beraubet hat. Theilet er meinen Wahnsinn, o! so scheltet mich nicht allein!"

Hierauf erzählte die Prinzessin dem Marsawan ihre ganze Geschichte, ohne den geringsten Umstand zu vergessen, bis auf den verwechselten Ring, welchen sie ihm zeigte.

„Ich habe euch alles," fügte sie hinzu, „ohne Entstellung erzählt. Es ist wahr, es liegt darin etwas, das ich nicht begreife, und das Anlaß zu wähnen gibt, ich sei nicht recht bei Sinnen: aber man achtet nicht auf das Uebrige, welches sich so verhält, wie ich sage."

Als die Prinzessin geendigt hatte, stand Marsawan, voll Verwunderung und Erstaunen, eine Zeitlang mit niedergeschlagenen Augen, ohne ein Wort zu sagen. Endlich erhub er den Kopf, nahm das Wort, und sprach:

„Prinzessin, wenn das, was ihr mir erzählt habt, wahr ist, wie ich davon überzeugt bin, so verzweifle ich nicht, euch die Genugthuung zu verschaffen, die ihr verlangt. Ich bitte euch nur, noch einige Zeit euch mit Geduld zu waffnen, bis ich einige Königreiche durchreiset, die ich noch nicht besucht habe; und sobald ihr meine Heimkehr vernehmet, so seid versichert, daß derjenige, nach dem ihr so inbrünstig seufzet, nicht weit von euch ist."

Nach diesen Worten nahm Marsawan Abschied von der Prinzessin; und bei seinem Weggehen hörte er sie noch folgende Verse sagen:

„Meine Sehnsucht malet dein Bild in meinem Innersten, obgleich es schon lange ist, daß wir uns

besuchten. — War es denn nur ein Besuch im Traume?

Zuweilen bringt die Hoffnung dich mir nahe: gleich einem Blitze, der in die Augen dringt.

O, zögere nicht länger! du bist ja das Licht meiner Augen: so lange du dich entfernt hältst, wird nichts um mich her helle werden!"

Gleich am folgenden Morgen reiste Marsawan ab. Er zog von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Insel zu Insel, und überall, wo er hinkam, hörte er nur von der Prinzessin Badur (so hieß nämlich die Prinzessin von China) und von ihrer Geschichte.

Nach Verlauf von vier Monaten gelangte unser Reisender nach Torf [15]), einer großen volkreichen Seestadt, wo er nicht mehr von der Prinzessin Badur, sondern von dem Prinzen Kamaralsaman und seiner Krankheit sprechen hörte, dessen Geschichte man fast auf ähnliche Weise erzählte, wie jene der Prinzessin Badur.

Marsawan hatte hierüber eine unbeschreibliche Freude; er erkundigte sich, in welcher Gegend der Erde dieser Prinz lebte, und erfuhr es. Es gab dahin zwei Wege, der eine theils zu Lande und theils zur See, und der andere, kürzere, ganz zur See.

Marsawan wählte diesen letzten Weg, und schiffte sich auf einen Kauffahrer ein, der eine sehr glückliche Fahrt hatte, bis im Angesicht der Hauptstadt von Schachsamans Königreich. Aber vor der Einfahrt in den Hafen, stieß durch Ungeschicklichkeit des Lootsen das Schiff unglücklicherweise auf einen Felsen. Es scheiterte und ging zu Grunde, im Angesicht und in der Nähe des Schlosses, das der Prinz Kamaralsaman bewohnte, und wo damals auch der König Schachsaman, sein Vater, mit seinem Groß-Wesyr sich befand.

Marsawan konnte meisterlich schwimmen; er säumte nicht, ins Meer zu springen, und erreichte das Ufer, am Fuße des Königlichen Schlosses, wo er auf Befehl des

Groß-Wesyrs, nach dem Willen des Königs, aufgenommen und ihm Hülfe gereicht wurde. Man gab ihm trokkene Kleider, und bewirthete ihn wohl; und als er sich wieder erholt hatte, führte man ihn vor den Groß-Wesyr, der befohlen hatte, ihn zu ihm zu bringen.

Da Marsawan ein sehr wohlgebildeter junger Mann von gutem Aussehen war, so nahm der Minister ihn freundlich auf, und faßte, nach seinen angemessenen und geistvollen Antworten auf alle Fragen, welche er ihm that, eine große Hochachtung für ihn; er bemerkte selbst allmählich, daß er tausend schöne Kenntnisse besaß. Dies bewog ihn, zu sagen:

„Aus euren Reden ersehe ich, daß ihr kein gemeiner Mensch seid. Wollte Gott, daß ihr auf euren Reisen irgend ein Mittel erlernt hättet, einen Kranken zu heilen, der schon lange Zeit diesen Hof in große Betrübniß versetzt."

Marsawan antwortete, wenn er die Krankheit wüßte, von welcher diese Person befallen wäre, so fände er vielleicht ein Mittel dagegen.

Der Groß-Wesyr beschrieb ihm nun den Zustand, worin der Prinz sich befand, und erzählte die Sache von Anfang her. Er verschwieg ihm nichts, von seiner so heiß ersehnten Geburt, seiner Erziehung, dem Wunsche des Königs, ihn frühzeitig zu vermählen, seinem Ungehorsam in der Rathsversammlung, seiner Gefangenschaft, seinen ausschweifenden Behauptungen darin, die sich in eine heftige Leidenschaft für ein unbekanntes Fräulein verwandelt, die keinen andern Grund hätte, als einen Ring, den der Prinz für den Ring dieses Fräuleins ausgäbe, welche vielleicht gar nicht in der Welt wäre.

Bei dieser Erzählung des Groß-Wesyrs freute Marsawan sich unendlich, daß das Unglück seines Schiffbruches ihn glücklicherweise dorthin geführt hatte, wo der sich befand, den er suchte. Er erkannte, außer allem Zweifel, daß der Prinz Kamaralsaman derjenige wäre, für den die

Prinzessin von China in Liebe entbrannte, und daß diese Prinzessin der Gegenstand der heißen Sehnsucht des Prinzen wäre. Er äußerte sich darüber nicht gegen den Groß-Wesyr; er sagte ihm nur, wenn er den Prinzen sähe, so würde er besser beurtheilen können, wie ihm zu helfen wäre.

„Folget mir," sagte hierauf der Groß-Wesyr, „ihr werdet bei ihm den König finden, der mir schon angedeutet hat, daß er euch sehen will."

Das erste, was Marsawan beim Eintritt in das Zimmer auffiel, war der Anblick des Prinzen in seinem Bette, hinsterbend mit geschlossenen Augen. Obwohl derselbe in solchem Zustande war, konnte sich Marsawan doch nicht enthalten, ohne Rücksicht auf den König Schachsaman, des Prinzen Vater, der neben seinem Bette saß, noch auf den Prinzen selber, den diese Freiheit stören konnte, auszurufen: „Beim Himmel, nichts auf der Welt kann ähnlicher sein!" Er wollte sagen, daß er ihn der Prinzessin von China ähnlich fände. Und in der That hatten beide viel Aehnlichkeit in den Gesichtszügen.

Diese Worte Marsawans erregten die Neugier des Prinzen Kamaralsaman; er schlug die Augen auf und sah ihn an. Marsawan, der ungemein viel Geist hatte, benutzte diesen Augenblick, und begrüßte ihn auf der Stelle in Versen, aber auf eine so versteckte Weise, daß der König und der Groß-Wesyr nichts davon verstanden. Seine Worte waren folgende:

„Ich sehe dich in Kummer vergraben, und Seufzer des Grames höre ich von dir!

Hat Liebe sich deiner bemächtigt, oder bist du von Pfeilen (der Augen) getroffen worden? Denn der Schmerz, den ich an dir bemerke, hat nur in Sehnsucht seinen Grund. —

Erwähne mir ja nichts von nächtlichen Besuchen: denn der Mund des mir Erzählenden würde mich schon eifersüchtig machen.

Denn schon ihre Kleider beneide ich, weil sie ihren schönen Leib umgeben, und den Becher mit Getränk, wenn sie ihn an ihren Mund bringt.

Verwundet bin ich, doch nicht von einem Schwerte, sondern von Blicken, die gleich Pfeilen in mich drangen.

Als wir endlich, nach langer Trennung, uns wiedersahen, war ich erstaunt, ihre Fingerspitzen mit dem Safte des Drachenblutes gefärbt zu sehen [16]).

„Ach," sagte ich zu ihr, „wie kannst du, wenn ich ferne von dir bin, deine Hände noch färben? Ist das der Lohn eines von Kummer bedrängten, gepeinigten Liebenden?" —

„Bei deinem Leben," antwortete sie mir, „das ist nicht Farbe, womit ich meine Finger gefärbt habe; laß dich durch diesen Schein nicht trügen und in noch größeren Kummer versetzen;

Wisse, als ich dich ferne von mir sah, der du doch mein Alles warest, so ist heute, — da ich keine Thränen mehr hatte, — Blut meinen Augen entquollen: und als ich diese Thränen mit meiner Hand abwischte, da fand ich meine Fingerspitzen vom Blute gefärbt." —

O, schilt mich nicht, daß ich sie liebe, denn diese Liebe verursacht mir viel Schmerzen;

Denn Schönheit sonder gleichen hat ihr Antlitz geschmückt, und in keinem Lande haben meine Augen etwas Aehnliches gesehen.

Schön gestaltet und anmuthig ist sie: ihre Wangen sind Rosen, und ihr Mund ist Wohlgeruch;

Sie hat die Schönheit Josephs und die Weisheit Lokmans [17]), den Scharfsinn Davids, und die Keuschheit Maria's.

Ich aber empfinde den Schmerz Jakobs, die Angst des Jonas, die Qualen Hiobs, und die Reue Adams!"

So schilderte Marsawan dem Prinzen so deutlich, was diesem mit der Prinzessin von China begegnet war, daß es ihm keinen Zweifel übrig ließ, er kennete sie und könnte ihm von ihr Nachricht geben. Er empfand darüber eine Freude, die er sogleich in seinen Augen und auf seinem Antlitz sichtbar werden ließ...."

Die Sultanin Scheherasade hatte nicht Zeit, in dieser Nacht noch mehr davon zu erzählen. Der Sultan aber ließ sie in der folgenden Nacht ihre Erzählung wieder aufnehmen, und also zu ihm sprechen:

---

## Zweihundert und dreißigste Nacht.

„Herr, als Marsawan seine poetische Anrede geendigt hatte, die den Prinzen Kamaralsaman so angenehm überraschte, nahm der Prinz sich die Freiheit, dem Könige, seinem Vater, ein Zeichen zu geben, er möchte doch seinen Platz verlassen, und erlauben, daß Marsawan ihn einnähme.

Der König, voller Freuden, in dem Prinzen, seinem Sohn, eine Veränderung wahrzunehmen, welche ihm gute Hoffnung gab, stand auf, faßte Marsawan bei der Hand, und nöthigte ihn, dieselbe Stelle einzunehmen, welche er so eben verlassen hatte. Er fragte ihn, wer er wäre, und woher er käme; und nachdem Marsawan ihm geantwortet hatte, er wäre ein Unterthan des Königs von China und käme aus dessen Staaten, sagte er:

„Wollte Gott, daß du meinen Sohn von der Schwermuth befreitest; ich würde dir dafür unendlich verpflichtet sein, und die Beweise meiner Dankbarkeit sollten so auffallend sein, daß alle Welt erkennen würde, nie wäre ein Dienst besser belohnt worden."

Nach diesen Worten ließ er den Prinzen, seinen Sohn, sich ungehindert mit Marsawan unterhalten, und

freute sich unterdessen mit seinem Groß-Wesyr über ein so glückliches Begegniß.

Marsawan näherte sich dem Ohre des Prinzen Kamaralsaman, und sprach leise zu ihm: „Prinz, es ist endlich Zeit, daß ihr aufhöret, euch so jämmerlich zu betrüben. Die Schöne, für welche ihr leidet, ist mir bekannt: es ist die Prinzessin Badur, Tochter des Königs von China, der Ghaïur heißt. Ich kann euch versichern, nach dem, was sie selber mir von ihrem Abenteuer erzählt hat, und nach dem, was ich schon von dem euren vernommen habe, die Prinzessin leidet nicht weniger aus Liebe für euch, als ihr aus Liebe für sie leidet."

Er erzählte ihm hierauf alles, was er von der Geschichte der Prinzessin wußte, seit der verhängnißvollen Nacht, in welcher sie sich auf eine so außerordentliche Weise gesehen hatten. Er vergaß nicht, wie der König von China diejenigen behandelte, die vergeblich die Heilung der Prinzessin Badur von ihrer vermeintlichen Tollheit unternahmen. „Ihr seid der einzige," setzte er hinzu, „der sie vollkommen heilen und sich ohne Furcht dazu erbieten kann. Aber, bevor ihr eine so weite Reise unternehmet, müßt ihr wieder gesund sein: alsdann wollen wir die nöthigen Maaßregeln ergreifen. Denket also unverzüglich auf die Herstellung eurer Gesundheit."

Die Worte Marsawans thaten eine mächtige Wirkung; der Prinz Kamaralsaman wurde durch die daraus geschöpfte Hoffnung dermaßen getröstet, daß er sich stark genug fühlte, aufzustehen, und den König, seinen Vater, um die Erlaubniß sich anzukleiden bat, mit einer solchen Miene, die diesen in unbeschreibliche Freude versetzte.

Der König umarmte Marsawan zum Danke dafür, und ohne sich nach dem Mittel zu erkundigen, dessen er sich zu einer so überraschenden Wirkung bedient hatte, ging er sogleich mit dem Groß-Wesyr aus dem Zimmer des Prinzen, um diese erfreuliche Neuigkeit kund zu machen. Er stellte mehrtägige Freudenfeste an; er gab seinen Be-

amten und dem Volke reiche Geschenke, und Almosen den Armen, und ließ alle Gefangene frei. Kurz, die ganze Hauptstadt erscholl von Freuden und Fröhlichkeit, und bald auch das ganze Reich des Königs Schachsaman.

Der Prinz Kamaralsaman, so äußerst entkräftet er durch das stete Wachen und durch die lange Enthaltung fast aller Nahrungsmittel war, erlangte jedoch bald seine vorige Gesundheit wieder.

Als er sich genugsam hergestellt fühlte, die Beschwerlichkeiten der Reise zu ertragen, nahm er Marsawan beiseite und sagte zu ihm: „Lieber Marsawan, es ist Zeit, das Versprechen auszuführen, das ihr mir gethan habt. Bei meiner Ungeduld, die reizende Prinzessin zu sehen und ihre unerhörten Leiden zu enden, welche sie aus Liebe zu mir duldet, fühle ich wohl, daß ich in denselben Zustand zurückfallen werde, worin ihr mich gefunden habt, wenn wir nicht sofort abreisen. Eins nur bekümmert mich und läßt mich Aufschub fürchten. Das ist die ungestüme Zärtlichkeit des Königs, meines Vaters, der sich niemals wird entschließen können, mir die Erlaubniß zur Entfernung von ihm zu geben. Das wird mich untröstlich machen, wenn ihr nicht ein Mittel dafür findet. Ihr seht selber, daß er mich fast nicht aus den Augen läßt." Bei diesen Worten konnte der Prinz seine Thränen nicht zurückhalten.

„Prinz," antwortete Marsawan, „ich habe das große Hinderniß, von dem ihr sprecht, schon vorausgesehen: es ist meine Sache, es so einzurichten, daß es uns nicht aufhalte. Die vornehmste Absicht meiner Reise war, die Prinzessin von China von ihren Leiden zu befreien; dazu bewog mich die gegenseitige Freundschaft, die wir fast seit unserer Geburt für einander hegen, und der Diensteifer und die Ergebenheit, die ich ihr sonst schuldig bin. Ich würde meine Pflicht verletzen, wenn ich nicht, zu ihrem Troste und zugleich zu dem eurigen, diese Gelegenheit dazu benutzte, und nicht alle Geschicklichkeit anwendete, die ich

besitze. Höret also, was ich ersonnen habe, zur Wegräumung der Schwierigkeit, die Erlaubniß des Königs, eures Vaters, zu erhalten, so wie wir beide sie wünschen. Ihr seid, so lange ich hier bin, noch nicht ausgegangen: äußert eurem Vater den Wunsch, frische Luft zu schöpfen, und bittet ihn um die Erlaubniß zu einer Jagd von zwei oder drei Tagen mit mir: es ist nicht wahrscheinlich, daß er sie euch versagen wird. Wenn er sie euch bewilligt, so gebet Befehl, für jeden von uns zwei gute Pferde bereit zu halten, eins zum Reiten, das andere zum Unterlegen; und laßt mich für das Uebrige sorgen."

Am folgenden Morgen nahm der Prinz Kamaralsaman seine Zeit wahr: er bezeugte seinem Vater seine Lust, der frischen Luft zu genießen, und bat ihn um die Erlaubniß, einen Tag, oder zwei, mit Marsawan auf die Jagd zu reiten. „Ich bewillige es gern," antwortete der König, „jedoch nur unter der Bedingung, daß du nicht mehr als eine Nacht ausbleibest. Zuviel Anstrengung gleich anfangs möchte dir schaden, und eine längere Abwesenheit würde mir Sorge machen. Denn ich befinde mich in dem Zustande„ welchen der Dichter beschreibt:

„Wenn ich mit aller Glückseligkeit umgeben wäre,
und besäße das Reich der Chosroën, ja die Welt:
Doch würde dies alles in meinen Augen nicht den Werth der Flügel einer Mücke haben, wenn ich dich nicht sähe[18])."

Der König befahl, die besten Pferde für ihn auszusuchen, und sorgte selber dafür, daß ihm nichts fehlte. Als alles bereit war, umarmte er ihn, und nachdem er ihn in Marsawans besondere Obhut befohlen, ließ er ihn reiten.

Als der Prinz Kamaralsaman und Marsawan ins Freie kamen, stellten sie, zum Scheine für die beiden Reit-

knechte, die ihre Handpferde führten, eine Jagd an, und entfernten sich von der Stadt so weit als möglich.

Beim Anbruche der Nacht kehrten sie in eine Karavanserei ein, wo sie zum Abend speisten und ungefähr bis Mitternacht schliefen. Marsawan, der zuerst erwachte, weckte auch den Prinzen Kamaralsaman, nicht aber die Reitknechte. Er bat den Prinzen, ihm sein Kleid zu geben, und ein anderes anzuziehen, das einer der Reitknechte getragen hatte. Sie bestiegen beide die mitgebrachten Handpferde; und nachdem Marsawan noch eins von den Pferden der Knechte beim Zaume genommen hatte, machten sie sich auf den Weg, und jagten in vollem Laufe davon.

Beim Anbruche des Tages befanden sich die beiden Reiter in einem Walde, auf einem Kreuzwege. An dieser Stelle bat Marsawan den Prinzen, ihn einen Augenblick zu erwarten, und ritt in den Wald hinein. Hier tödtete er das Pferd des Reitknechts, zerriß das Kleid welches der Prinz abgelegt hatte, und färbte es mit Blut, und als er zu dem Prinzen zurückkam, warf er es mitten hin auf den Kreuzweg.

Der Prinz Kamaralsaman fragte Marsawan, was er damit beabsichtigte. „Prinz," antwortete Marsawan, „sobald der König, euer Vater, euch diesen Abend nicht zurückkommen sieht, oder von den Reitknechten erfährt, daß wir sie verlassen haben, während sie schliefen, so wird er nicht unterlassen, Leute auszusenden, um uns aufzusuchen. Die nun hierher kommen und dieses blutige Kleid finden, werden nicht zweifeln, daß ein wildes Thier euch erwürgt habe, und daß ich aus Furcht vor seinem Zorn entflohen sei. Der König, nach ihrem Berichte, euch nicht mehr am Leben wähnend, wird bald aufhören, euch suchen zu lassen, und so uns Zeit geben, unsere Reise fortzusetzen, ohne Furcht vor Verfolgung. Diese Vorkehrung ist freilich hart, einen Vater, der seinen Sohn so zärtlich liebt, auf einmal durch die Nachricht seines Todes so grausam

zu erschrecken: aber die Freude des Königs, eures Vaters, wird um so größer sein, wenn er vernimmt, daß ihr noch am Leben und glücklich seid."

„Braver Marsawan," erwiederte der Prinz Kamaralsaman: „ich kann deine sinnreiche Erfindung nicht anders als billigen, und bin dir dafür aufs neue verpflichtet."

Der Prinz und Marsawan, die sich mit kostbaren Juwelen für ihre Ausgaben versehen hatten, setzten nun ihre Reise zu Lande und zu Wasser fort, und fanden keinen anderen Aufenthalt, als die Länge der Zeit, die sie dazu anwenden mußten.

Endlich erreichten sie die Hauptstadt von China, wo Marsawan mit dem Prinzen, anstatt ihn in sein Haus zu führen, in einem öffentlichen Gasthause abstieg. Sie blieben hier drei Tage, um sich von den Anstrengungen der Reise auszuruhen; und während dieser Zeit ließ Marsawan zur Verkleidung des Prinzen ein Sterndeuterkleid machen. Nach Verlauf der drei Tage gingen beide zusammen ins Bad, wo Marsawan den Prinzen das Sterndeuterkleid anlegen ließ. So ging er mit ihm aus dem Bade, und führte ihn bis an den Palast des Königs von China, wo er ihn verließ, um hin zu gehen und seiner Mutter, der Amme der Prinzessin Badur, seine Ankunft zu melden, damit sie die Prinzessin davon benachrichtigte...."

Bis hieher war die Sultanin Scheherasade gekommen, als sie bemerkte, daß der Tag schon angebrochen war; sie hörte sogleich auf zu erzählen. In der folgenden Nacht fuhr sie fort, und sagte zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und ein und dreißigste Nacht.

„Herr, der Prinz Kamaralsaman, durch Marsawan von allem unterrichtet, was er thun sollte, und mit allem versehen, was zu einem Sterndeuter und dessen Kleidung

gehörte, ging bis an das Thor des Plastes des Königs von China; hier stand er still, und rief, in Gegenwart der Wache und der Thürhüter, mit lauter Stimme aus:

„Ich bin ein Sterndeuter, und komme zur Heilung der erhabenen Prinzessin Badur, Tochter des großmächtigen Herrschers Ghaïur, Königs von China, unter den von Seiner Majestät bestimmten Bedingungen, nämlich, sie zu heirathen, wenn es mir gelingt, oder das Leben zu verlieren, wenn es mir mißlingt."

Außer der Wache und den Thürhütern des Königs, versammelte diese Neuigkeit auch in einem Augenblick eine unzählige Volksmenge um den Prinzen Kamaralsaman. Denn es war schon lange Zeit vergangen, daß sich weder Arzt, noch Sterndeuter, noch Zauberer gemeldet hatten, nachdem so viele in dieser Unternehmung verunglückt waren, und durch ihr tragisches Beispiel abschreckten. Man glaubte, es gäbe nicht mehr dergleichen Leute in der Welt, oder doch nicht so thörichte.

Bei dem guten Aussehen des Prinzen, seinem edlen Anstande, und der großen Jugend, die sein Antlitz verrieth, war keiner, dessen Mitleid er nicht erregte. „Wo denkt ihr hin, Herr?" sagten die ihm zunächst stehenden zu ihm. „Welche Raserei treibt euch, ein Leben, das so schöne Hoffnungen verheißt, einem gewissen Tode auszusetzen? Die abgehauenen Häupter, die ihr über den Thoren gesehen, haben sie euch nicht abgeschreckt? Um Gottes willen gebet diesen verzweifelten Vorsatz auf, und entfernet euch."

Der Prinz Kamaralsaman blieb standhaft bei allen diesen Vorstellungen; und als er niemand kommen sah, ihn hinein zu führen, so wiederholte er, anstatt auf diese Ermahnungen zu achten, denselben Ausruf, mit einer Zuversicht, die Alle mit Grauen erfüllte; und alle riefen nun aus: „Er ist entschlossen zu sterben: Gott erbarme sich seiner Jugend und seiner Seele!"

Er rief mit lauter Stimme zum drittenmale, und endlich kam der Groß-Wesyr selber im Namen des Königs von China.

Dieser Minister führte Kamaralsaman vor den König. Sobald der Prinz diesen, auf seinem Throne sitzend, erblickte, warf er sich nieder und küßte den Boden vor ihm. Der König, der unter allen, deren übermäßiger Ehrgeiz ihre Häupter zu seinen Füßen brachte, noch keinen seiner Aufmerksamkeit würdig befunden, hatte ein wahrhaftes Mitleid mit Kamaralsaman. Er erzeigte ihm auch mehr Ehre, ließ ihn näher treten und sich neben ihm setzen: „Jüngling," sagte er zu ihm, „ich kann kaum glauben, daß du in deinem Alter dir schon Erfahrung genug erworben habest, um es zu wagen, die Heilung meiner Tochter zu unternehmen. Ich wünschte, daß es dir gelänge, und würde sie dir nicht allein ohne Widerwillen, sondern sogar mit der größten Freude von der Welt zur Gemahlin geben, anstatt, daß ich sie einem jeglichen von denen, die vor dir hergekommen sind, nur mit großem Mißvergnügen gegeben hätte. Aber ich erkläre dir mit großem Schmerze, daß, wenn es dir fehlschlägt, deine große Jugend und dein edles Wesen mich doch nicht abhalten sollen, dir den Kopf abhauen zu lassen."

„Herr," erwiederte Kamaralsaman, „ich danke Euer Majestät unendlich für die mir erwiesene Ehre und für so viel Güte gegen einen Unbekannten. Ich bin aber aus einem so weit entlegenen Lande, daß vielleicht sein Name nicht einmal in eurem Reiche bekannt ist, nicht gekommen, um die Absicht, die mich hergebracht hat, unausgeführt zu lassen. Was würde man von meinem Leichtsinne sagen, wenn ich, nach so viel überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren, ein so ruhmwürdiges Unternehmen aufgäbe? Würde Euer Majestät selber nicht die Achtung verlieren, die sie jetzo für mich gefaßt hat? Wenn ich sterben muß, Herr, so sterbe ich doch mit der Genugthuung, diese mir erworbene Achtung nicht wieder verloren zu haben. Ich

flehe euch also, lasset mich nicht länger in der Ungeduld, die Sicherheit meiner Kunst durch einen Beweis darzuthun, den ich bereit bin, davon abzulegen."

Der König von China befahl nun dem die Prinzessin Badur bewachenden Verschnittenen, der gegenwärtig war, den Prinzen Kamaralsaman zu der Prinzessin, seiner Tochter, zu führen. Bevor er ihn weggehen ließ, sagte er ihm, daß es ihm noch freistünde, die Unternehmung aufzugeben. Aber der Prinz hörte nicht darauf, sondern folgte dem Verschnittenen mit einer erstaunlichen Entschlossenheit oder vielmehr Hitze.

Der Verschnittene führte den Prinzen Kamalsaman hin; und als sie in eine lange Galerie kamen, an deren Ende das Gemach der Prinzessin war, und der Prinz sich derjenigen so nahe sah, die ihm so viel Thränen gekostet, und nach welcher er so lange unaufhörlich geseufzt hatte, da beschleunigte er seine Schritte, und eilte dem Verschnittenen zuvor.

Der Verschnittene eilte ihm nach, und konnte ihn kaum wieder einholen. „Wo lauft ihr denn so eilig hin?" sprach er zu ihm, indem er ihn beim Arme festhielt. „Ihr könnt doch ohne mich nicht hinein. Ihr müßt wohl große Lust zu sterben haben, da ihr so eilig in den Tod rennet. Nicht einer von so vielen Sterndeutern, die ich hier gesehen und dahin geführt habe, wo ihr nur zu früh hinkommen werdet, hat eine solche Eile bezeigt."

Der Prinz Kamaralsaman sah den Verschnittenen an, und sprach folgende Verse aus, indem er seine Gedanken auf die Prinzessin Badur richtete:

„Ich kenne alle deine Schönheiten, sie haben mich fast des Verstandes beraubt, und ganz bezaubert, und ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Wenn ich dich Vollmond (Beder) nenne, so ist der Ausdruck unrichtig; denn die Vollmonde (Badur [19]), sind dem Abnehmen unterworfen, deine Schönheit aber bleibt stets unvermindert.

Nenne ich dich Sonne? so weiß ich, daß deine Schönheit nie von meinen Augen weicht, während die Sonne sich bei Sonnenfinsternissen meinen Blicken entzieht.

Vollkommen, ohne Mangel, sind deine Schönheiten: sie zu beschreiben ist der Beredsamste unfähig, und der Verständigste zu schwach!" —

„Mein Freund," fuhr der Prinz fort, indem er sich zu dem Verschnittenen wandte, und in seinem Schritte fortging, „die Sterndeuter, von denen du redest, waren ihrer Kunst nicht gewiß, wie ich es der meinigen bin. Sie wußten wohl mit Gewißheit, daß sie das Leben verlieren würden, wenn es ihnen mißlänge, aber nicht, daß es ihnen gelingen würde. Deshalb hatten sie Ursache zu zittern, indem sie dem Orte naheten, wohin ich jetzo gehe, und wo ich gewiß bin, mein Glück zu finden."

Bei diesen Worten erreichten sie die Thüre. Der Verschnittene öffnete sie, und führte den Prinzen in einen großen Saal, von wo man in das Zimmer der Prinzessin trat, welches nur durch einen Thürvorhang geschlossen war.

Der Prinz Kamaralsaman stand hier, bevor er eintrat, noch still, und indem er etwas leiser sprach, als bisher, damit er im Zimmer der Prinzessin nicht gehört würde, sagte er zu dem Verschnittenen: „Um dich zu überzeugen, daß weder Anmaßung, noch Eigensinn, noch jugendliche Hitze bei meinem Unternehmen obwalten, so lasse ich dir die Wahl: willst du lieber, daß ich die Prinzessin in deiner Gegenwart heile, oder von hier aus, ohne weiter zu gehen und ohne sie zu sehen?"

Der Verschnittene war höchst erstaunt über die Zuversicht, mit welcher der Prinz zu ihm sprach. Er hörte auf, ihn zu verspotten, und sagte ernsthaft zu ihm: „Es ist gleichviel, ob hier oder dort. Auf welche Weise es auch geschehe, ihr werdet euch einen unsterblichen Ruhm

erwerben, nicht allein an diesem Hofe, sondern sogar auf der ganzen bewohnten Erde."

„Es ist also besser," fuhr der Prinz fort, „wenn ich die Prinzessin heile, ohne sie zu sehen, damit du von meiner Geschicklichkeit Zeugniß ablegest. Wie groß auch meine Ungeduld ist, eine so erhabene Prinzessin zu sehen, die mir zur Gemahlin bestimmt ist, dennoch will ich um deinetwillen mich noch einige Augenblicke dieses Vergnügens berauben."

Da er mit allem versehen war, was zu einem Sterndeuter gehört, zog er sein Schreibzeug hervor, und schrieb folgenden Brief an die Prinzessin von China:

## Brief[20])
## des Prinzen Kamaralsaman an die Prinzessin Badur.

„Gegenwärtiges ist der Brief eines Menschen, den Unglück verfolgt, den unglückliche Liebe verzehrt, den Trostlosigkeit und Kummer vor Sehnsucht vernichtet: am Leben möchte er verzweifeln und den Tod für gewiß halten! Für sein betrübtes Herz ist keine Hülfe, wegen des allzugroßen Grames, und für sein stets wachendes Auge ist keine Ruhe, wegen des übergroßen Kummers; den Tag über ist er in Flammen, während der Nacht in Qualen. Sein Unglück flößt ihm folgende Worte ein:

Ich schreibe dir mit einem Herzen, welches von deinem Andenken schmerzlich erfüllt ist, und mit Augen, welche die Sehnsucht ausgetrocknet hat, denn sonst würden sie weinen können;

Mit einem Leibe, dessen tägliches Gewand der Schmerz der heftigsten Liebe geworden ist*), so daß meine gewöhnlichen Kleider mir nicht mehr anpassen**).

*) Nämlich Magerkeit.

**) Weil sie zu weit geworden sind.

Die Liebe selbst klage ich an wegen dessen, was sie mir gethan hat, denn länger kann ich ihre Schläge nicht mehr ertragen.

Sei doch endlich geneigt gegen mich, erbarme dich mein, sei mir günstig, nimm in deinen Schutz einen Jüngling, dessen Innerstes schon ganz zerstört ist."

Unter diesen Brief schrieb er noch Folgendes:

„Heilung der Herzen ist nur bei Wiedervereinigung der Geliebten, und die schrecklichste der Qualen ist die Trennung der Liebenden. Wer seinen Geliebten hintergeht, von dem wird Gott Rechenschaft fordern; und wer von uns beiden sein Gelübde nicht hält, möge der nie seine Wünsche erreichen! — Von dem erhältst du diesen Brief, der sich nicht zu nennen braucht, um erkannt zu werden; an die Schönste und Lieblichste der Mädchen ist er gerichtet, vom treuen Liebenden an die Perle der Jungfrauen. Ihr sende ich einen Gruß; ihr wünsche ich Heil und Segen aus den unerschöpflichen Quellen der Wohlthaten Gottes; ihr, bei der mein Herz und meine Seele ist!"

Von außen schrieb er auf diesen Brief noch folgende Verse:

„Forsche in meinem Briefe und in meinen Schriftzügen nach; sie werden dich von meinem Zustande und meinen Leiden benachrichtigen.

Während meine Hand schrieb, rannen die Thränen aus meinen Augen auf das Papier, wo meine Feder diese Spuren meines Schmerzes antraf.

Sei mir also huldreich, gewogen und günstig! Ich sende dir hiemit deinen Ring, sende du mir auch den meinigen."

Als der Prinz Kamaralsaman den Brief vollendet hatte, machte er daraus ein Päckchen mit dem Ringe der Prinzessin, welchen er darein wickelte, ohne den Verschnittenen sehen zu lassen, was es wäre, und indem er es ihm

übergab, sagte er zu ihm: „Hier, Freund, nimm dies Päckchen und bringe es deiner Gebieterin. Wenn sie nicht augenblicklich geheilt ist, sobald sie diesen Brief gelesen, und gesehen hat, was darin liegt, so erlaube ich dir, öffentlich kund zu machen, daß ich der nichtswürdigste und unverschämteste aller Sterndeuter bin, die je gewesen sind, noch sind, und sein werden ...."

Der Tag, den die Sultanin Scheherasade bei diesen Worten anbrechen sah, nöthigte sie, hier stehen zu bleiben. Sie fuhr in der folgenden Nacht fort, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und zwei und dreißigste Nacht.

„Herr, der Verschnittene trat in das Zimmer der Prinzessin von China, und indem er ihr das Päckchen überreichte, welches der Prinz Kamaralsaman ihr sandte, sagte er: „Prinzessin, ein Sterndeuter, der verwegener ist, als alle andere, wenn ich mich nicht irre, kömmt so eben an, und behauptet, ihr werdet geheilt sein, sobald ihr diesen Brief gelesen, und gesehen habt, was darin ist. Ich wünsche, daß er weder ein Lügner noch ein Betrüger sein möge."

Die Prinzessin Badur nahm den Brief, und öffnete ihn mit großer Gleichgültigkeit; aber sobald sie ihren Ring erblickte, so nahm sie sich kaum noch die Zeit, ihn durchzulesen. Sie sprang mit Ungestüm auf, zerriß die Kette, die sie festhielt, lief nach der Thüre und öffnete den Vorhang. Sie erkannte den Prinzen, der Prinz erkannte sie, und beide stürzten auf einander zu und umarmten sich zärtlich; und im Uebermaaße der Freude keiner Worte fähig, blickten sie sich lange schweigend an, voll Verwunderung, wie sie sich nun nach ihrer ersten Zusammenkunft wiedersähen, von welcher sie nichts begreifen konnten.

Die Amme, die mit der Prinzessin herbei gelaufen

war, ließ beide in das Zimmer treten, wo Badur dem Prinzen ihren Ring zurückgab, und dabei sagte: „Nehmet ihn wieder hin, ich könnte ihn nicht behalten, ohne euch den eurigen zurückzugeben, den ich mein Lebelang behalten will: weder der eine noch der andere kann in besseren Händen sein."

Der Verschnittene war unterdessen eilig hingegangen, dem Könige von China den neuen Vorgang zu melden. „Herr," sagte er zu ihm, „alle Sterndeuter, Aerzte und Andere, die bisher die Heilung der Prinzessin unternommen haben, waren nur Unwissende. Der zuletzt angekommene hat sich weder eines Zauberbuches bedient, noch Geisterbeschwörungen, noch Räucherwerks und anderer Dinge: er hat sie geheilt, ohne sie zu sehen."

Hierauf erzählte er ihm die Art und Weise; und der König, so angenehm überrascht, kam sogleich in das Zimmer der Prinzessin, und umarmte sie; desgleichen umarmte er den Prinzen, nahm dessen Hand, und indem er sie in die Hand seiner Tochter legte, sagte er zu ihm: „Glücklicher Fremdling, wer du auch seist, ich halte mein Versprechen und gebe dir meine Tochter zur Gemahlin. Aber schon bei deinem bloßen Anblicke kann ich mich nicht überreden, daß du bist, was du scheinen wolltest."

Der Prinz Kamaralsaman dankte dem König in den demüthigsten Ausdrücken, um ihm seine innige Erkenntlichkeit zu bezeugen. „Was meine Person betrifft," fuhr er fort, „so ist es wahr, daß ich kein Sterndeuter bin, wie Euer Majestät richtig geurtheilt hat. Ich habe diese Verkleidung nur angenommen, um leichter zu der hohen Verbindung mit dem mächtigsten Herrscher der Erde zu gelangen. Ich bin ein geborener Prinz, Sohn eines Königs und einer Königin: mein Name ist Kamaralsaman, mein Vater heißt Schachsaman, und beherrscht die genugsam bekannten Inseln Chaledan."

Hierauf erzählte er ihm seine Geschichte, und machte ihm bemerklich, wie wunderbar der Ursprung seiner Liebe

wäre, daß die Liebe der Prinzessin denselben Ursprung hätte, und solches durch den Wechsel der beiden Ringe bewährt würde.

Als der Prinz Kamaralsaman geendigt hatte, rief der König aus: „Eine so außerordentliche Geschichte verdient der Nachwelt überliefert zu werden. Ich will sie aufschreiben lassen; und nachdem die Urschrift davon in den Archiven meines Reiches niedergelegt worden, will ich sie öffentlich bekannt machen. Damit sie aus meinen Staaten sich auch in andere verbreite."

Die Hochzeit wurde noch an demselben Tage gefeiert, und in ganz China wurden Freudenfeste deshalb angestellt.

Marsawans wurde nicht vergessen: der König nahm ihn an seinen Hof und beehrte ihn mit einer Stelle, mit dem Versprechen, ihn in der Folge zu anderen ansehnlicheren Stellen zu erheben.

Der Prinz Kamaralsaman und die Prinzessin Badur waren nun beide am Ziele ihrer Wünsche, und erfreuten sich der Seligkeit ihrer Vereinigung; und mehrere Monate hindurch hörte der König von China nicht auf, durch stete Feste seine Freude zu bezeugen.

Mitten unter diesen Vergnügungen hatte der Prinz Kamaralsaman eines Nachts einen Traum, in welchem er den König Schachsaman, seinen Vater, im Bette liegen sah, wie er eben den Geist aufgab und sagte: „Dieser Sohn, dem ich das Leben gegeben habe, dieser Sohn hat mich verlassen, und er selber ist die Ursache meines Todes." Er wachte auf, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß, so daß auch die Prinzessin Badur erwachte, und ihn fragte, worüber er seufzte.

„Ach!" rief der Prinz, „vielleicht in diesem Augenblicke, da ich davon rede, ist mein Vater nicht mehr am Leben!" Und er erzählte ihr die Ursache, weshalb ein so trauriger Gedanke ihn beunruhigte.

Die Prinzessin, die nur ihm zu gefallen strebte, und

erkannte, daß das Verlangen, den König, seinen Vater, wiederzusehen, sein Vergnügen bei ihr in einem so entfernten Lande vermindern könnte, sagte ihm nichts von ihrer Absicht; aber noch an demselben Tage ergriff sie die Gelegenheit, die sich ihr darbot, mit ihrem Vater allein zu reden, und sprach zu ihm, indem sie ihm die Hand küßte: „Herr, ich habe Euer Majestät um eine Gnade zu bitten, und ich flehe, sie mir nicht abzuschlagen. Damit ihr aber nicht glaubet, ich thue sie auf Antrieb des Prinzen, meines Gemahls, so versichere ich zum voraus, daß er gar nicht darum weiß. Sie besteht darin, zu genehmigen, daß ich mit ihm hinreise, den König Schachsaman, meinen Schwiegervater, zu besuchen."

„Meine Tochter," antwortete der König, „wie unlieb mir deine Entfernung auch sein muß, so kann ich jedoch diesen Vorsatz nicht mißbilligen: er ist deiner würdig, ungeachtet der Mühseligkeiten einer so weiten Fahrt. Reise hin, ich erlaube es gern; doch unter der Bedingung, daß du nicht länger, als ein Jahr, am Hofe des Königs Schachsaman bleibest. Dieser wird gern einwilligen, wie ich hoffe, daß wir es so einrichten, und wechselsweise, er seinen Sohn mit seiner Schwiegertochter, und ich meine Tochter mit meinem Schwiegersohne, wiedersehen."

Die Prinzessin verkündigte diese Einwilligung des Vaters ihrem Gemahle, der darüber sehr erfreut war, und ihr für diesen neuen Beweis ihrer Liebe herzlich dankte.

Der König von China gab Befehl zu den Anstalten der Reise; und als alles bereit war, reiste er mit ihnen ab, und begleitete sie einige Tagereisen. Die Trennung geschah unter vielen Thränen auf beiden Seiten. Der König umarmte seine Kinder zärtlich, und nachdem er den Prinzen gebeten hatte, die Prinzessin, seine Tochter, immerdar zu lieben, ließ er beide ihre Reise fortsetzen, und kehrte nach seiner Hauptstadt zurück, indem er sich unterwegs auf der Jagd zerstreute.

Der Prinz Kamaralsaman und die Prinzessin Badur

hatten nicht sobald ihre Thränen getrocknet, als sie nur an die Freude dachten, welche der König Schachsaman haben würde, sie zu sehen und zu umarmen, so wie an ihre eigene Freude darüber.

Ungefähr nach Verlauf eines Monats ihrer Fahrt, kamen sie eines Tages auf eine Wiese von weitem Umfange und in Zwischenräumen mit großen Bäumen bewachsen, die einen sehr angenehmen Schatten verbreiteten. Da die Hitze an diesem Tage übermäßig war, fand der Prinz Kamaralsaman es räthlich, hier zu lagern, und sprach davon mit der Prinzessin Badur, welche um so lieber darein willigte, als sie ihm selber diesen Vorschlag machen wollte.

An einer schönen Stelle stiegen sie ab; und sobald das Zelt aufgeschlagen war, trat die Prinzessin Badur, die unterdessen im Schatten saß, hinein, während der Prinz Kamaralsaman noch für das übrige Lager seine Befehle ertheilte. Um es sich bequemer zu machen, ließ sie sich den Gürtel abnehmen, welchen ihre Frauen neben ihr hinlegten; worauf sie, da sie ermüdet war, einschlief, und ihre Frauen sie allein ließen.

Als alles im Lager angeordnet war, ging auch der Prinz Kamaralsaman nach dem Zelte; und als er sah, daß die Prinzessin schlief, trat er leise hinein und setzte sich. In Erwartung, vielleicht selber bald einzuschlafen, nahm er den Gürtel der Prinzessin in die Hand; er betrachtete die Diamanten und Rubinen, womit er geschmückt war, einen nach dem andern, und bemerkte einen kleinen Beutel, der sehr geschickt an das Zeug genähet und mit einer Schnur zugezogen war. Er faßte ihn an und fühlte, daß etwas Hartes darin war. Neugierig, zu sehen, was es wäre, öffnete er den Beutel, und zog einen Karniol heraus, auf welchem Bilder und ihm unbekannte Schriftzeichen eingegraben waren.

„Dieser Stein," sagte er bei sich selber, „muß etwas

sehr Kostbares sein, sonst würde meine Gattin ihn nicht so sorgfältig bei sich tragen."

In der That war es ein Talisman, welchen die Königin von China ihrer Tochter geschenkt hatte, und wodurch, wie sie sagte, sie glücklich sein würde, so lange sie ihn bei sich trüge.

Um diesen Talisman besser zu betrachten, trat der Prinz Kamaralsaman aus dem Zelte, worin es dunkel war, und wollte ihn beim hellen Tage besehen. Indem er ihn nun mitten auf der Hand hielt, schoß plötzlich ein Vogel aus der Luft nieder, ergriff ihn und flog damit weg...." [22]).

Schon ließ der Tag sich blicken, als die Sultanin Scheherasade diese letzten Worte aussprach. Sie bemerkte es, und hörte auf zu erzählen. In der folgenden Nacht nahm sie dieselbe Geschichte wieder auf, und sprach zu dem Sultan Schachriar:

---

## Zweihundert und drei und dreißigste Nacht.

„Herr, Euer Majestät kann sich die Bestürzung und den Schmerz Kamaralsamans, als der Vogel ihm den Talisman aus der Hand gerissen hatte, besser vorstellen, als ich ihn zu beschreiben vermag. Er stand bei diesem höchst traurigen Zufalle, der die Folge seiner unzeitigen Neugier war, und die Prinzessin eines Kleinods beraubte, einige Augenblicke unbeweglich.

---

# Trennung
# des Prinzen Kamaralsaman
von
# der Prinzessin Badur.

Der Vogel hatte sich, nach seinem Raube, in geringer Entfernung auf die Erde gesetzt, mit dem Talisman im Schnabel. Der Prinz Kamaralsaman näherte sich, in der Hoffnung, er würde ihn fallen lassen; sobald er aber heran kam, flog der Vogel auf, und setzte sich abermals auf die Erde. Der Prinz verfolgte ihn wieder, und der Vogel, nachdem er den Talisman verschluckt hatte, flog weiter. Der Prinz, der sehr gewandt war, hoffte ihn durch einen Steinwurf zu tödten, und verfolgte ihn nochmals. Je mehr der Vogel sich von ihm entfernte, je hitziger ward der Prinz, ihn zu verfolgen, um ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren.

Ueber Thäler und Hügel, bergauf, bergab, lockte der Vogel so den ganzen Tag den Prinzen hinter sich her, indem er ihn immer weiter von der Wiese und der Prinzessin Badur entfernte; und anstatt am Abend sich in ein Gesträuch zu ducken, wo Kamaralsaman ihn in der Dunkelheit hätte erhaschen können, schwang er sich auf den Gipfel eines hohen Baumes, wo er in Sicherheit war.

Der Prinz war in Verzweiflung über so viele vergebene Mühe, und überlegte, ob er nach seinem Lager zurückkehren sollte. „Aber," sprach er bei sich selber, „auf welchem Wege? Werde ich mich in der Dunkelheit nicht verirren? Werden meine Kräfte es mir zulassen? Und wenn ich es vermöchte, wie dürfte ich vor der Prinzessin erscheinen, ohne ihr ihren Talisman wieder zu bringen?"

In diese trostlosen Gedanken versunken, und überwältigt von Müdigkeit, Hunger, Durst und Schlaf legte

er sich nieder, und brachte die Nacht am Fuße des Baumes zu.

Am folgenden Morgen erwachte Kamaralsaman, bevor der Vogel den Baum verlassen hatte; und sobald er ihn wegfliegen sah, beobachtete er ihn, und lief ihm wieder den ganzen Tag nach, mit eben so wenig Erfolg, als den vorhergehenden Tag, indem er sich von Kräutern und Früchten nährte, die er auf seinem Wege fand.

Und so trieb er es bis zum zehnten Tage, indem er den Vogel vom Morgen bis zum Abend mit den Augen und Füßen verfolgte, und die Nacht am Fuße des Baumes zubrachte, wo der Vogel sich immer auf den höchsten Gipfel schwang.

Den elften Tag gelangte Kamaralsaman so mit dem Vogel, der immer weiter flog, und den er nicht abließ zu verfolgen, an eine große Stadt. Als der Vogel an die Mauer kam, schwang er sich hinüber, flog jenseits weiter, und entschwand gänzlich Kamaralsamans Blicken, der so die Hoffnung verlor, ihn wieder zu sehen und den Talisman der Prinzessin jemals wieder zu erlangen.

Unbeschreiblich bekümmert hierüber ging Kamaralsaman in die Stadt, welche am Ufer des Meeres lag und einen sehr schönen Hafen hatte. Er wanderte lange durch die Straßen, ohne zu wissen, wohin er sich wenden, oder wo er bleiben sollte, und gelangte so an den Hafen.

Noch ungewisser, was er thun sollte, wanderte er längs des Ufers hin, bis an die Thür eines Gartens, der offen stand, und schaute hinein. Der Gärtner, der ein guter Greis und bei der Arbeit beschäftigt war, hub in demselben Augenblicke den Kopf in die Höhe, und sobald er den jungen Prinzen erblickte, und erkannte, daß er fremd und ein Muselmann war, so bat er ihn, schleunig einzutreten und die Thüre zu verschließen.

Kamaralsaman trat ein und verschloß die Thüre; und indem er sich dem Gärtner näherte, fragte er ihn, weshalb er ihn diese Vorsicht gebrauchen ließe. „Es ge-

schieht," antwortete der Gärtner, „weil ich wohl sehe, daß ihr ein Muselmann und hier eben erst angekommen seid: diese Stadt ist nämlich größtentheils von Götzendienern bewohnt, die alle Muselmänner tödtlich hassen, und uns wenige hier von der Religion des Propheten sogar mißhandeln. Dies muß euch unbekannt sein, und ich betrachte es als ein Wunder, daß ihr ohne eine üble Begegnung bis hieher gekommen seid. Denn diese Götzendiener sind vor allem aufmerksam auf die fremden Muselmänner, und beobachten sie bei ihrer Ankunft, um sie in irgend einer Schlinge zu fangen, wenn sie gegen ihre Arglist nicht auf ihrer Hut sind. Ich preise Gott, daß er euch an einen sicheren Ort geführt hat."

Kamaralsaman dankte dem guten Alten recht herzlich für die Zuflucht, die er ihm so edelmüthig anbot, um ihn gegen jede Beleidigung sicher zu stellen. Er wollte noch mehr darüber sagen, aber der Gärtner unterbrach ihn, und sagte: „Lassen wir diese Höflichkeiten bei Seite; kommet und ruhet euch aus."

Er führte ihn in sein kleines Haus, und nachdem der Prinz zur Genüge von dem gegessen hatte, was er ihm mit einnehmender Herzlichkeit darbot, bat er ihn, ihm die Ursache seiner Ankunft mitzutheilen.

Kamaralsaman erfüllte die Bitte des Gärtners; und als er seine Geschichte geendigt hatte, ohne ihm etwas zu verschweigen, fragte er seinerseits ihn, welchen Weg er nach dem Reiche seines Vaters zu nehmen hätte. „Denn," fügte er hinzu, „an meine Rückkehr zu der Prinzessin darf ich nicht mehr denken. Wo sollte ich sie, nach eilf Tagen, seitdem ein so außerordentliches Abenteuer mich von ihr getrennt hat, wiederfinden? Ja, wie weiß ich denn, ob sie gar noch auf der Welt ist?" Bei dieser traurigen Erinnerung konnte er sich nicht enthalten, Thränen zu vergießen.

Der Gärtner antwortete ihm, daß er von der Stadt, wo er sich gegenwärtig befände, bis zu den von Musel-

männern bewohnten und von Fürsten ihres Glaubens beherrschten Ländern, ein volles Jahr zu reisen hätte; daß man aber zur See in viel kürzerer Zeit zur Ebenholz-Insel gelangen, und von dort leichter nach den Inseln Chaledan kommen könnte; daß jedes Jahr ein Kauffahrteischiff nach der Ebenholz-Insel ginge, und er also diesen Weg zur Rückkehr in sein Vaterland nehmen könnte. „Wäret ihr etliche Tage früher gekommen," setzte er hinzu, „so hättet ihr euch auf dem dieses Jahr abgesegelten Schiffe einschiffen können. Wenn ihr indessen, bis im nächsten Jahre wieder ein Schiff abfährt, bei mir bleiben wollt, so erbiete ich euch von Herzen gern mein Haus, so wie es da ist."

Der Prinz schätzte sich glücklich, diese Zuflucht an einem Orte zu finden, wo er keine Bekanntschaft hatte, auch keine Lust, welche zu machen. Er nahm also das Erbieten an, und blieb bei dem Gärtner. Während er nun die Abfahrt des Kauffahrteischiffes nach der Ebenholz-Insel erwartete, beschäftigte er sich den Tag über mit Gartenarbeiten; und die Nacht, wo nichts seine Gedanken von seiner geliebten Prinzessin Badur abzog, brachte er unter Seufzen, Klagen und Weinen hin.

Wir lassen ihn hier, um zur Prinzessin Badur zurückzukehren, welche wir unter ihrem Zelte schlafend verlassen haben.

---

## Geschichte
## der Prinzessin Badur, nach ihrer Trennung von dem Prinzen Kamaralsaman.

Die Prizessin schlief ziemlich lange, und als sie erwachte, verwunderte sie sich, daß der Prinz Kamaralsaman nicht bei ihr war. Sie rief ihren Frauen, und fragte

sie, ob sie nicht wüßten, wo er wäre. Während diese sie versicherten, sie hätten ihn wohl hereintreten, aber nicht hinausgehen gesehen, bemerkte sie, als sie ihren Gürtel wieder nahm, daß der kleine Beutel daran offen und ihr Talisman nicht mehr darin war. Sie zweifelte nicht, daß Kamaralsaman ihn genommen hätte, um zu sehen, was er wäre, und daß er ihn ihr wiederbringen würde.

Sie erwartete ihn bis zum Abend mit der größten Ungeduld, und konnte nicht begreifen, was ihn nöthigte, so lange von ihr entfernt zu bleiben. Als sie sah, daß es schon dunkle Nacht war, und er immer noch nicht wieder kam, gerieth sie in unaussprechliche Betrübniß. Sie verfluchte tausendmal den Talisman, und den, der ihn gemacht hatte; und wenn die Ehrfurcht sie nicht zurückgehalten hätte, so würde sie die Königin, ihre Mutter, verwünscht haben, die ihr ein so unseliges Geschenk gemacht hatte.

Höchst trostlos über dieses Ereigniß, das um so schmerzlicher war, als sie nicht wissen konnte, wie der Talisman die Entfernung des Prinzen verursacht hatte, verlor sie jedoch nicht die Besinnung, vielmehr faßte sie einen herzhaften Entschluß, wie wenigen ihres Geschlechtes eigen ist.

Es wußte im Lager niemand, als die Prinzessin und ihre Frauen, daß Kamaralsaman verschwunden war; denn seine Leute ruhten sich, oder schliefen damals schon unter ihren Zelten. Da sie nun eine Meuterei fürchtete, wenn sie Kunde davon bekämen, so mäßigte sie zuvörderst ihren Schmerz, und verbot ihren Frauen, irgend etwas zu sagen oder kund zu geben, das den geringsten Verdacht davon erwecken könnte. Hierauf legte sie ihr Kleid ab, und zog eines von den Kleidern Kamaralsamans an, mit dem sie viel Aehnlichkeit hatte, dergestalt, daß ihre Leute sie am folgenden Morgen für ihn hielten, als sie hervortrat und ihnen befahl, zusammenzupacken und aufzubrechen.

Als alles bereit war, ließ sie eine ihrer Frauen in

ihre Sänfte steigen, sie selber bestieg ein Pferd, und so ging der Zug vorwärts.

Nach einer Reise von mehreren Monaten zu Lande und zur See, gelangte die Prinzessin, welche unter dem Namen des Prinzen Kamaralsaman die Fahrt nach den Inseln Chaledan fortgesetzt hatte, nach der Hauptstadt des Reichs der Ebenholz-Inseln, deren damaliger König Armanos [22]) hieß.

Diejenigen ihrer Leute, welche zuerst ans Land stiegen, um ihr eine Wohnung zu suchen, verbreiteten, daß das neu angekommene Schiff den Prinzen Kamaralsaman brächte, der von einer langen Reise zurückkäme, und den das Unwetter genöthigt hätte, hier anzulegen; und das Gerücht davon erscholl bald bis in den Palast des Königs.

Der König Armanos ging sogleich mit einem großen Theil seines Hofstaats der Prinzessin entgegen, und traf sie, da sie eben ausgestiegen und auf dem Wege nach der für sie bestellten Wohnung war. Er empfing sie, wie den Sohn eines ihm befreundeten Königs, mit welchem er stets in gutem Einverständnisse gelebt hatte, und führte sie in seinen Palast, wo er sie nebst allen ihren Leuten aufnahm. Er erzeigte ihr alle erdenkliche Ehre, und bewirthete sie drei Tage hindurch mit außerordentlicher Pracht.

Als die drei Tage verflossen waren und der König Armanos die Prinzessin, die er stets für den Prinzen Kamaralsaman hielt, von ihrer Wiedereinschiffung und Fortsetzung ihrer Reise reden hörte, er aber große Freude hatte, einen so wohlgebildeten, anmuthigen und geistvollen Prinzen bei sich zu sehen, so nahm er sie bei Seite, und sprach zu ihr: „Prinz, bei dem hohen Alter, worin ihr mich sehet, und bei der geringen Hoffnung, noch lange zu leben, habe ich den Kummer, keinem Sohne mein Reich hinterlassen zu können. Der Himmel hat mir nur eine einzige Tochter geschenkt, deren hohe Schönheit nicht besser berathen sein könnte, als mit einem so wohlgebildeten, so hochgebornen und so vollkommenen Prinzen, wie ihr.

Statt also an die Rückkehr in die Heimath zu denken, so nehmet sie von meiner Hand, nebst meiner Krone, die ich sogleich zu euren Gunsten niederlegen will, und bleibet bei uns. Es ist wohl Zeit, daß ich mich in Ruhe setze, nachdem ich die Last der Krone so lange Jahre getragen habe; und ich kann es mit keiner größeren Zufriedenheit thun, als wenn ich meine Staaten durch einen so würdigen Nachfolger beherrscht sehe...."

Die Sultanin Scheherasade wollte fortfahren; aber der schon anbrechende Tag verhinderte sie daran. Sie nahm dieselbe Erzählung in der folgenden Nacht wieder auf, und sprach zum Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und vier und dreißigste Nacht.

„Herr, das edelmüthige Anerbieten des Königs der Ebenholz-Insel, seine einzige Tochter der Prinzessin Badur zur Gattin zu geben und ihr zugleich sein Reich zu überlassen, setzten diese in eine unerwartete Verlegenheit. Sie konnte die Heirath nicht annehmen, da sie selber eine Frau war. Jedoch wagte sie nicht, zu entdecken, daß sie nicht der Prinz Kamaralsaman, sondern seine Gattin wäre; denn es schien unziemlich für eine Prinzessin, wie sie, den König zu enttäuschen, nachdem sie ihn versichert hatte, daß sie selber dieser Prinz wäre, und bisher seine Rolle so gut behauptet hatte. Von der andern Seite konnte sie es auch nicht füglich ausschlagen; denn, bei dem großen Eifer, mit welchem der König diese Vermählung betrieb, fürchtete sie mit Recht, sein Wohlwollen möchte sich in Haß und Abscheu verwandeln, und er ihr sogar nach dem Leben trachten. Ueberdies wußte sie nicht, ob sie auch den Prinzen Kamaralsaman bei seinem Vater, dem König Schachsaman, antreffen würde.

Diese Betrachtungen und das Verlangen, für den Prinzen, ihren Gemahl, ein Königreich zu erwerben, falls

sie ihn wieder fände, bestimmten die Prinzessin, den Heirathsantrag des Königs Armanos anzunehmen. Nachdem sie also einige Augenblicke geschwiegen hatte, antwortete sie erröthend: „Herr, ich bin Euer Majestät unendlich verpflichtet für die gute Meinung von mir, für die mir erbotene Ehre, und für eine so große Gunst, die ich nicht verdiene, und nicht auszuschlagen wage. Aber ich nehme diese hohe Verbindung nur an, unter dem Versprechen Euer Majestät, mir mit eurem Rathe beizustehen, und ich werde nichts thun, was ihr nicht zuvor gebilligt habt."

Nachdem die Heirath auf solche Weise geschlossen und bestimmt war, wurde die Feier derselben auf den folgenden Tag angesetzt; und die Prinzessin Badur benutzte diese Zeit, um ihre Bedienten, die sie auch fortwährend für den Prinzen Kamaralsaman hielten, von dem zu unterrichten, was geschehen würde, damit sie sich nicht verwunderten; und sie versicherte sie, daß die Prinzessin Badur ihre Einwilligung dazu gegeben hätte. Sie sprach ebenfalls mit ihren Frauen davon, und gebot ihnen, auch fernerhin das Geheimniß zu bewahren.

Der König der Ebenholz-Insel, voll Freuden, einen so erwünschten Schwiegersohn erworben zu haben, versammelte am folgenden Morgen seinen Rath, und erklärte, daß er die Prinzessin seine Tochter, dem Prinzen Kamaralsaman, den er hereingeführt und neben sich gesetzt hatte, zur Gemahlin gäbe, und daß er ihm seine Krone abtrete, und forderte Alle auf, ihn als ihren König anzuerkennen und ihm die Huldigung zu leisten. Zum Schlusse stieg er vom Throne, und ließ die Prinzessin Badur hinaufsteigen; und nachdem sie seine Stelle eingenommen hatte, empfing die Prinzessin den Eid der Treue und die Huldigung der mächtigsten Herren der Ebenholz-Insel, die alle gegenwärtig waren.

Nach der Rathsversammlung wurde der neue König feierlich durch die ganze Stadt ausgerufen; mehrtägige Freudenfeste wurden angesagt, und Eilboten durch das

ganze Reich gesandt, um überall dieselben Feierlichkeiten und Freudenbezeugungen anzuordnen.

Am Abend war der ganze Palast in festlicher Freude, und die Prinzessin Haïat-al-nefus[23]) (so hieß die Prinzessin von der Ebenholz-Insel) wurde in wahrhaft königlichem Aufzuge der Prinzessin Badur zugeführt, die jeder für einen Mann hielt. Nachdem die Feierlichkeiten vollzogen waren, ließ man beide allein, und sie legten sich zu Bette.

Am folgenden Morgen, während die Prinzessin Badur in einer öffentlichen Versammlung die Glückwünsche des ganzen Hofes zu ihrer Vermählung und zum Antritte der Regierung empfing, begab sich der König Armanos und die Königin in das Gemach der neuen Königin, ihrer Tochter, und erkundigten sich, wie sie die Nacht zugebracht hätte. Anstatt zu antworten, schlug sie die Augen nieder, und die auf ihrem Gesichte erscheinende Traurigkeit gab genugsam zu erkennen, daß sie nicht zufrieden war.

Um die Prinzessin Haïat-al-nefus zu trösten, sagte der König Armanos zu ihr: „Meine Tochter, du mußt dir keinen Kummer machen; der Prinz Kamaralsaman dachte bei seiner Ankunft nur daran, sich bald möglichst zum Könige Schachsaman, seinem Vater zu begeben. Obschon wir ihn nun durch ein Mittel zurückgehalten haben, welches ihm genügen muß, so ist doch wohl begreiflich, daß es ihn betrübt, plötzlich der Hoffnung beraubt zu sein, jemals seinen Vater, oder jemand von den Seinigen wiederzusehen. Du darfst also erwarten, daß, wenn sein durch die kindliche Zärtlichkeit verursachter Kummer sich etwas gelegt hat, er sich wie ein guter Ehemann gegen dich betragen wird."

Die Prinzessin Badur, unter dem Namen Kamaralsaman, nunmehr König der Ebenholz-Insel, beschäftigte sich den Tag hindurch nicht bloß mit Annahme der Glückwünsche ihres Hofes, sondern hielt auch Heerschau über

die regelmäßigen Haustruppen, und verrichtete mehrere königliche Berufsgeschäfte, mit einer Würde und Geschicklichkeit, welche ihr den Beifall Aller erwarben, die Zeugen davon waren.

Es war schon Nacht, als sie in das Zimmer der Königin Haïat-al-nefus trat, und sie erkannte wohl an dem Zwange, womit die Prinzessin sie empfing, daß sie der vergangenen Nacht gedachte. Sie bemühte sich, diesen Verdruß durch eine lange Unterhaltung mit ihr zu zerstreuen, in welcher sie allen ihren Witz aufbot (und sie war überschwänglich damit begabt), sie von ihrer großen Liebe zu überzeugen. Sie ließ ihr endlich Zeit, sich niederzulegen, und während dieser Zeit begann sie, ihr Gebet zu verrichten; aber sie machte es so lang, daß die Königin Haïat-al-nefus darüber einschlief. Jetzt hörte sie auf zu beten, und legte sich neben sie, ohne sie aufzuwecken, eben so betrübt, eine Rolle zu spielen, die ihr nicht ziemte, als über den Verlust ihres geliebten Kamaralsaman, nach welchem sie unaufhörlich seufzte.

Am folgenden Morgen stand sie mit Anbruche des Tages auf, bevor Haïat-al-nefus erwachte, und ging im königlichen Staate zur Rathsversammlung.

Der König Armanos ermangelte auch diesen Morgen nicht, die Königin, seine Tochter, zu besuchen, und fand sie in Thränen. Es bedurfte nicht mehr, um ihm den Gegenstand ihrer Betrübniß zu erkennen zu geben. Entrüstet über diese offenbare Verschmähung, deren Ursache er nicht begreifen konnte, sagte er zu ihr: „Meine Tochter, habe noch Geduld bis zur nächsten Nacht; ich habe deinen Gemahl auf den Thron erhoben, ich will ihn auch wieder absetzen und mit Schimpf und Schanden davon jagen, wenn er dir nicht die schuldige Genugthuung gibt. Ja, in meinem Zorn über deine so unwürdige Behandlung, weiß ich nicht, ob ich mich mit einer so gelinden Strafe begnügen werde. Nicht allein dir, sondern auch mir selber thut er einen so blutigen Schimpf an."

Denselben Tag kam die Prinzessin Badur wieder sehr spät zu Haïat-al-nefus, unterhielt sich mit ihr, und wollte abermals ihr Gebet verrichten, während jene sich niederlegte; aber Haïat-al-nefus hielt sie zurück, und nöthigte sie, sich wieder zu setzen. „Wie," sprach sie, „ihr gedenkt also, wie ich sehe, mich diese Nacht abermals so zu behandeln, wie die beiden letzten? Saget mir, ich bitte euch, was kann euch an einer Prinzessin, wie ich bin, mißfallen, welche euch nicht nur liebt, sondern euch anbetet, und sich für die glücklichste aller Prinzessinnen schätzt, einen so liebenswürdigen Prinzen zum Gemahl zu haben? Eine andere als ich, wenn sie durch eine so grausame Verschmähung, ich will nicht sagen beleidigt, sondern beschimpft wäre, hätte jetzt eine gute Gelegenheit sich zu rächen, indem sie euch nur eurem bösen Schicksale überlassen dürfte; aber ich, wenn ich euch auch nicht so sehr liebte, als ich euch liebe, würde dennoch, gutmüthig und gerührt wie ich bin, von dem Unglücke, selbst mir ganz gleichgültiger Personen, nicht unterlassen, euch zu warnen, daß der König mein Vater sehr aufgebracht über euer Betragen ist, und nur noch morgen abwartet, um euch seinen gerechten Zorn empfinden zu lassen, wenn so ihr fortfahret. Habet Mitleid mit mir, und bringet eine Prinzessin nicht zur Verzweiflung, welche sich nicht erwehren kann, euch zu lieben."

Diese Rede setzte die Prinzessin Badur in unbeschreibliche Verlegenheit. Sie zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit der Haïat-al-nefus: die Kälte, welche Armanos diesen Tag gegen sie gezeigt, hatte ihr nur zu sehr sein höchstes Mißvergnügen zu erkennen gegeben. Das einzige Mittel, ihr Betragen zu rechtfertigen, war, Haïat-al-nefus das Geheimniß ihres Geschlechts zu entdecken. Aber, obschon sie vorausgesehen hatte, daß sie endlich zu dieser Erklärung genöthigt sein würde, so machte jedoch die Ungewißheit, worin sie war, ob die Prinzessin es gut oder übel aufnehmen würde, sie zittern. Nachdem sie endlich wohl überlegt hatte, daß der Prinz Kamaralsaman, wenn er noch

am Leben wäre, auf dem Wege nach dem Reiche des Königs Schachsaman nothwendig zu der Ebenholz-Insel kommen mußte, daß sie verpflichtet wäre, sich für ihn zu erhalten, und daß sie dieses nicht vermöchte, wenn sie sich der Prinzessin Haïat-al-nefus nicht entdeckte: so wagte sie dieses Mittel.

Als die Prinzessin Badur so betroffen schwieg, wollte Haïat-al-nefus voll Ungeduld fortfahren zu reden; aber Badur kam ihr zuvor und sprach zu ihr: „Liebenswürdige und reizendste Prinzessin, ich habe Unrecht, ich gestehe es, und ich verurtheile mich selbst; aber ich hoffe, ihr werdet mir verzeihen und mein Geheimniß bewahren, das ich euch zu meiner Rechtfertigung entdecken muß."

Zu gleicher Zeit entblößte die Prinzessin Badur ihren Busen, und fuhr fort: „Sehet, Prinzessin, ob eine Prinzessin, ein Weib wie ihr, nicht eure Verzeihung verdient; ich bin überzeugt, ihr werdet sie mir von Herzen gern gewähren, wenn ich meine Geschichte erzählt habe, und vor allem das traurige Mißgeschick, das mich gezwungen hat, die Rolle zu spielen, die ich noch spiele."

Nachdem hierauf die Prinzessin Badur sich der Prinzessin von der Ebenholz-Insel gänzlich entdeckt hatte, so bat sie dieselbe nochmals, ihr Geheimniß zu bewahren, und diese List zu unterstützen, und sich zu stellen, als wenn sie wirklich ihr Gemahl wäre, bis zur Ankunft des Prinzen Kamaralsaman, welchen sie bald wiederzusehen hoffte.

„Prinzessin," erwiederte die Prinzessin von der Ebenholz-Insel, „es wäre ein hartes Schicksal, wenn eine so glückliche Ehe, wie die eurige, bei so wundervoller gegenseitiger Liebe, von so kurzer Dauer sein sollte. Ich wünsche mit euch, daß der Himmel euch beide bald wieder vereinige. Seid unterdessen versichert, daß ich euer Geheimniß, das ihr mir eben anvertraut habt, gewissenhaft bewahren werde. Es wird mir das größte Vergnügen machen, die einzige zu sein in dem großen Königreiche der Ebenholz-Insel, die euch für das erkennt, was ihr seid,

während ihr so würdig zu regieren fortfahret, als ihr angefangen habt. Ich bat euch um Liebe, und gegenwärtig erkläre ich euch, daß ich höchst vergnügt sein werde, wenn ihr mich eurer Freundschaft würdiget."

Nach diesen Worten umarmten die beiden Prinzessinnen sich zärtlich, und nach tausend gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen legten sie sich nieder.

Nach der Sitte des Landes mußten die Zeichen der vollzogenen Ehe öffentlich ausgestellt werden[24]). Die beiden Prinzessinnen fanden Mittel, diese Schwierigkeit zu beseitigen. So wurden die Frauen der Prinzessin Haïat-al-nefus am folgenden Morgen getäuscht, und täuschten wieder den König Armanos, die Königin, seine Gemahlin, und das ganze Königreich.

Auf solche Weise fuhr die Prinzessin Badur ruhig fort zu regieren, zur Zufriedenheit des Königs und des ganzen Reiches."

Die Sultanin Scheherasade erzählte diese Nacht nicht weiter, weil schon der helle Tag sich blicken ließ. In der folgenden Nacht fuhr sie fort, und sagte zum Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und fünf und dreißigste Nacht.

### Fortsetzung

### der Geschichte des Prinzen Kamaralsaman seit seiner Trennung von der Prinzessin Badur.

„Herr, während die Dinge auf der Ebenholz-Insel zwischen der Prinzessin Badur, der Prinzessin Haïat-al-nefus und dem König Armanos, der Königin, dem Hofe und dem ganzen Königreiche vorgingen, war der Prinz Kamaralsaman noch immer in der Stadt der Götzendiener bei dem Gärtner, der ihm einen Aufenthalt gegeben hatte.

Eines Tages, frühmorgens, als der Prinz sich anschickte, seiner Gewohnheit nach, im Garten zu arbeiten, hielt der Gärtner ihn davon ab. „Die Götzendiener," sagte er zu ihm, „haben heute ein großes Fest: und da sie sich aller Arbeit enthalten, um es mit geselligen und öffentlichen Ergötzlichkeiten zu begehen, so wollen sie, daß auch die Muselmänner nicht arbeiten; und diese, um sich in ihrer Freundschaft zu erhalten, machen sich eine Lustbarkeit daraus, ihren Schauspielen beizuwohnen, welche sehenswerth sind. Deshalb müßt ihr heute feiern. Ich lasse euch hier; und da die Zeit herannaht, daß das Schiff, von welchem ich euch gesagt habe, die Fahrt nach der Ebenholz-Insel machen wird, so gehe ich zu einigen Freunden, um mich bei ihnen nach dem Tage seiner Abfahrt zu erkundigen, und zu gleicher Zeit will ich eure Mitfahrt besorgen." Der Gärtner legte sein bestes Kleid an, und ging aus.

Als der Prinz Kamaralsaman sich allein sah, so rief die Müssigkeit, worin er sich befand, anstatt ihn an der allgemeinen Freude, die in der ganzen Stadt herrschte, theilnehmen zu lassen, das traurige Andenken an seine geliebte Prinzessin stärker als jemals zurück. In sich gekehrt wandelte er seufzend durch den Garten: das Geschrei zweier Vögel auf einem Baume bewog ihn endlich, das Haupt emporzuheben und still zu stehen.

Kamaralsaman sah mit Erstaunen, wie die beiden Vögel sich gräulich mit ihren Schnäbeln hackten, so daß in wenig Augenblicken der eine von ihnen todt vom Baume herab fiel. Der Vogel, der gesiegt hatte, schwang sich wieder empor, und verschwand.

Im Augenblick kamen von einer andern Seite zwei größere Vögel, die den Kampf von ferne gesehen hatten, daher, setzten sich, der eine zu den Häupten, der andere zu den Füßen des todten, betrachteten ihn eine Weile, indem sie den Kopf auf eine Weise bewegten, die ihre Trauer

ausdrückte, dann kratzten sie ihm mit ihren Klauen ein Grab, und beerdigten ihn darin.

Sobald die beiden Vögel das Grab wieder mit Erde gefüllt, welche sie daraus hervorgescharrt hatten, flogen sie weg; bald darauf kamen sie wieder, und hielten mit ihren Schnäbeln, der eine bei einem Flügel, der andere bei einem Fuße, den mörderischen Vogel, der fürchterlich schrie und sich gewaltig anstrengte zu entkommen. Sie schleppten ihn auf das Grab des Vogels, den er seiner Wuth aufgeopfert hatte; und hier opferten sie ihn der gerechten Rache für den begangenen Mord, und zerhackten ihn mit ihren Schnäbeln, bis er starb. Zuletzt rissen sie ihm den Bauch auf, zogen die Eingeweide heraus, ließen den Leichnam auf dem Platze liegen, und flogen davon.

Kamaralsaman stand die ganze Zeit über, daß dieses überraschende Schauspiel dauerte, in großer Verwunderung. Er näherte sich dem Baume, wo der Auftritt vorgegangen war, und indem er die Augen auf die zerstreuten Eingeweide warf, sah er etwas Rothes aus dem Magen hervorragen, welchen die rächerischen Vögel zerrissen hatten. Er hob den Magen auf, zog das bemerkte Rothe heraus, und fand, daß es der Talisman seiner vielgeliebten Prinzessin Badur war, der ihm so viel Kummer, Thränen und Seufzer gekostet, seitdem dieser Vogel ihm denselben entführt hatte. „Grausamer," rief er sogleich aus, indem er den Vogel betrachtete, „es war deine Lust, Böses zu thun! Aber, so viel Böses du mir gethan hast, so viel Gutes wünsche ich denjenigen, die mich an dir gerächt haben, indem sie den Tod ihres Genossen rächten."

Es ist nicht möglich, die überschwängliche Freude des Prinzen Kamaralsaman auszudrücken. „Theure Prinzessin," rief er aus, „dieser glückselige Augenblick, der mir wiedergibt, was dir so theuer war, ist ohne Zweifel ein Vorbote, der mir verkündigt, daß ich dich ebenfalls wiedersehen werde, und vielleicht eher, als ich denke! Dem Himmel sei Dank, der mir dieses Glück sendet, und zugleich

mir die Hoffnung des höchsten Glückes gibt, das ich nur wünschen kann!

Nach diesen Worten küßte Kamaralsaman den Talisman, wickelte ihn ein, und band ihn sorgfältig um seinen Arm.

In seiner tiefen Betrübniß hatte er fast alle Nächte in quälenden Gedanken, ohne ein Auge zu schließen, hingebracht: diese aber, die auf ein so glückliches Abenteuer folgte, schlief er sanft, und am folgenden Morgen, als er sein Arbeitskleid angelegt hatte, ging er zum Gärtner, und fragte ihn, was es zu thun gäbe; und dieser bat ihn, einen alten Baum, der keine Früchte mehr trug, umzuhauen und zu entwurzeln.

Kamaralsaman nahm eine Axt, und ging, Hand ans Werk zu legen. Als er nun einen Ast der Wurzel durchhieb, traf er auf etwas, das Widerstand leistete und einen hellen Klang gab. Er räumte die Erde weg, und entdeckte eine große eherne Platte, unter welcher er eine Treppe von zehn Stufen fand. Er stieg sogleich hinab, und als er unten war, sah er ein Gewölbe von zwei bis drei Klaftern ins Gevierte, worin er funfzig große eherne Gefäße zählte, die rings umher standen, jedes mit einem Deckel. Er öffnete sie alle, eins nach dem andern, und es war keins, das nicht voll Goldstaub gewesen wäre. Aeußerst vergnügt über die Entdeckung eines so reichen Schatzes, stieg er aus dem Gewölbe, deckte die Platte wieder auf die Treppe, und entwurzelte vollends den Baum, indem er die Rückkunft des Gärtners erwartete.

Der Gärtner hatte den vorigen Tag erfahren, daß das Schiff, welches alljährlich die Fahrt nach der Ebenholz-Insel machte, binnen sehr wenigen Tagen abgehen würde; doch hatte man ihm nicht genau den Tag sagen können, und ihn deshalb auf den andern Morgen beschieden. Er war dahin gegangen, und kam nun mit einem Gesichte zurück, welches schon die gute Nachricht verkündigte, die er Kamaralsaman zu bringen hatte. „Mein

Sohn," sagte er zu ihm (denn vermöge des Vorrechts seines hohen Alters, pflegte er ihn so zu nennen), „freue dich, und mache dich bereit, in drei Tagen abzureisen; das Schiff wird unfehlbar dann abgehen, und ich bin wegen deiner Einschiffung und Ueberfahrt mit dem Schiffshauptmanne schon einig geworden."

„In dem Zustande, worin ich mich befinde," erwiederte Kamaralsaman, „könnt ihr mir nichts angenehmeres ankündigen. Zur Vergeltung habe ich auch eine Neuigkeit euch mitzutheilen, die euch erfreuen wird. Bemühet euch, mit mir zu kommen, und ihr werdet das gute Glück sehen, welches der Himmel euch beschert hat."

Kamaralsaman führte den Gärtner nach dem Orte, wo er den Baum entwurzelt hatte, und ließ ihn in das Gewölbe hinabsteigen; hier zeigte er ihm die Menge der mit Goldstaub gefüllten Gefäße, und bezeigte ihm seine Freude, daß Gott endlich seine Tugend und all die Mühseligkeiten belohnete, die er seit so langen Jahren bestanden hätte.

„Wie meinst du das?" erwiederte der Gärtner. „Denkst du denn, daß ich mir diesen Schatz zueignen werde? er ist ganz dein, und ich habe keinen Anspruch daran. Seit achtzig Jahren, daß mein Vater todt ist, habe ich nichts anderes gethan, als die Erde dieses Gartens umwühlen, ohne ihn entdeckt zu haben. Das ist ein Beweis, daß er dir bestimmt war, da Gott vergönnte, daß du ihn fändest; er ziemt einem Prinzen, wie du bist, auch besser, als mir, der ich am Rande des Grabes stehe, und nichts mehr brauche. Gott beschert ihn dir zur rechten Zeit, gerade da du in das Reich zurückkehrst, welches dir einst gehört, und wo du einen guten Gebrauch davon machen wirst."

Der Prinz Kamaralsaman wollte dem Gärtner an Edelmuth nicht nachstehen, und beide hatten einen großen Wettstreit darüber. Der Prinz betheuerte endlich, daß er durchaus nichts davon nehmen würde, wenn der Gärtner nicht die Hälfte für sein Antheil behielte. Der Gärtner

gab nach, und sie theilten sich jeder fünf und zwanzig Gefäße zu.

Nach geschehener Theilung sagte der Gärtner zu Kamaralsaman: „Mein Sohn, damit ist's noch nicht abgethan; es kömmt gegenwärtig darauf an, diese Reichthümer einzuschiffen, und sie so heimlich mit dir zu führen, daß niemand Kunde davon habe; sonst läufst du Gefahr sie zu verlieren. Es gibt auf der Ebenholz-Insel keine Oliven, und die von hier dorthin gebrachten sind sehr gesucht: wie du weißt, habe ich einen guten Vorrath davon aus meinem Garten gesammelt; du mußt also funfzig Krüge nehmen, sie zur Hälfte mit Goldstaub füllen, und den übrigen Raum mit Oliven oben drauf; und so wollen wir sie aufs Schiff bringen lassen, wenn du dich einschiffst."

Kamaralsaman folgte diesem guten Rath, und verwandte den übrigen Theil des Tages darauf, die funfzig Krüge zu verpacken[25]); und weil er fürchtete, daß der Talisman der Prinzessin Badur, den er am Arme trug, ihm entgleiten möchte, so gebrauchte er die Vorsicht, ihn in einen der Krüge zu thun, und daran ein Kennzeichen zu machen.

Als er die Arbeit vollendet und die Krüge so weit fertig gemacht hatte, daß sie fortgebracht werden konnten, und die Nacht herannahte, so begab er sich mit dem Gärtner zur Ruhe; und in ihrer Unterhaltung mit einander erzählte er ihm den Kampf der beiden Vögel und die Umstände dieses Abenteuers, welches ihn den Talisman der Prinzessin Badur wiederfinden ließ; was ihm nicht weniger Freude als Verwunderung erregte.

Sei es nun wegen seines hohen Alters, oder weil er sich diesen Tag zu sehr angestrengt hatte, genug, der Gärtner hatte eine böse Nacht; sein Uebel vermehrte sich den folgenden Tag, und am nächsten Morgen befand er sich noch schlechter.

Mit Anbruch des Tages kam der Schiffshauptmann

selber mit mehreren Matrosen und klopfte an die Gartenthüre. Sie fragten Kamaralsaman, der ihnen öffnete, wo der Mann wäre, der sich mit einschiffen wollte. „Ich bin es selber," antwortete er. „Der Gärtner, der die Ueberfahrt für mich bedungen hat, liegt krank und kann euch nicht sprechen; kommet nur herein, ich bitte euch, und traget diese Krüge mit Oliven nebst meinem Gepäcke voraus: ich folge euch, sobald ich Abschied von ihm genommen habe."

Die Matrosen trugen die Krüge und das Gepäck fort, und der Hauptmann sagte beim Weggehen zu Kamaralsaman: „Verfehlet nicht, unverzüglich nachzukommen; der Wind ist günstig, und ich warte nur noch auf euch, um unter Segel zu gehen."

Sobald der Hauptmann und die Matrosen weg waren, ging Kamaralsaman wieder zu dem Gärtner hinein, um Abschied von ihm zu nehmen und ihm für alle die Liebesdienste zu danken, die er ihm geleistet hatte: aber er fand ihn in den letzten Zügen, und kaum hatte er ihn noch, nach Weise der frommen Muselmänner in der Todesstunde, sein Glaubensbekenntniß hersagen lassen, so sah er ihn verscheiden [26]).

Da der Prinz Kamaralsaman sich alsbald einschiffen sollte, so beeilte er sich so viel als möglich, dem Verstorbenen die letzte Pflicht zu erweisen. Er wusch den Leichnam, kleidete ihn ein, und nachdem er im Garten eine Grube gemacht hatte (denn weil die Mohamedaner in dieser Stadt der Götzendiener nur geduldet waren, so hatten sie keinen öffentlichen Begräbnißort) beerdigte er allein ihn; und erst gegen Abend war er damit fertig.

Er ging nun ohne Zeitverlust hin, sich einzuschiffen; er nahm in der Eile selbst den Gartenschlüssel mit, in der Absicht, ihn dem Eigenthümer zu überbringen, wenn er noch Zeit dazu hätte, oder ihn irgend einem sicheren Menschen in Gegenwart von Zeugen zu geben, der ihn überliefern sollte.

Aber als er an den Hafen kam, vernahm er, daß das Schiff längst abgesegelt und sogar schon aus dem Gesichte war. Man fügte hinzu, daß es erst unter Segel gegangen wäre, nachdem es drei volle Stunden auf ihn gewartet hätte."

Scheherasade wollte fortfahren; aber das Tageslicht, das sie erblickte, nöthigte sie, aufzuhören. Sie nahm die Geschichte Kamaralsamans in der folgenden Nacht wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und sechs und dreißigste Nacht.

„Herr, der Prinz Kamaralsaman war, wie man denken kann, in der äußersten Betrübniß, als er sich gezwungen sah, noch länger in einem Lande zu bleiben, wo er keinen Umgang hatte, noch haben wollte, und abermals ein Jahr auf die Gelegenheit zu warten, welche er jetzo versäumt hatte. Noch trostloser war für ihn, daß er den Talisman der Prinzessin Badur wieder aus den Händen gegeben hatte, den er nun für verloren hielt.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach dem Garten, den er verlassen hatte, zurückzukehren, ihn von dem Eigenthümer zu miethen, und fortzufahren denselben zu bauen, unter Thränen über sein Unglück und Mißgeschick. Da er allein nicht den Anbau zu bestreiten vermochte, so nahm er einen Burschen in Dienst. Und um auch den andern Theil des Schatzes, welcher durch den Tod des Gärtners ihm zugefallen war, in Sicherheit zu bringen, that er den Goldstaub in funfzig andere Krüge, die er oben mit Oliven füllte, um sie zu seiner Zeit mit sich einzuschiffen.

Während der Prinz Kamaralsaman ein neues Jahr des Kummers, des Schmerzes und der Sehnsucht begann, setzte das Schiff seine Fahrt mit sehr günstigem Winde

fort, und langte glücklich in der Hauptstadt der Ebenholz-Insel an.

Da der Palast am Ufer des Meeres stand, so erblickte der neue König, oder vielmehr die Prinzessin Badur, das Schiff, als es mit wehenden Flaggen in den Hafen einlief, und fragte, was für ein Schiff es wäre; worauf man ihr sagte: daß es alljährlich in derselben Jahreszeit von der Stadt der Götzendiener käme und gewöhnlich mit reichen Waaren beladen wäre.

Die Prinzessin, mitten in dem sie umgebenden Glanze doch immer mit dem Andenken Kamaralsamans beschäftigt, gedachte, daß Kamaralsaman sich darauf eingeschifft haben könnte, und es fiel ihr ein, ihm zuvorzukommen und entgegen zu gehen, nicht, um sich zu erkennen zu geben (denn sie war wohl gewiß, daß er sie nicht erkennen würde) sondern um sich seiner zu versichern, und darnach die besten Maaßregeln zu ihrer Wiedervereinigung zu nehmen.

Unter dem Vorwande, sich selber nach den Waaren zu erkundigen, sie zuerst zu sehen und die ihr anstehenden auszuwählen, befahl sie, ihr ein Pferd vorzuführen. Sie begab sich nach dem Hafen, in Begleitung mehrerer Beamten, die bei ihr waren, und kam gerade dort an, als der Hauptmann ans Land getreten war. Sie ließ ihn vor sich kommen, und fragte: woher er käme, wie lange er unterweges gewesen, was für gute oder schlimme Abenteuer ihm auf der Fahrt zugestoßen, ob er nicht einen oder den andern ausgezeichneten Fremden mitbrächte, und vor allem, womit sein Schiff beladen wäre.

Der Schiffshauptmann beantwortete alle ihre Fragen; und in Betreff der Fremden versicherte er, es wären nur Kaufleute, die gewöhnlich herkämen, und sehr reiche Stoffe aus verschiedenen Ländern mitbrächten, desgleichen feine Leinwand, gemalte und ungemalte, Juwelen, Moschus, grauen Ambra, Kampfer, Zibeth, Gewürze, Arznei-Waaren, Oliven und mehrere andere Waaren.

Die Prinzessin Badur liebte leidenschaftlich die Oliven. Sobald sie diese nennen hörte, sagte sie zu dem Hauptmann: „Ich nehme alle in Beschlag, die ihr habt; lasset sie unverzüglich ausschiffen, um den Handel abzuschließen. Was die übrigen Waaren betrifft, so saget den Kaufleuten, sie sollen das Schönste davon mir bringen, bevor sie es jemand anders zeigen."

„Herr," erwiederte der Hauptmann, „es sind funfzig sehr große Krüge: aber sie gehören einem Kaufmanne, der zurückgeblieben ist. Ich selber hatte ihn von der Abfahrt des Schiffes benachrichtigt, und wartete lange auf ihn. Da ich aber sah, daß er nicht kam, und seine Zögerung mich verhinderte, den günstigen Wind zu benutzen, so verlor ich die Geduld, und ging unter Segel."

„Lasset sie gleichwohl ausschiffen," sagte die Prinzessin, „das soll uns nicht hindern, den Handel darüber abzuschließen."

Der Hauptmann schickte sein Boot nach dem Schiffe, und es kam alsbald mit den Oliven beladen wieder. Die Prinzessin fragte, was die funfzig Krüge auf der Ebenholz-Insel gelten könnten.

„Herr," antwortete der Hauptmann, „der Kaufmann ist sehr arm: Euer Majestät wird ihm keine sonderliche Gnade anthun, wenn sie ihm tausend Silberstücke gibt."

„Damit er zufrieden sei," erwiederte die Prinzessin, „und in Betracht dessen, was ihr mir von seiner Armuth sagt, soll man euch tausend Goldstücke auszahlen, die ihr ihm überliefern werdet."

Sie ertheilte sogleich Befehl zur Auszahlung, und nachdem sie in ihrer Gegenwart die Krüge hatte wegtragen lassen, kehrte sie nach dem Palaste zurück.

Da die Nacht herannahte, begab sich die Prinzessin Badur in den innern Palast, ging in das Zimmer der Prinzessin Haïat-al-nefus, und ließ sich die funfzig Oliven-Krüge bringen. Sie öffnete einen, um sie davon kosten zu lassen und selber davon zu kosten, und schüttete

sie in eine Schüssel. Ihr Erstaunen konnte nicht größer sein, als sie die Oliven mit Goldstaub vermischt sah. „Welch wunderbares Abenteuer!“ rief sie aus. Sie ließ sogleich alle die andern Krüge in ihrer Gegenwart durch die Frauen der Prinzessin Haïat-al-nefus öffnen; und ihr Erstaunen wuchs in demselben Maaße, wie sie sah, daß in jedem Kruge die Oliven mit Goldstaub vermischt waren. Aber als man auch an den Krug kam, in welchen Kamaralsaman ihren Talisman gelegt hatte, ihn ausleerte, und sie denselben erblickte, war sie so überrascht, daß sie in Ohnmacht sank.

Die Prinzessin Haïat-al-nefus und ihre Frauen eilten der Prinzessin Badur zu Hülfe, spritzten ihr Wasser ins Gesicht und brachten sie dadurch wieder zu sich. Als sie wieder all ihrer Sinne mächtig war, nahm sie den Talisman und küßte ihn zu wiederholten Malen. Da sie aber vor den Frauen der Prinzessin, denen ihre Verkleidung unbekannt war, nichts davon sagen wollte, und es auch Zeit zum Schlafengehen war, so entließ sie dieselben.

„Prinzessin,“ sprach sie zu Haïat-al-nefus, sobald beide allein waren, „nach dem, was ich euch von meiner Geschichte erzählt, werdet ihr ohne Zweifel erkannt haben, daß der Anblick dieses Talismans die Ursache meiner Ohnmacht war. Es ist der meine, es ist derselbe, der uns beide, den Prinzen Kamaralsaman meinen theuren Gatten und mich, einander entrissen hat. Er ist die Ursache einer für uns beide so schmerzlichen Trennung gewesen: er wird nun auch, wie ich überzeugt bin, unsere baldige Wiedervereinigung bewirken.“

Am folgenden Morgen, sobald es Tag war, schickte die Prinzessin Badur hin und ließ den Schiffshauptmann rufen. Als er gekommen war, sprach sie zu ihm: „Gebet mir noch weitere Aufklärungen über den Kaufmann, dem die Oliven gehörten, welche ich gestern kaufte. Ihr sagtet mir, wie mich dünkt, ihr hättet ihn in der Stadt der

Götzendiener zurückgelassen: könnt ihr mir nicht sagen, was er dort machte?"

„Herr," antwortete der Hauptmann, „ich kann Euer Majestät davon sichere Kunde geben, als von einer Sache, die ich selber weiß. Ich war wegen seiner Ueberfahrt mit einem sehr alten Gärtner einig geworden, der mir sagte, ich würde ihn in seinem Garten finden, wo er bei ihm arbeitete und den er mir bezeichnete: und deshalb sagte ich Euer Majestät, daß er arm wäre. Ich bin selber nach diesem Garten hingegangen, um ihn zu benachrichtigen, daß er an Bord kommen solle, und ich habe mit ihm gesprochen."

„Wenn dem so ist," sagte die Prinzessin Badur hierauf, „so müßt ihr heute noch wieder unter Segel gehen, nach der Stadt der Götzendiener zurückfahren, und mir diesen Gärtnergesellen herbringen, der mein Schuldner ist; wo nicht, so erkläre ich euch, daß ich nicht allein die euch gehörenden Waaren und die der mit eurem Schiffe gekommenen Kaufleute in Beschlag nehmen werde, sondern daß auch euer Leben und das der Kaufleute mir dafür haften soll. Jetzt eben wird auf meinen Befehl das Siegel an ihr Waarenlager gelegt, und es soll nicht eher abgenommen werden, als bis ihr mir den Menschen, den ich von euch fordere, überliefert habt. Das ist es, was ich euch zu sagen hatte: eilet, und thut, was ich euch heiße."

Der Schiffshauptmann hatte auf diesen Befehl, dessen Nichtausführung für seine und der Kaufleute Geschäfte so nachtheilig werden sollte, nichts zu erwiedern. Er zeigte es ihnen an, und sie beeilten sich nicht minder als er, ihm unverzüglich Lebensmittel und Wasser an Bord zu schaffen, so viel er zur Reise nöthig hatte. Dies wurde mit solchem Eifer betrieben, daß er noch denselben Tag unter Segel ging.

Das Schiff hatte eine sehr glückliche Fahrt, und der Hauptmann nahm seine Maaßregeln so gut, daß er bei

Nacht vor der Stadt der Götzendiener anlangte. Als er so nahe heran gekommen war, wie er für gut hielt, ließ er keine Anker auswerfen, sondern die Segel beilegen, bestieg sein Boot, und ging in einiger Entfernung vom Hafen ans Land; von wo er sich mit sechs der entschlossensten Matrosen nach Kamaralsamans Garten begab.

Kamaralsaman schlief noch nicht; seine Trennung von der Prinzessin von China, seiner Gattin, betrübte ihn, wie gewöhnlich, und er verwünschte den Augenblick, wo er sich von seiner Neugier hatte verleiten lassen, ihren Gürtel auch nur zu berühren, geschweige zu untersuchen. Auf solche Weise brachte er die zur Ruhe bestimmten Stunden hin, als er an der Gartenthüre pochen hörte. Er ging hurtig, halbangekleidet, hin; und kaum hatte er die Thüre geöffnet, so bemächtigten der Hauptmann und die Matrosen sich seiner, ohne ein Wort zu sagen, schleppten ihn in das Boot, und führten ihn nach dem Schiffe, welches sogleich wieder unter Segel ging.

Kamaralsaman, der bisher, wie der Hauptmann und die Matrosen, Stillschweigen beobachtet hatte, fragte jetzo den Hauptmann, den er erkannte, welche Ursache er hatte, ihn so mit Gewalt zu entführen. „Seid ihr nicht Schuldner des Königs der Ebenholz-Insel?" fragte ihn dagegen der Hauptmann.

„Ich, Schuldner des Königs der Ebenholz-Insel?" versetzte Kamaralsaman mit Verwunderung. „Ich kenne ihn ja nicht, niemals habe ich mit ihm etwas zu schaffen gehabt, und niemals habe ich einen Fuß in sein Reich gesetzt."

„Das müßt ihr besser wissen, als ich," erwiederte der Hauptmann. „Ihr mögt selber mit ihm sprechen; unterdessen bleibet hier, und fasset euch in Geduld."...

Bei dieser Stelle war Scheherasade genöthigt, ihre Erzählung abzubrechen, um den Sultan von Indien aufstehen und an seine gewöhnlichen Geschäfte gehen zu las-

sen. Sie nahm in der folgenden Nacht den Faden wieder auf, und sprach also zu ihm:

---

## Zweihundert und sieben und dreißigste Nacht.

„Herr, das Schiff war nicht minder glücklich bei der Ueberfahrt mit dem Prinzen nach der Ebenholz-Insel, als es bei der Ausfahrt gewesen war, um ihn aus der Stadt der Götzendiener zu holen. Obwohl es schon Nacht war, als der Hauptmann in dem Hafen anlegte, so unterließ er jedoch nicht, sogleich ans Land zu gehen und Kamaralsaman nach dem Palaste zu führen, wo er dem Könige vorgestellt zu werden verlangte.

Die Prinzessin Badur, die sich schon in den innern Palast zurückgezogen hatte, war nicht sobald von seiner Wiederkehr und Kamaralsamans Ankunft benachrichtigt, als sie heraus kam, mit ihm zu sprechen. Zuerst warf sie die Augen auf den Prinzen, ihren Gemahl, um welchen sie seit ihrer Trennung so viele Thränen vergossen hatte, und erkannte ihn sogleich unter seinem schlechten Kleide. Der Prinz dagegen, der vor einem Könige zitterte, dem er von einer eingebildeten Schuld Rechenschaft geben sollte, hatte nicht einmal einen Gedanken daran, daß es diejenige wäre, die er so sehnlich wiederzufinden wünschte. Hätte die Prinzessin ihrer Neigung folgen dürfen, so wäre sie auf ihn zugestürzt, und hätte sich durch eine Umarmung zu erkennen gegeben; aber sie glaubte, es wäre für sie beide räthlich, noch eine Weile die Rolle des Königs fortzuspielen, bevor sie sich zu erkennen gäbe. Sie begnügte sich also damit, daß sie einem gegenwärtigen Beamten befahl, Sorge für ihn zu tragen, und ihn bis Morgen wohl zu pflegen.

Nachdem die Prinzessin Badur für den Prinzen Kamaralsaman gesorgt hatte, belohnte sie auch den wichtigen Dienst, welchen der Schiffshauptmann ihr geleistet hatte:

sie befahl einem andern Beamten, auf der Stelle hin zu gehen und die an seine Waaren gelegten Siegel abzunehmen, und entließ ihn mit einem kostbaren Diamant, der ihn für die gemachte Fahrt weit über die Unkosten derselben belohnte. Ja, sie sagte ihm noch, daß er die für die Oliven-Krüge bezahlten tausend Goldstücke nur behalten möchte; sie würde sich schon mit dem von ihm hergeführten Kaufmann abfinden.

Endlich begab sie sich wieder in das Zimmer der Prinzessin der Ebenholz-Insel, der sie ihre Freude mittheilte, dabei jedoch sie bat, ihr Geheimniß noch zu bewahren, und ihr die Maaßregeln vertraute, welche sie für dienlich hielt zu beobachten, bevor sie sich dem Prinzen Kamaralsaman und ihn selber für das zu erkennen gäbe, was er wäre. „Es ist," fügte sie hinzu, „ein so großer Abstand von einem Gärtner zu einem hohen Fürsten, daß es gefährlich wäre, ihn in einem Augenblicke aus dem niedrigsten Stande des Volkes zur höchsten Stufe hinüberspringen zu lassen, so gerecht es auch wäre."

Die Prinzessin der Ebenholz-Insel, weit entfernt, treubrüchig zu werden, ging gern in ihren Plan ein, und versicherte sie, daß sie selber mit größtem Vergnügen alles thun würde, was sie wünschte.

Am folgenden Morgen, nachdem die Prinzessin von China, unter dem Namen, Kleide und Ansehen eines Königs der Ebenholz-Insel, dafür gesorgt hatte, daß der Prinz Kamaralsaman frühzeitig in ein Bad war geführt worden und das Kleid eines Emirs oder Statthalters angelegt hatte, ließ sie ihn in die Rathsversammlung einführen, wo er durch sein schönes Aussehen und durch das Königliche Wesen seiner ganzen Person die Augen aller gegenwärtigen Herren auf sich zog.

Die Prinzessin Badur selber war bezaubert, ihn so liebenswürdig wieder zu sehen, wie sie ihn sonst so oft gesehen hatte, und dies ermuthigte sie noch mehr, in der vollen Versammlung sein Lob zu erheben. Nachdem er,

auf ihren Befehl, seinen Sitz im Range der Emire eingenommen hatte, sprach sie, indem sie sich zu den übrigen Emiren wandte: „Ihr Herren, Kamaralsaman, den ich euch heute zum Genossen gebe, ist der Stelle nicht unwürdig, welche er unter euch einnimmt: ich kenne ihn hinlänglich von meinen Reisen her, um für ihn Bürge zu sein; und ich kann versichern, daß er sich sowohl durch seine Tapferkeit und tausend andere gute Eigenschaften, als durch die Größe seines Geistes, auszeichnen wird."

Kamaralsaman war höchst erstaunt, als er den König der Ebenholz-Insel, den er weit entfernt war für eine Frau, geschweige für seine geliebte Prinzessin zu halten, sich nennen, und ihn versichern hörte, daß er ihn kennte; und da er gewiß war, daß er nirgendwo mit ihm zusammengekommen, so war er noch erstaunter über die unmäßigen Lobsprüche, welche er hier von ihm empfing.

Diese zwar mit vieler Würde ausgesprochenen Lobeserhebungen brachten ihn jedoch nicht außer Fassung; er empfing sie mit einer Bescheidenheit, die genugsam bezeugte, daß er sie verdiente, aber daß sie ihn nicht eitel machten. Er warf sich vor dem Throne des Königs nieder, und indem er sich wieder erhub, sprach er:

„Herr, ich habe keine Worte, um Euer Majestät für die große Ehre zu danken, die sie mir erweiset; noch weniger vermag ich es für so viel Güte. Ich werde alles thun, was in meinen Kräften steht, um mich derselben würdig zu machen."

Von der Rathsversammlung wurde der Prinz durch einen Beamten in einen Palast geführt, welchen die Prinzessin Badur schon eigens für ihn hatte einrichten lassen. Hier fand er Hausbeamte und Gesinde, seiner Befehle gewärtig, und einen Marstall voll sehr schöner Pferde. Die Prinzessin hatte dafür gesorgt, daß er die Emirswürde auch behaupten könnte, womit er so eben war beehrt worden; und als er in seine Zimmer getreten war, überreichte sein Haushofmeister ihm eine Kasse voll Goldstücke. Je

weniger er begreifen konnte, woher dieses große Glück ihm käme, um so mehr war er in Verwunderung darüber; und nimmermehr hatte er einen Gedanken daran, daß die Prinzessin von China die Ursache desselben wäre.

Nach Verlauf von zwei oder drei Jahren wollte die Prinzessin Badur dem Prinzen Kamaralsaman noch mehr Zutritt zu ihr geben und zugleich ihn noch mehr auszeichnen, sie begnadigte ihn also mit der Stelle des Großschatzmeisters, die eben erledigt war. Er verwaltete dieses Amt mit der höchsten Strenge, und verpflichtete sich dabei gleichwohl alle Welt, so daß er sich durch seine Gerechtigkeit und Freigebigkeit nicht allein die Freundschaft aller Herren des Hofes erwarb, sondern selbst das Herz des ganzen Volks gewann.

Kamaralsaman wäre der glücklichste aller Menschen gewesen, weil er sich in so hoher Gunst bei einem fremden König sah, und bei allen Leuten einer Achtung genoß, die noch täglich zunahm, wenn er nur seine Prinzessin gehabt hätte. Mitten in seinem Glücke ließ er nicht ab, sich zu härmen, da er keine Kunde von ihr in einem Lande vernahm, durch welches sie, wie es schien, hätte kommen müssen, nachdem sie auf eine für beide so schmerzliche Weise getrennt worden war.

Er hätte auf die Spur kommen können, wenn die Prinzessin den Namen Kamaralsaman, welchen sie mit seinem Kleide angenommen, behalten hätte; aber sie hatte denselben bei ihrer Thronbesteigung abgelegt und zu Ehren des alten Königs, ihres Schwähers, den Namen Armanos angenommen. Solchergestalt kannte man sie nicht anders, als unter dem Namen Königs Armanos des Jüngern; und nur einige Hofleute erinnerten sich noch des Namens Kamaralsaman, wie sie sich bei ihrer Ankunft auf der Ebenholz-Insel nennen ließ. Kamaralsaman war noch nicht vertraut genug mit ihnen geworden, um dieses zu wissen; aber endlich konnte er es wohl erfahren.

Da nun die Prinzessin Badur fürchtete, daß dies

geschähe, aber wünschte, daß Kamaralsaman ihre Wiedererkennung nur ihr allein verdanken sollte, so beschloß sie, ihrer eigenen Qual und zugleich den Leiden Kamaralsamans ein Ende zu machen. Denn sie hatte bemerkt, so oft sie sich von seinen Amtsgeschäften mit ihm unterhielt, daß er von Zeit zu Zeit Seufzer ausstieß, die nur ihr gelten konnten. Und sie selber lebte in einem Zwange, von welchem sie sich nunmehr befreien wollte. Die Freundschaft der Großen, die Gunst und die Liebe des Volks, alles trug übrigens dazu bei, sie der Krone der Ebenholz-Insel ohne Hinderniß zu versichern.

Sobald die Prinzessin Badur, im Einverständnisse mit der Prinzessin Haïat-al-nefus, diesen Entschluß gefaßt hatte, zog sie den Prinzen Kamaralsaman beiseite, und sprach zu ihm:

„Kamaralsaman, ich habe mit euch von einer weitläuftigen Angelegenheit zu reden, in welcher ich eures Rathes bedarf. Da ich es nicht bequemer zu thun weiß, als bei der Nacht, so kommt diesen Abend her, und bestellet zu Hause, daß man nicht auf euch warte: ich werde euch ein Bette besorgen."

Kamaralsaman verfehlte nicht, sich zu der von der Prinzessin Badur ihm bestimmten Stunde in dem Palast einzufinden. Sie nahm ihn mit sich in die inneren Gemächer; und nachdem sie dem Oberhaupte der Verschnittenen, der sich anschickte, ihr zu folgen, angedeutet hatte, daß sie seiner Dienste nicht weiter bedürfte und er nur die Thüre verschlossen halten sollte, so führte sie den Prinzen in ein anderes Zimmer, als das, wo sie mit der Prinzessin Haïat-al-nefus zu schlafen pflegte.

Als der Prinz und die Prinzessin in diesem Gemache waren, wo ein Bette stand, und die Thür verschlossen war, zog die Prinzessin aus einer kleinen Büchse den Talisman, zeigte ihn Kamaralsaman, und sprach dabei zu ihm: „Unlängst hat ein Sterndeuter mir diesen Talisman zum Geschenke gemacht: da ihr nun bewandert in

allen Dingen seid, so könnt ihr mir wohl sagen, welche Kraft er hat."

Kamaralsaman nahm den Talisman, und näherte sich damit einer Kerze, um ihn zu betrachten. Mit einer Ueberraschung, welche die Prinzessin höchlich erfreute, erkannte er ihn alsbald, und rief aus: „Herr, Euer Majestät frägt mich, welche Kraft dieser Talisman hat? Ach! er hat die Kraft, mich durch Schmerz und Kummer zu tödten, wenn ich nicht bald die liebenswürdigste Prinzessin, die je unter der Sonne erschienen ist, wiederfinde, der er gehört und deren Verlust er mir verursacht hat! Dies ist ein seltsames Abenteuer, dessen Erzählung Euer Majestät zum Mitleid mit einem unglücklichen Gatten und Liebenden bewegen würde, wenn sie Geduld haben wollte, dasselbe anzuhören."

„Ihr sollt es mir ein andermal erzählen," erwiederte die Prinzessin, „aber ich freue mich, euch sagen zu können, daß ich schon etwas davon weiß: ich komme gleich wieder zu euch, erwartet mich nur einen Augenblick."

Mit diesen Worten trat die Prinzessin Badur in ein Seitengemach, wo sie den Königlichen Turban ablegte, und nachdem sie eilig einen andern Hauptschmuck und ein Frauenkleid angelegt hatte, nebst dem Gürtel, welchen sie am Tage ihrer Trennung trug, kam sie in das Zimmer zurück.

Der Prinz Kamaralsaman erkannte sogleich seine theure Prinzessin, lief auf sie zu, und umarmte sie zärtlich, mit dem Ausrufe: „Ach, wie danke ich dem Könige für diese wonnevolle Ueberraschung!"

„Erwarte nicht, den König wiederzusehen," antwortete die Prinzessin, indem sie seine Umarmung mit Thränen im Auge erwiederte: „in mir siehst du ihn selber. Setzen wir uns, damit ich dir dies Räthsel auflöse."

Hierauf erzählte die Prinzessin dem Prinzen, welchen Entschluß sie auf der Wiese, wo sie zuletzt ihr Lager aufgeschlagen, gefaßt hatte, nachdem sie eingesehen, daß sie

ihn vergeblich erwartete; sie berichtete ihm, auf welche Weise sie denselben bis zu ihrer Ankunft auf der Ebenholz-Insel ausgeführt, wo sie genöthigt worden, Haïat-alnefus zu heirathen und die Krone anzunehmen, welche der König Armanos ihr in Folge dieser Vermählung dargeboten; wie die Prinzessin, deren Vorzüge sie erhub, die Entdeckung ihres Geschlechtes aufgenommen; und endlich das Abenteuer, wie sie in einem der gekauften Krüge voll Oliven und Goldstaub ihren Talisman wiedergefunden, der ihr ein Mittel gewährt hätte, ihn aus der Stadt der Götzendiener entführen zu lassen.

Als die Prinzessin Badur geendigt hatte, sollte der Prinz ihr auch erzählen, durch welches Abenteuer der Talisman die Ursache ihrer Trennung gewesen wäre. Er that es, und am Schlusse beklagte er sich auf liebevolle Weise über ihre Grausamkeit, ihn so lange schmachten zu lassen. Sie theilte ihm die Gründe mit, die wir schon wissen; worauf sie, da es schon sehr spät war, sich zu Bette legten....“

Scheherasade brach mit diesen letzten Worten ab, weil sie den Tag anbrechen sah. In der folgenden Nacht fuhr sie fort, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und acht und dreißigste Nacht.

„Herr, die Prinzessin Badur und der Prinz Kamaralsaman standen am folgenden Morgen, sobald es Tag war, auf. Aber die Prinzessin zog nicht mehr den Königsstaat, sondern ein Frauenkleid an; und als sie angekleidet war, schickte sie das Oberhaupt der Verschnittenen zum Könige Armanos, ihrem Schwäher, und ließ ihn bitten, sich in ihr Zimmer zu bemühen.

Als der König Armanos hinkam, war er sehr überrascht, eine Frau zu sehen, die ihm unbekannt war, und bei ihr den Groß-Schatzmeister, dem es nicht zustand, den

inneren Palast zu betreten, so wenig als irgend einem anderen Herrn des Hofes. Er setzte sich, und fragte nach dem Könige.

„Herr," erwiederte die Prinzessin, „gestern war ich König, heute bin ich nur die Prinzessin von China, Gemahlin des wirklichen Prinzen Kamaralsaman, des Königs Schachsamans Sohns. Wenn Euer Majestät geruhet, mit Geduld unsere Geschichte anzuhören, so hoffe ich, ihr werdet mich nicht verdammen, euch durch eine so verzeihliche List getäuscht zu haben."

Der König Armanos gab ihr Gehör, und vernahm ihre Geschichte mit Erstaunen von Anfang bis zu Ende.

„Herr," fügte din Prinzessin am Schlusse hinzu, „obwohl in unserer Religion die Frauen sich wenig nach der Freiheit der Männer, mehrere Frauen zu nehmen, bequemen, so will ich gleichwohl, wenn Euer Majestät in die Vermählung der Prinzessin Haïat-al-nefus, eurer Tochter, mit dem Prinzen Kamaralsaman willigt, ihr herzlich gern den Rang und Stand einer Königin abtreten, der ihr mit Recht gebührt, und mich mit dem zweiten Range begnügen. Ja, wenn dieser Vorzug ihr auch nicht gebührte, so würde ich doch nicht unterlassen, ihr denselben einzuräumen, zum schuldigen Danke, daß sie mein Geheimniß so edelmüthig bewahrt hat. Will Euer Majestät es auf ihre Einwilligung ankommen lassen, so habe ich sie schon darauf vorbereitet, und bin gewiß, daß sie sehr zufrieden sein wird."

Der König hörte die Rede der Prinzessin Badur mit Bewunderung an; und als sie geendigt hatte, wandte er sich zum Prinzen Kamaralsaman, und sprach: „Mein Sohn, da die Prinzessin Badur, eure Gemahlin, die ich bisher durch eine Täuschung, über welche ich mich nicht beklagen kann, für meinen Schwiegersohn hielt, mich versichert, daß sie gern euer Bett mit meiner Tochter theilen will, so wünsche ich nur noch zu wissen, ob ihr auch sie heirathen und die Krone annehmen wollt, welche die Prin-

zessin Badur ihr lebelang zu tragen verdiente, wenn sie nicht vorzöge, dieselbe euch zu Liebe niederzulegen."

„Herr," antwortete der Prinz Kamaralsaman, „wie groß meine Sehnsucht ist, meinen Vater wiederzusehen, so sind jedoch meine Verpflichtungen gegen Euer Majestät und die Prinzessin Haïat-al-nefus so stark, daß ich euch nichts abschlagen kann."

Kamaralsaman wurde also als König ausgerufen, an demselben Tage mit großer Pracht vermählt, und war durch die Schönheit, den Geist und die Liebe der Prinzessin Haïat-al-nefus sehr befriedigt.

In der Folge lebten die beiden Königinnen fortwährend in derselben Freundschaft und Eintracht, wie zuvor, und waren sehr zufrieden mit der Gleichheit, die Kamaralsaman gegen sie beobachtete, indem er abwechselnd sein Bette mit ihnen theilte.

Sie gebaren ihm in demselben Jahre jede einen Sohn, fast zu gleicher Zeit; und die Geburt der beiden Prinzen wurde mit großen Freudenfesten gefeiert.

Kamaralsaman gab dem ältesten, den die Königin Badur geboren hatte, den Namen Amgiad [27]), und den von der Königin Haïat-al-nefus gebornen Sohn nannte er Assad [28]).

---

## Geschichte
## der Prinzen Amgiad und Assad.

Die beiden Prinzen wurden mit großer Sorgfalt erzogen, und als sie zu reiferen Jahren kamen, hatten sie beide dieselben Hofmeister und dieselben Lehrer in den Wissenschaften und schönen Künsten, worin Kamaralsaman sie unterrichten lassen wollte, und dieselben Lehrmeister in allen Uebungen. Die innige Freundschaft zwischen beiden

von ihrer Kindheit an, erzeugte diese Uebereinstimmung des Geschmacks und der Studien, die sich stets vermehrte.

In der That, als sie zu dem Alter kamen, daß jeder ein besonderes Haus haben sollte, waren sie so innig verbunden, daß sie den König Kamaralsaman, ihren Vater baten, ihnen nur Ein Haus für sie beide zu bewilligen. Sie erhielten es, und so hatten sie dieselben Hausbeamten, dieselben Bedienten, denselben Marstall, dasselbe Wohnzimmer und denselben Tisch.

Allmählig hatte Kamaralsaman so großes Vertrauen auf ihre Tüchtigkeit und Geradheit, daß er, als sie das Alter von achtzehn Jahren erreicht hatten, keinen Anstand nahm, ihnen abwechselnd den Vorsitz im Staatsrathe zu übertragen, so oft er Jagden von mehreren Tagen anstellte.

Da die beiden Prinzen gleich schön und wohlgebildet waren, so hatten von ihrer Kindheit an die beiden Königinnen eine unglaubliche Zärtlichkeit für sie, dergestalt zwar, daß die Königin Badur mehr Zuneigung für Assad, den Sohn der Königin Haïat-al-nefus, empfand, als für ihren eigenen Sohn Amgiad, und die Königin Haïat-al-nefus wiederum mehr für Amgiad, als für Assad, ihren Sohn.

Die Königinnen hielten anfangs diese Zuneigung für eine Folge ihrer eigenen gegenseitigen Freundschaft. Aber in dem Maaße als die Prinzen älter wurden, ward daraus unvermerkt eine heftige Liebe, und diese stieg bald zur glühendsten Leidenschaft, als die beiden Prinzen ihren Augen in einer Anmuth erschienen, welche ihre Verblendung vollendete. Die ganze Abscheulichkeit ihrer Leidenschaft war ihnen bewußt, und sie strengten alle Kraft an, ihr zu widerstehen; aber die Vertraulichkeit, mit welcher sie die Jünglinge täglich sahen, und die Gewohnheit, von der sie sich nicht mehr losreißen konnten, sie von ihrer Kindheit an zu bewundern und ihnen zu liebkosen, entzündeten ihre Liebe zu einem Grade, daß sie Schlaf und

Eßluſt verloren. Zu ihrem Unglück, und zum Unglücke der Prinzen ſelber, hatten dieſe, an ihre Zärtlichkeit gewöhnt, nicht den geringſten Verdacht von dieſer abſcheulichen Flamme.

Da die beiden Königinnen einander kein Geheimniß aus ihrer Leidenſchaft gemacht, jedoch nicht die Schamloſigkeit hatten, ſie mündlich dem Prinzen, welchen jede von ihnen beſonders liebte, zu erklären, ſo kamen ſie überein, es ſchriftlich zu thun; und zur Ausführung dieſes unſeligen Vorſatzes benutzten ſie die Abweſenheit des Königs Kamaralſaman auf einer drei- oder viertägigen Jagd.

Am Tage der Abreiſe des Königs hatte Amgiad den Vorſitz im Rathe, und hielt Gericht bis zwei oder drei Uhr Nachmittags. Als er nach der Sitzung in den Palaſt zurückkam, zog ein Verſchnittener ihn beiſeite und überreichte ihm einen Zettel von der Königin Haïat-al-nefus. Amgiad nahm und las ihn mit Entſetzen. „Wie, Verräther," ſaget er hierauf zu dem Verſchnittenen, indem er den Säbel zog, „iſt das die Treue, welche du deinem Herrn und Könige ſchuldig biſt?" Und mit dieſen Worten hieb er ihm den Kopf ab.

Nach dieſer That ging Amgiad, außer ſich vor Zorn, zu der Königin Badur, ſeiner Mutter; mit einer Miene, die genugſam ſeinen Unwillen ausdrückte, zeigte er ihr den Brief, und unterrichtete ſie von deſſen Inhalte, nachdem er ihr geſagt hatte, von wem er käme.

Anſtatt ihn anzuhören, gerieth die Königin Badur ſelber in Zorn. „Mein Sohn," erwiederte ſie, „was du mir da ſagſt, iſt eine Verleumdung und Erdichtung: die Königin Haïat-al-nefus iſt viel zu vernünftig; und ich finde es ſehr verwegen von dir, mit ſolcher Unverſchämtheit von ihr zu mir zu ſprechen."

Der Prinz entrüſtete ſich bei dieſen Worten gegen die Königin, ſeine Mutter, und rief aus: „Ihr ſeid alle, die eine noch ſchändlicher als die andere! Wenn mich die Ehrfurcht nicht zurückhielte, welche ich dem Könige, mei-

nem Vater, schuldig bin, so sollte dies der letzte Tag für Haïat-al-nefus sein."

Die Königin Badur konnte aus dem Beispiele ihres Sohnes Amgiad wohl ermessen, daß der Prinz Assad, der nicht minder tugendhaft war, die ähnliche Erklärung, die sie ihm zu machen vorhatte, nicht günstiger aufnehmen würde. Das verhinderte sie jedoch nicht, in einem so abscheulichen Vorsatze zu beharren, und sie schrieb ihm am folgenden Morgen ebenfalls einen Brief, welchen sie einer Alten, die Zutritt im Palast hatte, anvertraute.

Die Alte nahm auch die Gelegenheit wahr, dem Prinzen Assad beim Ausgange aus dem Rathe, worin er an seinem Tage den Vorsitz gehabt hatte, den Zettel zu übergeben. Der Prinz nahm ihn, und las, und ließ sich vom Zorne dergestalt hinreißen, daß er, ohne sich die Mühe zu geben zu Ende zu lesen, seinen Säbel zog und die Alte bestrafte, wie sie es verdiente. Er rannte nach dem Zimmer der Königin Haïat-al-nefus, seiner Mutter, mit dem Briefe in der Hand; er wollte ihr denselben zeigen: aber sie ließ ihm nicht Zeit dazu, ja ihn nicht einmal zu Worte kommen. „Ich weiß, was du mir sagen willst," rief sie aus, „und du bist eben so unverschämt, als dein Bruder Amgiad. Hebe dich weg, und komm mir nie mehr vor die Augen."

Assad stand bestürzt bei diesen Worten, deren er sich nicht versehen hatte, und sie versetzten ihn in einen Zorn, welchen er schon auf unselige Weise zu äußern im Begriff war; aber er hielt sich zurück, und ging weg, ohne ein Wort zu erwiedern, aus Furcht, etwas seiner edlen Seele unwürdiges zu sagen. Da der Prinz Amgiad so bescheiden gewesen war, ihm nichts von dem am vorigen Tag empfangenen Briefe zu sagen, er nun aber aus den Worten seiner Mutter ersah, daß sie nicht minder schuldig war, als die Königin Badur, so ging er zu ihm, machte ihm freundschaftliche Vorwürfe über sein Schweigen, und vermischte seinen Schmerz mit dem seinigen.

Die beiden Königinnen, voll Verzweiflung, in ihren beiden Söhnen eine Tugend gefunden zu haben, welche sie selber hätte zur Besinnung bringen sollen, entsagten allen natürlichen Gefühlen, und trachteten vereint, sie zu verderben. Sie bildeten ihren Frauen ein, daß jene ihnen hätten Gewalt anthun wollen, sie stellten sich auch ganz so an durch Weinen und Schreien und Verwünschungen, die sie gegen sie ausstießen, und legten sich beide in ein Bett, als wenn der Widerstand, den sie ihnen entgegen gesetzt haben wollten, sie aufs äußerste gebracht hätte....

„Aber Herr," sagte hier Scheherasade, „der Tag bricht an und legt mir Stillschweigen auf." Sie schwieg, und in der folgenden Nacht setzte sie dieselbe Geschichte fort, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und neun und dreißigste Nacht.

„Herr, wir ließen gestern die beiden unnatürlichen Königinnen in dem abscheulichen Vorsatze, die beiden Prinzen, ihre Söhne, zu verderben.

Als am folgenden Morgen der König Kamaralsaman von der Jagd zurückkam, war er sehr erstaunt, sie in einem Bette liegen zu finden, ganz verweint, und in einem so gut verstellten Zustande, daß er zum Mitleide bewegt wurde. Er fragte sie hastig, was ihnen geschehen wäre.

Auf diese Frage verdoppelten die treulosen Königinnen ihr Seufzen und Schluchzen; und nachdem sie sich genug hatten bitten lassen, nahm endlich die Königin Badur das Wort. „Herr," sagte sie, „der gerechte Schmerz, der uns ergriffen hat, ist so groß, daß wir das Tageslicht nicht mehr erblicken sollten, nach der Schmach, welche die Prinzen, eure Söhne, uns durch eine Zügellosigkeit ohne gleichen angethan haben. In Gemeinschaft haben sie, ihrer Geburt unwürdig, in eurer Abwesenheit die Frech-

heit und Schamlosigkeit gehabt, unsere Ehre anzutasten. Euer Majestät erlasse uns, mehr davon zu sagen; unsere Betrübniß wird euch genugsam das Uebrige errathen lassen."

Der König ließ sogleich die beiden Prinzen rufen, und er hätte ihnen mit seiner eigenen Hand das Leben genommen, wenn der alte König Armanos, sein Schwäher, der gegenwärtig war, seinen Arm nicht zurückgehalten hätte. „Mein Sohn," sagte er zu ihm, „was willst du thun? Willst du deine Hände und deinen Palast mit deinem eigenen Blute beflecken? Es gibt ja noch andere Mittel, sie zu bestrafen, wenn sie wirklich schuldig sind." Er bemühte sich, ihn zu besänftigen, und bat ihn, ja genau zu untersuchen, ob sie wirklich das Verbrechen begangen hätten, dessen man sie anklagte.

Kamaralsaman konnte es wohl über sich gewinnen, nicht selber der Scharfrichter seiner Kinder zu sein; aber, nachdem er sie hatte verhaften lassen, ließ er am Abend einen Emir, Namens Giandar[20]) kommen, und trug ihm auf, ihnen außerhalb der Stadt, auf welcher Seite und so weit ab, als er wollte, das Leben zu nehmen und nicht ohne ihre Kleider, zum Zeugnisse des vollzogenen Befehls zurückzukommen.

Giandar ritt die ganze Nacht hindurch mit den beiden Prinzen fort; am Morgen früh stieg er ab, und machte ihnen, mit Thränen in den Augen, den erhaltenen Befehl bekannt. „Prinzen," sagte er zu ihnen, „dieser Befehl ist sehr hart, und es ist für mich ein grausamer Schmerz, zum Vollstrecker desselben erwählt zu sein: wollte Gott, daß ich mich dessen überheben könnte!" — „Thut eure Pflicht," erwiederten die Prinzen; „wir wissen, daß ihr nicht die Ursache unsers Todes seid: wir verzeihen ihn euch von ganzem Herzen."

Mit diesen Worten umarmten sich die Prinzen und sagten sich das letzte Lebewohl mit solcher Zärtlichkeit, daß sie sich lange nicht von einander losreißen konnten. Der

Prinz Assad bot sich zuerst dar, den Todesstreich zu empfangen. „Beginne mit mir," sprach er zu Giandar, damit ich nicht den Schmerz habe, meinen lieben Bruder Amgiad sterben zu sehen." Amgiad wollte es nicht zugeben, und Giandar konte nicht, ohne noch mehr Thränen zu vergießen, als zuvor, Zeuge ihres Wettstreits sein, welcher bewies, wie aufrichtig und vollkommen ihre Freundschaft war.

Sie schlichteten endlich diesen rührenden Streit, und baten Giandar, sie zusammen zu binden und sie in die bequemste Lage zu setzen, daß er ihnen beiden zugleich den Todesstreich geben könnte. „Verweigert nicht," fügten sie hinzu, „diesen Trost, zusammen zu sterben, zwei unglücklichen Brüdern, welche, auch bis auf ihre Unschuld, alles gemein gehabt haben, so lange sie auf der Welt sind."

Giandar gewährte den beiden Prinzen ihren Wunsch: er band sie, und als er ihnen die, wie er glaubte, angemessenste Stellung gegeben hatte, um ihnen, ohne zu fehlen, mit einem Streiche die Häupter abzuschlagen, fragte er sie, ob sie vor ihrem Tode ihm noch etwas aufzutragen hätten.

„Wir bitten euch nur um eins," antworteteten die beiden Prinzen, „nämlich, bei eurer Rückkehr den König, unsern Vater fest zu versichern, daß wir unschuldig sterben, ihm jedoch nicht die Vergießung unsers Blutes zurechnen. Denn wir wissen, daß er von der Wahrheit des uns angeschuldigten Verbrechens nicht recht unterrichtet ist."

Giandar versprach ihnen, es nicht zu unterlassen, und zog zugleich seinen Säbel. Sein an einen Baum neben ihm gebundenes Pferd ward von dieser Bewegung und dem Blinken des Säbels scheu, zerriß den Zaum, sprang fort, und lief, was es laufen konnte, über das Feld dahin.

Es war ein kostbares und reich aufgeschirrtes Roß, welches Giandar ungern verlieren wollte. Verwirrt durch

diesen Zufall warf er, anstatt den Prinzen den Kopf abzuhauen, den Säbel weg, und lief seinem Pferde nach, um es wiederzufangen.

Das muthige Roß machte vor Giandar mehrere Seitensprünge, führte ihn so bis zu einem Walde, und lief hinein. Giandar folgte ihm auch hier: das Wiehern des Rosses erweckte einen schlafenden Löwen, der Löwe lief hervor, und anstatt auf das Roß loszugehen, kam er gerade auf Giandar zu, sobald er ihn erblickte.

Giandar dachte nun nicht mehr an sein Roß: er war jetzt in größerer Sorge für die Erhaltung seines Lebens, und mußte dem Angriffe des Löwen ausweichen, der ihn nicht aus dem Gesichte verlor, sondern ihn durch die Bäume nahe verfolgte. In dieser höchsten Noth sprach er bei sich selber: „Gott würde mir nicht diese Strafe zuschicken, wenn die Prinzen, deren Tod mir befohlen ist, nicht unschuldig wären: zu meinem Unglücke habe ich nicht einmal meinen Säbel, mich zu vertheigen."

Während Giandars Entfernung empfanden die beiden Prinzen einen gleich brennenden Durst, den die Todesangst ihnen verursachte, ungeachtet ihrer edelmüthigen Ergebung in den grausamen Befehl ihres Vaters: Der Prinz Amgiad machte seinem Bruder Assad bemerklich, daß nicht weit von ihnen eine Quelle wäre, und schlug ihm vor, sich loszubinden, um hinzugehen und zu trinken. „Mein Bruder," erwiederte der Prinz Assad, „für die kurze Zeit, die wir noch zu leben haben, verlohnt es sich nicht der Mühe, unsern Durst zu stillen: wir können ihn wohl noch einige Augenblicke aushalten."

Ungeachtet dieser Einwendung, band Amgiad sich los, und auch seinen Bruder wider dessen Willen; sie gingen zu der Quelle, und nachdem sie sich erfrischt hatten, hörten sie in dem Walde, wohin Giandar seinem Rosse gefolgt war, das Gebrüll des Löwen und lautes Geschrei. Amgiad ergriff sogleich den Säbel, den Giandar wegge-

worfen hatte, und sagte zu Assad: „Mein Bruder, laß uns dem unglücklichen Giandar zu Hülfe eilen: vielleicht kommen wir noch zeitig genug, ihn aus der Gefahr, worin er ist, zu befreien."

Die beiden Prinzen verloren keine Zeit, und kamen in demselben Augenblicke an, da der Löwe den Giandar niedergeworfen hatte. Als der Löwe den Prinzen Amgiad mit geschwungenem Säbel auf sich zukommen sah, ließ er seine Beute fahren, und sprang wüthend gerade auf ihn los; der Prinz erwartete ihn unerschrocken, und versetzte ihm einen so gewaltigen und geschickten Schlag, daß er todt niederstürzte.

Sobald Giandar erkannte, daß er den beiden Prinzen das Leben verdankte, warf er sich ihnen zu Füßen, und dankte ihnen für die große Verpflichtung, die er ihnen hatte, in Ausdrücken, die seine vollkommene Erkenntlichkeit bezeigten. „Prinzen," sprach er zu ihnen, indem er wieder aufstand und ihnen mit Thränen in den Augen die Hand küßte, „Gott behüte mich, daß ich noch euer Leben fordern sollte, nach einer so großen und glänzenden Hülfe, als ihr mir jetzo geleistet habt! Nimmer soll man dem Emir Giandar vorwerfen, daß er einer so großen Undankbarkeit fähig gewesen sei."

„Der Dienst, den wir euch geleistet haben," erwiederten die Prinzen, „darf euch nicht abhalten, euren Befehl zu vollziehen. Wir wollen erst euer Pferd wieder fangen, und dann nach dem Orte zurückkehren, wo ihr uns verlassen hattet."

Sie hatten nicht viel Mühe, das Roß wiederzufangen, nachdem seine Wildheit vergangen und es stehen geblieben war.

Aber als sie wieder bei der Quelle waren, konnten sie durch all ihr Bitten und Zureden den Emir Giandar doch nimmer dahin bringen, sie zu tödten. „Das Einzige, was ich mir die Freiheit nehme, von euch zu fordern,"

sagte er zu ihnen, „und um dessen Bewilligung ich euch bitte, ist, daß ihr euch mit dem behelfet, was ich euch von meinen Kleidern anbieten kann, mir dagegen die eurigen gebet, und so weit weg gehet, daß der König, euer Vater, nimmer von euch reden höre."

Die Prinzen waren gezwungen, sich seinem Willen zu fügen; und nachdem sie ihm ihre Kleider gegeben, und sich mit dem bedeckt hatten, was er ihnen von den seinigen gab, nöthigte sie der Emir Giandar, alles anzunehmen, was er an Gold und Silber bei sich hatte, und nahm Abschied von ihnen.

Als der Emir Giandar sich von den Prinzen getrennt hatte, ritt er durch den Wald, färbte dort ihre Kleider mit dem Blute des Löwen, und setzte seinen Weg nach der Hauptstadt der Ebenholz-Insel fort.

Bei seiner Ankunft fragte ihn der König Kamaralsaman, ob er treulich den ihm gegebenen Befehl vollzogen hätte. „Herr," antwortete Giandar, indem er ihm die Kleider der Prinzen überreichte, „hier sind die Zeugnisse davon."

„Sage mir," fragte der König weiter, „auf welche Weise empfingen sie die Strafe, die ich ihnen anthun ließ?"

„Herr," erwiederte Giandar, „sie empfingen sie mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, und mit einer Hingebung in den Willen Gottes, welche die Aufrichtigkeit ihres Glaubensbekenntnisses [30]) bezeugte; vorzüglich aber mit großer Ehrfurcht für Euer Majestät, und mit einer unbegreiflichen Unterwerfung bei ihrem Todesurtheil. „Wir sterben unschuldig," sagten sie, „aber wir murren deshalb nicht. Wir empfangen unsern Tod von der Hand Gottes, und verzeihen ihn dem König, unserm Vater: wir wissen sehr wohl, daß er nicht recht von der Wahrheit unterrichtet ist."

Kamaralsaman, innig gerührt über diesen Bericht des Emirs Giandar, fiel darauf, die Taschen in den Kleidern

der beiden Prinzen zu durchsuchen, und begann bei denen Amgiads. Er fand darin einen Brief, öffnete ihn und las ihn. Er erkannte bald, daß die Königin Haïat-alnefus ihn geschrieben hatte, nicht allein an der Handschrift, sondern auch an einer kleinen darin liegenden Haarlocke, und schauderte. Zitternd untersuchte er auch Assads Taschen, und der Brief der Königin Badur, den er darin fand, traf ihn mit einem so plötzlichen und gewaltigen Schlage, daß er in Ohnmacht fiel. ..."

Die Sultanin Scheherasade bemerkte bei diesen letzten Worten, daß der Tag anbrach, hielt inne, und schwieg. In der folgenden Nacht nahm sie den Faden der Geschichte wieder auf, und sagte zum Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und vierzigste Nacht.

„Herr, nimmer glich ein Schmerz demjenigen, den Kamaralsaman bezeigte, sobald er aus der Ohnmacht wieder zu sich kam. „Was hast du gethan, grausamer Vater?" rief er aus, „du hast deine eigenen Kinder gemordet! Meine armen Söhne! Ihre Weisheit, ihre Bescheidenheit, ihr Gehorsam, ihre Unterwerfung unter jeglichen deinen Willen, ihre Tugenden, sprachen sie bei dir nicht laut genug zu ihrer Vertheidigung? Verdienst du wohl, daß die Erde dich noch trägt, nach einem so scheuslichen Verbrechen? — Ich habe mich selber in diese Schmach gestürzt, und es ist die Strafe Gottes, die mich trifft, daß ich nicht in dem Abscheu gegen die Weiber beharrete, mit welchem ich geboren wurde. Ich will euer Verbrechen nicht durch euer Blut abwaschen, ihr abscheulichen Weiber! nein, ihr seid meines Zornes nicht würdig. Aber der Zorn des Himmels möge mich treffen, wenn ich euch jemals wiedersehe!"

Der König Kamaralsaman hielt seinen Eid gewissenhaft. Er ließ denselben Tag noch die beiden Königinnen

jede in ein abgesondertes Zimmer bringen, worin sie unter strenger Aufsicht blieben, und sein lebelang nahte er sich ihnen nicht mehr.

Während der König Kamaralsaman sich so über den Verlust der beiden Prinzen, seiner Söhne, betrübte, irrten diese in den Wüsten umher, indem sie vermieden, bewohnten Gegenden zu nahen und irgend einem Menschen zu begegnen; sie lebten nur von Kräutern und wilden Früchten, und tranken nur trübes Regenwasser, das sie in den Felsenhöhlungen fanden. Während der Nacht schliefen und wachten sie wechselweise, um sich vor den wilden Thieren zu schützen.

Nach Verlauf eines Monats gelangten sie an den Fuß eines furchtbaren Berges, ganz von schwarzem Gestein, und wie es schien, unersteiglich. Sie bemerkten dennoch einen betretenen Weg; aber er war so schmal und steil, daß sie nicht wagten, sich darauf einzulassen. In der Hoffnung, einen minder rauhen Weg zu finden, gingen sie am Fuße des Berges hin, und wanderten so fünf Tage lang fort; aber ihre Mühe war vergeblich: sie waren genöthigt, zu dem vorher verschmähten Wege zurückzukehren. Sie fanden ihn so wenig gangbar, daß sie lange Ueberlegungen anstellten, ehe sie sich entschlossen, ihn zu betreten. Endlich ermuthigten sie sich, und stiegen hinauf.

Je weiter die beiden Prinzen kamen, je höher und schroffer schien ihnen der Berg, und sie waren mehrmals in Versuchung, ihr Unternehmen aufzugeben. Wenn der eine müde war, und der andere es bemerkte, so stand er still, und beide schöpften wieder Athem. Manchmal waren alle beide so ermüdet, daß ihnen die Kräfte versagten: dann gedachten sie nicht weiter steigen zu können, sondern vor Mattigkeit und Erschöpfung zu sterben. Wenn sie aber nach einigen Augenblicken ihre Kräfte ein wenig zurückkehren fühlten, faßten sie sich wieder Muth und setzten ihren Weg fort.

Trotz ihrer Arbeit, ihrer Beharrlichkeit und ihren

Anstrengungen, war es ihnen doch nicht möglich, mit dem Ende des Tages den Gipfel zu erreichen. Die Nacht überfiel sie, und der Prinz Assad fühlte sich so ermüdet und seine Kräfte so erschöpft, daß er stehen blieb: „Mein Bruder," sagte er zum Prinzen Amgiad, „ich kann nicht mehr, ich muß den Geist aufgeben." — „Wir wollen uns ausruhen, so lange es dir gefällt," erwiederte Amgiad, indem er mit ihm stehen blieb, „und laß den Muth nicht sinken. Du siehst, wir haben nicht mehr viel zu steigen, und der Mond ist uns günstig."

Nach einer guten halben Stunde Ruhe machte Assad einen neuen Ansatz; und endlich erreichten sie den Gipfel des Berges, wo sie abermals ausruhten.

Amgiad stand zuerst wieder auf, und sah vor sich in geringer Entfernung einen Baum. Er ging bis dahin, und fand einen Granatbaum mit reichen Früchten beladen, und am Fuße desselben eine Quelle. Er lief zurück zu Assad, verkündigte ihm die gute Neuigkeit, und führte ihn unter den Baum bei der Quelle. Sie erquickten sich, aßen jeder eine Granate, und schliefen ein.

Als am folgenden Morgen die Prinzen erwacht waren, sagte Amgiad zu Assad: „Auf, mein Bruder, laß uns unsern Weg fortsetzen, ich sehe, daß der Berg auf dieser Seite viel gemächlicher ist, als auf der andern, und wir dürfen nur hinabsteigen."

Aber Assad war von der Anstrengung des vorigen Tages dermaßen ermüdet, daß er nicht weniger als drei Tage bedurfte, um sich völlig herzustellen. Sie unterhielten sich, wie sie schon mehrmals gethan hatten, von der unnatürlichen Liebe ihrer Mütter, welche sie in diesen bejammernswürdigen Zustand versetzt hatte. „Aber," sagten sie, „da Gott sich auf so sichtbare Weise unser angenommen hat, so müssen wir alle unsere Leiden mit Geduld ertragen, und uns mit der Hoffnung trösten, daß er ihnen endlich ein Ziel setzen wird."

Nach Verlauf der drei Tage machten die beiden Brü-

der sich wieder auf den Weg; und da das Gebirge von dieser Seite sich in mehreren weiten Gefilden abstufte, so gebrauchten sie fünf Tage, bevor sie in die Ebene kamen. Endlich entdeckten sie mit vieler Freude eine große Stadt. „Mein Bruder," sagte hierauf Amgiad zu Assad, „bist du mit mir derselben Meinung, so bleib hier außerhalb der Stadt an irgend einem Orte, wo ich dich wiederfinde, während ich auf Kundschaft hineingehe, um zu erfahren, wie die Stadt heißt, und in welchem Lande wir sind; auch werde ich dafür sorgen, Lebensmittel mitzubringen. Es ist rathsam, daß wir nicht sogleich alle beide hineingehen, wenn etwa Gefahr zu fürchten wäre."

„Mein Bruder," versetzte Assad, „ich billige ganz deinen Rath, er ist weise und vorsichtig; wenn aber einer von uns beiden allein hinein gehen soll, so werde ich nie zugeben, daß du es bist, sondern du wirst erlauben, daß ich es übernehme. Welcher Schmerz würde es für mich sein, wenn dir ein Unglück begegnete."

„Aber mein Bruder," entgegnete Amgiad, „dasselbe, was du für mich fürchtest, muß ich für dich fürchten; ich bitte dich, mich gewähren zu lassen, und mich mit Geduld zu erwarten."

„Ich werde es nie zugeben," erwiederte Assad; „und wenn mir etwas zustößt, so habe ich doch den Trost, zu wissen, daß du in Sicherheit bist."

Amgiad war genöthigt, nachzugeben, und blieb unter den Bäumen am Fuße des Berges.

---

## Zweihundert und ein und vierzigste Nacht.

## Der Prinz Assad in der Stadt der Magier.

Der Prinz Assad nahm Geld aus dem Beutel, welchen Amgiad trug, und setzte seinen Weg bis in die Stadt

fort. Er hatte kaum einige Schritte in der ersten Straße gethan, als er einen ehrwürdigen Greis antraf, der wohlgekleidet war, und ein Rohr in der Hand trug. Da er ihn unbedenklich für einen bedeutenden Mann hielt, der ihn nicht täuschen würde, so nahte er sich ihm, und redete ihn an, „Herr, ich bitte euch, mir den Weg nach dem öffentlichen Platze zu zeigen."

„Der Greis betrachtete den Prinzen lachend, und sagte zu ihm: „Mein Sohn, vermuthlich bist du ein Fremder; du würdest mir nicht diese Frage thun, wenn dem nicht so wäre."

„Ja, Herr," antwortete Assad, „ich bin ein Fremder."

„Sei willkommen," sagte der Greis hierauf; „unser Land ist sehr geehrt, daß ein wohlgebildeter Jüngling, wie du, sich bemüht, es zu besuchen. Sage mir, was du auf dem öffentlichen Platze zu thun hast."

„Herr," antwortete Assad, „es sind beinahe zwei Monate, daß ich mit meinem Bruder aus einem sehr weit von hier entlegenen Lande abreiste. Während dieser Zeit sind wir unaufhörlich fortgewandert, und wir kommen eben heute erst an. Mein Bruder, von der so langen Reise ermüdet, ist am Fuße des Berges geblieben, und ich komme, Lebensmittel für ihn und für mich zu holen."

„Mein Sohn," sagte hierauf wieder der Greis, „du bist gerade zur gelegensten Zeit gekommen, und ich freue mich für dich und deinen Bruder darüber. Ich habe heute mehreren meiner Freunde ein großes Gastmahl gegeben, von welchem eine Menge Gerichte, noch unberührt, übrig geblieben sind. Komm mit mir, ich will dir davon zu essen geben; und wenn du gesättigt bist, will ich dir davon noch für dich und deinen Bruder auf mehrere Tage Vorrath geben. Du hast also nicht nöthig, dein Geld auf dem Markte auszugeben: Reisende haben nie zu viel Geld. Zugleich kann ich dich, während du issest, von den Besonderheiten unserer Stadt besser unterrichten, als irgend

jemand. Ein Mann wie ich, der die höchsten Aemter mit Ehren bekleidet hat, muß sie wohl kennen. Du darfst dich auch wohl freuen, daß du dich eher an mich, als an jemand anders gewandt hast; denn ich muß dir im Vorbeigehen sagen, daß nicht alle unsere Bürger so gesonnen sind, wie ich; ich versichere dich, es gibt darunter recht boshafte. Komm also; ich will dich kennen lehren, welch ein Unterschied ist zwischen einem ehrlichen Manne, wie ich bin, und so vielen Leuten, die sich dessen rühmen, aber es nicht sind."

„Ich bin euch unendlich verpflichtet," erwiederte der Prinz Assad, „für den guten Willen, welchen ihr mir bezeuget: ich überlasse mich ganz euch, und bin bereit, euch zu folgen, wohin es euch beliebt."

Der Greis, der nun mit Assad an seiner Seite weiter ging, lachte in seinen Bart, und aus Furcht, daß Assad es bemerkte, unterhielt er ihn von mancherlei Dingen, damit er die gute Meinung behielte, welche er von ihm gefaßt hatte. „Man muß gestehen," sagte er zu ihm, „du hast großes Glück, daß du dich früher an mich, als an einen andern gewandt hast. Ich preise Gott dafür, daß du mir begegnet bist: du wirst erfahren, warum ich dies sage, wenn du in mein Haus kömmst."

Der Greis erreichte endlich sein Haus, und führte Assad in einen großen Saal, wo er vierzig Greise sah, welche im Kreise um ein Feuer saßen, das sie anbeten.

Bei diesem Schauspiel empfand Assad nicht minder Abscheu vor dem Anblicke so sinnloser Menschen, daß sie dem Geschöpf, anstatt dem Schöpfer selber, ihre Verehrung widmeten, als er von Schreck ergriffen wurde, so betrogen zu sein und sich an einem so scheuslichen Orte zu befinden.

Während Assad noch erstarrt dastand, grüßte der arglistige Greis die vierzig Greise und sprach zu ihnen: „Andächtige Verehrer des Feuers, heute ist ein glücklicher

Tag für uns. — Wo ist Gasban?“[31]) setzte er hinzu, „man rufe ihn her.“

Auf diese laut genug ausgesprochenen Worte erschien ein Schwarzer, der sie unter dem Saale gehört hatte; und kaum hatte dieser Schwarze, der Gasban war, den trostlosen Assad erblickt, so verstand er, weshalb er gerufen war. Er lief auf ihn zu, stürzte ihn durch eine Maulschelle zu Boden, und band ihm die Arme mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit. Als er fertig war, befahl ihm der Greis: „Führ' ihn hinunter, und vergiß nicht, meinen Töchtern Bostane und Kavame[32]) zu sagen, daß sie ihm alle Tage tüchtig die Bastonnade geben, dabei ein Brot am Morgen, und eins am Abend, zur ganzen Nahrung: das reicht hin, um ihn am Leben zu erhalten, bis zur Abfahrt des Schiffes nach dem Blauen Meere und dem Feuer-Berge; wir wollen ihn unserer Gottheit zum angenehmen Opfer bringen....“

Die Sultanin Scheherasade erzählte diese Nacht nicht weiter, weil der Tag schon anbrach. In der folgenden Nacht fuhr sie fort, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und zwei und vierzigste Nacht.

„Herr, sobald der Greis den grausamen Befehl ertheilt hatte, bemächtigte sich Gasban Assads, unter Mißhandlungen ließ er ihn unter den Saal hinabsteigen, und nachdem er ihn durch mehrere Thüren geführt hatte, bis in ein Loch, in welches man zwanzig Stufen hinabstieg, fesselte er ihn mit den Füßen an eine sehr starke und schwere Kette.

Sobald er damit fertig war, ging er hin, die Töchter des Greises zu benachrichtigen: aber der Alte war schon selber dort und sprach zu ihnen: „Meine Töchter, steiget hinunter und gebet dem Muselmann, den ich eben

gefangen habe, die Bastonnade, so wie ihr wohl wißt, und schonet ihn nicht: ihr könnt es nicht besser bezeigen, daß ihr gute Feueranbeterinnen seid."

Bostane und Kabame, auferzogen im Hasse gegen alle Muselmänner, empfingen diesen Befehl mit Freuden. Sie stiegen augenblicklich in das Loch hinab, zogen Assad aus, und schlugen ihn unbarmherzig bis aufs Blut und bis er ohne Bewußtsein da lag. Nach dieser grausamen Mißhandlung stellten sie einen Krug voll Wassers mit einem Brote neben ihn hin, und entfernten sich.

Assad kam erst lange Zeit nachher wieder zu sich; und dies geschah nur, um Ströme von Thränen zu vergießen, indem er sein Elend beweinte, jedoch mit dem Troste, daß dieses Unglück nicht seinem Bruder Amgiad begegnet wäre.

Der Prinz Amgiad erwartete am Fuße des Berges seinen Bruder Assad bis auf den Abend mit großer Ungeduld. Als er sah, daß die Sonne schon längst untergegangen war und sein Bruder noch nicht zurückkam, gerieth er schier in Verzweiflung. Er brachte die Nacht in dieser trostlosen Unruhe hin; und sobald der Tag anbrach, machte er sich auf den Weg nach der Stadt.

Er war sogleich sehr verwundert, nur sehr wenige Muselmänner darin zu sehen. Er sprach den ersten, der ihm begegnete, an, und bat, ihm zu sagen, wie die Stadt hieße. Er vernahm, daß es die Stadt der Magier war, so genannt, weil die Magier oder Feueranbeter darin die Ueberzahl, dagegen nur sehr wenig Muselmänner dort sind. Er fragte auch, wie weit man von hier nach der Ebenholz-Insel rechnete; und die Antwort war, man gebrauchte zur See vier Monate, und zu Lande ein Jahr zu der Reise. Der, an den er sich gewandt hatte, verließ ihn plötzlich, nachdem er ihm die beiden Fragen beantwortet hatte, und setzte seinen Weg fort, weil er dringende Geschäfte hatte.

Amgiad, der mit seinem Bruder Assad nur in sechs

Wochen ungefähr von der Ebenholz-Insel hergekommen war, konnte nicht begreifen, wie sie einen so langen Weg in so kurzer Zeit gemacht hätten, wenn es nicht durch Bezauberung geschehen, oder der Weg über das Gebirge, den sie gekommen, nicht um so viel kürzer, und nur wegen seiner Schwierigkeit nicht gebräuchlich wäre.

Indem er nun die Stadt durchwanderte, blieb er am Laden eines Schneiders stehen, den er an seiner Kleidung für einen Muselmann erkannte, so wie er schon den ersten, mit dem er gesprochen, daran erkannt hatte [33]). Er setzte sich, nachdem er ihn gegrüßt hatte, bei ihm nieder, und erzählte ihm den Gegenstand seiner Bekümmerniß.

Als der Prinz Amgiad geendigt hatte, erwiederte der Schneider: „Wenn euer Bruder einem Magier in die Hände gefallen ist, so müßt ihr fürchten, ihn nie wiederzusehen. Er ist ohne Rettung verloren; und ich rathe euch, euch darüber zu trösten und daran zu denken, euch selber vor einem ähnlichen Unfalle zu bewahren. Drum, wenn ihr mir folgen wollt, so bleibet bei mir, und ich will euch von allen Argliften dieser Magier unterrichten, damit ihr euch, beim Ausgehen, vor ihnen hüten könnet."

Amgiad, sehr betrübt über den Verlust seines Bruders Assad, nahm das Anerbieten an, und dankte dem Schneider tausendmal für die ihm bewiesene Güte.

## Geschichte
## des Prinzen Amgiad mit einem Fräulein in der Stadt der Magier.

Der Prinz Amgiad ging einen ganzen Monat lang nicht anders durch die Stadt, als in Gesellschaft des Schneiders. Endlich wagte er es, allein ins Bad zu gehen. Auf dem Rückwege begegnete er in einer Straße, worin sonst niemand ging, einer Frau, die auf ihn zukam.

Als die Frau einen so wohlgebildeten Jüngling frisch

aus dem Bade kommen sah, lüftete sie ihren Schleier, und fragte ihn mit lächelnder Miene und freundlichen Augen, wohin er ginge. Amgiad konnte den Reizen, die sie ihn sehen ließ, nicht widerstehen, und antwortete: „Schöne Frau, ich gehe nach Hause, oder mit euch, nach eurem Belieben."

„Herr," erwiederte die Frau mit anmuthigem Lächeln, „Frauen meiner Art führen nicht die Männer in ihr Haus, sondern gehen zu ihnen."

Amgiad gerieth über diese unerwartete Antwort in große Verlegenheit. Er wagte es nicht, sie zu seinem Wirthe zu führen, der daran Anstoß genommen hätte; und er wäre in Gefahr gewesen, dadurch den Schutz zu verlieren, dessen er in einer Stadt, wo man so vorsichtig sein mußte, so sehr bedurfte. Seine wenige Bekanntschaft hier machte, daß er sonst keinen Ort wußte, wohin er die Schöne führen sollte: und doch konnte er sich nicht entschließen, eine so schöne Gelegenheit entschlüpfen zu lassen. In dieser Ungewißheit beschloß er, sich dem Zufalle zu überlassen; und ohne der Frau zu antworten, ging er vor ihr her, und sie folgte ihm.

Der Prinz Amgiad führte sie lange von Straße zu Straße, von Ecke zu Ecke, von Platz zu Platz; und beide waren schon vom Wandern ermüdet, als er eine Straße einschlug, an deren Ende ein Haus von recht schönem Ansehen stand, dessen sehr hohe Pforte verschlossen war; an jeder Seite derselben stand eine Bank: Amgiad setzte sich auf die eine, um Athem zu schöpfen; und die Frau, noch müder als er, setzte sich auf die andere.

Als die Schöne da saß, sprach sie zum Prinzen Amgiad: „Das hier ist also euer Haus?" — „Wie ihr sehet, schöne Frau," antwortete der Prinz. „Warum öffnet ihr nicht?" versetzte sie; „was wartet ihr noch?" — „Schöne Frau," antwortete Amgiad, „ich habe den Schlüssel nicht; ich habe ihn meinem Sklaven zurückgelassen, dem ich einen Auftrag gegeben, von welchem er noch nicht

zurück sein kann. Und da ich ihm noch befohlen habe, nach Ausrichtung dieses Auftrages, mir Vorrath zu einem guten Mittagsessen einzukaufen, so fürchte ich, wir werden noch lange auf ihn warten müssen."

Die Schwierigkeit, welche der Prinz fand, sein Gelüst zu befriedigen, das ihn schon anfing zu gereuen, hatte ihm diese Ausflucht eingegeben, in der Hoffnung, die Schöne würde ihn verlassen, um anderswo ihr Glück zu versuchen: aber er täuschte sich.

„Das ist doch ein nichtswürdiger Sklave, so lange auf sich warten zu lassen!" versetzte die Schöne; „sobald er kömmt, will ich selber ihn abstrafen, wie er es verdient, wenn ihr es nicht gehörig thut. Es ist unterdessen nicht wohlanständig, daß ich mit einem Manne allein an der Thüre bleibe."

Indem sie dies sagte, stand sie auf und ergriff einen Stein, um das Schloß zu zerschlagen, welches nur von Holz und sehr schwach war, nach Landes Art.

Amgiad, in Verzweiflung über diesen Vorsatz, wollte ihn verhindern und sagte zu ihr: „Schöne Frau, was wollt ihr thun? Ich bitte euch, habet nur noch einige Augenblicke Geduld."

„Was habt ihr zu fürchten?" versetzte sie; „ist das Haus nicht euer? Es ist kein großer Schade um ein zerbrochenes Schloß von Holz; es ist leicht durch ein anderes zu ersetzen."

Sie zerschlug also das Schloß; und als die Thüre geöffnet war, trat sie hinein und ging voran.

Als Amgiad die Thüre des Hauses erbrochen sah, hielt er sich für verloren. Er schwankte, ob er eintreten oder entschlüpfen und sich der, wie er glaubte, unvermeidlichen Gefahr entziehen sollte; und er war schon im Begriffe das letzte zu thun, als die Schöne sich umdrehete und sah, daß er ihr nicht folgte.

„Was ist euch; warum tretet ihr nicht in euer Haus?" fragte sie ihn. „Schöne Frau," antwortete er,

„ich wollte mich nur umschauen, ob mein Sklave noch nicht zurückkäme, weil ich fürchte, daß noch nichts bereit ist.“ — „Kommet, kommet,“ fuhr sie fort, „wir können besser drinnen warten, als hier außen, bis er kömmt.“

Der Prinz Amgiad trat also wider seinen Willen in einen geräumigen und reinlich gepflasterten Hof. Von hier stieg er mit der Schönen einige Stufen hinauf in eine große Vorhalle, wo beide einen offnen, schön eingerichteten Saal erblickten, und in dem Saale eine Tafel mit auserlesenen Gerichten, eine andere mit verschiedenen Arten schöner Früchte, und einen Schenktisch mit Weinflaschen besetzt.

Als Amgiad diese Zurichtungen sah, zweifelte er nicht mehr an seinem Verderben. „Es ist um dich geschehen, armer Amgiad,“ sprach er zu sich selber, „du wirst deinen geliebten Bruder Assad nicht lange überleben!“

Die Schöne dagegen, erfreut über dies angenehme Schauspiel, rief aus: „Wie nun, Herr? ihr fürchtetet, daß nichts bereit wäre: ihr seht indessen, daß euer Sklave fleißiger gewesen ist, als ihr glaubtet. Zwar, wenn ich mich nicht täusche, so sind dies Vorbereitungen für eine andere Frau, als mich: aber das thut nichts; mag diese Frau kommen, ich verspreche euch, nicht eifersüchtig darüber zu sein. Ich bitte euch nur um die Gnade, mir zu erlauben, daß ich sie und auch euch bediene.“

Amgiad konnte sich nicht enthalten, über den Scherz der Schönen zu lachen, so bekümmert er auch war. „Schöne Frau,“ erwiederte er, obwohl er im Herzen ganz andere trostlose Gedanken hegte, „ich versichere euch, daß nichts weniger Statt findet, als was ihr euch einbildet; dies ist nur meine gewöhnliche einfache Lebensweise.“

Da er sich nicht entschließen konnte, sich an eine Tafel zu setzen, die nicht für ihn bereitet war, so wollte er sich auf das Sofa setzen; aber die Schöne verhinderte ihn daran, und sprach zu ihm: „Was wollt ihr thun? nach

dem Bade müßt ihr Hunger haben: darum wollen wir uns zu Tische setzen, essen und fröhlich sein."

Amgiad war genöthigt, zu thun, was die Schöne wollte: sie setzten sich zu Tische und aßen. Nach den ersten Bissen nahm die Schöne eine Flasche und ein Glas, schenkte sich ein, und trank zuerst auf Amgiads Gesundheit. Als sie ausgetrunken hatte, füllte sie dasselbe Glas, und reichte es Amgiad, der ihr auch Bescheid that.

Je mehr Amgiad über sein Abenteuer nachdachte, so mehr war er in Verwunderung, daß der Herr des Hauses nicht erschien, und daß ein so sauberes und reichlich versehenes Haus sogar ohne einen einzigen Bedienten war. „Mein Glück wäre außerordentlich," sagte er bei sich selber, „wenn der Herr nicht eher kommen könnte, als bis ich mich aus diesem Handel gewickelt hätte."

Während er sich mit diesen Gedanken, und andern noch verdrießlicheren beschäftigte, fuhr die Schöne fort, zu essen, trank auch von Zeit zu Zeit, und nöthigte ihn, dasselbe zu thun.

Sie waren bald bei den Früchten, als der Herr des Hauses ankam.

Dies war aber der Ober-Stallmeister des Königs der Magier, und sein Name war Bahader [34]). Das Haus gehörte ihm; er hatte noch ein anderes, worin er eigentlich wohnte. Dieses hier bediente er sich nur, um insonderheit drei oder vier erwählte Freunde bei sich zu bewirthen; er ließ alles dazu von seinem Wohnhause hieher bringen; und das hatte er auch diesen Tag durch einige seiner Leute thun lassen, die kurz vor Amgiads Ankunft mit seiner Schönen wieder weggegangen waren.

Bahader kam ohne Gefolge und verkleidet, wie gewöhnlich. Er kam etwas vor der seinen Freunden bestimmten Stunde, und war nicht wenig überrascht, die Thüre seines Hauses erbrochen zu sehen. Er trat ohne Geräusch ein; und als er hörte, daß in dem Saale gesprochen wurde und man sich lustig machte, schlich er sich

längs der Mauer hin und steckte den Kopf halb in die Thüre, um zu sehen, was für Leute es wären. Als er sah, daß es ein junger Mann mit einer jungen Frau war, die an der Tafel speisten, welche nur für seine Gäste und für ihn bereitet worden, und also das Unglück nicht so groß war, als er sich anfangs eingebildet hatte, so beschloß er, sich damit eine Luft zu machen.

Die Schöne, welche den Rücken nach der Thüre gewandt hatte, konnte den Ober-Stallmeister nicht sehen; aber Amigad erblickte ihn sogleich, als er gerade das Glas in der Hand hatte. Er verwandelte bei diesem Anblicke die Farbe, und blickte starr nach Bahader, der ihm ein Zeichen gab, zu schweigen und zu ihm zu kommen.

Amgiad trank und stand auf. „Wo wollt ihr hin?" fragte ihn die Schöne. „Edle Frau," antwortete er ihr, „bleibet, ich bitte euch, ich bin sogleich wieder bei euch: ich muß einen Augenblick hinausgehen."

Er ging zu Bahader, der ihn in der Vorhalle erwartete und ihn in den Hof führte, um mit ihm zu reden, ohne daß die Frau es hörte...."

Scheherasade bemerkte bei diesen letzten Worten, daß es für den Sultan von Indien Zeit wäre aufzustehen, und schwieg. In der folgenden Nacht aber hatte sie Zeit, fortzufahren, und also zu ihm zu sprechen:

---

## Zweihundert und drei und vierzigste Nacht.

„Herr, als Bahader und der Prinz Amgiad in dem Hof waren, fragte Bahader den Prinzen, durch welches Abenteuer er sich mit dem Fräulein in seinem Hause befände, und warum sie die Thür desselben erbrochen hätten?

„Herr," antwortete Amgiad, „ich muß euch sehr strafbar erscheinen, aber wenn ihr die Gütigkeit haben wollt, mich anzuhören, so hoffe ich, ihr werdet mich entschuldigen." Er fuhr hierauf fort, und erzählte ihm in wenig

Worten, wie die Sache zusammenhinge, ohne etwas zu verschweigen; und um ihn völlig zu überzeugen, daß er einer solchen unwürdigen Handlung, wie die Erbrechung eines Hauses, nicht fähig wäre, verhehlte er ihm auch nicht, daß er ein Prinz wäre, und sagte ihm die Ursache, warum er sich in der Stadt der Magier befände.

Bahader, der von Natur ein Freund der Fremden war, freute sich über die Gelegenheit, einem von dem Stande und Range Amgiads zu dienen. Denn nach seinem Wesen, seinem edeln Anstande, seinen Reden und gewählten und feinen Ausdrücken, zweifelte er keineswegs an seiner Aufrichtigkeit.

„Prinz," sprach er zu ihm, „ich bin äußerst erfreut, Gelegenheit gefunden zu haben, euch in einem so lustigen Abenteuer, wie das mir von euch erzählte ist, zu dienen. Weit entfernt, euer Fest zu stören, mache ich mir ein großes Vergnügen daraus, zu eurer Lust beizutragen. Ich bin der Ober-Stallmeister des Königs, und heiße Bahader. Ich habe einen Palast zu meiner eigentlichen Wohnung, und dieses Haus habe ich dazu, um manchmal mit meinen Freunden gemächlicher zusammenzukommen. Ihr habt eurer Schönen eingebildet, ihr habet einen Sklaven, obwohl ihr keinen habt. Ich will dieser Sklave sein; und damit ihr euch darüber kein Bedenken machet und euch nicht entschuldiget, so wiederhole ich euch, daß ich es durchaus sein will; und ihr sollt bald die Ursache davon hören. Gehet also und setzet euch wieder auf euren Platz; fahret fort euch zu erlustigen: und wenn ich nach einiger Zeit hereinkomme und im Sklavenkleide vor euch trete, so scheltet mich tüchtig aus; ja scheut euch selbst nicht, mich zu schlagen: ich werde euch bedienen, so lange ihr bei Tische sitzet, bis in die Nacht. Ihr schlaft mit der Schönen hier, und morgen früh entlasse ich euch mit Ehren. Darnach werde ich mich bemühen, euch noch andere wichtigere Dienste zu leisten. Gehet also, und verlieret keine Zeit."

Amgiad wollte etwas einwenden, aber der Ober-Stallmeister ließ es nicht zu, sondern zwang ihn, zu dem Fräulein zurückzukehren.

Kaum war Amgiad wieder in den Saal gegangen, als die eingeladenen Freunde des Ober-Stallmeisters ankamen. Er bat sie freundlich, ihn zu entschuldigen, daß er sie diesen Tag nicht bewirthe, indem er ihnen zu verstehen gab, sie würden gewiß die Ursache davon billigen, wenn er sie ihnen am nächsten Tage sagen würde. Sobald sie sich wieder entfernt hatten, ging er hin und legte ein Sklavenkleid an.

Der Prinz Amgiad kam wieder zu der Schönen, sehr vergnügten Herzens, daß der Zufall ihn in ein Haus geführt hatte, dessen Herr ein so ausgezeichneter Mann war, und sich so artig gegen ihn benahm. Indem er sich wieder an den Tisch setzte, sagte er zu ihr: „Schöne Frau, ich bitte euch tausendmal um Vergebung wegen meiner Unhöflichkeit und wegen meiner verdrüßlichen Laune, worin die Abwesenheit meines Sklaven mich versetzt: der Schlingel soll's mir bezahlen; ich will ihm zeigen, ob er so lange ausbleiben darf."

„Lasset euch das nicht beunruhigen," versetzte die Schöne; „desto schlimmer für ihn: macht er Streiche, so soll er sie büßen. Denken wir nicht mehr daran, sondern nur, uns zu erfreuen."

Sie fuhren nun fort zu tafeln, und mit desto mehr Annehmlichkeit, da Amgiad nicht mehr, wie bisher, besorgt war, was aus dem Uebermuthe der Schönen entstehen würde, welche die Thüre des Hauses doch nicht hätte erbrechen sollen, wenn selbst das Haus Amgiad gehört hätte. Sie war in der heitersten Laune, und beide wechselten tausend Scherzreden, indem sie mehr tranken als aßen, bis Bahader, als Sklave verkleidet, ankam.

Der Sklave war sehr betreten, als er seinen Herrn schon in Gesellschaft sah, und daß er so spät zurückkam. Er warf sich ihm zu Füßen und küßte den Boden, um

seine Gnade anzuflehen; und als er sich wieder aufgerichtet hatte, stand er mit niedergeschlagenen Augen und gekreuzten Armen und erwartete seine Befehle.

„Nichtswürdiger Sklave," sprach Amgiad zu ihm, mit Zorn im Auge und im Tone, „sage mir, gibt's noch einen schändlicheren Sklaven, als du bist! Wo bist du gewesen? Was hast du gemacht, daß du jetzt erst zurückkömmst?"

„Herr," antwortete Bahader, „ich bitte euch um Verzeihung: ich habe die mir von euch gegebenen Aufträge ausgerichtet; ich glaubte nicht, daß ihr so bald zurückkommen würdet."

„Du bist ein Taugenichts," fuhr Amgiad fort, „und mit derben Streichen will ich dich lügen und deine Schuldigkeit versäumen lehren."

Zugleich stand er auf, ergriff einen Stock und gab ihm damit zwei oder drei ziemlich leichte Schläge; worauf er sich wieder an den Tisch setzte.

Die Schöne war aber mit dieser Strafe nicht zufrieden; sie stand ebenfalls auf, nahm den Stock und bedeckte Bahader schonungslos mit so viel Schlägen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Amgiad, äußerst betreten über die Freiheit, welche sie sich nahm, und einen königlichen Beamten von dieser Bedeutung so mißhandelte, mochte schreien was er wollte, daß es genug wäre, sie schlug immer zu. „Lasset mich gewähren," sagte sie, „ich will mir Genugthuung verschaffen, und ihn lehren, ein andermal so lange ausbleiben." Sie fuhr fort mit solcher Wuth zu schlagen, daß er genöthigt war, aufzustehen und ihr den Stock zu entreißen, den sie nur nach heftigem Widerstande fahren ließ. Und als sie nun den Bahader nicht mehr schlagen konnte, setzte sie sich wieder auf ihren Platz und schimpfte ihn noch tüchtig aus.

Bahader trocknete seine Thränen, bediente sie dann, und schenkte ihnen ein. Als er sah, daß sie nicht mehr tranken und aßen, deckte er ab, säuberte den Saal, stellte

alles wieder an seinen Platz, und als es Nacht ward, zündete er die Wachskerzen an. So oft er hinausging oder herein kam, unterließ die Schöne nicht, auf ihn zu grollen, ihm zu drohen und ihn zu schimpfen: zum Mißvergnügen Amgiads, der ihn gern schonen wollte und ihm nichts zu sagen wagte.

Als es Zeit war, sich niederzulegen, bereitete Bahader ihnen ein Bette auf dem Sofa, und zog sich in ein Gemach zurück, wo er, nach einer so langen Anstrengung, bald einschlief.

Amgiad und die Schöne unterhielten sich noch eine starke halbe Stunde; und die Schöne mußte, bevor sie sich niederlegte, noch einmal hinausgehen. Da sie auf dem Gange durch die Vorhalle Bahader schon schnarchen gehört, und im Saal einen Säbel bemerkt hatte, so sprach sie, als sie wieder hereinkam, zu Amgiad: „Herr, ich bitte euch, mir zu Liebe ein Ding zu thun." — „Was steht zu euren Diensten?" fragte Amgiad. „Thut mir den Gefallen," fuhr sie fort, „nehmet diesen Säbel, und gehet hin und hauet eurem Sklaven den Kopf ab."

Amgiad war höchst erstaunt über diese Anmuthung, welche, wie er nicht zweifelte, der Wein dem Weibe eingab. „Schöne Frau," sagte er darauf, „lassen wir den Sklaven in Ruhe; er verdient nicht, daß ihr an ihn noch denket: ich habe ihn bestraft, und ihr selber habt ihn gezüchtigt, das ist genug; übrigens bin ich sehr zufrieden mit ihm und er ist sonst frei von diesem Fehler."

„Ich begnüge mich nicht damit," versetzte das wüthende Weib; „ich will den Tod dieses Spitzbuben, und wenn er nicht von eurer Hand stirbt, so soll er von der meinen sterben."

Mit diesen Worten ergreift sie den Säbel, zieht ihn aus der Scheide, und schlüpft hinaus, ihren mörderischen Vorsatz zu vollbringen.

Amgiad eilte sie in der Vorhalle, trat ihr in den Weg und sagte zu ihr: „Schöne Frau, ich muß euch

schon genugthun, weil ihr es durchaus wollt: es würde mir leid thun, wenn ein anderer als ich, meinem Sklaven das Leben nähme."

Als sie ihm hierauf den Säbel gegeben hatte, fuhr er fort: „Kommet, folget mir, und machet kein Geräusch, damit er nicht aufwache."

Sie traten nun in das Zimmer, wo Bahader schlief: aber anstatt ihn zu tödten, schwang Amgiad den Säbel gegen das Weib, und schlug ihr den Kopf ab, der auf Bahader hin flog ..."

Der Tag war schon angebrochen, als Scheherasade diese Worte aussprach: sie bemerkte es, und schwieg.

In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und vier und vierzigste Nacht.

„Herr, der Kopf des Weibes, der auf den Ober-Stallmeister fiel, würde seinen Schlaf unterbrochen haben, wenn ihn auch der Klang des Säbelhiebes nicht aufgeweckt hätte. Erstaunt, Amgiad mit dem blutigen Säbel, und den Leichnam des Weibes ohne Kopf am Boden liegen zu sehen, fragte er ihn, was dies bedeutete.

Amgiad erzählte ihm alles, wie es zugegangen war, und sagte zum Schlusse: „Um diese Wüthende abzuhalten euch das Leben zu nehmen, sah ich kein anderes Mittel, als es ihr selber zu rauben."

„Herr," sagte hierauf Bahader, voll Erkenntlichkeit, „Personen eures Geblütes und von solchem Edelmuthe sind nicht im Stande, so nichtswürdige Handlungen zu begünstigen. Ihr seid mein Befreier, und ich kann euch nicht genug dafür danken."

Nachdem er ihn umarmt hatte, um ihm noch stärker auszudrücken, wie sehr er ihm verpflichtet wäre, sagte: er: „Vor Anbruche des Tages muß der Leichnam hier

weggeschafft werden, und das will ich thun." Amgiad wollte es nicht zugeben, und sagte, er würde ihn selber wegtragen, weil er den Streich gethan hätte. „Einem neuen Ankömmling in dieser Stadt, wie ihr seid, würde es nicht gelingen," entgegnete Bahader. „Lasset mich nur machen, und bleibet ruhig hier. Wenn ich vor Tages nicht zurückkomme, so ist es ein Zeichen, daß die Wache mich ergriffen hat. Auf diesen Fall lasse ich euch hier eine schriftliche Schenkung dieses Hauses mit allem Geräthe, so daß ihr es ohne Weiteres bewohnen könnt."

Als Bahader die Schenkung niedergeschrieben, und dem Prinzen Amgiad überliefert hatte, steckte er den Rumpf des Weibes sammt dem Kopfe in einen Sack, lud diesen auf seine Schultern, und wanderte von Straße zu Straße dem Meere zu. Er war aber noch nicht weit, als er dem Polizeirichter begegnete, der in Person die Runde machte. Die Leute des Richters hielten ihn an, öffneten den Sack, und fanden darin den Leichnam des ermordeten Weibes sammt ihrem Kopfe.

Der Richter erkannte den Ober-Stallmeister, ungeachtet seiner Verkleidung, und führte ihn in sein Haus; und da er ihn, seiner Würde wegen, nicht hinrichten zu lassen wagte, ohne dem Könige davon zu berichten so führte er ihn am folgenden Morgen vor den König. Als dieser aus dem Berichte des Richters das Verbrechen des Ober-Stallmeisters vernommen hatte, und ihn, den Anzeigen nach, für schuldig hielt, so überhäufte er ihn mit Schmähungen, und rief aus: „So also ermordest du meine Unterthanen, um sie zu berauben, und wirfst ihre Leichen ins Meer, um deinen Frevel zu verbergen! Man befreie sie von ihm, und hänge ihn auf!"

Wie unschuldig Bahader war, er empfing dieses Todesurtheil mit völliger Ergebung, und sagte nicht ein Wort zu seiner Vertheidigung.

Der Richter führte ihn wieder ab, und während der Galgen aufgerichtet wurde, ließ er durch die ganze Stadt

ausrufen, wie am Mittage der Ober-Stallmeister für einen begangenen Mord bestraft werden sollte.

Der Prinz Amgiad, der den Ober-Stallmeister vergeblich erwartet hatte, gerieth in unglaubliche Bestürzung, als er auch in dem Hause, wo er geblieben war, diesen Ausruf vernahm. „Wenn einer für den Tod dieses so schändlichen Weibes sterben soll," sagte er bei sich selber, „so ist es nicht der Ober-Stallmeister, sondern ich bin es; und ich will nicht zulassen, daß der Unschuldige anstatt des Schuldigen bestraft werde."

Ohne weiter zu überlegen, ging er hinaus, und begab sich nach dem Platze, wo die Hinrichtung vor sich gehen sollte, und wohin das Volk nach allen Seiten zusammenlief.

Sobald Amgiad den Richter erscheinen und Bahader nach dem Galgen führen sah, drängte er sich vor ihn hin und sagte zu ihm: „Herr, ich komme, euch zu erklären und zu versichern, daß der Ober-Stallmeister, den ihr zum Tode führen wollt, ganz unschuldig an dem Morde dieser Frau ist. Ich bin es, der dieses Verbrechen begangen hat, wenn es eins ist, einem abscheulichen Weibe das Leben zu nehmen, welche ihm selber es rauben wollte. Höret den ganzen Verlauf der Sache."

Als der Prinz Amgiad dem Richter bekannt hatte, auf welche Weise ihn beim Ausgange aus dem Bade die Frau angelockt, wie sie veranlaßt, daß er in das Haus des Ober-Stallmeisters gedrungen, und alles was darin vorgegangen, bis zu dem Augenblicke, daß er ihr den Kopf abhauen mußte, um das Leben des Ober-Stallmeisters zu retten, so stellte der Richter die Hinrichtung ein, und führte den Prinzen mit dem Ober-Stallmeister zum Könige.

Der König wollte von Amgiad selber die Sache vernehmen; und Amgiad, um seine und des Ober-Stallmeisters Unschuld noch eindringlicher zu machen, benutzte diese

Gelegenheit, dem Könige zugleich seine und seines Bruders Assad Geschichte zu erzählen, von Anfang her bis zu ihrer Ankunft, und bis zu dem Augenblicke, da er hier vor ihm redete.

Als der Prinz geendigt hatte, sprach der König zu ihm: „Prinz, ich bin erfreut, daß dieser Vorfall mir Gelegenheit gegeben hat, euch kennen zu lernen: ich schenke euch nicht allein das Leben, so wie meinem Ober-Stallmeister, den ich dafür lobe, daß er es mit euch so gut gemeint hat, und ihn in sein Amt wieder einsetze; sondern ernenne euch selbst zu meinem Groß-Wesyr, um euch für die ungerechte, obwohl zu entschuldigende Behandlung des Königs, eures Vaters, zu entschädigen. In Betreff des Prinzen Assad, so erlaube ich euch, all euer von mir verliehenes Ansehen zu gebrauchen, um ihn wiederzufinden."

Nachdem Amgiad dem Könige der Stadt und des Landes der Magier gedankt, und die Stelle des Groß-Wesyrs eingenommen hatte, so wandte er alle ersinnliche Mittel an, um den Prinzen, seinen Bruder, wiederzufinden. Er ließ durch die öffentlichen Ausrufer in allen Stadt-Vierteln denjenigen eine große Belohnung bieten, die ihn selber brächten oder auch nur irgend eine Nachricht von ihm mittheileten; er sandte Leute darnach umher: aber, welche Mühe er sich auch gab, er konnte nicht das geringste von ihm erfahren.

---

## Zweihundert und fünf und vierzigste Nacht.

### Fortsetzung der Geschichte des Prinzen Assad.

Assad war unterdessen stets in dem Loche gefesselt, worin er durch die Gewandtheit des arglistigen Greises versperrt worden; und Bostane und Kabame, die Töchter

des Alten, mißhandelten ihn fortwährend mit derselben Grausamkeit und Unmenschlichkeit.

So nahte das große Fest der Feueranbeter heran. Man rüstete das Schiff aus, welches gewöhnlich die Fahrt nach dem Feuerberge machte; man belud es mit Waaren, unter der Leitung eines Hauptmanns, Namens Behram[35]), eines großen Eiferers für die Religion der Magier. Als es in Bereitschaft war unter Segel zu gehen, ließ Behram auch Assad einschiffen, und zwar in einer halb mit Waaren angefüllten Kiste, deren Bretter Oeffnungen genug hatten, um die ihm zum Athemholen nöthige Luft einzulassen; und so ließ er die Kiste in den untersten Schiffsraum hinabsenken.

Ehe das Schiff unter Segel ging, wollte der Groß-Wesyr Amgiad, Assads Bruder, es untersuchen, weil er Kunde hatte, daß die Feueranbeter jedes Jahr einen Muselmann auf dem Feuerberge zu opfern pflegten, und daß Assad, der vielleicht in ihre Hände gefallen war, wohl zu dieser blutigen Feier bestimmt sein könnte. Er ging also selber hin, ließ alle Matrosen und Reisenden auf das Verdeck treten, während seine Leute das ganze Schiff durchsuchten: aber Assad wurde nicht gefunden, er war zu gut versteckt.

Nach geschehener Durchsuchung verließ das Schiff den Hafen; und als es auf offener See war, befahl Behram den Prinzen Assad aus der Kiste zu ziehen, und ließ ihn an eine Kette legen, um sich seiner zu versichern, aus Furcht, er möchte sich, weil er wohl wußte, daß man ihn opfern wollte, verzweiflungsvoll ins Meer stürzen.

Nach einigen Tagen ward der günstige Wind widrig, und zwar auf eine Weise, daß er zum wüthensten Sturm anwuchs. Das Schiff verlor nicht allein ganz seine Richtung, sondern Behram und sein Steuermann wußten auch selbst nicht mehr, wo sie waren, und sie fürchteten jeden Augenblick auf eine Klippe zu stoßen und daran zu schei-

tern. Als der Sturm am heftigsten war, entdeckten sie Land, und Behram erkannte es für die Gegend, wo der Hafen und die Hauptstadt der Königin Margiane [36]) lag, und war darüber sehr bestürzt. Denn die Königin Margiane war Muselmann, und tödtliche Feindin der Feueranbeter. Nicht allein duldete sie keinen in ihren Staaten, sondern sie erlaubte sogar keinem ihrer Schiffe, darin zu landen.

Unterdessen stand es nicht mehr in Behrams Gewalt, den Hafen ihrer Hauptstadt zu vermeiden, wenn er nicht gegen die Küste laufen und daran zerschellen wollte, da sie von furchtbaren Felsen umstarrt war. In dieser äußersten Noth ging er mit seinem Steuermann und seinen Matrosen zu Rathe. „Kinder," sprach er, „ihr seht die Noth, worin wir uns befinden. Wir haben nur zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder müssen wir uns von den Wellen verschlingen lassen, oder uns bei der Königin Margiane retten. Aber ihr unversönlicher Haß gegen unsere Religion und alle Bekenner derselben ist euch bekannt. Sie wird nicht verfehlen, sich unsers Schiffes zu bemächtigen und uns alle erbarmungslos umbringen zu lassen. Ich sehe nur ein einziges Mittel, das uns vielleicht retten kann. Ich meine, daß wir den Muselmann, den wir hier an der Kette haben, losmachen und ihn als Sklaven ankleiden. Wenn nun die Königin Margiane mich vor sich kommen läßt und mich nach meinem Gewerbe fragt, so will ich ihr antworten, ich sei ein Sklavenhändler und habe alle schon verkauft, die ich gehabt, bis auf einen, dessen ich mich als Schreiber bediene, weil er lesen und schreiben könne. Sie wird ihn sehen wollen; und da er wohlgebildet und überdies von ihrer Religion ist, so wird sie, von Mitleid gerührt, nicht unterlassen, mir anzumuthen, daß ich ihn ihr verkaufe, und sich dafür erbieten, uns in ihrem Hafen zu dulden, bis zum nächsten günstigen Wetter. Wißt ihr etwas Besseres, so saget es mir, ich werde es gern hören."

Der Steuermann und die Matrosen stimmten seinem Vorschlage bei, der auch sogleich ausgeführt wurde....'

Die Sultanin Scheherasade war genöthigt, bei diesen letzten Worten stehen zu bleiben, weil der Tag sich schon blicken ließ.

Sie nahm dieselbe Erzählung in der folgenden Nacht wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und sechs und vierzigste Nacht.

„Herr, Behram ließ den Prinzen Assad von der Kette losmachen, ihn sehr sauber in Sklaventracht kleiden, wie es seinem Schiffschreiber geziemte, als welchen er ihn der Königin Margiane vorstellen wollte. Er hatte kaum alles so eingerichtet, wie er wünschte, als das Schiff in den Hafen einlief, wo er Anker werfen ließ.

Sobald die Königin Margiane, deren Palast am Meere gelegen war, so daß der Garten sich bis ans Gestade erstreckte, das Schiff anlegen sah, sandte sie nach dem Hauptmann desselben, daß er zu ihr kommen sollte, und um desto eher ihre Neugier zu befriedigen, ging sie in den Garten, ihn dort zu erwarten.

Behram, der sich dieser Aufforderung wohl versehen hatte, schiffte sich mit dem Prinzen Assad aus, nachdem er ihm eingeschärft hatte, zu bestätigen, daß er sein Sklave und Schreiber wäre, und wurde vor die Königin Margiane geführt.

Er warf sich ihr zu Füßen; und nachdem er ihr die Nothwendigkeit vorgestellt hatte, die ihn gezwungen, in ihrem Hafen eine Zuflucht zu suchen, sagte er ihr, er wäre ein Sklavenhändler, und Assad, den er mitgebracht, wäre der einzige ihm noch übrige Sklave, den er behielte, um sich seiner als Schreiber zu bedienen.

Assad hatte der Königin Margiane gleich beim ersten Anblicke gefallen, und sie freute sich, zu vernehmen,

daß er ein Sklave wäre. Entschlossen, ihn für jeden Preis zu kaufen, fragte sie Assad, wie er hieße?

„Erhabene Königin," antwortete Assad, mit Thränen im Auge, „fragt Euer Majestät nach dem Namen, den ich vormals führte, oder nach dem, den ich jetzo führe?"

„Wie!" versetzte die Königin, „habt ihr denn zwei Namen?"

„Ach, leider verhält es sich so!" antwortete Assad. „Ehemals hieß ich Assad, jetzt aber heiße ich Motar" [37]).

Margiane, die den wahren Sinn dieser Worte nicht durchschauen konnte, bezog ihn auf seinen Sklavenstand, und erkannte zugleich, daß er viel Geist hatte.

„Da ihr Schreiber seid," sagte sie hierauf zu ihm, „so werdet ihr ohne Zweifel gut schreiben können: lasset mich eure Handschrift sehen."

Assad war mit Papier und einem Schreibzeuge an seinem Gürtel durch Behrams Sorgfalt versehen, der diesen Zubehör nicht vergessen hatte, um die Königin von seinem Vorgeben zu überzeugen, — und schrieb sogleich folgende Sprüche:

„Oft entgeht der Blinde einer Grube, in welche der Hellsehende hinab stürzt.

Oft gereicht ein Wort dem Thoren zum Gewinne, welches den Weisen in Unglück bringt.

Oft wird der Rechtgläubige in seinem Lebensunterhalte beengt, während der Ungläubige im Ueberflusse schwelget.

Der Klügste kann in solchen Lagen sich nicht helfen; denn der Allmächtige hat dieses alles so geordnet."

Assad überreichte das Blatt der Königin Margiane, die nicht weniger das Sinnvolle der Sprüche, als die Schönheit der Schriftzüge bewunderte; und es bedurfte

nichts mehr, um ihr Herz vollends zu entzünden und sie zum innigen Mitleid mit ihm zu rühren.

Sobald sie alles gelesen hatte, wandte sie sich zu Behram und sprach: „Ihr habt die Wahl, mir diesen Sklaven zu verkaufen, oder mir ein Geschenk damit zu machen; vielleicht werdet ihr besser eure Rechnung dabei finden, wenn ihr das letzte wählet."

Behram erwiederte unverschämt genug, daß er hier nicht zu wählen hätte, sondern seinen Sklaven selber gebrauchte, und ihn also behalten wollte.

Die Königin Margiana, erzürnt über diese Dreistigkeit, wollte nicht weiter mit Behram sprechen; sie nahm den Prinzen Assad beim Arme, ließ ihn vor sich hergehen und führte ihn ihren Palast; an Behram aber ließ sie sagen: sie würde alle seine Waaren in Beschlag nehmen und sein Schiff mitten im Hafen in Brand stecken lassen, wenn er die Nacht dort bliebe.

Behram war genöthigt, sehr verdrüßlich nach seinem Schiffe zurückzukehren, und alle Vorbereitungen zu treffen, um wieder unter Segel zu gehen, obgleich der Sturm sich noch nicht völlig gelegt hatte.

„Die Königin Margiane, die beim Eintritt in ihren Palast befohlen hatte, schleunig das Abendessen aufzutragen, führte Assad in ihr Zimmer, wo sie ihn neben sich sitzen ließ. Assad sträubte sich, indem er sagte, daß diese Ehre einem Sklaven nicht gebührte.

„Einem Sklaven!" erwiederte die Königin; „vor einem Augenblicke noch waret ihr es, aber jetzt seid ihr es nicht mehr. Setzet euch neben mich, sage ich, und erzählet mir eure Geschichte; denn was ihr mir da geschrieben habt, um mir eure Handschrift zu zeigen, und die Unverschämtheit dieses Sklavenhändlers, gibt mir zu erkennen, daß sie außerordentlich sein muß."

Der Prinz Assad gehorchte; und als er sich gesetzt

hatte, sagte er: „Mächtige Königin, Euer Majestät täuschet sich nicht; meine Geschichte ist in der That außerordentlich, und mehr als man sich vorstellen kann. Die Leiden, die unglaublichen Qualen, die ich ausgestanden habe, und die Todesart, zu welcher ich bestimmt war, und wovon eure wahrhaft königliche Großmuth mich befreit hat, werden euch die Größe einer Wohlthat ermessen lassen, die ich niemals vergessen werde. Aber bevor ich auf diese schauderhafte Erzählung komme, muß ich vom Ursprunge meines Unglücks ausholen."

Nach diesem Eingange, welcher die Neugier der Königin Margiane noch vermehrte, begann Assad und erzählte ihr von seiner und seines Bruders königlicher Geburt, von ihrer gegenseitigen Freundschaft, von der sträflichen Liebe ihrer Stiefmütter, die sich in den wüthendsten Haß verwandelte und die Quelle ihres seltsamen Schicksals war. Er kam dann auf den Zorn des Königs, seines Vaters, auf die fast wunderbare Weise ihrer Lebensrettung, und endlich auf den Verlust seines Bruders, und auf sein so langes und qualvolles Gefängniß, aus welchem man ihn nur gezogen hatte, um ihn auf dem Feuerberge zu opfern.

Als Assad seine Erzählung beendigt hatte, sagte die Königin Margiane, dadurch noch mehr als jemals gegen die Feueranbeter aufgeregt: „Prinz, ungeachtet des Abscheus, den ich stets gegen die Feueranbeter gehabt, habe ich ihnen doch immer noch viel Menschlichkeit bewiesen; aber nach der unmenschlichen Behandlung, die ihr von ihnen erlittet habt, und der abscheulichen Absicht, euch selber zum Schlachtopfer darzubringen, erkläre ich ihnen von nun an eine unversöhnliche Feindschaft."

Sie wollte sich noch weiter hierüber verbreiten; aber es wurde aufgetragen, und sie setzte sich mit dem Prinzen Assad zu Tische, bezaubert von seinem Anblick und von seinen Reden, und schon durch eine Leidenschaft für ihn

eingenommen, zu deren Mittheilung sie bald eine Gelegenheit zu finden hoffte.

„Prinz," sprach sie zu ihm, „man muß euch die langen Fasten und die bösen Mahlzeiten, zu welchen die erbarmungslosen Feueranbeter euch genöthigt haben, vergüten: nach so langen Leiden bedürft ihr der Erquickung." Und mit diesen und mehreren ähnlichen Worten legte sie ihm zu essen vor, und ließ ihm eine Schale nach der andern einschenken. Die Mahlzeit dauerte lange, und der Prinz trank etwas mehr als er vertragen konnte.

Als die Tafel aufgehoben war, hatte Assad nöthig hinaus zu gehen, und nahm die Zeit so gut wahr, daß es die Königin nicht bemerkte. Er stieg in den Hof hinab, und da er die Gartenthüre offen sah, trat er hinein. Angezogen durch die mannigfaltigen Schönheiten des Gartens, wandelte er darin eine Weile umher, und ging endlich zu einem Springbrunnen, der den Garten höchst anmuthig machte; hier wusch er sich die Hände und das Gesicht, um sich zu erfrischen, und indem er sich auf dem Rasen, der das Wasserbecken umgab, ausruhen wollte, schlief er ein.

Die Nacht brach jetzt an, und Behram, der die Drohung der Königin Margiane nicht wollte zur Vollstreckung kommen lassen, hatte schon die Anker gelichtet, sehr verdrüßlich über den Verlust Assads und über die getäuschte Hoffnung, ihn zum Schlachtopfer darzubringen. Er suchte sich gleichwohl zu trösten, da der Sturm sich gelegt hatte und ein Wind vom Lande her seine Abfahrt begünstigte.

Sobald er sich mit Hülfe seines Botes aus dem Hafen boogsiert hatte, sagte er, bevor er es in das Schiff hinaufziehen ließ, zu den Matrosen darin: „Kinder, steiget noch nicht herauf, ich will euch Fässer geben lassen, um Wasser einzunehmen, und euch hier an der Küste erwarten." Die Matrosen wußten nicht, wo sie Wasser schöpfen könnten, und machten Schwierigkeit. Aber da Behram bei dem Gespräche mit der Königin im Garten den Spring-

brunnen bemerkt hatte, fuhr er fort: „Landet nur bei dem Garten am Palaste, steiget über die Mauer, die nur so hoch als eine Lehne ist, und ihr werdet Wasser genug in dem Wasserbecken mitten im Garten finden."

Die Matrosen ruderten hin und landeten, wo Behram sie angewiesen hatte; und nachdem jeder beim Aussteigen ein Faß auf die Schulter genommen, stiegen sie gemächlich über die Mauer. Indem sie sich dem Wasserbecken näherten, sahen sie am Rande desselben einen Mann liegen und schlafen, traten heran, und erkannten ihn für Assad. Sie theilten sich sogleich; und während die einen ihre Wasserfässer mit so wenig Geräusch als möglich füllten, umringten die andern Assad, und beobachteten ihn, um ihn festzuhalten, wenn er etwa erwachte. Er ließ ihnen volle Zeit zu allem; und sobald jene die Fässer gefüllt und wieder auf die Schultern geladen hatten, bemächtigten die andern sich seiner, und schleppten ihn, ohne ihm Zeit zur Besinnung zu lassen, mit fort; sie stiegen mit ihm über die Mauer, schifften ihn mit ihren Tonnen ein, und ruderten aus aller Macht nach dem Schiffe. Als sie nahe am Bord waren, riefen sie mit Freudengeschrei aus: „Hauptmann, lasset eure Pfeifen und Trommeln aufspielen, wir bringen euch euren Sklaven wieder!"

Behram, der nicht begreifen konnte, wie seine Matrosen den Assad wiederfinden und fangen konnten, und ihn wegen der Dunkelheit der Nacht auch nicht in dem Boote sehen konnte, erwartete mit Ungeduld, bis sie wieder aufs Schiff gestiegen wären, um sie zu fragen, was sie damit meinten. Aber als er ihn vor seinen Augen sah, konnte er sich vor Freuden nicht halten; und ohne sich zu erkundigen, wie sie es angestellt hätten, einen so guten Fang zu thun, ließ er ihn wieder an die Kette legen. Und nachdem sie das Boot eilig wieder ins Schiff gezogen hatten, ließ er alle Seegel anspannen, und steuerte wieder nach dem Feuerberge zu. . . ."

Die Sultanin Scheherasade erzählte diese Nacht nicht

weiter; in der folgenden fuhr sie aber fort, und sagte zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und sieben und vierzigste Nacht.

„Herr, ich schloß gestern damit, daß ich Euer Majestät erzählte, wie Behram wieder dem Feuerberge zusteuerte, sehr vergnügt, daß seine Matrosen ihm den Prinzen Assad wiedergebracht hatten.

Die Königin Margiane war unterdessen in großer Besorgniß. Anfangs beunruhigte sie sich nicht, als sie gewahrte, daß Assad hinausgegangen war; da sie nicht zweifelte, daß er bald zurückkommen würde, so erwartete sie ihn mit Geduld. Als sie aber nach einiger Zeit sah, daß er nicht wieder erschien, fing sie an unruhig zu werden. Sie befahl ihren Frauen, zu sehen, wo er wäre. Diese suchten ihn, brachten ihr aber keine Kunde von ihm. Sie ließ ihn nun mit Lichtern suchen, aber eben so vergeblich.

In ihrer Ungeduld und Besorgniß ging die Königin Margiane selber hin und suchte beim Fackelscheine; und da sie die Gartenthüre offen sah, trat sie hinein und durchstreifte ihn mit ihren Frauen. Im Vorbeigehen sah sie an dem Wasserbecken auf dem Rasen einen Schuh, ließ ihn aufheben, und erkannte ihn für einen von den Babuschen[38]) des Prinzen. Dies, in Verbindung mit dem am Rande des Beckens verschütteten Wasser, brachten sie auf den Gedanken, daß Behram ihn wohl entführt haben könnten.

Sie schickte auf der Stelle hin, zu erfahren, ob er noch im Hafen wäre; und als sie vernahm, daß er kurz vor Nacht unter Segel gegangen, sich noch eine Weile an der Küste aufgehalten, und sein Boot nach dem Garten gerudert und Wasser eingenommen hätte, sandte sie dem Befehlshaber der zehn Kriegsschiffe, welche in ihrem Ha-

Wir wollen jetzo wieder auf Behrams Schiff zurückkommen.

Es währte nicht lange, nachdem er den Prinzen Assad ins Meer gestürzt hatte, so war er auf allen Seiten von den Schiffen der Königin Margiane umringt. Das Schiff, auf welchem die Königin sich befand, nahte sich ihm, und da er nicht im Stande war, Widerstand zu leisten, so ließ er die Segel einziehen, zum Zeichen, daß er sich ergäbe.

Die Königin Margiane bestieg selber sein Schiff, und fragte Behram, wo der Schreiber wäre, welchen er die Verwegenheit gehabt hätte, aus ihrem Palaste zu entführen, oder entführen zu lassen. „Königin," antwortete Behram, „ich schwöre Euer Majestät, daß er nicht in meinem Schiffe ist; ihr möget es durchsuchen lassen und euch von meiner Unschuld überzeugen."

Margiane ließ die Durchsuchung des Schiffes mit aller möglichen Genauigkeit vornehmen; aber man fand denjenigen nicht, den zu finden sie so sehnlich wünschte, sowohl weil sie ihn liebte, als aus angebornem Edelmuthe.

Sie war schon im Begriff, dem Behram mit eigenen Händen das Leben zu nehmen; aber sie hielt sich zurück, und begnügte sich, sein Schiff und seine ganze Ladung in Beschlag zu nehmen, und ihn mit allen seinen Matrosen zu Lande heimzuschicken, indem sie ihm das Boot zur Ueberfahrt bis ans Ufer ließ.

Behram, in Begleitung seiner Matrosen, erreichte die Stadt der Magier in derselben Nacht, da Assad auf dem Begräbnißplatze geblieben, und sich in das Grabmal begeben hatte. Weil das Thor schon geschlossen war, so sah er sich ebenfalls genöthigt, auf dem Begräbnißplatze ein Grabmal zu suchen, um darin den Tag und die Eröffnung des Thores zu erwarten.

Unglücklicherweise kam Behram an dasselbe Grabmal, worin Assad war. Er trat hinein, und sah einen Mann,

der schlief und sein Haupt mit seinem Kleide verhüllt hatte. Assad erwachte von dem Geräusche, hub den Kopf empor, und fragte, wer da wäre.

Behram erkannte ihn sogleich: „Ha, ha," rief er aus, „du bist du ja, der Schuld ist, daß ich für mein ganzes übriges Leben zu Grunde gerichtet bin! Du bist dieses Jahr nicht geopfert worden, aber du sollst das nächste Jahr nicht wieder ebenso entschlüpfen."

Mit diesen Worten warf er sich über ihn her, stopfte ihm sein Schnupftuch in den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern, und ließ ihn durch seine Matrosen binden.

Am folgenden Morgen früh, sobald das Thor geöffnet war, ward es Behram leicht, durch abgelegene Straßen, wo noch niemand aufgestanden war, Assad wieder zu dem Alten zu bringen, der ihn so boshaft überlistet hatte. Sobald er hier eintraf, ließ er ihn wieder in dasselbe Loch werfen, aus welchem er ihn heraufgezogen hatte, und unterrichtete den Alten von der traurigen Ursache seiner Rückkehr und dem unglücklichen Erfolg seiner Fahrt. Der boshafte Alte vergaß nicht, seinen Töchtern einzuschärfen, daß sie den unglücklichen Prinzen wo möglich noch mehr als zuvor mißhandeln sollten.

Assad war äußerst bestürzt, sich wieder an demselben Orte zu befinden, wo er schon so viel gelitten hatte; und in Erwartung derselben Qualen, von welchen er für immer befreit zu sein gewähnt hatte, beweinte er die Härte seines Schicksals, als er Bastonen mit einem Stocke, einem Brote und einem Krug Wasser eintreten sah. Ihn schauderte bei dem Anblicke dieser Erbarmungslosen, und bei dem bloßen Gedanken an die täglichen Martern, welche er noch ein ganzes Jahr auszustehen hatte, um am Ende auf eine grauenvolle Weise zu sterben. . . ."

Aber der Tag, welchen die Sultanin Scheherasade bei diesen letzten Worten anbrechen sah, nöthigte sie, abzubrechen. Sie nahm dieselbe Erzählung in der folgen-

sen stets ausgerüstet und auf den ersten Wink zur Abfahrt bereit lagen, die Weisung, daß sie sich am nächsten Morgen, früh um ein Uhr, selber einschiffen würde.

Der Befehlshaber machte sich schleunig fertig; er rief die Hauptleute und übrigen Offiziere, die Matrosen und Soldaten zusammen; und alles war zu der bestimmten Stunde eingeschifft.

Die Königin schiffte sich nun auch ein; und als ihr Geschwader aus dem Hafen und unter Segel war, eröffnete sie dem Anführer ihre Absicht. „Ich will," sagte sie, „daß du alle Segel aufspannest und dem Kauffahrer nachjagest, der gestern Abend diesen Hafen verließ. Ich gebe ihn dir preis, wenn du ihn fängst: fängst du ihn aber nicht, so mußt du mir's mit dem Leben bezahlen."

Die zehn Schiffe jagten nun dem Schiffe Behrams zwei volle Tage nach, und sahen nichts. Endlich am dritten, mit Anbruch des Tages, entdeckten sie es, und gegen Mittag umringten sie es dergestalt, daß es nicht mehr entschlüpfen konnte.

Sobald der grausame Behram die zehn Schiffe bemerkte, zweifelte er nicht, daß es das Geschwader der Königin Margiane wäre, die ihn verfolgete; zur selbigen Stunde gab er dem Assad die Bastonnade; denn seit seiner Einschiffung im Hafen der Stadt der Magier, hatte er keinen Tag ermangelt ihm diese Behandlung widerfahren zu lassen: dies bewirkte nun, daß er ihn mehr als sonst mißhandelte.

Er war aber in großer Verlegenheit, als er sah, daß er bald umringt sein würde. Wenn er Assad bewahrte, so hätte er sich für schuldig erklärt; wenn er ihn tödtete, so fürchtete er, daß irgend Spuren davon nachblieben. Er ließ ihn losketten; und als man ihn aus dem untersten Schiffsraume, wo er lag, herauf geholt und ihm vorgeführt hatte, sprach er zu ihm: „Du bist Schuld, daß man

uns verfolgt." Und mit diesen Worten stürzte er ihn ins Meer.

Der Prinz Assad konnte schwimmen, und gebrauchte seine Hände und Füße so rüstig, daß er mit Hülfe der Wogen, die ihn forttrugen, sich über dem Wasser zu erhalten vermochte und das Ufer erreichte. Hier am Lande war das erste, was er that, daß er Gott dankte, ihn aus einer so großen Gefahr befreit und noch einmal den Händen der Feueranbeter entrissen zu haben. Hierauf zog er sich aus; und nachdem er das Wasser aus seinen Kleidern gedrückt hatte, breitete er sie auf einem Felsen aus, wo sie von den Strahlen der Sonne und dem dadurch erhitzten Felsen bald trocken wurden.

Unterdessen ruhte er sich aus, und beweinte sein Schicksal: er wußte weder, in welchem Lande er war, noch, wohin er sich wenden sollte. Er legte endlich seine Kleider wieder an, und wanderte fort, ohne sich zu weit von dem Meere zu entfernen, bis er einen Weg fand, welchen er einschlug. Er wanderte mehr als zehn Tage durch ein ganz unbewohntes Land, wo er nichts als wilde Früchte und an den Bächen einige Kräuter fand, von denen er lebte.

Er gelangte endlich an eine Stadt, welche er wieder für jene der Magier erkannte, wo er so sehr gemißhandelt worden und wo sein Bruder Groß-Weyr war. Er freute sich darüber, aber er nahm sich fest vor, keinem der Feueranbeter zu nahen, sondern nur den Muselmännern; denn er erinnerte sich, einige von diesen bemerkt zu haben, als er das erstemal in die Stadt kam. Da es spät war, und er wohl wußte, daß die Läden schon geschlossen wären, und daß er nur noch wenig Leute in den Straßen antreffen würde, faßte er den Entschluß, auf dem Begräbnißplatze vor der Stadt zu bleiben, wo mehrere Grabmäler mit Kuppeln standen. Er suchte, bis er eins fand, dessen Thür offen war, und trat hinein, um die Nacht darin zuzubringen.

Er ist so und so gestaltet. Wenn jemand ihn bei sich verwahrt, oder weiß, wo er ist, so befiehlt Seine Exzellenz, ihm denselben zu bringen, oder Nachricht von ihm zu geben, unter Versprechen einer großen Belohnung. Wenn aber jemand ihn verhehlt und man ihn entdeckt, so droht Seine Exzellenz, ihn mit dem Tode zu bestrafen, ihn, sein Weib, seine Kinder und alle die Seinigen, und sein Haus schleifen zu lassen."

Bostane hatte nicht sobald diese Worte vernommen, als sie eiligst die Thüre zumachte und zu Assad in das Loch hinabstieg: „Prinz," sprach sie zu ihm mit Freuden, „das Ende eurer Leiden ist da; folget mir und kommet schleunig."

Assad, dem sie gleich am ersten Tage, wo er in das Loch zurückgebracht war, die Kette abgenommen hatte, folgte ihr auf die Straße hinaus, wo sie ausrief: „Hier ist er, hier ist er!"

Der Groß-Wesyr, der noch nicht weit entfernt war, drehte sich um. Assad erkannte in ihm seinen Bruder, lief auf ihn zu und umarmte ihn. Amgiad, der ihn auch sogleich erkannte, umarmte ihn ebenfalls sehr herzlich, ließ ihn das Pferd eines seiner Beamten, der absaß, besteigen, und führte ihn im Triumphe nach dem Palast, wo er ihn dem Könige vorstellte, der ihn zu einem seiner Wesyre machte.

Bostane, die nicht in das Haus ihres Vaters, das noch denselben Tag geschleift wurde, zurückkehren wollte und den Prinzen Assad bis zum Palaste nicht aus den Augen verloren hatte, wurde zu der Königin gebracht. Der Alte, ihr Vater, und Behram, mit den Ihrigen wurden vor den König geführt und verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Sie warfen sich zu seinen Füßen und flehten um Gnade. „Es gibt keine Gnade für euch," erwiederte der König, „wenn ihr nicht dem Feuerdienst entsaget und die muselmännische Religion annehmet." Sie retteten ihr

Leben, indem sie sich hiezu bequemten, eben so wie Kavame, Bostanens Schwester, sammt den Ihrigen.

In Rücksicht darauf, daß Behram Muselmann geworden war, machte ihn Amgiad, der ihm seinen vor der Begnadigung erlittenen Verlust vergüten wollte, zu einem seiner vornehmsten Beamten, und ließ ihn bei sich wohnen. Behram, in wenigen Tagen von der Geschichte Amgiads, seines Wohlthäters, und dessen Bruders Assad unterrichtet, machte ihnen den Vorschlag, ein Schiff auszurüsten und sie zum Könige Kamaralsaman, ihrem Vater, zurückzuführen. „Vermuthlich," sprach er zu ihnen, „wird er eure Unschuld erkannt haben und ungeduldig euch wiederzusehen verlangen. Und sollte dies nicht sein, so wird es jedoch nicht schwer halten, ihn vor eurer Ausschiffung davon zu überzeugen; wenn er aber in seinem ungerechten Wahne beharret, so habt ihr nur die Mühe, wieder hieher zurückzukehren."

Die beiden Brüder nahmen Behrams Erbieten an; sie sprachen von ihrer Absicht mit dem Könige, der sie billigte, und gaben Befehl, ein Schiff auszurüsten. Behram war mit allem möglichen Eifer dabei geschäftig, und als er fertig war, unter Segel zu gehen, gingen die Prinzen eines Morgens hin, vom König Abschied zu nehmen.

In der Zeit, daß sie sich von ihm beurlaubten, und ihm für seine Güte dankten, hörte man durch die ganze Stadt einen großen Lärm, und zugleich erschien ein Offizier mit der Nachricht, daß ein großes Kriegsheer heranzöge, und niemand wüßte, was für eins es wäre.

Bei der Unruhe, in welche diese verdrüßliche Neuigkeit den König versetzte, nahm Amgiad das Wort, und sprach zu ihm: „Herr, obwohl ich so eben in die Hände Euer Majestät die Würde eures ersten Ministers, womit ihr mich beehrt hattet, zurückgestellt habe, so bin ich nichts desto weniger bereit, euch noch zu dienen; und ich bitte euch um die Erlaubniß, hinzugehen, und zu sehen, wer dieser Feind ist, der euch in eurer Hauptstadt anzugreifen

den Nacht wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

---

## Zweihundert und acht und vierzigste Nacht.

„Herr, Bostane behandelte den unglücklichen Prinzen Assad eben so grausam, als bei seiner ersten Gefangenschaft. Das Jammern, die Klagen, die dringenden Bitten Assads, doch seiner zu schonen, verbunden mit seinen Thränen, waren aber so rührend, daß Bostane sich nicht erwehren konnte, davon erweicht zu werden und mit ihm Thränen zu vergießen.

„Herr," sagte sie zu ihm, indem sie ihm die Schultern wieder bedeckte, „ich bitte euch tausendmal um Verzeihung für die Grausamkeit, mit welcher ich euch vormals behandelt, und deren Wirkungen ich euch jetzt eben noch habe empfinden lassen. Bisher habe ich nicht vermocht, einem Vater ungehorsam zu sein, der so ungerecht gegen euch erbittert und auf euren Untergang ergrimmt ist: aber endlich verabscheue ich diese Unmenschlichkeit. Tröstet euch: eure Leiden sind zu Ende; und ich will alle meine Verschuldungen, deren ungeheure Größe ich erkenne, durch bessere Behandlung wieder gut machen. Ihr habt mich bis heute als eine Ungläubige betrachtet, gegenwärtig betrachte ich mich als eine Gläubige. Ich habe schon einigen Unterricht, welchen mir eine meiner Sklavinnen von eurer Religion ertheilt hat; ich hoffe, ihr werdet gern vollenden, was sie begonnen hat. Um euch meine gute Gesinnung zu bezeugen, so bitte ich den wahren Gott um Vergebung, daß ich ihn durch die euch angethanen Mißhandlungen so beleidigt habe; und ich lebe des Vertrauens, daß er mich wird ein Mittel finden lassen, euch gänzlich in Freiheit zu setzen."

Diese Rede gewährte dem Prinzen Assad einen großen Trost; er dankte Gott, daß er das Herz Bostanens

gerührt hatte; und nachdem er dieser auch herzlich für ihre freundliche Gesinnung gegen ihn gedankt hatte, vergaß er nicht, sie darin zu bestärken, indem er sie nicht nur in der muselmännischen Religion vollends unterrichtete, sondern ihr sogar seine Geschichte erzählte, mit allen den Unfällen, welche ihn ungeachtet seiner hohen Geburt betroffen hatten. Als er gänzlich der Festigkeit ihres guten Vorsatzes versichert war, fragte er sie, wie sie es anstellen wollte, daß ihre Schwester Kavame nichts davon erführe und auch ihrerseits nicht ihn zu mißhandeln käme. „Lasset euch das nicht bekümmern," antwortete Bostane, „ich werde es schon so einrichten, daß sie sich nicht mehr damit befaßt, euch heimzusuchen."

In der That wußte Bostane Kavame'n immer zuvorzukommen, so oft sie in das Loch hinabsteigen wollte. Sie unterdessen besuchte den Prinzen Assad sehr häufig; und anstatt ihm nur Brot und Wasser zu bringen, brachte sie ihm Wein und gute Gerichte, welche sie durch zwölf ihr dienende muselmännische Sklavinnen zubereiten ließ. Sie aß selbst von Zeit zu Zeit mit ihm, und that alles, was in ihrer Macht stand, ihn zu trösten.

Einige Tage nach dieser Veränderung, stand Bostane an der Hausthüre, als sie einen öffentlichen Ausrufer etwas bekannt machen hörte. Da sie nicht verstand, was es war, weil der Ausrufer zu entfernt stand, sich dann aber ihrem Hause näherte, trat sie zurück, hielt die Thüre halb offen, und sah, daß er vor dem Groß-Wesyr Amgiad, Bruder des Prinzen Assad, einher ging, der von mehreren Beamten und vielen seiner Leute, vor und hinter ihm, begleitet war.

Der Ausrufer blieb nur einige Schritte vor der Thüre stehen und wiederholte folgende Kundmachung mit lauter Stimme:

„Seine Exzellenz der erlauchte Groß-Wesyr, der selber hier gegenwärtig ist, sucht seinen geliebten Bruder, der schon länger als ein Jahr sich von ihm verloren hat.

Der Prinz Amgiad, der an dieser Rede seinen Großvater erkannte, küßte ihm zärtlich die Hand, und sprach: „Herr, Euer Majestät verzeihe mir diese Freiheit, die ich mir nehme, um euch meine Ehrfurcht zu bezeigen, als meinem Großvater. Ich bin ein Sohn Kamaralsamans, gegenwärtig Königs der Ebenholz-Insel, und der Königin Badur; und ich zweifle nicht, daß beide im vollkommenen Wohlsein in ihrem Reiche sind."

Der König von China, entzückt, seinen Enkel zu sehen, umarmte ihn sogleich sehr zärtlich; und dieses so glückliche und so unerwartete Zusammentreffen entlockte ihnen von beiden Seiten Thränen.

Auf die Frage, welcher Anlaß ihn in dieses fremde Land geführt hätte, erzählte ihm der Prinz Amgiad seine und seines Bruders Assad Geschichte. Als er geendigt hatte, sagte der König von China: „Es ist nicht recht, daß zwei so unschuldige Prinzen, wie ihr, noch länger im Elende seien. Tröste dich, ich werde dich und deinen Bruder heimführen und Sühne stiften. Eile jetzt zurück, und melde deinem Bruder meine Ankunft."

Während der König von China auf der Stelle lagerte, wo der Prinz Amgiad ihn getroffen hatte, kehrte dieser zurück, um dem Könige der Magier, der ihn mit großer Ungeduld erwartete, Antwort zu bringen. Der König war höchst überrascht, zu vernehmen, daß ein so mächtiger König, als der von China, eine so lange und mühselige Reise unternommen hatte, aus Verlangen, seine Tochter wiederzusehen, und daß er so nahe bei seiner Hauptstadt war. Er gab sogleich Befehle zu seinem würdigen Empfange, und bereitete sich, ihm entgegen zu gehen.

In dieser Zwischenzeit sah man aber von einer andern Seite der Stadt abermals einen großen Staub aufsteigen, und man vernahm bald, daß es ein drittes Heer war, welches heranzog. Dies nöthigte den König, zu

bleiben, und den Prinzen Amgiad zu bitten, daß er noch einmal hinginge, zu sehen, was das Heer wollte.

Amgiad ritt hinaus, und der Prinz Assad begleitete ihn diesmal. Sie fanden, daß es das Heer Kamaralsamans, ihres Vaters, war, der sie zu suchen kam. Er hatte über ihren Verlust einen so großen Schmerz bezeigt, daß der Emir Giandar ihm endlich entdeckte, auf welche Weise er ihnen das Leben erhalten; was ihn zu dem Entschlusse gebracht hatte, sie aufzusuchen, in welchem Lande sie auch sein möchten.

Dieser bekümmerte Vater umarmte seine beiden Söhne mit Freudenthränen, welche nun die so lange vergossenen Thränen der Trauer angenehm beendigten.

Sobald die Prinzen ihn benachrichtigt hatten, daß auch der König von China, sein Schwiegervater, eben denselben Tag angekommen wäre, so machte er sich mit ihnen und einem kleinen Gefolge auf, um ihn in seinem Lager zu besuchen.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie ein viertes Heer erblickten, welches in schönster Ordnung anrückte und von der Seite von Persien her zu ziehen schien.

Kamaralsaman hieß die Prinzen, seine Söhne, hinreiten, zu sehen, was für ein Heer es wäre, und wollte sie dort erwarten.

Beide ritten sogleich hin, und bei ihrer Ankunft wurden sie dem Könige, dem das Heer gehörte, vorgestellt. Nachdem sie ihn ehrbietig begrüßt hatten, fragten sie ihn, in welcher Absicht er so nahe gegen die Hauptstadt des Königs der Magier heranzöge.

Der Groß-Wesyr, der gegenwärtig war, nahm das Wort, und sagte ihnen: „Der König, zu dem ihr redet, ist Schachsaman, König der Inseln Chaledan, der schon lange in dem Aufzuge, welchen ihr hier seht, umher reiset, um den Prinzen Kamaralsaman, seinen Sohn, zu suchen, der vor langen Jahren seine Staaten verlassen hat; wenn ihr irgend etwas von ihm wisset, so werdet ihr ihm

kömmt, ohne euch zuvor den Krieg erklärt zu haben." Der König bat ihn darum, und er machte sich sogleich mit einem kleinen Gefolge auf.

Der Prinz Amgiad entdeckte bald das Kriegsheer, welches ihm mächtig schien, und immer weiter vorrückte. Der Vortrab, der seine Befehle hatte, nahm ihn freundlich in Empfang, und führte ihn vor ihre Fürstin, die mit ihrem ganzen Heere anhielt, um mit ihm zu reden. Der Prinz Amgiad machte ihr eine tiefe Verbeugung, und fragte sie, ob sie als Freundin oder Feindin käme; und wenn sie als Feindin käme, worüber sie sich gegen den König, seinen Herrn, zu beklagen hätte.

„Ich komme als Freundin," antwortete die Fürstin, „und habe keine Ursache zum Mißvergnügen gegen den König der Magier. Seine und meine Staaten haben eine solche Lage, daß wir schwerlich einen Zwist mit einander haben können. Ich komme nur, um einen Sklaven, Namens Assad, zurückzufordern, der mir durch einen Schiffshauptmann aus dieser Stadt, Namens Behram, den unverschämtesten aller Menschen, ist entführt worden; und ich hoffe, euer König wird mir die Genugthuung gewähren, wenn er erfährt, daß ich Margiane bin."

„Großmächtige Königin," erwiederte der Prinz Amgiad, „ich bin der Bruder dieses Sklaven, den ihr mit so viel Mühe suchet. Ich hatte ihn verloren, und habe ihn wiedergefunden. Kommet, ich selber will ihn euch ausliefern, und werde die Ehre haben, euch von allem Uebrigen zu unterrichten. Der König, mein Herr, wird sehr erfreut sein, euch zu sehen."

Während das Heer der Königin, nach ihrem Befehle, dort auf der Stelle lagerte, begleitete der Prinz Amgiad sie in die Stadt und in den Palast, wo er sie dem Könige vorstellte. Und nachdem der König sie nach Würden empfangen hatte, begrüßte sie der Prinz Assad, der gegenwärtig war, und sie sogleich bei ihrem Erscheinen erkannt hatte. Sie bezeugte ihm ihre Freude, ihn

wiederzusehen, als dem König eine neue Botschaft kam, daß ein anderes noch furchtbareres Heer auf der andern Seite der Stadt erschiene.

Der König der Magier, noch mehr erschrocken, als das erstemal, über die Ankunft eines zweiten noch zahlreicheren Heeres, als das vorhergehende, wie er selber aus den Staubwolken erkannte, die dessen Annäherung aufregte, und die schon den ganzen Himmel bedeckten, rief aus: „Amgiad, was soll aus uns werden? Da ist abermals ein Kriegsheer, das uns überzieht ..."

---

## Zweihundert und neun und vierzigste Nacht.

Amgiad verstand den Wink des Königs: er stieg zu Pferde, und sprengte mit verhängten Zügeln diesem neuen Heer entgegen. Er sagte zu den ersten, denen er begegnete, daß er mit ihrem Anführer zu sprechen verlangte, und man führte ihn vor einen König, wie er an der Krone, die er auf dem Haupte trug, erkannte. Sobald er ihn in der Ferne erblickte, stieg er ab, und als er in der Nähe war, und sich mit dem Angesichte zur Erde geworfen hatte, fragte er ihn, was er von dem Könige, seinem Herrn, verlangte.

„Ich heiße Ghïaur," erwiederte der König, „und bin König von China. Das Verlangen nach Kunde von meiner Tochter, Namens Badur, die ich vor langen Jahren dem Prinzen Kamaralsaman, Sohn Schachsamans, des Königs der Inseln Chaledan, vermählt habe, hat mich bewogen, meine Staaten zu verlassen. Ich hatte diesem Prinzen erlaubt, seinen Vater zu besuchen, unter der Bedingung, von Jahr zu Jahr mit meiner Tochter wieder zu mir zu kommen. Seit so langer Zeit habe ich indessen nichts wieder von ihnen vernommen. Euer König würde einen bekümmerten Vater sehr verpflichten, wenn er ihm mittheilte, was er etwa davon weiß."

Die Zeit hatte sich verpflichtet, einen ähnlichen König hervorzubringen: allein, o Zeit! du wirst deinen Schwur nicht halten können; bereue es nur, ihn gethan zu haben!"

Muhammed hatte es nicht für räthlich erachtet, die Verwaltung seiner Staaten einem einzigen Wesyr anzuvertrauen; er hatte sich deren zwei erwählt, nämlich Chakan und Sawy [40]).

Chakan war sanft, zuvorkommend, freigebig und machte sich ein Vergnügen daraus, denjenigen, die mit ihm zu thun hatten, gefällig zu sein, in allem, was von seiner Macht abhing, ohne der Gerechtigkeit Eintrag zu thun, welche er pflichtmäßig handhaben mußte. Es war auch niemand, weder am Hofe zu Balsora, noch in der Stadt, noch in dem ganzen Königreiche, der ihn nicht verehrte und sein verdientes Lob verkündigte:

„Er war redlicher Freund; sein Gewand war Gottesfurcht und Hoheit: unter seinem Einflusse genoß man des Lebens mit Frohsinn und Behaglichkeit.

Nie nahte sich ihm ein Unglücklicher mit seinen Seufzern oder Bitten, der nicht an den Pforten seines Palastes Erhörung fand."

Sawy war von einer ganz andern Gemüthsart; er war stets mürrisch, und scheuchte auf gleiche Weise zurück, ohne Unterschied des Ranges und Standes. Dabei war er weit entfernt, sich der großen Reichthümer, die er besaß, würdig zu machen, von dem schmutzigsten Geize, so daß er sogar sich selber die nöthigsten Dinge versagte. Niemand konnte ihn leiden, und niemals hatte man ihn etwas anders als Böses sagen gehört. Was ihn noch verhaßter machte, war sein großer Abscheu gegen Chakan, und daß er, indem er alle guten Handlungen dieses würgen Ministers übel auslegte, nicht aufhörte, ihn bei dem Könige schlechte Dienste zu leisten.

Von ihm galten die Verse:

„Sohn eines Geizhalses, eines, an dem kein Gutes war, eines auf der Straße Gefundenen, eines Herumläufers, eines Landstreichers!

Kein Haar war an seinem Leibe, welches nicht Spuren von einer dieser Eigenschaften trug."

Eines Tages, nach der Rathsversammlung, unterhielt sich der König von Balsora, zur Gemüthsergötzung, mit seinen beiden Wesyren und mehreren andern Rathsmitgliedern. Das Gespräch fiel auf die gekauften Sklavinnen, die bei uns fast denselben Rang einnehmen, wie die rechtmäßigen Ehe-Frauen. Einige behaupteten, eine solche Sklavin brauchte nur schön und wohlgestaltet zu sein, um über die Frauen zu trösten, welche man wegen Verbindungen oder Familien-Verhältnissen genöthigt ist, zu nehmen, und die oft weder mit großer Schönheit, noch mit andern Vollkommenheiten des Leibes ausgestattet sind.

Andere behaupteten, und Chakan war dieser Meinung, die Schönheit und alle schöne Eigenschaften des Leibes wären nicht die einzigen Dinge, welche an einer Sklavin erforderlich wären, sondern dieselben müßten auch mit viel Geist, Klugheit, Bescheidenheit, Anmuth, und wenn es sein könnte, mit mehreren schönen Kenntnissen begleitet sein. Der Grund, den sie dafür anführten, war folgender: „Es geziemt, sagten sie, Männern, die große Geschäfte zu verwalten haben, nichts mehr, als am Ende eines so mühseligen Tagewerkes daheim eine Gefährtin zu finden, deren Unterhaltung gleich lehrreich, anmuthig und ergötzlich ist: denn am Ende," fügten sie hinzu, „unterscheidet man sich nicht von den Thieren, wenn man eine Sklavin bloß dazu hat, sie anzusehen und einen Trieb zu befriedigen, welchen wir mit den Thieren gemein haben."

Der König trat dieser Meinung bei, und gab es dadurch zu erkennen: daß er Chakan befahl, ihm eine Sklavin zu kaufen, von vollkommener Schönheit und mit allen

das größte Vergnügen von der Welt machen, es ihm mitzutheilen."

Die Prinzen antworteten nichts weiter, als daß sie binnen kurzer Zeit Antwort bringen würden, und sprengten mit verhängten Zügeln zurück, um Kamaralsaman die Nachricht zu bringen, das zuletzt angekommene Heer wäre das des Königs Schachsaman, und der König, sein Vater, selber dabei.

Das Erstaunen, die Ueberraschung, die Freude, und das Leid, seinen Vater ohne Abschied verlassen zu haben, machten einen so gewaltigen Eindruck auf den König Kamaralsamam, daß er in Ohnmacht sank, sobald er vernahm, daß er ihm so nahe wäre. Er kam endlich durch die Sorgfalt und Hülfe der Prinzen Amgiad und Assad wieder zu sich, und sobald er sich stark genug fühlte, eilte er hin, sich dem Könige Schachsaman zu Füßen zu werfen.

In langer Zeit war kein so zärtliches Wiedersehen zwischen einem Vater und einem Sohn erfolgt. Schachsaman machte dem König Kamaralsaman zärtliche Vorwürfe über seine Grausamkeit, ihn auf eine so schmerzliche Weise zu verlassen; und Kamaralsaman bezeugte ihm seine innige Reue über das Vergehen, zu welchem die Liebe ihn verleitet hatte.

Die drei Könige und die Königin Margiane blieben drei Tage am Hofe des Königs der Magier, welcher sie prachtvoll bewirthete. Diese drei Tage wurden auch sehr verherrlicht durch die Vermählung des Prinzen Assad mit der Königin Margiane, und des Prinzen Amgiad mit Bostane zur Belohnung des Dienstes, welchen sie dem Prinzen Assad geleistet hatte.

Endlich begaben die drei Könige und die Königin Margiane sich wieder jedes nach seinem Reiche. Was Amgiad betrifft, so setzte ihm der König der Magier, der ihn sehr lieb gewonnen hatte und schon sehr bejahrt war, seine Krone auf das Haupt: und Amgiad wandte all sei-

nen Fleiß daran, den Feuerdienst zu zerstöreen und die muselmännische Religion in seinen Staaten einzuführen.

## Zweihundert und funfzigste Nacht.

### Geschichte
### Nureddins und der schönen Perserin.

Die Stadt Balsora war lange Zeit die Hauptstadt eines den Chalyfen zinspflichtigen Reiches. Der König, der zur Zeit des Chalyfen Harun Arreschyd in demselben herrschte, hieß Muhammed Sulyman Arrussy [39]); und beide waren Vettern, Söhne zweier Brüder.

„Es war ein König, der, wenn die feindliche Reiterei gegen ihn eindrang, sie mit jeder Art schneidender oder stechender Waffen befriedigte *).

Wenn er Schlachten lieferte, schien er zu schreiben, indem er auf die Linien**) der Feinde Vokale***) und Punkte hinzufügte.

Die Vokale schrieb er auf die Feinde mit Säbelhieben, die Punkte mit Lanzenstichen oder mit Pfeilschüssen.

In einem Meere von Blut, entquollen den Kopfwunden der Feinde, schwimmt seine Reiterei.

Dieses Meer von weitem anzusehen scheint mit Schiffen übersäet: aber, was man für Mastbäume hält, sind seine Lanzen; was man für Segel ansieht, sind seine Fahnen, und die kleinen Wellen sind die Helme seiner Krieger.

*) D. h. bekämpfte.

**) Reihen.

***) Die im Arabischen nur wie ein Komma (Strich, Streich) aussehen.

den Eigenschaften begabt, die man so eben genannt hatte, und vor allem sollte sie höchst gebildet sein.

Sawy war eifersüchtig auf die Ehre, welche der König Chakan erzeigte. Da er der entgegengesetzten Meinung gewesen war, so wandte er ein: „Herr, es wird sehr schwer halten, eine so vollkommene Sklavin zu finden, wie Euer Majestät sie verlangt. Findet sich aber auch eine solche, wie ich kaum glaube, so wird man noch einen wohlfeilen Kauf thun, wenn sie nicht mehr als zehntausend Goldstücke kostet.'

„Sawy," erwiederte der König, „ihr findet vermuthlich die Summe zu hoch: für euch mag sie es sein, sie ist es aber nicht für mich." Zu gleicher Zeit befahl der König seinem Groß-Schatzmeister, die zehntausend Goldstücke Chakan in Haus zu schicken.

Sobald Chakan nach Hause kam, ließ er alle Unterhändler rufen, die sich mit dem Sklavinnen-Handel befaßten, und trug ihnen auf, sobald sie eine solche Sklavin fänden, wie er sie ihnen beschrieb, ihm davon Nachricht zu geben.

Die Unterhändler, sowohl um sich dem Wesyr Chakan zu verbinden, als ihres eigenen Vortheils wegen, versprachen ihm, all ihre Sorgfalt anzuwenden, um eine solche aufzufinden, wie er sie wünschte.

Es verging nun fast kein Tag, daß ihm nicht eine zugeführt wurde: aber er fand immer einen oder den andern Fehler an ihnen.

Eines Tages, früh Morgens, als Chakan nach dem Palaste des Königs ritt, trat ein Unterhändler mit großer Hast an den Steigbügel seines Pferdes, und verkündigte ihm, ein Persischer Kaufmann, der gestern sehr spät angekommen, hätte eine Sklavin zu verkaufen von vollendeter Schönheit, weit über alle, die er noch gesehen haben möchte. „In Ansehung ihres Geistes und ihrer Kenntnisse," fügte er hinzu, „so verbürgt er sich, daß sie es

mit allem aufnehmen könne, was es von schönen Geistern und Gelehrten auf der Welt gibt."

Chakan, erfreut über diese Neuigkeit, welche ihm Hoffnung gab, sich dem Könige gefällig zu machen, trug dem Unterhändler auf, ihm nach der Rückkehr aus dem Palaste die Sklavin zuzuführen, und setzte seinen Weg fort.

Der Unterhändler verfehlte nicht, sich zur bestimmten Stunde bei dem Wesyr einzustellen; und Chakan fand die Sklavin so schön und so weit über seiner Erwartung, daß er ihr von Stund an den Namen der Schönen Perserin beilegte. Ein Dichter, der sie beschreibt, sagt Folgendes von ihr:

„Sie war ein Wunder der Schönheit; ihr Antlitz glich dem Vollmonde; sie war ihrem Stamme werth und theuer, wie es ein Kind seiner Mutter ist.

Der Besitzer des Himmelsthrones hatte ihr Adel und Würde des Gemüths zugetheilt, aber auch zugleich Anmuth im Ausdruck und im Betragen, so wie einen schönen Wuchs.

An dem Himmel ihres Antlitzes glänzten sieben Gestirne*), gleich Schutzengeln ihrer Wangen gegen jeden Verwegenen.

Wenn ein Mensch durch sehnsüchtiges Anschauen ihr einen Blick ablocken wollte, so verbrannte sie ihn mit Liebesfeuer durch eins dieser Gestirne."

Da der Wesyr selber viel Geist hatte und sehr gelehrt war, so erkannte er aus der Unterhaltung mit ihr sehr bald, daß er vergeblich noch eine andere Sklavin suchen würde, welche sie in irgend einer der vom Könige gewünschten Eigenschaften überträfe. Er fragte den Unter-

*) Diese sieben Gestirne sind: die Augen, die Augenbrauen, die Sterne in den Augen, und der Mund.

händler, welchen Preis der Persische Kaufmann auf sie gesetzt hätte.

„Herr," antwortete der Unterhändler, „es ist ein Mann, der nicht vorschlägt: er betheuert, daß er sie, mit Einem Worte, nicht geringer lassen kann, als für zehntausend Goldstücke. Er hat mir selbst zugeschworen, daß, ungerechnet seine Sorgfalt, Mühe und Zeit, die er auf ihre Erziehung verwandt, er beinahe dieselbe Summe für sie ausgegeben habe, theils an Lehrmeister in den Leibesübungen und in geistigem Unterricht und Bildung, theils für Kleidung und Unterhalt. Da er sie, gleich beim Kauf in ihrer frühsten Kindheit, eines Königs würdig erkannte, so hat er nichts gespart, was dazu beitragen kann, sie zu diesem hohen Range emporzuheben. Sie spielt allerlei Instrumente, sie singt, sie tanzt, sie schreibt schöner, als die geschicktesten Schreibmeister; sie macht Verse; und es gibt keine Bücher, die sie nicht gelesen hat. Kurz, man hat noch niemals gehört, daß irgend eine Sklavin so viele Dinge gewußt, als sie weiß."

Der Wesyr Chakan, der den Werth der schönen Perserin viel besser erkannte, als der Unterhändler, der nur nachsprach, was der Kaufmann ihm von ihr gesagt hatte, wollte den Handel nicht aufschieben, und ließ sogleich den Kaufmann rufen.

Dieser kam; er war schon hochbejahrt, und es galten von ihm folgende Worte eines Dichters, der von sich selber spricht:

„Die Zeit hat mich gewaltig mitgenommen und zitternd gemacht; sie ist es, die Kräfte gibt, aber auch raubet.
Einst sprang und lief ich, ohne zu ermüden: heute bin ich müde, ohne mich vom Flecke gerührt zu haben."

Der Wesyr Chakan sprach zu ihm: „Nicht für mich will ich diese Sklavin kaufen, sondern für den König;

aber ihr müßt sie ihm für einen billigeren Preis lassen, als der, welchen ihr auf sie gesetzt habt."

„Herr," antwortete der Kaufmann, „ich würde mir eine große Ehre daraus machen, sie Seiner Majestät zum Geschenke darzubieten, wenn es einem Kaufmanne, wie ich bin, anstünde, Geschenke von solchem Werthe zu machen. Ich verlange nur das Geld, welches ich aufgewendet habe, sie zu erziehen und so auszustatten, wie sie da ist. So viel kann ich sagen, daß Seine Majestät einen Kauf macht, womit sie sehr zufrieden sein wird."

Chakan wollte nicht markten, und ließ dem Kaufmanne die Summe auszahlen. Vor dem Weggehen sagte der Kaufmann noch zu dem Wesyr: „Herr, da die Sklavin für den König bestimmt ist, so vergönnet, daß ich die Ehre habe, euch zu sagen, daß sie von der langen Reise, die ich mit ihr, um sie hieher zu führen, gemacht habe, äußerst ermüdet ist. Obwohl sie eine Schönheit ohnegleichen ist, so wird sie dennoch ganz anders erscheinen, wenn ihr sie nur ein vierzehn Tage bei euch behaltet, und dafür Sorge tragt, sie gut pflegen zu lassen. Wenn ihr sie nach Verlauf dieser Zeit dem Könige vorstellt, so wird sie euch eine solche Ehre und ein solches Verdienst bei ihm erwerben, daß ich hoffe, ihr werdet es mir einigen Dank wissen. Ihr seht selbst, daß die Sonne ihr ein wenig die Haut verdorben hat; sobald sie aber zwei- oder dreimal im Bade gewesen ist und ihr sie so habt kleiden lassen, wie ihr es für anständig erachtet, so wird sie dergestalt verändert sein, daß ihr sie noch unendlich viel schöner finden werdet."

Chakan nahm den Rath des Kaufmanns mit Dank an, und beschloß, ihn zu befolgen. Er gab der schönen Perserin ein besonderes Zimmer, neben dem seiner Gemahlin, die er bat, sie mit ihr essen zu lassen und sie als eine Frau anzusehen, welche dem Könige gehörte. Er bat sie ferner, ihr verschiedene Kleider machen zu lassen, so prächtig als möglich, und wie sie ihr am schönsten stünden.

Bevor er hier die schöne Perserin verließ, sagte er zu ihr: „Es kann kein größeres Glück für euch geben, als das, welches ich euch verschaffen will. Urtheilet selber davon; es ist für den König, daß ich euch gekauft habe, und ich hoffe, er wird noch viel zufriedener sein, euch zu besitzen, als ich es bin, mich des Auftrages entledigt zu haben, welchen er mir ertheilt hat. Demnach muß ich euch noch benachrichtigen, daß ich einen Sohn habe, dem es nicht an Geist fehlt, der aber jung, flatterhaft und unternehmend ist: hütet euch sorgfältig vor ihm, wenn er euch nahet."

Die schöne Perserin dankte ihm für diese Weisung; und nachdem sie ihn fest versichert hatte, daß sie dieselbe beachten würde, verließ er sie.

---

## Zweihundert und ein und funfzigste Nacht.

Nureddin[41]), so hieß nämlich der Sohn des Wesyrs Chakan, hatte freien Zutritt ins Zimmer seiner Mutter, mit welcher er zu speisen pflegte. Er war sehr wohlgebildet von Gestalt, jung, anmuthig und kühn; und da er ungemein viel Geist hatte und sich mit Leichtigkeit ausdrückte, so hatte er die besondere Gabe, alle zu überreden, wozu er wollte.

Er sah die schöne Perserin; und obgleich er wußte, daß sein Vater sie für den König gekauft, und sein Vater selber es ihm erklärt hatte, so that er sich dennoch gleich bei der ersten Zusammenkunft mit ihr keinen Zwang an, seine Liebe für sie zu unterdrücken. Er ließ sich vielmehr durch ihre Reize, die ihn sogleich bezauberten, hinreißen; und die Unterhaltung, welche er mit ihr hatte, bestimmte ihn zu dem Entschlusse, alle Mittel anzuwenden, um sie dem Fürsten zu entführen.

Die schöne Perserin ihrerseits fand auch Nureddin sehr liebenswürdig. „Der Wesyr erzeigt mir eine große

Ehre," sagte sie bei sich selber, „daß er mich zum Geschenke für den König von Balsora gekauft hat: ich würde mich jedoch sehr glücklich schätzen, wenn er sich begnügte, mich seinem Sohne zu schenken."

Nureddin benutzte sehr eifrig den Vortheil, den er hatte, eine Schönheit, in welche er so verliebt war, zu besuchen und sich mit ihr zu unterhalten. Niemals verließ er sie eher, als bis seine Mutter ihn dazu gezwungen hatte. „Mein Sohn," sagte diese, „es ist nicht wohlanständig für einen jungen Mann, wie du bist, stets in dem Frauen-Zimmer zu weilen. Geh, begieb dich in dein Zimmer, und arbeite, um dich würdig zu machen, dereinst der Nachfolger in der Würde deines Vaters zu werden."

Weil die schöne Perserin wegen der weiten Reise, welche sie eben gemacht hatte, lange nicht ins Bad gegangen war, so besorgte die Gemahlin des Groß-Wesyrs Chakan, fünf oder sechs Tage nachdem sie gekauft war, daß eigens für sie das Bad geheizt wurde, welches der Wesyr im Hause hatte. Sie ließ sie von mehreren ihrer Sklavinnen dahin begleiten, und befahl diesen, sie ebenso zu bedienen, wie sie selber, und ihr nach dem Bade ein sehr prächtiges Kleid anzulegen, welches sie ihr schon hatte machen lassen. Sie hatte um so mehr Sorgfalt hierauf verwendet, als sie sich bei dem Wesyr, ihrem Gemahle, dadurch ein Verdienst erwerben, und ihm zu erkennen geben wollte, wie sehr sie sich alles angelegen sein ließe, was ihm Vergnügen machen könnte.

Aus dem Bade ging die schöne Perserin noch tausendmal schöner hervor, als sie Chakan bei dem Kauf erschienen war, und zeigte sich so der Gemahlin des Wesyrs, welche Mühe hatte, sie wieder zu erkennen.

Die schöne Perserin küßte ihr mit Anmuth die Hand, und sagte zu ihr: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, wie ihr in diesem Kleide mich findet, welches ihr die Güte gehabt habt mir machen zu lassen. Eure Frauen, die mich versichern, es kleide mich so gut, daß sie mich kaum wieder-

erkennen, sind vielleicht nur Schmeichlerinnen: ich berufe mich auf Euer Urtheil darüber. Sollten sie gleichwohl die Wahrheit sagen, so seid doch ihr es, gnädige Frau, der allein ich diesen Vortheil verdanke."

„Meine Tochter," erwiederte die Gemahlin des Wesyrs mit großer Freude, „ihr dürft es nicht für Schmeichelei halten, was meine Frauen euch gesagt haben: ich verstehe mich besser darauf, als sie; und abgesehen von dem Gewande, welches euch bewundernswürdig kleidet, bringt ihr aus dem Bade eine Schönheit mit, die so weit über dem steht, was ihr zuvor schienet, daß ich selber euch nicht mehr erkenne. Wenn ich wüßte, daß das Bad noch gut genug wäre, so würde ich es mir auch zu Nutze machen: ich bin schon in einem Alter, welches erfordert, daß ich mich öfters desselben bediene."

„Gnädige Frau," erwiederte die schöne Perserin, „ich weiß auf die unverdiente Ehre, die ihr mir erweiset, nichts zu antworten. Was das Bad anlangt, so ist es bewundernswürdig, und wenn ihr Lust habt, in dasselbe zu gehen, so dürft ihr keine Zeit verlieren. Eure Frauen werden euch dasselbe sagen."

Die Gemahlin des Wesyrs bedachte, daß sie seit mehreren Tagen nicht mehr im Bade gewesen war, und wollte die Gelegenheit benutzen. Sie sagte es ihren Frauen; und diese versahen sich sogleich mit allem, was dazu nöthig war.

Die schöne Perserin begab sich nach ihrem Zimmer; und die Gemahlin des Wesyrs gebot, bevor sie ins Bad ging, zwei kleinen Sklavinnen, bei ihr zu bleiben, mit dem Befehle, Nureddin nicht hereinzulassen, wenn er käme.

Während nun die Gemahlin des Wesyrs im Bade, und die schöne Perserin allein war, kam Nureddin; und als er seine Mutter nicht in ihrem Zimmer traf, ging er in das der schönen Perserin, wo er die beiden kleinen Sklavinnen im Vorzimmer fand. Er fragte diese nach seiner Mutter; worauf sie antworteten, sie wäre im Bade.

„Und die schöne Perserin," fuhr Nureddin fort, „ist sie auch im Bade?" — „Sie ist schon daraus zurückgekommen und in ihrem Zimmer; aber wir haben Befehl von eurer Frau Mutter, euch nicht hinein zu lassen."

Das Zimmer der schönen Perserin war nur durch einen Thürvorhang geschlossen. Nureddin schritt vorwärts, um hinein zu treten, und die beiden Sklavinnen stellten sich davor, um ihn daran zu verhindern. Er aber nahm eine wie die andere beim Arm, schob sie aus dem Vorzimmer, und schloß die Thüre vor ihnen zu.

Da liefen sie mit großem Geschrei nach dem Bade, und verkündigten weinend ihrer Gebieterin, daß Nureddin trotz ihnen in das Zimmer der schönen Perserin gedrungen wäre und sie verjagt hätte.

Die Nachricht von einer so großen Kühnheit verursachte der guten Frau die empfindlichste Kränkung. Sie unterbrach ihr Bad und kleidete sich aufs schleunigste an. Aber ehe sie fertig war, und in das Zimmer der schönen Perserin kam, war Nureddin schon wieder hinausgegangen, und hatte die Flucht ergriffen.

Die schöne Perserin war äußerst erstaunt, die Gemahlin des Wesyrs ganz in Thränen hereintreten zu sehen, wie eine Frau, die außer sich war. „Gnädige Frau," sagte sie zu ihr, „darf ich euch fragen, weshalb ihr so betrübt seid? Welcher Unfall ist euch im Bade begegnet und hat euch genöthigt, es so bald zu verlassen?"

„Wie!" rief die Gemahlin des Wesyrs aus, „ihr thut mir diese Frage mit so ruhigem Gemüthe, nachdem mein Sohn Nureddin in euer Zimmer gedrungen und allein bei euch geblieben ist! Konnte uns, ihm und mir, ein größeres Unglück begegnen?"

„Um Verzeihung, gnädige Frau," versetzte die schöne Perserin, „welches Unglück kann für euch und Nureddin bei dem sein, was er gethan hat?"

„Wie!" erwiederte die Gemahlin des Wesys, „hat euch mein Mann nicht gesagt, daß er euch für den König

gekauft hat? Und hatte er euch nicht gewarnt, euch zu hüten, daß Nureddin euch nicht nahete?"

„Ich habe es nicht vergessen, gnädige Frau," antwortete hierauf die schöne Perserin; „aber Nureddin kam, mir zu sagen, sein Vater hätte seinen Sinn geändert, und anstatt mich für den König aufzubewahren, wie seine Absicht gewesen, ihm selber mit meiner Person ein Geschenk gemacht. Ich glaubte es, gnädige Frau; und da ich eine Sklavin, und seit meiner zartesten Jugend an strengen Gehorsam gewöhnt bin, so könnt ihr wohl denken, daß ich mich seinem Willen nicht widersetzen konnte, noch durfte. Ich gestehe selbst, daß ich es um so weniger mit Widerwillen gethan habe, als ich, bei der Freiheit, die wir hatten uns zu sehen, eine starke Neigung für ihn gefaßt hatte. Ich verzichte ohne Bedauern auf die Hoffnung, dem König anzugehören, und werde mich sehr glücklich schätzen, mein ganzes Leben mit Nureddin zuzubringen."

Auf diese Rede sagte die Gemahlin des Wesyrs: „Wollte Gott, daß es wahr wäre, was ihr sagt! ich würde mich sehr darüber freuen. Aber, glaubet mir, Nureddin ist ein Betrüger; er hat euch getäuscht, und unmöglich hat sein Vater ihm dies Geschenk gemacht, wie er euch gesagt hat. Ach, der Unglückliche! und wie unglücklich bin ich, und wie viel mehr ist es noch sein Vater durch die traurigen Folgen, welche er fürchten muß, und wir mit ihm fürchten müssen! Weder meine Thränen noch meine Bitten sind im Stande, ihn zu erweichen und seine Verzeihung zu erflehen. Sein Vater wird ihn seinem gerechten Zorn aufopfern, sobald er die Gewaltthat erfährt, welche er gegen euch verübt hat."

Nach diesen Worten fing sie bitterlich an zu weinen; und ihre Sklavinnen, die nicht weniger als sie, für Nureddins Leben fürchteten, folgten ihrem Beispiele.

Der Wesyr Chakan kam einige Augenblicke später dazu, und war höchst erstaunt, seine Frau und die Sklavinnen in Thränen und die schöne Perserin so niederge-

schlagen zu sehen. Er fragte nach der Ursache; und seine Gemahlin und die Sklavinnen verdoppelten ihr Geschrei und ihre Thränen, anstatt ihm zu antworten. Ihr Schweigen erstaunte ihn noch mehr, er wandte sich an seine Frau und sagte zu ihr: „Ich will durchaus, daß ihr mir erkläret, was ihr zu weinen habt, und daß ihr mir die Wahrheit saget."

Die trostlose Frau konnte nicht länger umhin, ihren Mann zu befriedigen. „Versprechet mir, Herr," begann sie, „daß ihr es mich nicht wollet entgelten lassen, was ich euch sage: ich versichere euch zum voraus, daß ich nicht Schuld daran habe." Und ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Während ich mit meinen Frauen im Bade war, ist euer Sohn gekommen und hat diese unglückliche Zeit benutzt, um der schönen Perserin einzubilden, daß ihr sie nicht mehr dem Könige geben wollt, sondern ihm ein Geschenk mit ihr gemacht habet. Ich sage euch nicht, was er, nach dieser argen Vorspiegelung, weiter gethan hat: ich überlasse es euch selber zu ermessen. Das ist der Grund meiner Betrübniß um euch und um meinen Sohn, für welchen ich mich nicht wage euch um Verzeihung anzuflehen."

Es ist nicht möglich, den Aerger des Wesirs auszudrücken, als er die Unverschämtheit seines Sohnes Nureddin vernommen hatte. „Ha," rief er aus, indem er sich an die Brust schlug, in die Hände biß, und den Bart ausraufte, „auf solche Weise also, unseliger Sohn, unwürdig das Tageslicht zu schauen, stürzest du deinen Vater von der höchsten Stufe seines Glückes in den Abgrund: so richtest du ihn zu Grunde, und dich mit ihm! Der König wird sich nicht mit deinem, noch mit meinem Blute begnügen, um diese Beleidigung zu rächen, die seine Person selber betrifft."

Seine Gemahlin bemühte sich, ihn zu trösten, und sprach zu ihm: „Betrübt euch nicht zu sehr; ich kann leicht zehn tausend Goldstücke aus einem Theile meiner

Juwelen lösen: ihr kauft dafür eine andere Sklavin, die noch schöner und des Königs würdiger ist!"

„He! denkt ihr denn," erwiederte der Wesyr, „daß ich mich über den Verlust von zehn tausend Goldstücken so betrüben könnte? Es ist hier nicht die Rede von diesem Verluste, ja nicht von dem Verluste aller meiner Güter: der sollte mich wenig kümmern. Es gilt hier den Verlust meiner Ehre, die mir theurer ist, als alle Güter der Welt."

„Mich dünkt gleichwohl, Herr," versetzte die Frau, „daß, was man mit Gelde wieder gut machen kann, nicht von so großer Erheblichkeit ist."

„Ei ja!" erwiederte der Wesyr, „wißt ihr nicht, daß Sawy mein Todfeind ist? Glaubt ihr denn nicht, daß er, sobald er diesen Handel erfährt, hingehen und bei dem König über mich triumphiren wird? „Euer Majestät," wird er zu ihm sagen, „spricht stets von der Hingebung und dem Diensteifer Chakans; er zeigt jedoch jetzt eben, wie wenig er einer so großen Auszeichnung würdig ist. Er hat zehntausend Goldstücke empfangen, um euch eine Sklavin zu kaufen. Er hat sich eines so ehrenvollen Auftrages wirklich entledigt, und noch niemals hat man eine so schöne Sklavin gesehen: aber anstatt sie Euer Majestät zuzuführen, hat er es für räthlicher erachtet, seinem Sohn ein Geschenk damit zu machen. „Mein Sohn," hat er zu ihm gesagt, „nimm diese Sklavin, sie ist dein, du verdienst sie mehr als der König." — Sein Sohn," wird er mit seiner gewöhnlichen Bosheit fortfahren, „hat sie genommen, und ergötzt sich nun täglich mit ihr. Die Sache verhält sich, wie ich die Ehre habe Euer Majestät zu versichern; und Euer Majestät kann sich selber davon überzeugen." — Meinet ihr nun nicht, daß auf eine solche Anklage, die Leute des Königs jeden Augenblick kommen können, um in mein Haus zu dringen, und die Sklavin weg zu führen? Ich geschweige aller übrigen unvermeidlichen Uebel, die daraus folgen werden."

„Herr," antwortete die Frau auf diese Rede des Wesyrs, ihres Mannes, „ich gestehe, daß die Bosheit Sawys sehr groß ist, und daß er im Stande ist, der Sache die arglistige Deutung zu geben, die ihr hier voraussagt, wenn er die mindeste Kunde davon hätte. Aber kann er, oder irgend jemand wissen, was im Innern eures Hauses vorgeht? Wenn man auch argwöhnte, und der König mit euch davon spräche, könnt ihr nicht sagen, daß ihr, nachdem ihr die Sklavin recht geprüft, sie Seiner Majestät nicht so würdig befunden habet, als sie euch anfangs geschienen; daß der Kaufmann euch betrogen habe; daß sie allerdings von unvergleichlicher Schönheit sei, aber viel daran fehle, daß sie eben so viel Geist habe und so geschickt sei, als sie euch gerühmt worden. Der König wird es euch aufs Wort glauben, und Sawy wird die Beschämung haben, wieder eben so mit seinem verderblichen Anschlage verunglückt zu sein, wie so manches andere Mal, wo er vergeblich versucht hat, euch zu verderben. Beruhiget euch also; und wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so lasset diese Unterhändler rufen, bedeutet sie, daß ihr mit der schönen Perserin nicht so zufrieden seid, und traget ihnen auf, euch eine andere Sklavin zu verschaffen."

Da dieser Rath dem Wesyr Chakan vernünftig schien, so beruhigte er sich ein wenig, und entschloß sich, ihn zu befolgen; jedoch verminderte dies in nichts seinen Zorn gegen seinen Sohn Nureddin.

---

## Zweihundert und zwei und funfzigste Nacht.

Nureddin ließ sich den ganzen Tag nicht sehen; er wagte es selbst nicht, bei einem der jungen Leute seines Alters, mit denen er umging, eine Zuflucht zu suchen, aus Furcht, sein Vater ließe dort ihm nachspüren. Er

ging aus der Stadt, und flüchtete sich in einen Garten, wo er sonst nie hineingegangen und bekannt war. Erst sehr spät kam er nach Hause, als er wußte, daß sein Vater sich schon in sein Zimmer begeben hatte, und ließ sich durch die Frauen seiner Mutter öffnen, welche ihn ohne Geräusch einließen. Am folgenden Morgen ging er wieder aus, ehe sein Vater aufgestanden war; und so war er genöthigt, einen ganzen Monat dieselbe Vorsicht zu gebrauchen, zu seiner empfindlichsten Kränkung. Denn die Frauen schmeichelten ihm nicht, sondern erklärten ihm gerade heraus, daß der Wesyr, sein Vater, in demselben Zorne verharrete und betheuerte, daß er ihn tödten würde, wenn er ihm vor Augen käme.

Die Gemahlin des Wesyrs wußte durch ihre Frauen, daß Nureddin jeden Tag nach Hause kam; sie wagte es aber nicht, ihren Gemahl um Verzeihung für ihn zu bitten. Endlich faßte sie sich ein Herz, und sprach eines Tages zu ihm: „Herr, ich habe es bisher nicht gewagt, mir die Freiheit zu nehmen, mit euch von eurem Sohne zu sprechen. Jetzo bitte ich euch um die Erlaubniß, euch zu fragen, was ihr mit ihm zu machen gedenkt. Kein Sohn kann schuldiger gegen einen Vater sein, als es Nureddin gegen euch ist. Er hat euch der großen Ehre und Genugthuung beraubt, dem König eine so vollkommene Sklavin, wie die schöne Perserin, darzubringen, ich gestehe es: aber was ist nach dem allen eure Absicht? Wollt ihr ihn durchaus umbringen? Anstatt eines Unglücks, woran ihr nicht mehr denken solltet, würdet ihr euch ein anderes, viel größeres zuziehen, woran ihr vielleicht nicht denkt. Fürchtet ihr nicht, daß die Welt, die böse ist, bei der Nachforschung, warum euer Sohn vor euch flieht, die wahre Ursache errathe, welche ihr so verborgen halten wollt? Wenn das geschähe, so würdet ihr gerade in das Unglück stürzen, welches ihr so angelegentlich zu vermeiden strebt."

„Liebe Frau," erwiederte der Wesyr, „was ihr da

sagt, ist verständig; aber ich kann mich nicht entschließen, Nureddin zu verzeihen, ohne ihn nach Verdienst bestraft zu haben."

„Er wird genugsam bestraft," versetzte die Frau, „wenn ihr thut, was mir eben einfällt. Euer Sohn kömmt jede Nacht zu Hause, wenn ihr schon in eurem Schlafgemache seid; er schläft hier, und geht wieder aus, ehe ihr aufgestanden seid. Ergreifet ihn diesen Abend bei seiner Ankunft, und stellet euch, als wenn ihr ihn tödten wollet: ich werde ihm zu Hülfe kommen; und indem ihr ihm, wie auf meine Bitte, das Leben schenkt, nöthiget ihn, die schöne Perserin auf solche Bedingungen zu nehmen, wie es euch gefällt. Er liebt sie, und ich weiß, daß die schöne Perserin ihn nicht haßt."

Chakan befolgte gern diesen Rath; demnach stellte er sich hinter die Thüre, bevor man sie Nureddin bei seiner Ankunft zur gewöhnlichen Stunde öffnete, und sobald dieser eintrat, fiel er über ihn her und warf ihn unter seine Füße. Nureddin drehte den Kopf um, und erkannte seinen Vater mit dem Dolche in der Hand, im Begriff ihm das Leben zu nehmen.

In diesem Augenblicke kam Nureddins Mutter dazu, und indem sie den Arm des Wesyrs zurückhielt, rief sie aus: „Was wollt ihr thun, Herr?"

„Lasset mich los," entgegnete der Wesyr, „damit ich diesen unwürdigen Sohn tödte!"

„Ach, Herr," fuhr die Mutter fort, „tödtet lieber mich selber: ich werde niemals zugeben, daß ihr eure Hand in euer eigenes Blut tauchet!"

Nureddin benutzte diesen Augenblick, und mit Thränen in den Augen rief er aus: „Mein Vater, ich flehe eure Gnade und euer Erbarmen an; gewähret mir die Verzeihung, um welche ich euch im Namen desjenigen bitte, von dem ihr sie an dem Tage erwartet, wo wir einst alle vor ihm erscheinen werden."

Er fügte noch folgende Verse hinzu:

„Erlaß mir meine Schuld; denn die Langmüthigen vergeben den Verbrechern ihr Vergehen.

Ich gestehe wohl, mehrere Untugenden zu besitzen: möchtest du aber auch die schöne Tugend der Langmuth an mir ausüben!

Bedenke, daß derjenige, der da Verzeihung hofft von dem, der über ihm ist, auch denjenigen ihre Schuld verzeihen muß, die unter ihm sind."

Chakan ließ sich den Dolch aus der Hand winden; und sobald er ihn losgelassen hatte, warf sich Nureddin zu seinen Füßen und küßte sie ihm, zum Zeichen, wie sehr es ihn gereute, ihn beleidigt zu haben.

„Nureddin," sprach der Vater zu ihm, „danke deiner Mutter: ich verzeihe dir ihr zu Liebe. Ich will dir sogar die schöne Perserin geben, aber unter der Bedingung, daß du mir eidlich versprichst, sie nicht als eine Sklavin, sondern als deine Gemahlin anzusehen, das heißt, daß du sie niemals verkaufest und selbst auch nicht verstoßest. Da sie Verstand und Geist und Lebensart hat, unendlich viel mehr, als du, so bin ich überzeugt, daß sie diesen jugendlichen Ungestüm mäßigen wird, der dich zu Grunde richten kann."

Nureddin hatte nicht gewagt, zu hoffen, daß er mit solcher Milde behandelt würde. Er dankte seinem Vater mit aller ersinnlichen Erkenntlichkeit, und leistete ihm von Herzen gern den Eid, welchen er von ihm verlangte.

Beide, die schöne Perserin und er, waren sehr zufrieden mit einander; und der Vater war sehr vergnügt über ihre herzliche Einigkeit.

Der Wesyr Chakan wartete nicht ab, bis der König von dem ihm ertheilten Auftrage mit ihm spräche; er war sehr beflissen, selber ihn öfter davon zu unterhalten und ihm die Schwierigkeiten bemerklich zu machen, welche er fände, sich desselben zur Zufriedenheit Seiner Majestät zu entledigen; kurz, er wußte es so geschickt einzurichten, daß der König unvermerkt nicht mehr daran dachte.

Sawy hatte gleichwohl etwas von dem erfahren, was vorgegangen war; aber Chakan war so weit in der Gunst des Königs voraus, daß er nicht davon zu sprechen wagte.

Es war über ein Jahr, daß dieser so kitzliche Handel glücklicher abgelaufen war, als der Wesyr anfangs geglaubt hatte, als er ins Bad ging, und ein dringendes Geschäft ihn nöthigte, es noch ganz erhitzt zu verlassen; die etwas kalte Luft schlug ihm auf die Brust und verursachte ihm ein heftiges Flußfieber, das ihn zwang, sich zu Bette zu legen. Die Krankheit nahm zu; und als er fühlte, daß der letzte Augenblick seines Lebens nicht mehr fern wäre, sprach er folgendermaßen zu Nureddin, der sein Bette nicht verließ:

„Mein Sohn, ich weiß nicht, ob ich den rechten Gebrauch von den großen Reichthümern gemacht habe, die Gott mir verliehen hat; du siehst, sie helfen mir nichts, um mich von dem Tode zu befreien. Das einzige, warum ich sterbend dich noch bitte, ist, daß du dein mir gegebenes Versprechen in Betreff der schönen Perserin haltest. Ich sterbe zufrieden, mit dem Vertrauen, daß du es nicht vergessen wirst." — Zuletzt sprach er noch:

Ich gedenke folgender Verse eines Dichters, der da sagt:

„Ich fühle meinen Tod: gepriesen sei der, der nie stirbt! ich kann dem Tode nicht entgehen.
Wahrlich derjenige ist kein Herr, über den der Tod Herrschaft ausübt: aber der ist der Herr aller Herren, der nie stirbt!"

Dies waren die letzten Worte, welche der Wesyr Chekan sprach. Er verschied wenige Augenblicke darnach, und versetzte sein Haus, den Hof und die Stadt in unaussprechliche Trauer. Der König betrauerte ihn, als einen weisen, eifrigen und treuen Minister; und die ganze Stadt beweinte ihn als ihren Beschützer und Wohlthäter. Niemals ward in Balsora ein ehrenvolleres Leichenbegängniß gesehen. Die Wesyre, die Emire und alle Großen des

Hofes insgesammt, beeiferten sich, einer nach dem andern seinen Sarg auf den Schultern bis zur Begräbnißstätte zu tragen; und alle Bewohner der Stadt, von den Reichsten bis zu den Aermsten, gaben ihm mit Thränen das Geleit.

Als der Leichnam mit Erde bedeckt war, sprach einer der Begleitenden folgende Verse aus:

„Am Donnerstage verließ ich meine Freunde, und man wusch mich auf dem Waschgerüste;
Nachdem man mir meine Kleider, mit denen ich bedeckt war, ausgezogen hatte, legte man mir ein Gewand an, welches nicht das meinige war.
Auf den Nacken von vier Leuten wurde ich zum Gebets-Orte getragen, woselbst Einige für mich beteten. — Ja, betet für mich, ihr alle, die ihr meine Freunde waret! —
Endlich brachten sie mich in ein gewölbtes Gemäuer, an welchem die Zeit vorübergeht, und dessen Thüre nicht mehr geöffnet wird."

Als sich die Begleitung entfernt, und Nureddin sich nach Hause begeben hatte, gedachte er folgender Verse eines Dichters:

„An einem Donnerstage Abends ist er für immer geschieden, und ich habe ihn begleitet.
Auch sein Geist folgte ihm nach; diesem rief ich zu: „Kehre in ihn zurück, o theure Seele!" —
„Wie soll ich," wurde mir geantwortet, „in meinen Leib zurückkehren, an dem kein Fleisch und Blut ist, an dem sich nichts als trockene Gebeine finden?
Dessen Auge häufige Thränen blind gemacht haben, und dessen nunmehr taube Ohren einst so viel Tadel hören mußten?"

Nureddin gab auch auf alle Weise die tiefe Betrübniß zu erkennen, welche dieser Verlust ihm verursachen mußte; er ließ sich lange Zeit von niemand sehen.

Eines Tages endlich erlaubte er, einen von seinen vertrauten Freunden hereinzulassen. Dieser Freund bemühte sich, ihn zu trösten; und da er ihn geneigt fand, ihn anzuhören, so stellte er ihm vor: nachdem er dem Andenken seines Vaters alle schuldige Ehre erwiesen, und vollständig alles erfüllt hätte, was der Wohlstand erheischte, so wäre es nunmehr Zeit, daß er wieder in der Welt erschiene, seine Freunde besuchete, und den Rang behauptete, welchen seine Geburt und seine Verdienste ihm erworben hätten. „Wir würden," fügte er hinzu, „gegen die Gesetze der Natur, und selbst gegen die bürgerlichen Gesetze sündigen, wenn wir unsern Vätern nach ihrem Tode nicht die Pflichten der kindlichen Zärtlichkeit leisteten, und man würde uns für gefühllos halten. Aber wenn wir uns derselben entledigt haben und man uns deshalb keinen Vorwurf mehr machen kann, so sind wir verpflichtet, die vorige Lebensweise wieder anzufangen und in der Welt zu leben, wie man eben darin lebt. Trocknet also eure Thränen, und nehmet wieder dies fröhliche Wesen an, welches stets überall Freude verbreitet hat, wo ihr hingekommen seid."

Der Rath dieses Freundes war sehr vernünftig; und Nureddin würde alle Unglücksfälle vermieden haben, wenn er ihn ganz so regelmäßig, wie er erforderte, befolgt hätte. Er ließ sich ohne Mühe bereden; er bewirthete sogar seinen Freund; und als dieser sich entfernen wollte, bat er ihn, den folgenden Tag wiederzukommen, und drei oder vier ihrer gemeinschaftlichen Freunde mitzubringen.

Allmählig bildete er sich eine Gesellschaft von zehn Freunden, alle ungefähr von demselben Alter, und verlebte mit ihnen die Zeit in steten Festen und Lustbarkeiten. Es verging sogar kein Tag, an welchem er nicht jeden mit einem Geschenke heimgehen ließ.

Manchmal, um seinen Freunden mehr Vergnügen zu machen, ließ Nureddin die schöne Perserin kommen. Sie hatte die Gefälligkeit, ihm zu gehorchen; aber sie billigte

nicht diese übermäßige Verschwendung. Sie sagte ihm hierüber ihre Meinung frei heraus: „Ich zweifle nicht," sprach sie, „daß der Wesyr, euer Vater, euch große Reichthümer hinterlassen hat: aber wie groß sie auch sein mögen, nehmet nicht übel, wenn eine Sklavin euch vorstellt, daß ihr bald das Ende davon sehen werdet, wenn ihr fortfahret, dieses Leben zu führen. Man kann manchmal seine Freunde bewirthen und sich mit ihnen erlustigen; aber eine tägliche Gewohnheit daraus machen, heißt die breite Heerstraße in das tiefste Elend hinabrennen. Für eure Ehre und für euren Ruf würdet ihr viel besser thun, den Fußtapfen eures seligen Vaters zu folgen, und euch in den Stand zu setzen, um auch zu den Würden zu gelangen, welche ihm so viel Ehre erworben haben."

Nureddin hörte die schöne Perserin lächelnd an; und als sie geendigt hatte, entgegnete er, indem er fortfuhr zu lächeln: „Meine Schöne, lassen wir dies Gespräch beiseite; reden wir nur davon, wie wir uns ergötzen wollen. Mein seliger Vater hat mich stets in großem Zwange gehalten: ich freue mich, endlich der Freiheit zu genießen, nach welcher ich vor seinem Tode so lange geschmachtet habe. Ich habe noch immer Zeit genug, mich zu einem regelmäßigen Leben zu bequemen, wie ihr mir rathet; ein Mensch meines Alters muß sich Zeit nehmen, die Freuden der Jugend zu genießen."

---

## Zweihundert und drei und funfzigste Nacht.

Was noch viel mehr dazu beitrug, die Vermögensumstände Nureddins zu zerrütten, war, daß er niemals von Berechnung mit seinem Haushofmeister hören wollte. Er schickte ihn jedesmal, wenn er mit seinem Buche erschien, wieder fort, indem er zu ihm sagte: „Geh, geh, ich verlasse mich ganz auf dich; sorge nur dafür, daß ich alle Tage vollauf habe."

„Ihr habt zu gebieten, Herr," erwiederte der Haushofmeister. „Erlaubet jedoch, daß ich euch an das Sprichwort erinnere, welches sagt: wer großen Aufwand macht und nicht rechnet, befindet sich endlich am Bettelstab, ehe er es gewahr wird. Ihr begnügt euch nicht mit dem so verschwenderischen Aufwande eurer Tafel, ihr schenkt auch noch mit vollen Händen weg. Eure Schätze können das nicht aushalten, und wären sie auch so groß, wie Berge."

„Geh, sage ich dir," wiederholte ihm Nureddin; „ich bedarf deiner Lehren nicht: fahre fort, mir zu essen zu schaffen, und bekümmere dich nicht um das Uebrige." Er fügte noch folgende Verse hinzu:

„Wenn meine Hand Reichthümer besitzt, warum sollte ich nicht freigebig sein; warum sie nicht öffnen, um zu spenden?

Hast du je von einem Geizhalse gehört, daß er Ruhm erworben habe, oder von einem Freigebigen, daß er in Verachtung gestorben sei?"

Nureddins Freunde waren unterdessen sehr fleißig an seiner Tafel, und versäumten keine Gelegenheit, seine Willfährigkeit zu benutzen. Sie schmeichelten ihm, sie lobten ihn, und erhuben alles, auch das geringste und unbedeutendste, was er that. Vor allem vergaßen sie nicht, alles übermäßig zu preisen, was ihm gehörte, und fanden dabei ihre Rechnung.

„Herr," sprach zu ihm der eine, „ich kam gestern an dem Landgute vorbei, das ihr in jener Gegend habt: nichts ist prächtiger, noch schöner eingerichtet, als das Haus; und der Garten dabei ist ein wahres Paradies." — „Es freut mich, daß es euch gefällt," erwiederte Nureddin: „man bringe mir Feder, Dinte und Papier, und ich will nicht weiter davon reden hören; es ist euer, ich schenke es euch."

Andere hatten ihm nicht sobald eins von den Häusern, Bädern, und öffentlichen Gastherbergen, die ihm ge-

hörten und große Einkünfte brachten, gerühmt, als er ihnen ebenso ein Geschenk damit machte.

Die schöne Perserin stellte ihm den Schaden vor, den er sich thäte; und um ihn auf bessere Entschlüsse zu bringen, sang sie ihm folgende Strophen eines Liedes vor:

„Dein Gemüth ist fröhlich, wenn die Tage heiter sind, und du fürchtest nicht das Böse, womit das Geschick dich bedrohet.

Das Glück hat dich unbesorgt gemacht und irre geleitet: aber, bedenke, während des schönsten Wetters entsteht oft plötzlich ein Ungewitter!"

Aber Nureddin, anstatt auf sie zu hören, fuhr fort bei der nächsten Gelegenheit zu verschwenden, was ihm übrig blieb.

Kurz, Nureddin that ein ganzes Jahr lang nichts anderes, als wohlleben, sich gütlich thun, und sich vergnügen, indem er die großen Güter vergeudete, welche seine Vorfahren und der Wesyr, sein Vater, mit so viel Sorge und Mühe erworben oder erhalten hatten.

Das Jahr war eben abgelaufen, als es eines Tages an die Thüre des Saales klopfte, wo er zu Tische saß. Er hatte seine Sklaven hinausgeschickt und sich mit seinen Freunden eingeschlossen, um in voller Freiheit zu sein.

Einer von Nureddins Freunden wollte aufstehen; aber Nureddin kam ihm zuvor, und ging selber hin, zu öffnen. Es war sein Haushofmeister; und Nureddin, um zu hören, was er wollte, trat etwas aus dem Saale, und machte die Thüre halb zu.

Jener Freund, der auch aufgestanden war, und den Haushofmeister bemerkt hatte, war neugierig zu wissen, was er Nureddin zu sagen hätte, und stellte sich zwischen den Vorhang und die Thüre, und hörte folgende Rede des Haushofmeisters:

„Herr," sprach dieser zu seinem Herrn, „ich bitte euch tausendmal um Verzeihung, wenn ich euch mitten in euren Vergnügungen zu unterbrechen komme. Was ich euch

mitzutheilen habe, ist aber, wie mich dünkt, für euch von so großer Wichtigkeit, daß ich es nicht aufschieben durfte, mir diese Freiheit zu nehmen. Ich komme, meine letzte Rechnung ablegen: und was ich seit langer Zeit voraussah, und wovor ich euch mehrmals warnte, ist eingetroffen, das heißt, Herr, ich habe nicht mehr einen Heller von allen den Summen, die ihr mir übergeben habt, eure Haushaltung zu bestreiten. Die übrigen Einkünfte, die ihr mir angewiesen habt, sind auch erschöpft; und eure Pächter, und alle die euch Zinsen zahlen mußten, haben mir so deutlich die Uebertragung eurer Forderungen auf Andere dargethan, daß ich in eurem Namen nichts mehr von ihnen einziehen kann. Hier sind meine Rechnungen; prüfet sie: und wenn ihr wünscht, daß ich euch fernerhin dienen soll, so weiset mir andere Hebungen an; wo nicht, so erlaubet, daß ich Abschied nehme."

Nureddin war so betroffen von dieser Rede, daß er kein Wort darauf antworten konnte. Der Freund, der auf der Lausche stand und alles gehört hatte, trat sogleich wieder herein, und theilte seine Entdeckung den übrigen Freunden mit. „Es steht bei euch," sagte er zu ihnen, „diese Nachricht zu benutzen; ich für mein Theil erkläre, es ist heute das letztemal, daß ihr mich bei Nureddin sehet." — „Wenn das ist," erwiederten sie, „so haben wir nicht mehr bei ihm zu thun, als ihr; er wird uns hier nicht mehr wiedersehen."

Nureddin kam in diesem Augenblicke zurück; und welche heitere Miene er auch annahm, um seine Gesellen wieder in den Zug zu bringen, so konnte er sich doch so gut verstellen, daß sie nicht deutlich genug bestätigt sahen, was sie eben vernommen hatten. Er hatte sich kaum wieder auf seinen Platz gesetzt, als einer der Freunde von dem seinen aufstand und zu ihm sagte: „Herr, es thut mir sehr leid, euch nicht länger Gesellschaft leisten zu können: ich bitte euch nicht übel zu nehmen, wenn ich mich entferne."

„Welches Geschäft nöthigt euch, uns so bald zu verlassen?" fragte Nureddin.

„Herr," antwortete er, „meine Frau ist heute niedergekommen; ihr wißt wohl, daß in solchen Fällen die Gegenwart des Mannes immer nothwendig ist. Er machte eine tiefe Verbeugung, und ging weg.

Einen Augenblick darnach beurlaubte sich ein anderer, unter einem andern Vorwande. Die übrigen thaten desgleichen, einer nach dem andern, bis kein einziger von den zehn Freunden übrig blieb, welche bis zu dieser Stunde Nureddin so gute Gesellschaft geleistet hatten.

Nureddin argwöhnte nichts von dem Entschlusse, den seine Freunde gefaßt hatten, ihn nicht wiederzusehen. Er ging in das Zimmer der schönen Perserin und unterhielt sich mit ihr blos von der Erklärung seines Haushofmeisters, in starken Ausdrücken einer wahrhaften Reue über die Zerrüttung seiner Vermögensumstände.

„Herr," sprach zu ihm die schöne Perserin, „erlaubet mir, euch zu erinnern, ihr habt hierin nur euren eigenen Sinnen trauen wollen: ihr sehet nun, was euch widerfahren ist. Ich täuschte mich nicht, als ich das traurige Ende verkündigte, welches ihr erwarten müßtet. Was mich dabei noch bekümmert, ist, daß ihr noch nicht alle traurige Folgen desselben einsehet. Wenn ich euch darüber Vorstellungen machen wollte, so war eure Antwort: „Ergötzen wir uns, und genießen wir der guten Zeit, welche das Glück uns bietet, so lange es uns günstig ist; vielleicht ist es nicht immer so guter Laune." Aber ich hatte nicht Unrecht, wenn ich euch erwiederte, daß wir selber durch eine verständige Lebensweise die Schöpfer unsers Glückes sind. Ihr wolltet mich nicht hören, sondern gabet mir oft folgende Verse zur Antwort:

„Wenn das Glück dir günstig ist, so theile davon
allen Menschen mit, bevor es fliehet.
Deine Freigebigkeit wird es nicht erschöpfen, wenn

es dir wohl will, und dein Geiz wird dich nicht schützen, wenn es sich wegwendet."

Und so war ich genöthigt, euch gewähren zu lassen."

„Ich bekenne," versetzte Nureddin, „daß ich Unrecht hatte, den heilsamen Rath, welchen eure bewunderswürdige Klugheit mir ertheilte, nicht zu befolgen; aber ihr bedenkt nicht, daß, wenn ich auch all mein Gut verzehrt habe, solches mit auserwählten Freunden geschehen ist, welche ich von langer Zeit her kenne. Es sind Männer von Ehrgefühl und voll Erkenntlichkeit; und ich bin sicher, daß sie mich nicht verlassen werden."

„Herr," versetzte die schöne Perserin, „wenn ihr keine andere Hülfsmittel habt, als die Erkenntlichkeit eurer Freunde, glaubet mir, so ist eure Hoffnung schlecht gegründet, und ihr werdet mir nächstens etwas davon zu erzählen wissen."

„Reizende Perserin," sagte Nureddin hierauf, „ich habe bessere Meinung, als ihr, von der Hülfe, welche sie mir leisten werden. Ich will sie gleich morgen alle besuchen, bevor sie, wie gewöhnlich, sich zu mir bemühen, und ihr werdet mich mit einer guten Summe Geldes zurückkommen sehen, womit sie insgesammt mich unterstützt haben werden. Ich werde, wie ich beschlossen habe, mein Leben ändern, und dieses Geld in irgend einem Handel vortheilhaft anlegen."

Nureddin ermangelte nicht, am folgenden Morgen zu seinen zehn Freunden zu gehen, die in einer und derselben Gasse wohnten. Er klopfte an die nächste Thüre, wo einer der reichsten wohnte. Eine Sklavin erschien, und fragte, bevor sie öffnete, wer da klopfte „Sage deinem Herrn," antwortete Nureddin, „es ist Nureddin, der Sohn des verstorbenen Wesyrs Chakan."

Die Sklavin öffnete, führte ihn in einen Saal, und ging in das Zimmer ihres Herrn, dem sie Nureddin anmeldete. „Nureddin!" antwortete der Herr, mit verächt-

lichem Ton, und so laut, daß Nureddin, mit großem Erstaunen, es hörte: „geh, sag ihm, ich bin nicht zu Hause; und so oft er wiederkömmt, sag ihm dasselbe."

Die Sklavin kam zurück, und gab Nureddin zur Antwort, sie hätte geglaubt, daß ihr Herr zu Hause wäre, sie hätte sich aber geirrt.

Nureddin ging voll Beschämung weg: „Ha, der treulose, der schändliche Mensch!" rief er aus: „gestern betheuerte er mir, ich hätte keinen bessern Freund als ihn, und heute behandelt er mich so unwürdig!"

Er ging weiter und klopfte an die Thüre eines andern Freundes; und dieser Freund ließ ihm dasselbe sagen, wie der erste. Er bekam dieselbe Antwort bei dem dritten, und ebenso bei dem folgenden, bis zum zehnten obwohl alle zu Hause waren.

Jetzt erst ging Nureddin in sich und erkannte seine Thorheit, auf die feste Anhänglichkeit dieser falschen Freunde zu vertrauen, und auf ihre Freundschaftsbetheuerungen, so lange er im Stande gewesen war, sie verschwenderisch zu bewirthen und sie mit Geschenken und Wohlthaten zu überschütten. „Es ist wohl wahr," sagte er bei sich selber, mit Thränen in den Augen:

„Die Menschen, so lange sie glücklich sind, gleichen Bäumen, um welche die Leute so lange beschäftigt sind, als sie Früchte haben.

Sind aber diese ihnen alle abgenommen, so gehen dieselben Leute davon, und geben sie den Stürmen und dem Staube preis.

Pfui den Menschen dieser Zeit! auch nicht einer unter zehnen*) ist gut!"

Er hielt noch an sich, so lange er außer seinem Hause war; sobald er aber heim kam, überließ er sich

*) Dasselbe Wort bedeutet im Arabischen auch Alle.

ganz und gar seiner Betrübniß, und ging hin, sie der schönen Perserin mitzutheilen.

Sobald die schöne Perserin den traurigen Nureddin kommen sah, erkannte sie gleich, daß er bei seinen Freunden nicht die erwartete Hülfe gefunden hatte. „Nun, Herr," sprach sie zu ihm, „seid ihr gegenwärtig von der Wahrheit dessen überzeugt, was ich euch voraus sagte?"

„Ach, meine Theure," rief er aus, „ihr habt nur zu wahr gesagt! Nicht einer hat mich erkennen, mich sehen, mich sprechen wollen! Niemals hätte ich geglaubt, von Leuten so grausam behandelt zu werden, die mir so viel Dank schuldig sind, und für welche ich mich selber erschöpft habe! Ich kann mich nicht mehr halten, und ich fürchte in diesem jammervollen Zustande und in der Verzweiflung, worin ich bin, irgend eine meiner unwürdige Handlung zu begehen, wenn ihr durch euren weisen Rath mir nicht beisteht.

„Herr," erwiederte die schöne Perserin, „ich sehe kein anderes Mittel in eurem Unglücke, als eure Sklaven und euer Hausgeräth zu verkaufen, und so lange davon zu leben, bis der Himmel euch irgend einen andern Weg zeigt, um euch aus dem Elende zu ziehen."

---

## Zweihundert und vier und funfzigste Nacht.

Dieses Mittel schien Nureddin äußerst hart; aber was sollte er thun in seiner Lage? Er verkaufte zuerst seine Sklaven, jetzt unnütze Miteſſer für ihn, welche ihm eine viel größere Ausgabe verursacht hätten, als er noch zu bestreiten im Stande war.

Er lebte einige Zeit von dem daraus gelösten Gelde; und als dieses ihm ausging, ließ er sein Hausgeräth auf den Markt bringen, wo es weit unter dem wahren Werthe verkauft wurde, obgleich sehr kostbare Stücke darunter waren, welche ungeheure Summen gekostet hatten.

Hievon konnte er wieder eine gute Zeitlang leben; aber endlich versiegte auch die Hülfsquelle, und er besaß nun nichts mehr, was er zu Gelde machen konnte: er theilte der schönen Perserin seinen tiefen Schmerz darüber mit.

Nureddin versah sich nicht der Antwort, welche diese verständige Frau ihm gab. „Herr," sagte sie zu ihm, „ich bin eure Sklavin, und ihr wißt, daß der selige Wesyr, euer Vater, mich für zehn tausend Goldstücke gekauft hat. Ich weiß wohl, daß ich nicht mehr so viel werth bin, als damals; jedoch bin ich überzeugt, daß ich noch immer für eine ziemlich starke Summe verkauft werden kann. Folget meinem Rath, und säumet nicht, mich auf den Markt zu führen und zu verkaufen; mit dem ansehnlichen Gelde, das ihr für mich löset, begebt euch nach irgend einer Stadt, wo ihr unbekannt seid, dort Handel zu treiben; und dadurch werdet ihr Mittel finden, wenn auch nicht in großem Ueberflusse, jedoch glücklich und zufrieden zu leben."

„Ach, reizende und schöne Perserin!" rief Nureddin aus, „ist es möglich, daß ihr diesen Gedanken habt fassen können? Habe ich euch so wenig Beweise meiner Liebe gegeben, daß ihr mich dieser Nichtswürdigkeit fähig wähnet? Könnte ich es thun, ohne meineidig zu sein, nachdem ich meinem seligen Vater geschworen, euch nie zu verkaufen? Ich will lieber sterben, als dem zuwider handeln und mich von euch trennen, die ich, ich sage nicht eben so sehr, sondern mehr, als mich selbst, liebe. Indem ihr mir einen so unannehmlichen Vorschlag macht, gebt ihr mir zu erkennen, es fehle sehr viel daran, daß ihr mich eben so sehr liebet, als ich euch liebe."

„Herr," erwiederte die schöne Perserin, „ich bin überzeugt, daß ihr mich so sehr liebet, wie ihr sagt; und Gott weiß, ob die Leidenschaft, welche ich für euch empfinde, geringer ist, als die eurige, und wie viel Ueberwindung es mich kostet, euch den Vorschlag zu machen,

der euch so sehr gegen mich empört. Zur Vernichtung des Einwandes, den ihr mir dagegen macht, darf ich euch nur an den Spruch erinnern: Noth hat kein Gebot. Ich liebe euch in einem Grade, daß ihr mich unmöglich mehr lieben könnet, und ich kann euch versichern, daß ich nie aufhören werde, euch ebenso zu lieben, welchem Herrn ich auch angehören mag. Ja, es wird für mich die größte Freude auf der Welt sein, mich wieder mit euch zu vereinigen, sobald eure Umstände erlauben, mich wiederzukaufen, wie ich hoffe. Es ist freilich, ich bekenne es, eine sehr grausame Nothwendigkeit für euch und für mich, aber, nach allem, sehe ich kein anderes Mittel, uns beide aus dem Elende zu ziehen."

Nureddin, der sehr wohl die Wahrheit dessen einsah, was die schöne Perserin ihm hier vorstellte, und keine andere Hülfsquelle hatte, eine schmähliche Armuth zu vermeiden, war gezwungen, das Mittel zu ergreifen, welches sie ihm vorgeschlagen hatte. Er führte sie also, mit unaussprechlichem Schmerze, auf den Markt, wo die Sklavinnen verkauft wurden.

Hier sah er sie mit innigst betrübtem Herzen an, und sprach folgende Verse zu ihr:

„Noch einmal, ehe du dich trennest, beglücke mich mit einem Blicke von dir, um mein Herz zu stärken, welches deine Entfernung dem Tode nahe bringt.

„Doch sollte dies zu sehr dich schmerzen, so unterlaß es: gern will ich sterben, wenn ich dir dadurch diesen Schmerz ersparen kann."

Er wandte sich hierauf an einen Unterhändler, Namens Hadschi-Hassan, und sprach zu ihm: „Hadschi-Hassan, hier ist eine Sklavin, die ich verkaufen will; sieh zu, wie viel man dafür bietet."

Hadschi-Hassan ließ Nureddin und die schöne Perserin in ein Gemach treten; und sobald sie den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, abgenommen hatte, sagte Had-

schi-Hassan mit Verwunderung zu Nureddin: „Wie, Herr, täusche ich mich nicht? ist dies nicht die Sklavin, welche der selige Wesyr, euer Vater, für zehn tausend Goldstücke kaufte?" Nureddin versicherte ihn, es wäre dieselbe; und Hadschi-Hassan machte ihm nun Hoffnung, daß er eine bedeutene Summe für sie lösen würde, und versprach ihm all seinen Fleiß anzuwenden, sie zum höchstmöglichen Preise zu verkaufen.

Hadschi-Hassan verließ mit Nureddin das Gemach, und verschloß die schöne Perserin darin. Er ging hierauf, die Kaufleute einzuladen; aber alle waren eben beschäftigt, Griechische, Afrikanische, Tatarische und andere Sklavinnen einzukaufen, und er war genöthigt zu warten, bis sie ihren Handel geschlossen haten.

Als sie dies abgethan, und sich fast alle versammelt hatten, sprach er zu ihnen, mit fröhlichem Gesicht und lustigen Gebehrden: „Meine guten Herren, alles was rund, ist darum noch keine Nuß, und alles was lang ist, noch keine Feige; alles was roth, ist noch kein Fleisch; und nicht alle Eier sind frisch. Ich will sagen, ihr habt in eurem Leben wohl manche Sklavin gesehen und gekauft: aber niemals habt ihr eine einzige gesehen, welche mit dieser zu vergleichen wäre, die ich euch jetzt anbiete. Es ist die Perle der Sklavinnen: kommet und folget mir, ich will sie euch zeigen. Ihr selber sollt mir bestimmen, zu welchem Preise ich sie zuerst ausrufen soll."

Die Kaufleute folgten Hadschi-Hassan, der ihnen die Thüre des Gemaches öffnete, worin die schöne Perserin war. Sie betrachteten sie mit Verwunderung, und Alle waren einstimmig der Meinung, daß das Ausgebot nicht geringer als viertausend Goldstücke sein könnte.

Hierauf verließen sie das Zimmer; und Hadschi-Hassan, der mit ihnen hinausging, schloß die Thüre wieder zu, und rief vor derselben mit lauter Stimme aus: „Für die Persische Sklavin, viertausend Goldstücke, zum ersten!"

Keiner der Kaufleute hatte noch ein Gebot gethan, und sie gingen noch mit sich selber zu Rathe, wie hoch sie sie hinauf treiben sollten, als der Wesyr Sawy ankam.

Als er Nureddin auf dem Marktplatz erblickte, sagte er bei sich selber: „Vermuthlich macht Nureddin wieder einiges Hausgeräthe zu Gelde (denn er wußte, daß er dergleichen verkauft hatte), und will sich eine Sklavin kaufen.“ Er näherte sich, und Hadschi-Hassan rief zum zweitenmale: „Für die Persische Sklavin, viertausend Goldstücke zum ersten!“

Aus diesem hohen Preise schloß Sawy, die Sklavin müßte noch von ganz besonderer Schönheit sein, und sogleich bekam er große Lust, sie zu sehen. Er spornte sein Pferd gerade auf Hadschi-Hassan zu, der von den Kaufleuten umringt stand, und sagte zu ihm: „Oeffne die Thüre, und laß mich die Sklavin sehen.“

Nun war es nicht Gebrauch, sobald die Kaufleute eine Sklavin gesehen hatten und darum handelten, sie sonst jemand sehen zu lassen. Aber die Kaufleute hatten nicht den Muth, ihr Recht gegen das Ansehen des Wesyrs geltend zu machen; und Hadschi-Hassan konnte nicht umhin, die Thüre zu öffnen, und der schönen Perserin ein Zeichen zu geben, hervor zu treten, damit Sawy sie sehen könnte, ohne von seinem Pferde zu steigen.

Sawy gerieth in staunende Bewunderung, als er eine Sklavin von so außerordentlicher Schönheit sah. Er hatte mit dem Mäkler sonst schon zu thun gehabt, und dessen Name war ihm nicht unbekannt: „Hadschi-Hassan,“ sprach er zu ihm, „sind es nicht viertausend Goldstücke, wofür du sie ausrufest?“

„Ja, Herr,“ antwortete dieser; „die Kaufleute, die ihr hier sehet, sind kurz vorher erst übereingekommen, daß ich sie für den Preis ausrufen solle. Ich erwarte, daß sie mehr bieten und sie bis zum höchsten Preise hinauftreiben.“

„Ich will das Geld geben," fuhr Sawy fort, „wenn niemand mehr bietet."

Zugleich sah er die Kaufleute mit einem Blicke an, der genugsam zu erkennen gab, er erwartete, daß sie ihn nicht steigern würden. Er war von aller Welt so gefürchtet, daß sie sich wohl hüteten, den Mund aufzuthun, selbst nicht einmal, um sich zu beklagen, daß er ihr Vorrecht verletzete.

Als der Wesyr Sawy einige Zeit gewartet hatte, und sah, daß keiner der Kaufleute ihn überbot, sagte er zu Hadschi-Hassan: „Nun, was wartest du noch? Geh zu dem Verkäufer, und schließ den Handel mit ihm für die viertausend Goldstücke ab, oder höre, was er sonst thun will." Noch wußte er nicht, daß die Sklavin Nureddin gehörte.

Hadschi-Hassan, der schon die Thüre des Gemaches wieder verschlossen hatte, ging hin, sich mit Nureddin deshalb zu besprechen. „Herr," sagte er zu ihm, „es thut mir sehr leid, daß ich euch böse Nachricht bringen muß: eure Sklavin soll für ein Spottgeld verkauft werden." — „Wie so?" fragte Nureddin. — „Herr," fuhr Hadschi-Hassan fort, „die Sache war anfangs im besten Zuge: sobald die Kaufleute eure Sklavin gesehen hatten, ermächtigten sie mich ohne Umstände, sie für viertausend Goldstücke auszurufen. Ich rief sie auch für diesen Preis aus: da kam gerade der Wesyr Sawy dazu, und seine Gegenwart stopfte den Kaufleuten den Mund, die ich schon geneigt sah, sie bis zu demselben Preise hinaufzutreiben, welchen sie den seligen Wesyr, euren Vater, kostete. Sawy will nicht mehr als die viertausend Goldstücke geben: und ganz wider meinen Willen komme ich, euch ein so unannehmliches Gebot zu bringen. Die Sklavin gehört euch, aber ich würde euch nimmer rathen, sie für diesen Preis zu lassen. Ihr kennt den Wesyr, Herr, und alle Welt kennt ihn. Ueberdem, daß eure Sklavin unendlich viel mehr werth ist, ist er boshaft genug, irgend einen Vor-

wand zu ersinnen, um euch die Summe nicht zu zahlen."

„Hadschi-Hassan," erwiederte Nureddin, „ich danke dir für deinen Rath; fürchte nicht, daß ich meine Sklavin an den Feind meines Hauses verkaufen lasse. Ich habe das Geld sehr nöthig; aber ich will lieber in der äußersten Armuth sterben, als zugeben, daß sie ihm überliefert werde. Ich frage dich nur eins: da du alle Gebräuche und alle Auswege kennst, so sage mir nur, was ich thun muß, um dieses zu verhindern."

„Herr," antwortete Hadschi-Hassan, „nichts ist leichter. Stellet euch, als hättet ihr im Zorn auf eure Sklavin geschworen, sie auf den Markt zu führen, aber nicht die Absicht gehabt, sie zu verkaufen, sondern diesen Schritt nur gethan, um euch eures Eides zu entledigen. Das wird aller Welt genügen, und Sawy wird euch nichts einwenden können. Kommet denn; und in dem Augenblicke, wo ich sie Sawy zuführe, als wenn es mit eurer Einwilligung geschähe und der Handel geschlossen wäre, reißet sie zurück, indem ihr ihr einige Streiche gebt, und führet sie wieder nach Hause."

„Ich danke dir," sagte hierauf Nureddin, „du wirst sehen, wie ich deinen Rath befolge."

Hadschi-Hassan kehrte nach der Bude zurück, öffnete sie, und trat hinein; und nachdem er die schöne Perserin mit zwei Worten verständigt hatte, nicht über das zu erschrecken, was vorgehen würde, nahm er sie beim Arme und führte sie zu dem Wesyr Sawy, der immer noch vor der Thüre hielt, und sagte zu ihm, indem er sie ihm übergab: „Herr, hier ist die Sklavin, sie ist die eure, nehmet sie."

Hadschi-Hassan hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Nureddin hervortrat, die schöne Perserin ergriff, und sie an sich riß, indem er ihr einen Backenstreich gab: „Hieher, du Unverschämte," sprach er zu ihr, so laut, daß alle Leute es hören konnten, „komm wieder mit

mir. Deine boshaften Launen hatten mich zwar genöthigt, einen Schwur zu thun, dich auf den Markt zu führen, aber nicht, dich zu verkaufen. Ich brauche dich noch, und es ist Zeit, zu diesem Aeußersten zu schreiten, wenn mir nichts anderes mehr übrig bleibt."

Der Wesyr Sawy gerieth über diese Handlung Nureddins in großen Zorn; „Elender Wüstling," rief er aus, „willst du mir einbilden, daß dir noch etwas anderes zu verkaufen übrig bleibt, als deine Sklavin?" Zugleich spornte er sein Pferd gerade auf ihn zu, um ihm die schöne Perserin zu entreißen. Nureddin, höchst erbittert durch den Schimpf, welchen der Wesyr ihm anthat, ließ die schöne Perserin los, indem er sie auf ihn warten hieß, ergriff das Pferd beim Zaume, stieß es drei oder vier Schritte zurück, und sprach dann zu dem Wesyr: „Graubärtiger Schurke, ich würde dir auf der Stelle das Leben rauben, wenn mich die Achtung vor diesen Leuten hier nicht zurückhielte."

Da der Wesyr Sawy von niemand geliebt, im Gegentheile von aller Welt gehaßt war, so war keiner unter den Gegenwärtigen, der sich nicht gefreut hätte, daß Nureddin ihn etwas demüthigte. Sie winkten ihm und gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, er könnte sich nach Gefallen rächen, es würde sich niemand in ihren Streit mischen.

Sawy strengte sich an, Nureddin den Zaum seines Pferdes aus der Hand zu reißen; Nureddin aber, der ein starker und kräfteger junger Mann, und durch den Beifall der Umstehenden ermuthigt war, zog ihn selber vom Pferde mitten in die Gosse herunter, gab ihm tausend Schläge, und stieß ihm den Kopf auf dem Pflaster blutig.

Zehn Sklaven, die Sawy begleiteten, wollten mit gezogenem Säbel über Nureddin herfallen; die Kaufleute aber traten dazwischen und verhinderten sie daran. „Was

wollt ihr thun?" sagten sie zu ihnen. „Sehet ihr nicht, daß, wenn der eine Wesyr, der andere Sohn eines Wesyrs ist? Lasset sie ihren Streit unter einander ausmachen. Vielleicht vertragen sie sich nach einigen Tagen wieder, und wenn ihr Nureddin getödtet hättet, glaubt ihr, daß euer Herr, wie mächtig er sei, euch vor der Gerechtigkeit schützen könnte?"

Nureddin ward endlich müde, auf den Wesyr Sawy zu schlagen; er ließ ihn mitten in der Gosse liegen, nahm die schöne Perserin und kehrte mit ihr, unter freudigem Zurufe und lauten Lobpreisungen des Volks, nach seinem Hause zurück.

---

## Zweihundert und fünf und funfzigste Nacht.

Der zerschlagene Sawy raffte sich mit großer Mühe und Hülfe seiner Leute wieder auf, und hatte die tödtliche Schmach, sich ganz von Koth und Blut besudelt zu sehen. Er stützte sich auf die Schulter zweier seiner Sklaven, und in diesem Zustande ging er gerade nach dem königlichen Palast, im Angesicht aller Leute, und mit um so größerer Beschämung, als niemand ihn beklagte.

Als er unter dem Zimmer des Königs war, fing er erbärmlich an zu schreien und seine Gerechtigkeit anzurufen:

„Soll in der Zeit mich Unglück treffen, in welcher du lebst? Sollen mich Wölfe fressen, während du ein Löwe bist?

„Soll ich, während in den Quellen deiner Wohlthaten jeder Durstige Erholung schöpfet, unter deinem Schutze verschmachten, da du doch einem wohlthätigen Regen gleichest?"

Der König ließ ihn vor sich kommen, und sobald

er eintrat, fragte er ihn, wer ihn mißhandelt und in diesen Zustand versetzt hätte.

„Herr," rief Sawy aus, „man darf nur recht in der Gunst Euer Majestät stehen und Theil an eurem geheiligten Rathe haben, um auf so unwürdige Weise behandelt zu werden, wie ihr sehet, daß man mich so eben behandelt hat."

„Lassen wir das jetzo beiseite," fuhr der König fort; „sage mir nur die Sache, wie sie ist, und wer der Schuldige ist. Ich will es ihn schon bereuen lassen, wenn er Unrecht hat."

„Herr," sagte nun Sawy, indem er die Sache ganz zu seinem Vortheil erzählte, „ich ritt auf den Sklavinnen-Markt, um mir selber eine Köchin zu kaufen, die ich brauche; als ich dahin kam, hörte ich eine Sklavin für viertausend Goldstücke ausrufen. Ich ließ mir die Sklavin vorführen, und es war die schönste, die man noch je gesehen hat und jemals sehen kann. Sobald ich sie mit höchstem Wohlgefallen betrachtet hatte, fragte ich, wem sie gehörete, und vernahm, daß Nureddin, der Sohn des Wesyrs Chakan, sie verkaufen wollte. Euer Majestät wird sich erinnern, daß ihr diesem Wesyr, vor zwei oder drei Jahren, zehntausend Goldstücke auszahlen ließet, mit dem Auftrage, euch für diese Summe eine Sklavin zu kaufen. Er kaufte dafür eben diese; aber anstatt sie Euer Majestät zuzuführen, achtete er euch derselben nicht würdig, sondern machte seinem Sohn ein Geschenk damit. Seit dem Tode des Vaters hat nun der Sohn all seine Habe versoffen, verfressen und vergeudet, und es blieb ihm nichts übrig, als diese Sklavin, welche er sich endlich auch zu verkaufen entschlossen hatte und die man wirklich in seinem Namen verkaufte. Ich ließ ihn kommen, und ohne ihm die Veruntreuung, oder vielmehr die Treulosigkeit seines Vaters gegen Euer Majestät vorzuwerfen, sagte ich zu ihm auf die höflichste Weise von der Welt: „Nureddin, die Kaufleute haben, wie

ich höre, eure Sklavin auf das Ausgebot von viertausend Goldstücken gesetzt. Ich zweifle nicht, daß sie, einander überbietend, dieselbe zu einem weit höheren Preise hinauf treiben werden: aber folget meinem Rathe, überlasset sie mir für die viertausend Goldstücke; ich will sie kaufen, um dem König, unserm Herrn und Meister, ein Geschenk damit zu machen, dem ich euch sehr dabei empfehlen werde. Das wird euch unendlich viel mehr eintragen, als was die Kaufleute euch dafür geben könnten." Anstatt mir zu antworten und Höflichkeit mit Höflichkeit zu vergelten, blickte der Unverschämte mich stolz an, und sprach zu mir: „Nichtswürdiger Alter, ich wollte meine Sklavin lieber einem Juden schenken, als sie dir verkaufen." — „Aber, Nureddin," fuhr ich fort, ohne mich zu erhitzen, obwohl ich große Ursache dazu hatte, „ihr bedenkt nicht, daß ihr durch solche Reden den König beleidigt, der doch euren Vater zu dem gemacht hat, was er war, so wie er mich zu dem gemacht hat, was ich bin." — Diese Vorstellung, anstatt ihn zu besänftigen, reizte ihn nur noch mehr: er stürzte sogleich, wie ein Rasender, auf mich los, und ohne einige Achtung für mein Alter, noch weniger für meine Würde, riß er mich von meinem Pferde herunter, schlug mich, so lange es ihm gefiel, und versetzte mich in den Zustand, worin Euer Majestät mich hier sieht. Ich flehe euch nun an, zu erwägen, daß ich wegen meines Diensteifers für euch so abscheuliche Beschimpfung erlitten habe."

Mit diesen Worten senkte er das Haupt und drehte sich auf die Seite, um seine Thränen im Ueberfluß laufen zu lassen.

Der König, durch diese trugvolle Darstellung getäuscht, und eingenommen gegen Nureddin, ließ auf seinem Gesichte den Ausdruck eines heftigen Zornes blicken; er wandte sich zu dem Hauptmann der Leibwache, der zugegen war, und sprach zu ihm: „Nimm vierzig Mann von meiner Wache, und nachdem du Nureddins Haus der Plün-

derung preisgegeben, und Befehl ertheilt hast, es zu schleifen, so bringe ihn mir mit seiner Sklavin her."

Der Hauptmann der Wache war noch nicht aus dem Zimmer des Königs, als ein Thürhüter, der diesen Befehl gehört hatte, ihm zuvoreilte. Er hieß Sandschiar und war vormals Sklave des Wesyrs Chakan gewesen, der ihn in das Haus des Königs gebracht hatte, wo er allmählig so emporgestiegen war.

Sandschiar, voll Erkenntlichkeit gegen seinen alten Herrn und voll Eifers für Nureddin, den er hatte aufwachsen sehen, und seit lange wohlbekannt mit dem Hasse Sawy's gegen das Haus Chakans, konnte diesen Befehl nicht ohne Schauder anhören. „Nureddins Handlung," sagte er bei sich selber, „kann so schwarz nicht sein, als Sawy sie vorstellt; er hat den König eingenommen, und der König wird Nureddin hinrichten lassen, ohne ihm Zeit zu geben, sich zu rechtfertigen."

Er sputete sich so sehr, daß er noch zeitig genug ankam, um Nureddin zu benachrichtigen, was so eben bei dem Könige vorgegangen war, und daß Nureddin sich mit der schönen Perserin noch retten könnte.

Er klopfte so stark an die Thüre, daß Nureddin, der schon seit langer Zeit keine Bedienten mehr hatte, ungesäumt selber kam und öffnete. „Mein lieber Herr," sprach Sandschiar zu ihm, „ihr seid nicht mehr sicher in Balsora; fliehet und rettet euch, ohne einen Augenblick zu verlieren."

„Warum das?" fragte Nureddin; „was giebt es denn, das mich zwingt, so eilig abzureisen?"

„Fliehet, sage ich euch," versetzte Sandschiar, „und nehmet eure Sklavin mit euch. Mit zwei Worten: Sawy hat dem Könige so eben nach seinem Belieben erzählt, was zwischen ihm und euch vorgefallen ist; und der Hauptmann der Wache mit vierzig Soldaten folgt mir auf dem Fuße, sich eurer und ihrer zu bemächtigen."

Zugleich erinnerte er ihn an die wohlbekannten Verse eines Dichters [42]):

„Rette dich selbst, wenn du eine Verfolgung erleidest, und laß dein Haus die Abwesenheit seines Erbauers beseufzen.

Du findest stets ein anderes Land für dasjenige, welches du verlässest: aber dein Leben, wenn es dir genommen wird, wie könntest du das ersetzen?

Nur das, was man selber betreibt, hat guten Fortgang; darum sende keinen Gesandten in irgend einer schwierigen Angelegenheit.

Nur daher kömmt es, daß des Löwen Hals so überaus stark ist, weil er selber seine Angelegenheiten betreibt*)."

Hierauf sagte er noch: „Nehmet diese funfzig Goldstücke, um euch einen Zufluchtsort zu suchen; ich würde euch mehr geben, wenn ich es vermöchte. Entschuldiget mich, wenn ich mich nicht länger aufhalte; ich verlasse euch ungern, aber zu eurem und meinem Besten, damit der Hauptmann der Wache mich nicht erblickt."

Sandschiar ließ Nureddin kaum so viel Zeit, ihm zu danken, und machte sich fort.

Nureddin eilte zu der schönen Perserin und benachrichtigte sie von der Nothwendigkeit für sie beide, augenblicks zu entfliehen. Sie warf nur ihren Schleier über, und beide verließen das Haus.

Sie hatten das Glück, nicht nur aus der Stadt zu kommen, ohne daß jemand ihre Flucht gewahrte, sondern selbst auch an die Mündung des nicht sehr entfernten Euphrats zu gelangen, und sich auf ein Fahrzeug einzuschiffen, welches im Begriff war, die Anker zu lichten.

---

*) D. h. seine Nahrung sucht.

Denn gerade als sie anlangten, stand der Schiffshauptmann auf dem Verdeck, in der Mitte der Reisenden, und fragte sie: „Kinder, seid ihr alle hier? Hat jemand von euch noch etwas in der Stadt zu thun oder vergessen?“ Worauf sie antworteten, sie wäre alle da, und er könnte unter Segel gehen, wenn er wollte.

Sobald Nureddin sich eingeschifft hatte, fragte er, wohin das Schiff ginge, und war erfreut, zu vernehmen, daß es nach Bagdad führe. Der Hauptmann ließ die Anker lichten, spannte die Segel, und mit einem sehr günstigen Winde entfernte sich das Schiff von Balsora.

Nureddin gedachte der Worte des Dichters:

„Sieh dieses Schiff, und erstaune über den wunderbaren Anblick; es kommt in seinem Laufe dem Winde zuvor.“

„Es gleicht einem Vogel, der seinem Nest entsteigt und mit Blitzesschnelle über das Wasser hinstreicht.“

In Balsora ging aber folgendes vor, während Nureddin mit der schönen Perserin dem Zorne des Königs entfloh.

Der Hauptmann der Wache kam an Nureddins Haus und pochte an die Thüre. Da niemand öffnete, ließ er sie einschlagen, und alsbald drangen seine Soldaten haufenweise hinein: sie durchsuchten alles, fanden aber weder Nureddin noch seine Sklavin. Der Hauptmann ließ die Nachbarn fragen, und fragte sie selber, ob keiner sie gesehen hätte. Aber wenn diese sie auch gesehen hätten, so war Nureddin doch bei Allen so beliebt, daß keiner etwas gesagt haben würde, das ihm hätte nachtheilig sein können.

Während man nun das Haus plünderte und schleifte, ging der Hauptmann hin und brachte dem Könige diese Nachricht. „Man suche sie überall, wo sie sich auch versteckt haben,“ sagte der König; „ich will sie durchaus haben.“

Der Hauptmann der Wache ging auf neue Nachfor-

schungen aus, und der König entließ den Wesyr Sawy mit Ehren. „Geh," sagte er zu ihm, „kehre zurück in dein Haus, und sei unbesorgt wegen Nureddins Bestrafung: ich selber will dich wegen seiner Unverschämtheit rächen."

Kurz, um alles aufzubieten, ließ der König durch die öffentlichen Ausrufer in der ganzen Stadt bekannt machen: er würde demjenigen tausend Goldstücke geben, der ihm Nureddin mit seiner Sklavin brächte; denjenigen dagegen strenge bestrafen, der sie etwa verborgen hielte.

Aber welche Mühe er sich auch gab, und welche Sorgfalt er auch anwenden ließ, es war ihm nicht möglich, irgend eine Kunde von ihnen zu erhalten; und der Wesyr Sawy hatte nur den Trost, zu sehen, daß der König sich seiner Sache angenommen hatte.

Nureddin und die schöne Perserin schifften unterdessen weiter, und vollendeten ihre Fahrt mit allem möglichen Glücke. Sie erreichten endlich Bagdad; und sobald der Schiffshauptmann die Stadt erblickte, rief er, voll Freuden über die glücklich vollbrachte Fahrt, den Reisenden zu: „Kinder, freuet euch; da ist sie, diese große und wundervolle Stadt, der allgemeine und unaufhörliche Zusammenfluß aus allen Weltgegenden! Ihr werdet darin eine zahllose Volksmenge finden, und dort weder die unerträgliche Kälte des Winters, noch die übermäßige Hitze des Sommers ausstehen, sondern euch eines steten Frühlings mit seinen Blumen und zugleich mit den köstlichsten Früchten des Herbstes, erfreuen."

Als das Schiff ein wenig unterhalb der Stadt angelegt hatte, stiegen die Reisenden ans Land, und begaben sich jeder nach seiner Herberge.

Nureddin bezahlte fünf Goldstücke für seine Ueberfahrt, und stieg ebenfalls mit der schönen Perserin aus. Er war aber noch niemals in Bagdad gewesen, und wußte nicht, wo er einkehren sollte. Beide gingen lange neben

Gärten hin, die ans Ufer des Tigris stießen, und kamen auch an einen, welcher von einer schönen und langen Mauer eingeschlossen war. Am Ende derselben wandten sie sich in eine lange wohlgepflasterte Straße, wo sie das Thor des Gartens und dabei einen schönen Springbrunnen erblickten.

# Anmerkungen.

[1]) Chaledan (nicht der Kinder Chaledan, wie Galland hat) sind die Kanarinen oder glückseligen Inseln.

[2]) Schach-samân heißt im Persischen König der Zeit oder der Welt. G.

[3]) Denselben Inhalt hatten die Verse Bd. I.

[4]) Fatime bedeutet im Arabischen die Gespänte, d. i. die von der Muttermilch entwöhnte, abgesetzte Tochter.

[5]) Maimune heißt die Treue. Damriat hat keine Bedeutung.

[6]) Vergl. Anmerk. 23. zu Bd. I.

[7]) Dachnesch (nicht Danhasch, wie die Französischen Uebersetzer schreiben) hat keine Bedeutung; eben so wenig Schamhurasch.

[8]) Ghaïur heißt ein auf seine Macht und Gewalt eifersüchtiger Fürst.

[9]) Vergl. Bd. I.

[10]) Dabick ist eine Stadt in Aegypten, in der Provinz Gharbye gelegen, und berühmt durch die vorzügliche Leinwand, die daselbst gewoben wird.

[11]) Kaschkasch ist nicht recht übersetzbar; das Wurzelwort heißt: von einer Hautkrankheit wieder hergestellt sein.

[12]) Nun ist der Name des Buchstaben N, über den ein Punkt gehört, um ihn von andern ähnlich gestalteten Buchstaben zu unterscheiden; das N, wenn es einzeln steht, hat die Gestalt der umgekehrten Augenbrauen.

[13]) Geomantie ist die Weissagekunst aus Punkten, die man zufällig auf die Erde oder auch auf Papier einsticht, und daraus gewisse Folgerungen zieht. G. — Marsawan bedeutet, Persisch, Markgraf.

[14]) Die Muselmänner erkennen eine Verwandschaft an zwischen den Kindern, die Eine Milch gesogen haben. E. G.

15) Torf bedeutet Glückseligkeit.

16) Es ist in Arabien Gebrauch beim schönen Geschlechte, sich die Nägel und Fingerspitzen zu färben; es deutet den Wunsch an, zu gefallen.

17) Lokman, der bekannte Arabische Aesop. Vergl. Bd. XII. Anmerk. 19.

18) Dieselben Verse standen schon Bd. I. (Nacht 28.)

19) Badûr ist die Mehrzahl von Beder, und bedeutet Vollmond.

20) Dieser Brief ist in gereimter Prosa und abwechselnd in wirklichen Versen. Galland liefert ihn nur sehr abgekürzt.

21) In dem Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone findet sich ein ähnliches Abenteuer, welches aus diesem hier entnommen ist. G. — Außer diesem, seit dem 16ten Jahrhundert, durch Veit Warbeck's Verdeutschung der im Jahre 1453 verfaßten Französischen Prosa, und durch Tiecks Bearbeitung, in den Volksmährchen (wie aus dem Don Quixote), auch der übrigen Lesewelt bekannten Romane, findet sich dieselbe Geschichte auch in dem alten Meistergesange vom Grafen von Savoyen, im langen Tone Meister Regenbogens: neugedruckt in Eschenburgs Denkmälern Altdeutscher Dichtkunst.

22) Armanos bedeutet der Armenier.

23) Haïat-al-nefus bedeutet im Arabischen Leben der Seelen. G.

24) Man findet diesen Gebrauch bei verschiedenen Völkern des Morgenlandes, und selbst bei den Russen. E. G.

25) Auch dieser Umstand findet sich fast ebenso in dem Romane von Peter von Provence und der schönen Magelone. G.

26) Dieses Glaubensbekenntniß besteht in den Worten: „la allah il allah, oyen, Muhammed résul allah," d. h. es ist kein anderer Gott, als Gott, und Muhammed ist sein Prophet. E. G.

27) Amgiad bedeutet sehr ruhmvoll. G.

28) Assad bedeutet sehr glücklich. G.

29) Giandar bedeutet?

30) Bekanntlich ist die Ergebung in den Rathschluß der Vorsehung eine der Haupteigenthümlichkeiten des Islam. E. G.

31) Gasban bedeutet der Gezwungene.

32) Bostane und Kavame bedeuten Garten und schlanke Gestalt.

33) Vergl. Anmerk. 72. zu Bd. I.

34) Bahader bedeutet stämmig, untersetzt.

35) Behram heißt der Persische Mars.

36) Margiane, Marbschân, bedeutet kleine Perlen.

37) Môtar heißt zum Opfer bestimmt; Assad dagegen sehr glücklich.

38) Babuschen sind die Morgenländischen Schuhe, unsern Schuh-Pantoffeln ähnlich. Das Wort ist Türkisch.

39) Bei Galland heißt er Sineby.

40) Châkân ist Königsname, besonders Türkischer; und Sawy bedeutet schlecht, bös.

41) Nur-eddin bedeutet das Licht der Religion.

42) Dieselben Verse kommen auch schon in der 42. Nacht Bd. II. vor.

---

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

# Tausend und Eine Nacht.

## Arabische Erzählungen.

Deutsch

von

Max. Habicht,

Fr. H. von der Hagen

und

Carl Schall.

---

Sechstes Bändchen.

Fünfte verbesserte Auflage.

---

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1840.

# Inhalt des sechsten Bändchens.


Seite

Vorbericht. . . . . III

256ste Nacht: Geschichte Nureddins und der schönen Perserin. (Schluß) . . . . . 3

257ste Nacht . . . . . 11

258ste Nacht . . . . . 17

259ste Nacht . . . . . 21

Brief des Chalysen Harun Arreschyd an den König von Balsora . . . . . 27

260ste Nacht . . . . . 29

261ste Nacht . . . . . 35

Geschichte des Prinzen Beder von Persien und der Prinzessin Giauhare von Samandal . . . . . 38

262ste Nacht . . . . . 42

263ste Nacht . . . . . 48

264ste Nacht . . . . . 51

265ste Nacht . . . . . 57

266ste Nacht . . . . . 63

267ste Nacht . . . . . 69

268ste Nacht . . . . . 75

269ste Nacht . . . . . 80

270ste Nacht . . . . . 90

271ste Nacht . . . . . 101

272ste Nacht . . . . . 103

273ste Nacht . . . . . 106

274ste Nacht . . . . . 110

275ste Nacht . . . . . 113

276ste Nacht . . . . . 116

277ste Nacht . . . . . 118

278ste Nacht . . . . . 122

279ste Nacht . . . . . 125

280ste Nacht . . . . . 127

281ste Nacht: Geschichte des Prinzen Seyn Alasnam und des Königs der Geister . . . . . 130
282ste Nacht . . . . . 136
283ste Nacht . . . . . 138
284ste Nacht . . . . . 142
285ste Nacht . . . . . 148
286ste Nacht: Geschichte Chodadads und seiner Brüder 154
287ste Nacht . . . . . 161
288ste Nacht: Geschichte der Prinzessin von Deryabar 166
289ste Nacht . . . . . 169
290ste Nacht: Fortsetzung der Geschichte Chodadads und seiner Brüder . . . . . 177
291ste Nacht . . . . . 187
Anmerkungen . . . . . 195

# Vorbericht.

Galland bemerkt vor seinem neunten Bande, daß die beiden letzten Erzählungen des achten Bandes wider sein Wissen und Willen eingeschaltet und gedruckt, und ihm solche Einschwärzung nicht eher bekannt worden, als bis dieser Band schon im Buchhandel gewesen sei; daher sich der Leser nicht verwundern dürfe, wenn Scheherasade die Geschichte des erwachten Schläfers (bei uns Nacht 292.) als unmittelbare Folge der Geschichte Ghanems (Nacht 348 bei uns) und in Beziehung darauf erzähle.

Diese untergeschobenen, und nach Caussin's Anzeige vor seinem fünften Bande, in Galland's Handschrift nicht befindlichen beiden Erzählungen sind die Geschichte des Königs Seyn Alasnam (bei uns Nacht 281.) und die Geschichte Chodadads und seiner Brüder und der Prinzessin von Derhabar (bei uns Nacht 286. 288). Obgleich noch nähere Aufklärung hierüber abgeht, so fließen doch beide Erzählungen auch wohl aus Arabischen oder verwandten morgenländischen Quellen, und sind nicht fremdartig. Daher stehen sie auch in allen Ausgaben der Gallandschen Uebersetzung, und auch Caussin hat sie in die seinige aufgenommen, obwohl der von Galland bemerkte Widerspruch in der Reihenfolge der Erzäh-

lungen überall stehen geblieben ist*). Erst Gauttier hat diesem Uebelstande abgeholfen und die Erzählungen so an einander geknüpft, wie hier in unserer Uebersetzung. Er bemerkt ebenfalls bei beiden Erzählungen, daß sie nicht zur 1001 Nacht gehören und sich in Galland's Handschrift nicht finden: dennoch geht die Eintheilung der Nächte auch durch sie hin. — Daß übrigens die Geschichte Ghanems bei Gauttier und bei uns erst auf die Geschichte Aladdins folgt, ist schon vor dem fünften Bande näher angegeben.

---

*) Bei Galland lautet diese Stelle: „Die Sultanin Scheheresade hatte die Geschichte Ghanem's mit so viel Anmuth erzählt, daß der Sultan von Indien, ihr Gemahl, sich nicht enthalten konnte, ihr abermals das große Vergnügen zu bezeugen, mit welchem er sie gehört hatte.

„Herr," sagte hierauf die Sultanin, „ich zweifle nicht, daß es Euer Majestät sehr befriedigt hat, den Chalifen Harun Arreschyd seine Gesinnung zu Gunsten Ghanem's, seiner Mutter und seiner Schwester Herzenzwang, andern zu sehen, und ich glaube, daß euch das Unglück der Einen und die Mißhandlungen der Andern innig gerührt haben; aber ich bin überzeugt, wenn Euer Majestät die Geschichte des erwachten Schläfers anzuhören geruhete, daß, anstatt all der Bewegungen des Unwillens und des Mitleids, welche die Geschichte Ghanem's eurem Herzen mittheilen mußte, und wovon ihr noch aufgeregt seid, diese Erzählung euch im Gegentheile nur Freude und Vergnügen erwecken würde."

Schon nach dem bloßen Inhalte dieser Geschichte u. s. w. Vergl. bei uns S. 279.

# Tausend und Eine Nacht.

## Arabische Erzählungen.

Sechstes Bändchen.

## Zweihundert und sechs und funfzigste Nacht.

Das Thor war sehr prächtig, und mit einer Vorhalle geziert, worin ein Sofa auf jeder Seite stand.

„Hier ist eine sehr bequeme Stelle," sagte Nureddin zu der schönen Perserin; „die Nacht kömmt heran, und da wir auf dem Schiffe schon gespeist haben, so bin ich der Meinung, daß wir hier die Nacht zubringen. Morgen früh haben wir Zeit genug, uns nach einer Wohnung umzusehen. Was meinet ihr dazu?"

„Ihr wißt, Herr," antwortete die schöne Perserin, „daß euer Wille der meinige ist; bleiben wir hier, wenn es euch so beliebt."

Sie nahmen jeder einen Trunk aus dem Springbrunnen, und legten sich dann auf einen der beiden Sofas, wo sie sich noch einige Zeit unterhielten. Der Schlaf befiel sie endlich, und sie entschlummerten bei dem angenehmen Geplätscher des Wassers.

Der Garten gehörte dem Chalyfen, und in der Mitte desselben stand ein großer Saal, welcher der Gemälde-Saal hieß, weil seine Hauptzierde aus Gemälden nach Persischer Art bestand, von der Hand mehrerer Persischer Maler, welche der Chalyf eigens hatte kommen lassen. Dieser große und prächtige Saal hatte vier und zwanzig Fenster, mit einem Kronleuchter an jedem; und diese vier und zwanzig Kronleuchter werden nur angezündet, wenn der Chalyf hier den Abend zubrachte, und das Wetter so stille war, daß auch nicht ein Lüftchen wehte. Sie machen alsdann eine sehr schöne Erleuchtung, welche von der einen Seite sehr weit in der Gegend, und von einem großen Theile der Stadt aus, zu sehen war.

Es wohnte in diesem Garten nur ein Aufseher, und ein alter hochbejahrter Offizier, Namens Scheich-Ibrahim, versah diese Stelle, welche der Chalyf selber ihm zur Belohnung seiner Dienste ertheilt hatte. Der Chalyf hatte ihm streng anbefohlen, nicht allerlei Leute in den Garten einzulassen, und vor allem nicht zu leiden, daß man sich auf die beiden Sofas außen am Thore setzte oder legte, damit sie immer reinlich blieben, und diejenigen zu bestrafen, die er darauf beträfe.

Ein Geschäft hatte den Aufseher genöthigt, auszugehen, und er war noch nicht wieder zurückgekehrt. Endlich kam er, und es war noch hell genug, daß er die beiden Personen erblickte, die auf dem einen Sofa schliefen, und jede den Kopf mit einem Leintuche verhüllt hatten, zum Schutze gegen die Mücken."

„Schön," sagte Scheich-Ibrahim bei sich selber, „da sind Leute, die das Verbot des Chalyfen übertreten: ich will sie lehren, welche Ehrfurcht sie dem Chalyfen schuldig sind."

Er öffnete leise die Thür; und einen Augenblick darnach kam er wieder mit einem dicken Stock in der Hand und mit aufgestreiften Aermeln. Er wollte schon aus aller Macht auf einen wie den andern losschlagen, aber er hielt noch inne und sprach bei sich selber:

„Scheich-Ibrahim, du willst sie schlagen, und bedenkst nicht, daß es vielleicht Fremdlinge sind, die nicht wissen, wo sie unterkommen sollen, und den Befehl des Chalyfen nicht kennen; es ist besser, daß du zuvor zusiehst, wer sie sind."

Er hob also die Leintücher, die ihren Kopf bedeckten, mit großer Vorsicht auf, und gerieth in die höchste Verwunderung, als er einen so wohlgebildeten Jüngling und ein so schönes Fräulein erblickte. Er weckte Nureddin auf, indem er ihn sanft an den Füßen zog.

Nureddin erhub sogleich das Haupt, und als er einen Greis mit langem weißen Barte an seinen Füßen sah,

richtete er sich empor, schob sich auf den Knieen hin, und indem er die Hand des Greises faßte und küßte, sagte er zu ihm: „Gott erhalte euch, guter Vater! wünscht ihr etwas?"

„Mein Sohn," erwiederte Scheich-Ibrahim, „wer seid ihr? wo kommt ihr her?"

„Wir sind Fremde, die eben hier angekommen," antwortete Nureddin, „und wollten hier die Nacht zubringen bis morgen."

„Ihr würdet euch hier schlecht befinden," versetzte Scheich-Ibrahim; „kommt herein, ich will euch ein bequemeres Nachtlager geben; und der Anblick des Gartens, der sehr schön ist, wird euch erfreuen, so lange es noch dämmert."

„Und gehört dieser Garten euch?" fragte Nureddin.

„Allerdings gehört er mir," antwortete Scheich-Ibrahim lächelnd: „es ist ein Erbtheil meines Vaters; kommt nur herein, es wird euch nicht gereuen, ihn zu sehen."

Nureddin stand auf, indem er Scheich-Ibrahim bezeugte, wie sehr er ihm für seine Höflichkeit verpflichtet wäre, und trat mit der schönen Perserin in seinen Garten. Scheich-Ibrahim verschloß die Thüre, ging dann vor ihnen her, und führte sie auf eine Stelle, wo sie fast mit einem Blicke die Anlage, die Größe und Schönheit des Gartens übersahen.

Nureddin hatte zu Balsora viel schöne Gärten gesehen, aber noch keinen, der diesem zu vergleichen wäre. Als er alles aufmerksam betrachtet und einige Baumgänge durchwandelt hatte, wandte er sich zu dem Aufseher, der ihn begleitete, und fragte ihn, wie er hieße? Und als dieser ihm geantwortet hatte, daß er sich Scheich-Ibrahim nennte, sagte er zu ihm: „Scheich-Ibrahim, ich muß gestehen, dies ist ein wundervoller Garten; Gott erhalte euch lange darin! Wir können euch nicht genug für die Güte danken, daß ihr uns einen so sehenswürdigen Ort

sehen lasset; es ist billig, daß wir euch auf irgend eine Weise unsere Erkenntlichkeit dafür bezeigen. Nehmet, da sind zwei Goldstücke; ich bitte euch, uns etwas zu essen zu verschaffen, damit wir uns zusammen erfreuen."

Bei dem Anblicke der beiden Goldstücke schmunzelte Scheich-Ibrahim, der dieses Metall sehr liebte, in seinen Bart; er nahm sie; und indem er Nureddin und die schöne Perserin verließ, um seinen Auftrag auszurichten (denn er war allein), sprach er sehr vergnügt bei sich selber: „Das sind doch brave Leute; ich würde mir selber großen Schaden gethan haben, wenn ich die Unbesonnenheit gehabt hätte, sie zu mißhandeln und wegzujagen. Ich will sie mit dem zehnten Theile dieses Goldes fürstlich bewirthen, und das Uebrige bleibt für meine Mühe."

Während Scheich-Ibrahim ausging, etwas zum Abendessen einzukaufen, sowohl für sich, als für seine Gäste, lustwandelten Nureddin und die schöne Perserin in dem Garten, und gelangten zu dem Saale der Gemälde, welcher in der Mitte stand. Sie standen still und betrachteten seinen bewundernswürdigen Bau, seine Größe und Höhe; und nachdem sie ringsumher gegangen waren, um ihn von allen Seiten zu beschauen, stiegen sie über eine große Treppe von weißem Marmor zu der Thüre des Saales hinauf; aber sie fanden sie verschlossen.

Nureddin und die schöne Perserin stiegen eben die Treppe wieder herunter, als Scheich-Ibrahim, mit Lebensmitteln beladen, ankam.

„Scheich-Ibrahim," sagte Nureddin zu ihm, mit Verwunderung, „habt ihr uns nicht gesagt, daß der Garten euch gehört?"

„Ich habe es gesagt," antwortete Scheich-Ibrahim, „und wiederhole es nochmals. Weshalb thut ihr mir diese Frage?"

„Und dieser prächtige Saal," fuhr Nureddin fort, „gehört der euch auch?"

Scheich-Ibrahim versah sich dieser zweiten Frage

nicht, und schien ein wenig verwirrt. „Wenn ich sage, daß er mir nicht gehört," sprach er bei sich selber, „so werden sie mich alsbald fragen, wie ich der Herr des Gartens sein könne, ohne zugleich der Herr des Saales zu sein!" Da er nun gern vorgeben wollte, daß der Garten sein wäre, so behauptete er auch dasselbe von dem Saale. „Mein Sohn," antwortete er, „der Saal ist nicht ohne Garten; einer wie der andere gehören mir."

„Wenn das ist," fuhr hierauf Nureddin fort, „und ihr uns diese Nacht gern zu Gästen haben wollt, so bitte ich euch, machet uns das Vergnügen, uns das Innere davon sehen zu lassen; nach dem Aeußern zu urtheilen, muß er von außerordentlicher Pracht sein."

Es wäre unhöflich von Scheich-Ibrahim gewesen, wenn er Nureddin diese Bitte versagt hätte, nachdem er schon so zuvorkommend gegen ihn gewesen war. Er bedachte überdies, daß der Chalyf ihn nicht von seiner Ankunft benachrichtigt hatte, wie er doch zu thun pflegte, daß er also diesen Abend nicht kommen würde, und daß er mithin seine Gäste darin bewirthen und selber mit ihnen essen könnte.

Er setzte die mitgebrachten Speisen auf die erste Treppenstufe, und ging nach seiner Wohnung, um den Schlüssel zu holen. Er kam mit einem Lichte zurück, und öffnete die Thüre.

Nureddin und die schöne Perserin traten in den Saal und fanden ihn so überraschend, daß sie nicht müde werden konnten, die Schönheit und den Reichthum desselben zu bewundern. Denn, der Gemälde zu geschweigen, so waren die Sofas höchst prächtig; und außer den Kronleuchtern, die in jedem Fenster hingen, war noch an jeder Wand zwischen ihnen ein silberner Armleuchter mit einer Wachskerze. Nureddin konnte alle diese Dinge nicht betrachten, ohne sich des Glanzes zu erinnern, in welchem er gelebt hatte, und darüber zu seufzen.

Scheich-Ibrahim brachte unterdessen die Speisen

herein, und bereitete den Tisch vor einem Sofa, und als alles bereit war, setzten sich Nureddin, die schöne Perserin und er zu Tische, und aßen zusammen.

Als sie fertig waren, und ihre Hände gewaschen hatten, öffnete Nureddin ein Fenster, und rief der schönen Perserin: „Kommet her, und bewundert mit mir die herrliche Aussicht und die Schönheit des Gartens im Mondscheine; es gibt nichts reizenderes."

Sie trat zu ihm hin, und beide genossen mit einander des schönen Schauspiels, während Scheich-Ibrahim den Tisch abräumte.

Als Scheich-Ibrahim dies abgethan hatte, und wieder zu seinen Gästen kam, fragte ihn Nureddin, ob er ihnen nicht auch etwas zu trinken vorzusetzen hätte. „Was für ein Getränk möchtet ihr wohl?" versetzte Scheich-Ibrahim. „Wollt ihr Sorbet? Ich habe den köstlichsten; aber ihr wißt wohl, mein Sohn, daß man den Sorbet nicht nach dem Abendessen trinkt."

„Ich weiß es wohl," erwiederte Nureddin; „es ist auch nicht Sorbet, darum wir euch bitten; es ist ein anderes Getränk: ich wundere mich, daß ihr mich nicht verstehet."

„Ah, es ist also Wein, was ihr meinet?" versetzte Scheich-Ibrahim.

„Ihr habt's errathen," antwortete ihm Nureddin: „wenn ihr welchen habt, so thut uns den Gefallen, uns eine Flasche davon zu bringen. Ihr wißt, daß man ihn nach dem Abendessen trinkt, um sich bis zum Schlafengehen die Zeit zu vertreiben."

„Gott bewahre, daß ich Wein im Hause haben sollte," rief Scheich-Ibrahim aus, „ja, daß ich auch nur einem Ort nahen sollte, wo er zu haben ist! Ein Mann, wie ich, der viermal die Wallfahrt nach Mekka gemacht, hat für sein ganzes Leben auf den Wein Verzicht gethan."

„Ihr würdet uns gleichwohl einen großen Gefallen thun, uns welchen zu verschaffen," fuhr Nureddin fort;

„und wenn euch nicht die Mühe verdrießt, so will ich euch ein Mittel dazu lehren, ohne daß ihr in die Schenke tretet, oder die Hand an das leget, was es darin gibt."

„Unter dieser Bedingung will ich es wohl thun," antwortete Scheich-Ibrahim; „saget mir nur, was ich thun soll."

„Wir haben am Eingange eures Gartens einen Esel angebunden gesehen," fuhr nun Nureddin fort; „vermuthlich gehört er euch, und dient zu eurem nöthigen Gebrauche. Hier habt ihr noch zwei Goldstücke: nehmet den Esel mit seinen Körben und gehet zu der ersten besten Schenke, ohne euch weiter ihr zu nähern, als euch beliebt; gebet einem Vorübergehenden eine Kleinigkeit, und bittet ihn, mit dem Esel zur Schenke zu gehen, dort zwei Krüge Wein zu kaufen, in jeden Korb einen zu setzen, und euch den Esel zurückzubringen, nachdem er den Wein von dem Gelde bezahlt hat, das ihr ihm dazu mitgeben müßt. Dann dürft ihr nur den Esel vor euch hertreiben bis zu uns, und wir wollen schon selber die Krüge aus den Körben nehmen. Auf solche Weise thut ihr nichts, was euch das geringste Bedenken erregen könnte."

Die beiden neuen Goldstücke, die Scheich-Ibrahim eben empfing, machten einen starken Eindruck auf sein Gemüth. „Ah, mein Sohn," rief er aus, als Nureddin geendigt hatte, „was ihr es gut versteht! Ohne euch würde ich nie auf dieses Mittel gefallen sein, euch, ohne mein Gewissen zu beschweren, Wein zu verschaffen."

Er verließ sie, um seinen Auftrag auszurichten; und er entledigte sich desselben in kurzer Zeit.

Sobald er zurückkam, stieg Nureddin hinab, hub die beiden Krüge aus den Körben; und trug sie in den Saal.

Scheich-Ibrahim führte den Esel wieder dahin, wo er ihn geholt hatte; und als er zurückkam, sagte Nureddin zu ihm: „Wir können euch nicht genug für die Mühe danken, welche ihr euch gegeben habt; aber es fehlt uns noch etwas." —

„Nun was denn?“ fragte Scheich-Ibrahim; „was kann ich noch thun, euch zu dienen?“

„Wir haben keine Trinkschalen,“ fuhr Nureddin fort; „und einige Früchte würden uns sehr wohl thun, wenn ihr welche hättet.“

„Ihr habt nur zu befehlen,“ erwiederte Scheich-Ibrahim, „es soll euch an nichts fehlen, was ihr nur immer wünschen möget.“

Scheich-Ibrahim stieg hinab, und in kurzer Zeit bereitete er ihnen einen Nachtisch, besetzt mit mehreren Arten von Früchten in schönen Porzellangefäßen, und mit Schalen von Gold und Silber, nach Belieben; und nachdem er sie gefragt hatte, ob sie noch irgend etwas bedürften, entfernte er sich, und wollte durchaus nicht bleiben, so dringend sie ihn auch darum baten.

Nureddin und die schöne Perserin setzten sich nun wieder an den Tisch, und fingen damit an, einen Trunk zu thun: sie fanden den Wein vortrefflich.

„Nun, meine Schöne,“ sagte Nureddin zu der schönen Perserin, „sind wir nicht die glücklichsten Leute von der Welt, daß der Zufall uns an einen so angenehmen und reizenden Ort geführt hat? Lasset uns fröhlich sein und uns von der Unlust unserer Reise erholen. Kann mein Glück größer sein, wenn ich auf der einen Seite euch habe, und auf der andern die Trinkschale?“

Sie tranken zu wiederholten Malen, unterhielten sich vergnüglich, und sangen abwechselnd ihr Lied.

Da sie beide eine vollkommen schöne Stimme hatten, besonders die schöne Perserin, so zog ihr Gesang den Scheich-Ibrahim an, und er hörte ihnen lange mit Vergnügen von der Treppe zu, ohne sich sehen zu lassen. Endlich kam er hervor, und indem er den Kopf durch die Thüre steckte, rief er dem Nureddin zu, den er schon berauscht wähnte: „Bravo, Herr! ich bin erfreut, euch so lustig zu sehen.“

„Ah, Scheich-Ibrahim!“ rief Nureddin, indem er sich

nach ihm umdrehte, „was ihr für ein wackerer Mann seid, und wie wir euch verbunden sind! Wir dürfen euch nicht bitten, eins mit uns zu trinken; aber tretet doch nur herein. Kommet näher, und erzeiget uns wenigstens die Ehre, uns Gesellschaft zu leisten."

„Fahret fort, fahret fort," erwiederte Scheich-Ibrahim; „ich habe genug an dem Vergnügen, eure schönen Gesänge zu hören."

Und mit diesen Worten verschwand er wieder.

---

## Zweihundert und sieben und funfzigste Nacht.

Die schöne Perserin bemerkte, daß Scheich-Ibrahim auf der Treppe stehen blieb, und benachrichtigte Nureddin davon. „Herr," setzte sie hinzu, „ihr seht, daß er einen Abscheu vor dem Weine bezeugt: gleichwohl zweifle ich nicht, ihn zum Trinken zu bringen, wenn ihr thun wollt, was ich euch sage."

„Und was denn?" fragte Nureddin; „ihr dürft nur befehlen, ich thue alles, was ihr wollt."

„Beredet ihn nur, herein zu treten und bei uns zu bleiben," sagte sie; „ein Weilchen danach schenket zu trinken ein, und bietet ihm die Schale dar; wenn er es euch versagt, so trinket, und darauf thut, als wenn ihr einschliefet; für das Uebrige lasset mich sorgen."

Nureddin verstand die Absicht der schönen Perserin; er rief Scheich-Ibrahim, der gleich wieder an der Thüre erschien. „Scheich-Ibrahim," sagte er zu ihm, „wir sind eure Gäste, und ihr habt uns auf die höflichste Weise von der Welt aufgenommen: warum wolltet ihr uns nun die Bitte abschlagen, uns mit eurer Gesellschaft zu beehren. Wir verlangen von euch nicht, daß ihr trinken sollt, sondern nur das Vergnügen, euch zu sehen."

Scheich-Ibrahim ließ sich bereden; er trat herein und setzte sich auf den Rand des zunächst an der Thüre ste-

henden Sofa's. „Ihr sitzt da nicht gut, und wir können so nicht die Ehre haben, euch zu sehen," sagte darauf Nureddin; „kommet näher, ich bitte euch darum, und setzet euch neben meine Frau: sie wird es gern sehen."

„So thue ich denn, was ihr befehlet," sagte Scheich-Ibrahim. Er näherte sich, und indem er vor Vergnügen schmunzelte, bei einer so reizenden Frau zu sein, setzte er sich in einiger Entfernung von der schönen Perserin.

Nureddin bat sie, zum Danke für die Ehre, welche Scheich-Ibrahim ihnen erzeigte, ein Lied zu singen; und sie sang eins, das ihn zum Entzücken hinriß.

Als die schöne Perserin ausgesungen hatte, schenkte Nureddin Wein in eine Schale, und bot sie Scheich-Ibrahim dar, mit den Worten: „Scheich-Ibrahim, trinket einmal auf unsere Gesundheit, ich bitte euch darum."

„Herr," erwiederte er, indem er zurückschauderte, als wenn der bloße Anblick des Weines ihm schon ein Gräuel wäre, „ich bitte euch, mich zu entschuldigen; ich habe euch schon gesagt, daß ich vorlängst den Wein abgelobt habe."

„Weil ihr denn durchaus nicht auf unsere Gesundheit trinken wollt," sagte Nureddin, „so werdet ihr doch vergönnen, daß ich auf die eurige trinke."

Während Nureddin trank, durchschnitt die schöne Perserin einen Apfel, und bot die eine Hälfte dem Scheich-Ibrahim dar, indem sie zu ihm sagte: „Ihr habt nicht trinken wollen; aber ich glaube nicht, daß ihr eben so viel Schwierigkeit machen werdet, von diesem Apfel zu kosten, der vortrefflich ist."

Scheich-Ibrahim konnte es einer so schönen Hand nicht abschlagen; er nahm mit einer Verneigung des Hauptes den Apfel und führte ihn an den Mund. Sie sagte ihm darüber einige Schmeicheleien, während Nureddin sich über den Sofa zurücklehnte und sich stellte, als wenn er schliefe. Sogleich rückte die schöne Perserin näher zu Scheich-Ibrahim, und sagte leise zu ihm: „Da seht ihr

es; so macht er es immer, so oft wir uns zusammen erlustigen: kaum hat er zwei Züge getrunken, so schläft er ein, und läßt mich allein. Aber ich glaube, ihr werdet mir gern Gesellschaft leisten, während er schläft."

Die schöne Perserin nahm eine Schale, füllte sie mit Wein, und bot sie Scheich-Ibrahim, indem sie zu ihm sagte: „Nehmet und trinket auf meine Gesundheit; ich will euch Bescheid thun."

Scheich-Ibrahim machte noch große Schwierigkeiten, er bat sie sehr dringend, es ihm zu erlassen; sie aber setzte ihm so lebhaft zu, daß er, überwunden von ihren Reizen und Zureden, die Schale nahm und sie rein austrank.

Der gute Greis liebte wohl ein Schlückchen; aber er scheute sich, es vor Leuten zu thun, die er nicht kannte. Er ging heimlich, wie so viele andere, in die Schenke, und er hatte keineswegs die Vorsicht gebraucht, welche Nureddin ihn zum Einkaufe des Weines gelehrt hatte. Er hatte ihn ohne Umstände bei dem Schenkwirthe gekauft, wo er wohl bekannt war; die Nacht hatte ihm zum Deckmantel gedient, und er hatte so das Geld gespart, welches er dem hätte geben müssen, dem er, nach Nureddins Anleitung, den Auftrag zum Einkaufe geben sollte.

Während Scheich-Ibrahim, nachdem er getrunken hatte, die Hälfte des Apfels aufaß, schenkte die schöne Perserin ihm eine andere Schale voll Weins, die er schon mit weniger Schwierigkeit annahm; und er machte gar keine mehr bei der dritten. Er trank endlich die vierte; wobei Nureddin that, als wenn er aus dem Schlaf erwachte: er richtete sich auf, und indem er ihn mit lautem Lachen ansah, rief er ihm zu:

„Ha, ha, Scheich-Ibrahim, ich ertappe euch; ihr habt mir gesagt, ihr habet den Wein abgelobt, und gleichwohl trinkt ihr ihn!"

Scheich-Ibrahim versah sich dieser Ueberraschung nicht, und die Röthe stieg ihm etwas ins Angesicht. Jedoch hinderte ihn dies nicht, die Schale zu leeren, und

als er es gethan hatte, sagte er lächelnd: „Herr, wenn es Sünde ist, was ich gethan habe, so fällt sie nicht auf mich, sondern auf eure Frau: wie vermöchte man so vielen Reizen zu widerstehen!"

Die schöne Perserin, die sich mit Nureddin verstand, vertheidigte Scheich-Ibrahim, und sagte zu ihm: „Scheich-Ibrahim, lasset ihn reden, und thut euch keinen Zwang an; fahret fort, mit uns zu trinken, und seid fröhlich."

Bald darauf schenkte Nureddin sich und dann der schönen Perserin ein. Als Scheich-Ibraham sah, daß Nureddin ihn überging, nahm er eine Schale und hielt sie ihm hin, indem er sagte: „Und ich, soll ich nicht eben so gut trinken, als ihr?"

Bei diesen Worten Scheich-Ibrahims brachen Nureddin und die schöne Perserin in ein lautes Lachen aus. Nureddin schenkte ihm ein, und sie fuhren fort zu scherzen, zu lachen und zu trinken, bis gegen Mitternacht.

Um diese Zeit ungefähr bemerkte die schöne Perserin, daß der Tisch nur von Einer Kerze erleuchtet war.

„Scheich-Ibrahim," sagte sie zu dem guten alten Aufseher, „ihr habt uns nur Ein Licht gebracht, und da sind so viele schöne Wachskerzen; ich bitte euch, machet uns das Vergnügen, sie anzuzünden, damit wir heller sehen."

Scheich-Ibrahim bediente sich der Freiheit, welche der Wein giebt, wenn der Kopf erhitzt ist; und um nicht eine Erzählung zu unterbrechen, womit er Nureddin unterhielt, sagte er zu der Schönen: „Zündet sie selber an; das geziemt euch auch besser, da ihr noch so jung seid; aber hütet euch wohl, aus guten Gründen, mehr als fünf oder sechs anzuzünden; das genügt."

Die schöne Perserin stand auf, nahm eine Kerze, setzte sie an dem Lichte, das auf dem Tische stand, in Brand, und zündete alle vier und zwanzig Wachskerzen an, ohne sich daran zu kehren, was Scheich-Ibrahim ihr gesagt hatte.

Einige Zeit darauf, während Scheich-Ibrahim die schöne Perserin von einem andern Gegenstande unterhielt, bat ihn wieder Nureddin, auch einige Kronleuchter anstecken zu lassen. Ohne wahrzunehmen, daß schon alle Kerzen der Armleuchter brannten, erwiederte Scheich-Ibrahim: „Ihr müßt wohl sehr träge sein, und nicht so rüstig als ich, daß ihr sie nicht selber anzünden könnt. Gehet und stecket sie an, aber nicht mehr als drei."

Anstatt nur so viele anzuzünden, zündete Nureddin sie alle an, und öffnete die vier und zwanzig Fenster, worauf Scheich-Ibrahim, von der Unterhaltung der schönen Perserin festgehalten, auch nicht Acht gab. —

Der Chalyf Harun Arreschyd hatte sich um diese Zeit noch nicht zur Ruhe begeben; er war in einem Saale seines Palastes, der an den Tigris stieß und die Aussicht nach dem Garten und dem Saale der Gemälde hatte. Zufällig öffnete er ein Fenster nach dieser Seite hin, und war höchst erstaunt, den Saal ganz erleuchtet zu sehen, und um so mehr, als der helle Schein ihn anfangs verleitete, zu glauben, daß in der Stadt Feuer wäre.

Der Großwesyr Giafar war noch bei ihm, und erwartete nur den Augenblick, daß der Chalyf zur Ruhe ginge, um sich nach Hause zu begeben. Der Chalyf rief ihm in großem Zorne, und sprach zu ihm: „Komm, nachläßiger Wesyr, tritt her, und betrachte den Saal der Gemälde, und sage mir, warum ist er zu dieser Stunde erleuchtet, ohne daß ich dort bin?"

Der Großwesyr zitterte bei dieser Neuigkeit schon vor Furcht, daß dem so sein könnte. Er näherte sich, und er zitterte noch mehr, als er sah, daß es wirklich so war, wie der Chalyf gesagt hatte. Der Chalyf mußte indessen durch einen Vorwand besänftigt werden. „Beherrscher der Gläubigen," sprach er zu ihm, „ich kann Euer Majestät nichts anderes hierüber sagen, als daß vor vier oder fünf Tagen Scheich-Ibrahim zu mir kam, und mir seine Absicht bezeugte, eine Versammlung der Geist-

lichen seiner Moschee anzustellen, zu einer gewissen Feier, welche er sich freute, unter der glücklichen Regierung Euer Majestät zu begehen. Ich fragte ihn, was er wünschte, daß ich bei dieser Gelegenheit für ihn thun sollte: worauf er mich bat, ihm von Euer Majestät die Erlaubniß auszuwirken, daß er die Versammlung und Feier in dem Gartensaale anstellen dürfte. Ich entließ ihn mit der Erlaubniß, es zu thun, und sagte zu ihm, daß ich nicht verfehlen würde, mit Euer Majestät davon zu sprechen: und ich bitte nun um Verzeihung, daß ich es vergessen habe. — Scheich-Ibrahim," fuhr er fort, „hat vermuthlich diesen Tag zu der Feierlichkeit gewählt, und bei der Bewirthung der Geistlichen seiner Moschee, hat er ihnen ohne Zweifel das Vergnügen dieser Erleuchtung gewähren wollen."

„Giafar," erwiederte der Chalyf mit einem Tone, der anzeigte, daß er etwas besänftigt war, „nach dem, was du mir gesagt, hast du drei unverzeihliche Fehler begangen. Erstens, daß du dem Scheich-Ibrahim die Erlaubniß gegeben hast, diese Feier in meinem Saale anzustellen: ein bloßer Aufseher ist kein so bedeutender Beamter, daß ihm eine solche Ehre gebührte. Zweitens, daß du mir nichts davon gesagt hast; und der dritte ist, daß du nicht die wahre Absicht des guten Alten errathen hast. Denn ich bin überzeugt, daß er keine andere gehabt hat, als zu sehen, ob er nicht eine Beisteuer zu den Kosten dieses Festes erlangen könnte. Du hast nicht daran gedacht, und ich nehme es ihm nicht übel, sich durch diese große Erleuchtung dafür zu rächen, daß er sie nicht erhalten hat."

Der Großwesyr war froh, daß der Chalyf die Sache auf diese Weise nahm; er nahm gern die Fehler auf sich, welche der Chalyf ihm vorwarf, und gestand freimüthig sein Unrecht, daß er Scheich-Ibrahim nicht etliche Goldstücke gegeben hätte.

„Weil dem also ist," fügte der Chalyf lächelnd hinzu

„so ist es billig, daß du für deine Fehler bestraft werdest: aber die Strafe soll nur leicht sein, nämlich, du sollst mit mir den übrigen Theil der Nacht in Gesellschaft dieser guten Leute zubringen, die ich gern sehen will. Während ich ein bürgerliches Kleid anlege, so geh und verkleide dich mit Mesrur ebenso, und kommet beide mit mir."

Der Wesyr Giafar stellte ihm vor, daß es schon spät wäre, und daß die Gesellschaft schon auseinander gegangen sein würde, bevor er hinkäme; der Chalyf aber erwiederte, daß er durchaus hingehen wollte. Da alles, was der Wesyr ihm gesagt hatte, ersonnen war, so war derselbe in Verzweiflung über diesen Entschluß; jedoch mußte er ohne Widerrede gehorchen.

---

## Zweihundert und acht und funfzigste Nacht.

Der Chalyf verließ also, als Bürger verkleidet, mit dem Großwesyr Giafar, und Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen, seinen Palast, und ging durch die Straßen von Bagdad nach dem Garten. Das Thor stand offen, durch Scheich-Ibrahims Nachlässigkeit, der bei der Rückkehr von der Weinschenke vergessen hatte, es zuzuschließen. Der Chalyf war darüber ärgerlich, und sagte zu dem Großwesyr: „Giafar, was sagst du, daß das Thor so spät offen steht? Sollte das Scheich-Ibrahims Gewohnheit sein, es so die Nacht hindurch offen zu lassen? Ich will lieber glauben, daß die Verwirrung des Festes ihn zu diesem Fehler verleitet hat."

Der Chalyf trat in den Garten, und ging nach dem Saale. Da er nicht zu demselben hinaufsteigen wollte, bevor er wüßte, was darin vorginge, berieth er sich mit dem Großwesyr, ob er nicht auf einen der zunächst stehenden Bäume steigen sollte, um hinein zu schauen. Der Großwesyr aber bemerkte, daß die Saalthüre halb offen

stand, und sagte es ihm. Scheich-Ibrahim hatte sie so offen gelassen, als er sich hatte überreden lassen, hinein zu gehen, und Nureddin und der schönen Perserin Gesellschaft zu leisten.

Der Chalyf gab also seinen ersten Vorsatz auf, und stieg ohne Geräusch bis zur Saalthüre hinan. Diese stand nur so weit offen, daß er die da drinnen waren, sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Seine Ueberraschung konnte nicht größer sein, als er eine Frau von einer Schönheit ohne Gleichen, und einen der wohlgebildetsten jungen Männer, und Scheich-Ibrahim mit ihnen am Tische sitzen sah.

Scheich-Ibrahim hielt eben die Schale in der Hand, und sagte zu der schönen Perserin: „Meine schöne Herrin, ein guter Trinker muß niemals trinken, ohne zuvor sein Liedchen zu singen. Ich habe einmal einen Dichter sagen hören:

„Trink' in großen und kleinen Gefäßen Wein, der strahlt wie der leuchtende Mond!"

„Doch trinke nicht ohne Gesang: denn auch das Pferd wihert, wenn es sich mit einem Trunk erquickt."

Gebet mir die Ehre und höret mir zu, es ist eins der artigsten Lieder."

Scheich-Ibrahim sang nun, und der Chalyf war darüber um so mehr erstaunt, als es ihm bis jetzt unbekannt gewesen, daß der Alte Wein tränke, und er ihn für einen weisen und gesetzten Mann gehalten hatte, wie er ihm bisher immer erschienen war.

Er entfernte sich von der Thüre wieder mit derselben Vorsicht, wie er sich genähert hatte, und kam zu dem Großweyr Giafar, der etliche Stufen tiefer auf der Treppe stehen geblieben war. „Steig hinauf," sagte er zu ihm, „und sieh zu, ob die da drinnen Geistliche der Moschee sind, wie du mir hast einbilden wollen."

An dem Tone, womit der Chalyf diese Worte aus-

sprach, erkannte der Großwesyr gar wohl, daß die Sache übel abliefe. Er stieg hinauf, und als er durch die Oeffnung der Thüre hinein sah, zitterte er vor Furcht für sich selber, da er eben diese Personen erblickte, und die Verfassung, worin sie sich befanden.

Er kam ganz verwirrt wieder zu dem Chalyfen, und wußte nicht, was er ihm sagen sollte. „Welche Unordnung," sprach der Chalyf zu ihm, „daß Leute die Dreistigkeit haben, in meinen Garten und Saal zu kommen, und sich darin zu erlustigen, und daß Scheich-Ibrahim sie herein läßt, sie duldet, ja sich mit ihnen lustig macht! Bei alle dem glaube ich kaum, daß man ein schöneres und stattlicheres junges Paar sehen. Bevor ich meinen Zorn ausbrechen lasse, will ich mich noch näher unterrichten und wissen, wer sie sind, und welcher Anlaß sie hieher führt."

Er trat wieder an die Thüre, um sie weiter zu beobachten, und der Wesyr, der ihm folgte, blieb hinter ihm stehen, während er hinein schaute. Sie hörten beide, daß Scheich-Ibrahim zu der schönen Perserin sagte: „Liebenswürdige Frau, habt ihr noch irgend etwas zu wünschen, was die Freude dieses Abends erhöhen könnte." — „Mich dünkt," erwiederte die schöne Perserin, „alles wäre vollkommen, wenn ihr noch ein Saitenspiel hättet und mir es bringen wolltet."

„Herrin," antwortete Scheich-Ibrahim, „könnt ihr die Laute spielen?"

„Bringet eine her," antwortete die schöne Perserin, „ihr sollt es hören."

Ohne weit von seinem Platze zu gehen, nahm Scheich-Ibrahim eine Laute aus einem Schranke, und überreichte sie der schönen Perserin, die sogleich anfing, sie zu stimmen.

Der Chalyf drehte sich unterdessen nach dem Großwesyr um, und sagte zu ihm: „Giafar, die junge Frau wird auf der Laute spielen; spielt sie gut, so will ich ihr

verzeihen, desgleichen dem jungen Manne um ihretwillen; dich aber lasse ich sicherlich aufhängen."

„Beherrscher der Gläubigen," erwiederte der Großwesyr, „wenn dem so ist, so bitte ich Gott, daß sie schlecht spielen möge."

„Warum das?" fragte der Chalyf.

„Je mehr wir unser sind," antwortete der Großwesyr, „desto leichter werden wir uns trösten können, in schöner und guter Gesellschaft zu sterben."

Der Chalyf, der gute Einfälle liebte, lachte über diese Antwort, dann drehte er sich wieder nach der Oeffnung der Thüre und horchte, um die schöne Perserin spielen zu hören.

Das Vorspiel der schönen Perserin ließ den Chalyfen alsbald erkennen, daß sie meisterhaft spielte. Hierauf fing sie ein Lied an zu singen, und begleitete ihre wundervolle Stimme mit der Laute: sie that dies mit solcher Kunst und Vollendung, daß der Chalyf davon bezaubert wurde.

Sobald die schöne Perserin aufgehört hatte zu singen, stieg der Chalyf die Treppe hinab, und der Wesyr Giafar folgte. Als er unten war, sagte er zu dem Wesyr: „Zeit meines Lebens habe ich keine schönere Stimme, noch besser die Laute spielen gehört; Isaak [1]), den ich für den geschicktesten Lautenspieler auf der Welt hielt, kömmt ihr nicht gleich. Ich bin so damit zufrieden, daß ich hineingehen will, um sie in meiner Gegenwart spielen zu hören: es fragt sich nur, wie ich dies anstellen soll."

„Beherrscher der Gläubigen," erwiederte der Großwesyr, „wenn ihr hineingeht und Scheich-Ibrahim euch erkennt, so ist er vor Schrecken des Todes."

„Das ist es auch, was ich besorge," versetzte der Chalyf, „und es sollte mir Leid thun, die Ursache seines Todes zu sein, nachdem er mir so lange gedient hat. Mir fällt etwas ein, wodurch es wohl gelingen kann; bleib du

mit Mesrur hier, und erwartet in dem nächsten Baumgange meine Rückkunft."

---

## Zweihundert und neun und funfzigste Nacht.

Die Nähe des Tigris hatte den Chalyfen veranlaßt, Wasser daraus in ein festausgemauertes Becken zu leiten, welches einen schönen Teich bildete, wo die besten Fische des Tigris sich hineingezogen hatten. Die Fischer wußten dies wohl, und sie hätten sehr gern die Freiheit gehabt, darin zu fischen, aber der Chalyf hatte es Scheich-Ibrahim ausdrücklich verboten, jemand dorthin zu lassen. Eben diese Nacht hatte gleichwohl ein Fischer, der an dem Gartenthore vorbeiging, nachdem der Chalyf hineingetreten war und es offen gelassen, wie er es gefunden hatte, die Gelegenheit benutzt, und sich in den Garten nach dem Teiche geschlichen.

Dieser Fischer hatte seine Netze ausgeworfen, und war eben im Begriffe, sie ans Land zu ziehen, als der Chalyf, der aus der Nachlässigkeit Scheich-Ibrahims wohl vermuthete, was geschehen war, und diesen Umstand zu seinem Zwecke benutzen wollte, eben dorthin kam. Ungeachtet seiner Verkleidung erkannte der Fischer ihn doch, warf sich sogleich zu seinen Füßen und bat um Verzeihung, indem er sich durch seine Armuth entschuldigte.

„Steh auf, und fürchte nichts," erwiederte der Chalyf; „zieh nur dein Netz heraus, damit ich sehe, was für Fische darin sind."

Der beruhigte Fischer gehorchte sofort dem Befehle des Chalyfen, und zog fünf oder sechs schöne Fische heraus, von welchen der Chalyf die beiden größten auswählte und sie mit einer Ruthe bei den Kiefern zusammenbinden ließ. Hierauf sagte der Chalyf zu dem Fischer: „Gieb mir dein Kleid, und nimm das meine."

Der Tausch geschah in wenig Augenblicken; und

nachdem der Chalyf von den Schuhen bis zum Turban als Fischer verkleidet war, sagte er zu dem Fischer: „nimm dein Netz und geh deinem Gewerbe nach."

Als der Fischer, sehr zufrieden mit seinem guten Glücke, weggegangen war, nahm der Chalyf die beiden Fische in die Hand, und ging wieder zu dem Großwesyr Giafar und Mesrur. Er stand vor dem Großwesyr still, und dieser erkannte ihn nicht. „Was willst du?" sagte er zu ihm; „geh' deines Weges." Der Chalyf fing sogleich an zu lachen, und nun erkannte ihn der Großwesyr: „Beherrscher der Gläubigen," rief er aus, „ist es möglich, seid ihr es? Ich erkannte euch nicht, und ich bitte euch tausendmal um Verzeihung wegen meiner Unhöflichkeit. Ihr könnt jetzt in den Saal gehen, ohne Furcht, daß Scheich-Ibrahim euch erkennen werde." — „Bleibet also noch hier," sagte er, „während ich meine Rolle spiele."

Der Chalyf stieg nun nach dem Saal hinauf, und klopfte an die Thüre. Nureddin, der es zuerst hörte, sagte es Scheich-Ibrahim; und Scheich-Ibrahim fragte, wer da wäre. Der Chalyf öffnete die Thüre, und nachdem er nur einen Schritt in den Saal that, um sich zu zeigen, antwortete er: „Scheich-Ibrahim, ich bin der Fischer Kerim [2]): da ich vernommen, daß ihr eure Freunde bewirthet, und jetzt eben zwei schöne Fische gefangen habe, so komme ich, euch zu fragen, ob ihr sie nicht gebrauchen könnt."

Nureddin und die schöne Perserin freuten sich, als sie von Fischen reden hörten, und die schöne Perserin sagte sogleich: „Scheich-Ibrahim, ich bitte euch, gewähret uns das Vergnügen, ihn herein kommen und uns seine Fische sehen zu lassen."

Scheich-Ibrahim war nicht mehr im Stand, den vorgeblichen Fischer zu fragen, wie oder wo er herein gekommen wäre; er dachte nur daran, der schönen Perserin zu gefallen. Er drehte also den Kopf mit ziemlicher Mühe,

— soviel hatte er getrunken, — nach der Thüre, und sagte lallend zu dem Chalyfen, den er für einen Fischer hielt: „Komm näher, du braver Nachtdieb, komm näher und laß dich sehen."

Der Chalyf trat herein, indem er vollkommen alle Gebehrden eines Fischers nachmachte, und zeigte die beiden Fische vor.

„Das sind sehr schöne Fische," sagte die schöne Perserin; „ich möchte gern davon essen, wenn sie nur gekocht und gut zugerichtet wären."

„Die gnädige Frau hat Recht," sprach Scheich-Ibrahim; „was sollen wir mit deinen Fischen, wenn sie nicht zugerichtet sind? Geh, richte sie selber zu, und bringe sie uns: du findest alles dazu in meiner Küche.

Der Chalyf ging wieder zu dem Großwesyr Giafar, und sagte zu ihm: „Giafar, ich bin sehr wohl aufgenommen worden; aber sie verlangen die Fische zugerichtet."

„Ich will sie zurichten," sagte der Großwesyr, „es soll im Augenblicke gethan sein."

„Mir liegt die Ausführung meines Plans so sehr am Herzen," fuhr der Chalyf fort, „daß ich gern selber die Mühe übernehmen will. Da ich so gut den Fischer spiele, so kann ich auch wohl den Koch machen: ich habe mich in meiner Jugend mit der Küche abgegeben, und meine Sache nicht übel gemacht."

Mit diesen Worten nahm er den Weg nach Scheich-Ibrahims Wohnung, und der Großwesyr und Mesrur folgten ihm dahin.

Sie legten alle drei Hand ans Werk, und obgleich die Küche Scheich-Ibrahims nicht groß war, so fehlte doch nichts von allem, was sie gebrauchten, und in kurzer Zeit hatten sie die Schüssel Fische zugerichtet.

Der Chalyf trug sie auf, und legte dabei jedem eine Zitrone hin, sich nach Belieben davon zu bedienen. Sie aßen mit großer Lust, besonders Nureddin und die schöne Perserin; und der Chalyf wartete ihnen auf.

Als sie fertig waren, betrachtete Nureddin den Chalyfen und sprach zu ihm: „Fischer, man kann keine trefflicheren Fische essen, und du hast uns das größte Vergnügen von der Welt gemacht.“

Zu gleicher Zeit fuhr er mit der Hand in seinen Busen und zog seine Börse hervor, in welcher sich dreißig Goldstucke befanden, der Rest von den vierzigen, die Sandschiar, der Thürhüter des Königs von Balsora, ihm vor seiner Abreise geschenkt hatte. „Nimm,“ sagte er zu ihm, „ich würde dir mehr geben, wenn ich mehr hätte; ja ich würde dich aus der Armuth gerissen haben, wenn ich dich gekannt hätte, bevor ich mein Erbtheil verzehrte; nimm es indessen eben so gutwillig an, als wenn es ein ansehnlicheres Geschenk wäre.“

Der Chalyf nahm die Börse, dankte Nureddin dafür, und als er fühlte, daß Gold darin war, sagte er zu ihm: „Herr, ich kann euch nicht genug für eure Freigebigkeit danken. Es ist ein großes Glück mit so edlen Männern zu thun zu haben, wie ihr seid; aber ehe ich mich entferne, habe ich noch eine Bitte an euch, welche ihr mir ja gewähren müßt. Da sehe ich eine Laute, woraus ich schließe, daß die gnädige Frau darauf spielen kann. Wenn ihr sie dazu bewegen könntet, mir die Gnade zu erzeigen, und ein Stück darauf zu spielen, so würde ich als der vergnügteste Mensch von der Welt heimgehen: die Laute ist ein Saitenspiel, welches ich leidenschaftlich liebe.“

„Schöne Perserin,“ sagte sogleich Nureddin, indem er sich zu ihr wandte, „ich bitte euch um diese Gnade, und hoffe, ihr werdet sie nicht versagen.“

Sie nahm die Laute, und nachdem sie dieselbe in wenig Augenblicken gestimmt hatte, spielte und sang sie ein Lied, das den Chalyfen bezauberte. Zuletzt spielte sie, ohne dazu zu singen, und sie that dies mit solcher Kraft und Anmuth, daß er davon zum Entzücken hingerissen wurde.

Als die schöne Perserin aufhörte zu spielen, rief der Chalyf aus: „Welche Stimme, welche Hand und welches Spiel! Kann man besser singen, besser die Laute spielen! Nimmer hat man desgleichen gesehen, noch gehört!“

Nureddin, gewohnt alles, was ihm gehörte, denjenigen zu schenken, die es lobten, erwiederte: „Fischer, ich sehe wohl, daß du dich darauf verstehest: da sie dir so sehr gefällt, so ist sie dein, ich mache dir ein Geschenk damit.“

Zu gleicher Zeit stand er auf, nahm seinen Rock, den er abgelegt hatte, und wollte weggehen, um den Chalyfen, den er immer nur für einen Fischer hielt, im Besitze der schönen Perserin zu lassen.

Die schöne Perserin, höchst erstaunt über Nureddins Freigebigkeit, hielt ihn zurück, und sagte zu ihm, ihn zärtlich anblickend: „Herr, wo wollt ihr denn hin? Ich bitte euch, setzet euch wieder auf euren Platz, und höret, was ich euch spielen und singen will.“

Er that, was sie wünschte; und nun rührte sie die Saiten, und mit Thränen in den Augen ihn anblickend, sang sie dazu aus dem Stegreife von ihr gedichte Verse, worin sie ihm lebhaft seine geringe Liebe zu ihr vorwarf, weil er sie so leicht und mit solcher Kälte dem Kerim überließ. Sie meinte, ohne sich weiter darüber zu erklären, einem Fischer, wie Kerim, welchen sie eben so wenig, als er, für den Chalyfen erkannte. Als sie geendigt hatte, legte sie die Laute neben sich hin, und hielt ihr Schnupftuch vor das Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen, die sie nicht zurückhalten konnte.

Nureddin erwiederte kein Wort auf ihre Vorwürfe, und sein Schweigen bezeugte, daß sein Geschenk ihn nicht gereute.

Aber der Chalyf, voll Verwunderung über das, was er hörte, sprach zu ihm: „Herr, so wie ich sehe, so ist diese so schöne, so seltene, so bewundernwürdige Frau,

welche ihr mir mit solcher Großmuth zum Geschenke gemacht habt, eure Sklavin, und ihr seid ihr Herr?"

„Allerdings, Kerim," erwiederte Nureddin, „und du würdest noch weit mehr erstaunt sein, als du es jetzo scheinst, wenn ich dir alle die Unglücksfälle erzählte, welche mir im Betreff ihrer begegnet sind." — „O, ich bitte euch, Herr," versetzte der Chalyf, immer sehr gut die Rolle des Fischers spielend, „erzeiget mir den Gefallen, und erzählet mir ihre Geschichte."

Nureddin, der ihm eben schon etwas Wichtigeres gewährt hatte, obwohl er ihn nur für einen Fischer hielt, wollte ihm auch gern noch diesen Gefallen thun. Er erzählte ihm also seine ganze Geschichte, von Anfang her, wie der Wesyr, sein Vater, die schöne Perserin für den König von Balsora gekauft hatte, und verschwieg nichts von allem, was er gethan und was ihm begegnet war, bis zu seiner Ankunft in Bagdad mit ihr, und bis zu diesem Augenblicke, da er mit ihm sprach.

Als Nureddin geendigt hatte, fragte ihn der Chalyf: „Und wohin wollt ihr jetzt gehen?"

„Wohin ich gehen will," antwortete er: „wohin Gott mich führt."

„Wollt ihr mir folgen," fuhr der Chalyf fort, „so gehet nicht weiter: ihr müßt im Gegentheile nach Balsora zurückkehren. Ich will euch ein Paar Zeilen an den König mitgeben; ihr werdet sehen, er wird euch gut aufnehmen, sobald er sie gelesen hat, und niemand wird euch auch nur mit einem Worte Leides thun."

„Kerim," entgegnete Nureddin, „was du mir da sagst, klingt sehr wunderbar: wo hat man je gehört, daß ein Fischer, wie du, mit einem König in Briefwechsel stehet."

„Das darf euch nicht verwundern," erwiederte der Chalyf, „wir sind zusammen bei demselben Lehrmeister in die Schule gegangen, und sind immer die besten Freunde von der Welt gewesen. Zwar hat das Glück uns nicht auf gleiche Weise begünstigt, es hat ihn zum König, und

mich zum Fischer gemacht: aber diese Ungleichheit hat unsere Freundschaft nicht vermindert. Er hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, mich aus meinem Stande empor zu ziehen: ich aber habe mich immer damit begnügt, die Achtung, welche er für mich hat, mir nichts abzuschlagen, zu Gunsten meiner Freunde zu benutzen. Drum lasset mich nur machen: ihr werdet den Erfolg davon sehen." —

Nureddin ließ sich den Vorschlag des Chalyfen gefallen. Da im Saale alles zum Schreiben Nothwendige vorhanden war, so schrieb der Chalyf an den König von Balsora folgenden Brief, über welchen er, fast am äußersten Rande des Papiers, in sehr kleinen Schriftzügen, die Formel setzte:

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes."

um dadurch anzudeuten, daß er unbedingten Gehorsam forderte.

## Brief
## des Chalyfen Harun Arreschyd
## an
## den König von Balsora.

„Harun Arreschyd, Mahdi's Sohn, sendet diesen Brief an Muhammed, seinen Vetter.

Sobald Nureddin, des Wesyrs Chakan Sohn, der Ueberbringer dieses Briefes, dir denselben übergeben und du ihn gelesen hast, so lege auf der Stelle den königlichen Mantel ab, bekleide ihn damit, und räume ihm deine Stelle ein. Gott befohlen."

Der Chalyf faltete und versiegelte den Brief, und ohne Nureddin dessen Inhalt zu sagen, sprach er zu ihm: „Nimm und geh unverzüglich hin, und besteig ein Boot, das bald abgehen wird, so wie alle Tage eins zu derselben Stunde abgeht; du kannst auf dem Schiffe schlafen."

Nureddin nahm den Brief, und reiste mit dem wenigen Gelde ab, das er bei sich hatte, als Sandschiar ihm seine Börse gab.

Die schöne Perserin war untröstlich über seine Abreise, drückte sich in eine Ecke des Sofa's, und zerfloß in Thränen.

Kaum hatte Nureddin den Saal verlassen, als Scheich-Ibrahim, der bisher alles, was vorging, mit Stillschweigen beobachtet hatte, den Chalyfen ansah, den er noch immer für den Fischer Kerim hielt, und zu ihm sagte: „Höre, Kerim, du bist hergekommen und hast zwei Fische gebracht, die höchstens zwanzig Kupfermünzen werth sind, und hast dafür eine Börse und eine Sklavin zum Geschenk erhalten: denkst du das alles für dich zu behalten? Ich erkläre dir, daß ich für mein Halbtheil die Sklavin haben will. Was die Börse betrifft, so laß sehen, was darinnen ist: ist es Silbergeld, so magst du ein Stück für dich behalten; ist es aber Gold, so nehme ich alles, und gebe dir etliche Kupferstücke, die ich noch im Beutel habe." —

„Um recht zu verstehen, was nun folgt," unterbrach sich hier Scheherasade, „ist zu bemerken, daß der Chalyf, bevor er die zugerichtete Schüssel mit den Fischen in den Saal trug, dem Großweszyr Giafar befohlen hatte, eilig nach dem Palaste zu gehen, und ihm vier Kammerdiener und ein Kleid zu holen, und damit auf der andern Seite des Saales zu warten, bis er aus einem der Fenster in die Hände klatschte. Der Großweszyr hatte diesen Befehl vollzogen, und er und Mesrur, mit den vier Kammerdienern, erwarteten an dem bestimmten Orte das verabredete Zeichen.

Ich komme nun zu meiner Erzählung zurück," fuhr die Sultanin fort.

„Der Chalyf, noch immer in der Verkleidung als Fischer, antwortete kühnlich dem Scheich-Ibrahim: „Scheich-Ibrahim, ich weiß nicht, was in der Börse ist: sei's Gold

oder Silber, ich will es von Herzen gern mit euch theilen; was aber die Sklavin betrifft, die will ich für mich allein behalten. Wenn ihr euch mit dem, was ich euch anbiete, nicht begnügen wollt, so kriegt ihr nichts."

Scheich-Ibrahim, von Zorn entbrannt über solche Unverschämtheit, wofür er diese Rede eines Fischers gegen sich betrachtete, nahm eines von den Porzellangefäßen, die auf dem Tische standen, und warf es dem Chalyfen nach dem Kopfe. Der Chalyf wich leicht dem Wurfe eines vom Weine berauschten Mannes aus: das Gefäß flog gegen die Wand, und zerbrach in tausend Stücke.

Scheich-Ibrahim, durch den Fehlwurf noch mehr erzürnt als zuvor, nimmt nun das auf dem Tische stehende Licht, steht taumelnd auf, und steigt eine verborgene Treppe hinab, um einen Stock zu holen.

---

## Zweihundert und sechzigste Nacht.

Der Chalyf benutzte diese Zeit, und klatschte zum Fenster hinaus in die Hände. Der Großwesyr, Mesrur und die vier Kammerdiener waren im Augenblicke bei ihm, und die letzten zogen ihm alsbald das Fischerkleid aus und legten ihm das mitgebrachte Kleid an. Sie waren noch nicht ganz fertig und noch um den Chalyfen beschäftig, der sich auf den im Saale für ihn stehenden Thron gesetzt hatte, als Scheich-Ibrahim, von Habgier beseelt, mit einem großen Stock in der Hand herein trat, womit er dem vermeinten Fischer derbe aufzuwichsen gedachte. Anstatt aber diesen wieder zu erblicken, sah er dessen Kleid mitten im Saale liegen, und den Chalyfen auf seinem Throne sitzen mit dem Großwesyr und Mesrur an seiner Seite. Er stutzte bei diesem Schauspiel, und zweifelte, ob er wachte oder träumte.

Der Chalyf lachte über sein Erstaunen, und fragte ihn: „Scheich-Ibrahim, was willst du, was suchst du?"

Scheich-Ibrahim, der nun nicht mehr zweifeln konnte, daß es der Chalyf wirklich wäre, warf sich sogleich zu seinen Füßen, mit dem Antlitze und dem langen Barte den Boden bedeckend, und rief aus: „Beherrscher der Gläubigen, euer elender Sklave hat euch beleidigt; er fleht eure Gnade an, und bittet euch tausendmal um Verzeihung."

Da die Kammerdiener den Chalyfen in diesem Augenblicke fertig angekleidet hatten, stieg er herab von seinem Throne, und sagte zu ihm: „Steh auf, ich verzeihe dir."

Der Chalyf wandte sich hierauf zu der schönen Perserin, die ihren Schmerz gehemmt hatte, sobald sie vernommen, daß der Garten und der Saal diesem Fürsten gehörten, und nicht Scheich-Ibrahim, wie derselbe vorgegeben, und daß er es selber war, der sich als Fischer verkleidet hatte. „Schöne Perserin," sprach er zu ihr, „stehet auf und folget mir. Nach dem, was ihr eben gesehen habt, werdet ihr erkennen, wer ich bin, und daß es nicht meinem Range gemäß ist, von dem Geschenke, welches Nureddin durch eine Großmuth ohne Gleichen mit eurer Person mir gemacht hat, Vortheil zu ziehen. Ich habe ihn nach Balsora geschickt, dort König zu sein, und ich will euch als Königin ebendorthin senden, sobald ich die nöthigen Verfügungen zu seiner Einsetzung getroffen habe. Unterdessen will ich euch eine Wohnung in meinem Palaste geben, wo ihr eurer Würdigkeit gemäß behandelt werden sollt.

Diese Rede beruhigte und tröstete die schöne Perserin über einen so empfindlichen Verlust; und sie entschädigte sich nach ihrer Traurigkeit völlig durch die Freude, zu vernehmen, daß Nureddin, den sie leidenschaftlich liebte, zu einer so hohen Würde war erhoben worden.

Der Chalyf erfüllte das ihr gegebene Versprechen: er empfahl sie selbst seiner Gemahlin Sobeïde, nachdem er ihr die große Achtung mitgetheilt, welche er für Nureddin gefaßt hatte. —

Nureddins Rückkehr nach Balsora war glücklicher und einige Tage früher, als für seine Wohlfahrt zu wünschen gewesen wäre. Er besuchte bei der Ankunft weder Freunde noch Verwandte, sondern ging gerade nach dem Palaste des Königs, der eben Audienz gab. Er arbeitete sich durch das Gedränge, indem er den Brief mit der Hand emporhielt; man machte ihm Platz, und er überreichte denselben.

Der König empfing ihn, öffnete ihn, und erbleichte beim Lesen. Er küßte ihn dreimal, und stand schon im Begriffe den Befehl des Chalyfen zu erfüllen, als er sich bedachte, und ihn dem Wesyr Sawy zeigte, Nureddins unversöhnlichem Feinde.

Sawy, der Nureddin gleich erkannt hatte, und mit großer Unruhe bei sich selber bedachte, weshalb er wohl gekommen sein möchte, war nicht minder als der König über den Befehl des Chalyfen erstaunt, welchen der Brief enthielt. Da er nicht minder dabei betheiligt war, so sann er sogleich auf ein Mittel, ihn zu vereiteln. Er that, als hätte er ihn noch nicht recht gelesen, und drehte sich, um ihn nochmals zu lesen, ein wenig auf die Seite, als ob er ein besseres Licht suchte; und ohne daß es jemand bemerkte, und es an dem Blatte zu sehen war, wenn man es nicht recht nahe beschaute, riß er ganz behende oben von dem Briefe die Formel ab, durch welche der Chalyf andeutete, daß er unbedingten Gehorsam forderte, steckte sie in den Mund, und verschluckte sie.

Nach einer so boshaften That, wandte sich Sawy wieder zu dem Könige, gab ihm den Brief zurück, und fragte ihn leise: „Nun wohl, Herr, was gedenkt Euer Majestät zu thun?"

„Was der Chalyf mir befiehlt," antwortete der König.

„Nehmet euch wohl dabei in Acht," antwortete der arglistige Wesyr; „das hier ist freilich die Handschrift des Chalyfen, aber die Formel fehlt dabei."

Der König hatte sie sehr wohl bemerkt, aber in der

Verwirrung, worin er war, wähnte er sich getäuscht zu haben, als er sie nicht mehr sah

„Herr," fuhr der Wesyr fort, „ihr dürft nicht zweifeln, daß der Chalyf diesen Brief dem Nureddin, auf seine gegen Euer Majestät und gegen mich angebrachte Klagen, bewilligt hat, um ihn los zu werden, aber er hat nicht gemeint, daß ihr vollziehen sollt, was er enthält. Ueberdies ist zu erwägen, daß er keinen besonderen Boten mit diesem Befehle gesandt hat, ohne welches er unwirksam ist. Man setzt keinen König, wie ihr seid, ab, ohne diese Förmlichkeit; jeder andere, wie Nureddin, könnte ja eben so mit einem falschen Briefe kommen; jenes ist noch nie geschehen, Herr, Euer Majestät kann sich hierüber auf mein Wort verlassen, und ich nehme alle üblen Folgen auf mich, die daraus entstehen können."

Der König Muhammed ließ sich bereden, und übergab Nureddin der Willkür des Wesyrs Sawy, der ihn mit gewaffneter Hand in sein Haus führte. Dort angelangt, ließ er ihm die Bastonade geben, bis er für todt da lag, und in diesem Zustande ließ er ihn in das Gefängniß tragen, und ihn hier in das dunkelste und tiefste Loch werfen, mit dem Befehl an den Gefangenwärter, ihm nichts als Wasser und Brot zu geben.

Als Nureddin, ganz zerschlagen, wieder zu sich kam, und sich in diesem Loche sah, stieß er ein klägliches Geschrei aus, und beweinte sein unglückliches Schicksal. „Ach, Fischer," rief er aus, „wie hast du mich betrogen, und wie leichtgläubig bin ich gewesen! Konnte ich eine so grausame Behandlung erwarten, nachdem ich dir so viel Gutes erzeigt habe! Der Himmel segne dich gleichwohl: ich kann nicht glauben, daß deine Absicht böse gewesen ist, und ich will Geduld haben bis ans Ende meiner Leiden."

Der unglückliche Nureddin blieb zehn Tage in diesem Zustande, und der Wesyr Sawy vergaß nicht, daß er ihn darin versetzt hatte. Entschlossen, ihn schmählich

ums Leben zu bringen, wagte er es jedoch nicht auf seine Gefahr. Zur Vollführung seines verderblichen Anschlages, belud er mehrere seiner Sklaven mit reichen Geschenken, und stellte sich an ihrer Spitze dem Könige dar. „Herr," sprach er zu ihm mit schwarzer Bosheit, „der neue König bittet Euer Majestät, diese Geschenke bei seiner Thronbesteigung freundlich aufzunehmen."

Der König verstand, was Sawy sagen wollte. „Wie?" antwortete er, „der Elende lebt noch? Ich glaubte, du hättest ihn tödten lassen."

„Herr," versetzte Sawy, „es steht mir nicht zu, jemand das Leben nehmen zu lassen; das gebührt Euer Majestät."

„Geh," erwiederte der König, „und laß ihm den Kopf abhauen, ich gebe dir die Vollmacht dazu."

„Herr," sagte hierauf Sawy, „ich bin Euer Majestät unendlich verbunden für die Gerechtigkeit, die sie mir angedeihen läßt. Aber da Nureddin mich so öffentlich beschimpft hat, wie ihr wißt, so bitte ich um die Gnade, daß seine Hinrichtung auch vor dem Palaste geschehe, und daß die Ausrufer es durch alle Stadttheile verkünden, damit es niemand unbekannt bleibe, daß die mir von ihm angethane Beleidigung vollständig gerochen werden soll."

Der König bewilligte ihm seine Bitte, und die Ausrufer thaten ihre Schuldigkeit, und verbreiteten durch die ganze Stadt eine allgemeine Traurigkeit. Das noch frische Andenken der Tugenden des Vaters ließ überall nur mit Unwillen vernehmen, daß der Sohn so schmächlich sollte hingerichtet werden, auf den Betrieb und durch die Bosheit des Großweyrs Sawy.

Sawy ging selber in das Gefängniß, begleitet von zwanzig seiner Sklaven und Vollstrecker seiner Grausamkeit. Man führte ihm Nureddin vor, und er ließ ihn ein elendes Pferd ohne Sattel besteigen.

Als Nureddin sich den Händen seines Feindes überliefert sah, sagte er zu ihm: „Du triumphirst jetzt,

und mißbrauchest deine Gewalt, aber ich vertraue auf die Wahrheit folgender Worte eines unserer Bücher: „Du richtest ungerecht, und über ein Kleines wirst du selber gerichtet werden."

Der Wesyr Sawy, der allerdings bei sich triumphirte, erwiederte: „Wie, du Unverschämter, du wagst es noch, mich zu beschimpfen! Geh, ich verzeihe es dir; mag doch geschehen, was da will, wenn ich nur im Angesichte von ganz Balsora deinen Kopf habe abhauen lassen. Du mußt auch wissen, was ein anderes unserer Bücher sagt: „Was schadet es, am Tage nach dem Tode seines Feindes zu sterben?"

Dieser in seinem Haß und in seiner Feindschaft unversöhnliche Minister, umgeben von einem Theile seiner bewaffneten Sklaven, ließ durch die übrigen Nureddin vor sich herführen, und nahm den Weg nach dem Palaste. Das Volk war im Begriff, über ihn herzufallen, und würde ihn gesteinigt haben, wenn jemand den Anfang gemacht hätte. Als er ihn auf den Platz vor dem Palaste, dem Zimmer des Königs gegenüber, gebracht hatte, ließ er ihn unter den Händen des Scharfrichters, und begab sich zu dem Könige, der schon am Fenster stand, um seine Augen an dem blutigen Schauspiele, das sich vorbereitete, zu weiden.

Die Wache des Königs und die Sklaven des Wesyrs Sawy, die einen großen Kreis um Nureddin geschlossen, hatten viel Mühe, das Volk zurückzuhalten, welches, zwar vergeblich, alle mögliche Anstrengungen machte, um sie zu überwältigen, durchzubrechen, und ihn zu befreien.

Der Scharfrichter näherte sich ihm, und sprach: „Herr, ich bitte euch, mir euern Tod zu verzeihen; ich bin nur ein Sklave und kann mich der Ausübung meiner Pflicht nicht entziehen; wenn ihr nicht noch etwas verlangt, so seid so gut, und macht euch bereit; denn der König wird mir gleich befehlen, den Streich zu thun."

Da sprach der unglückliche Nureddin, indem er das

Haupt zur Rechten und zur Linken drehte: „Will in diesem furchtbaren Augenblicke kein mitleidiger Mensch mir die Liebe thun und mir Wasser reichen, um meinen Durst zu löschen?"

Man brachte sogleich ein Gefäß mit Wasser, welches man von Hand zu Hand bis zu ihm gehen ließ.

Der Wesyr Sawy, der diese Verzögerung bemerkte, rief dem Scharfrichter aus dem Fenster des königlichen Zimmers zu: „Was zauderst du? hau zu...."

---

## Zweihundert und ein und sechzigste Nacht.

Auf diese grausamen und unmenschlichen Worte ertönte der ganze Platz von lauten Verwünschungen gegen den Wesyr, und der auf sein Ansehn eifersüchtige König mißbilligte diese Kühnheit in seiner Gegenwart, und gab es dadurch zu erkennen, daß er rief, man sollte noch warten.

Er hatte noch einen andern Grund dazu: nämlich, als er zu gleicher Zeit die Augen nach einer großen Straße richtete, die ihm gegenüber in den großen Platz auslief, erblickte er mitten in derselben einen Trupp Reiter, die mit verhängten Zügeln daher sprengten. „Wesyr," sprach er sogleich zu Sawy, „was bedeutet das? Schau her."

Sawy, der wohl ahnte, was es sein könnte, drang in den König, dem Scharfrichter das Zeichen zu geben. „Nein," erwiederte der König, „zuvor will ich wissen, wer diese Reiter sind."

Es war der Großwesyr Giafar mit seinem Gefolge, der selber im Namen des Chalyfen von Bagdad kam. —

Zum Verständnisse, warum dieser Minister nach Balsora kam, ist zu bemerken, daß nach Nureddins Abreise mit dem Briefe des Chalyfen, dieser am folgenden Morgen, und selbst mehrere Tage darauf, nicht daran gedacht hatte einen besonderen Boten mit der Kundmachung

abzusenden, von welcher er der schönen Perserin gesagt hatte.

Er befand sich in dem inneren Palaste der Frauen, als er, im Vorbeigehen an einem Zimmer, eine sehr schöne Stimme hörte; er blieb stehen, und kaum hatte er einige Worte vernommen, die den Schmerz der Trennung ausdrückten, so fragte er einen der ihm folgenden Verschnittenen, wer die Frau wäre, die in diesem Zimmer wohnte. Der Bediente antwortete, es wäre die Sklavin des jungen Herrn, welchen er nach Balsora gesandt hätte, um an Muhammeds Statt König zu sein.

„Ach, armer Nureddin, Chakans Sohn!" rief sogleich der Chalyf aus, „ich habe dich ganz vergessen! — Eile," fügte er hinzu, „und laß mir unverzüglich Giafar kommen."

Dieser Minister kam, und der Chalyf sprach zu ihm: „Giafar, ich habe nicht daran gedacht, die Kundmachung hinzusenden, damit Nureddin zum König von Balsora anerkannt werde. Es ist keine Zeit mehr, sie ausfertigen zu lassen; nimm Leute zu Pferde mit dir, und eile nach Balsora. Ist Nureddin nicht mehr am Leben und hingerichtet, so laß den Wesyr Sawy aufhängen; ist er noch nicht todt, so führe ihn mir her, sammt dem König und dem Wesyr."

Der Großwesyr Giafar nahm sich nur so viel Zeit, als er brauchte, um zu Pferde zu steigen, und reiste sogleich ab, mit einer guten Anzahl seiner Hausbedienten. So kam er in diesem Aufzuge und zur angegebenen Zeit in Balsora an.

Sobald er auf dem Platze anlangte, wichen Alle zurück und machten ihm Platz, indem sie laut um Gnade für Nureddin riefen; und mit solchem Geleite kam er bis an die Treppe in dem Palaste, wo er abstieg.

Der König von Balsora, der den ersten Minister des Chalyfen erkannt hatte, ging ihm entgegen, und empfing ihn am Eingange seines Zimmers.

Der Großwesyr fragte sogleich, ob Nureddin noch lebte, und gebot, wenn er noch lebte, ihn kommen zu lassen.

Als derselbe bald darauf, zwar gebunden und geknebelt, erschien, ließ er ihn losbinden und in Freiheit setzen, und gebot dagegen, sich des Wesyrs Sawy zu versichern und ihn mit denselben Stricken zu binden.

Der Großwesyr Giafar blieb nur eine Nacht zu Balsora; am folgenden Morgen schon reiste er wieder zurück, und führte dem ihm ertheilten Befehle zufolge, Sawy, den König von Balsora, und Nureddin mit sich.

Als er in Bagdad ankam, stellte er sich dem Chalyfen vor, und nachdem er von seiner Reise Rechenschaft abgelegt hatte, besonders von dem Zustande, worin er Nureddin gefunden, und von der Behandlung, welche derselbe durch den Rath und Haß Sawys erduldet hatte, erbot der Chalyf dem Nureddin, selber dem Wesyr Sawy den Kopf abzuhauen.

Nureddin aber erwiederte; „Beherrscher der Gläubigen, wie viel Böses dieser Boshafte mir auch gethan, und schon meinem seligen Vater zu thun sich bemüht hat, so würde ich mich jedoch für den verruchtesten aller Menschen achten, wenn ich meine Hände mit seinem Blute befleckt hätte."

Der Chalyf lobte ihn für diesen Edelmuth, und ließ dasselbe Urtheil durch die Hand des Scharfrichters vollstrecken.

Der Chalyf wollte Nureddin wieder nach Balsora schicken, dort zu regieren; aber Nureddin bat ihn, er möchte ihn davon entbinden, indem er vorstellte: „Beherrscher der Gläubigen, die Stadt Balsora würde mir nach dem, was mir darin widerfahren ist, fortan solchen Abscheu erregen, daß ich Euer Majestät inständig zu bitten wage, zu vergönnen, daß ich den Schwur halte, welchen ich gethan habe, mein lebelang nicht wieder dahin zu kommen. Ich würde meinen höchsten Ruhm darin setzen, der Per-

son Euer Majestät meine Dienste zu widmen, wenn dieselbe die Güte hätte, mir diese Gnade zu bewilligen."

Der Chalyf nahm ihn also unter die Zahl seiner vertrautesten Hofleute auf, gab ihm die schöne Perserin wieder, und that ihm so viel Gutes, daß sie zusammen bis an ihren Tod in aller Glückseligkeit lebten; die sie nur wünschen konnten.

Anlangend den König von Balsora, so begnügte sich der Chalyf, ihm eingeschärft zu haben, wie vorsichtig er bei der Wahl der Wesyre sein müßte, und schickte ihn in sein Königreich zurück."

Da der Tag noch nicht anbrach, so begann Scheherasade mit Genehmigung des Sultans folgende Geschichte:

---

## Geschichte
## des Prinzen Beder von Persien
und
## der Prinzessin Giähare von Samandal.

---

„Persien ist ein so umfassender Theil der Erde, daß die alten Könige dieses Reichs nicht ohne Grund den stolzen Titel König der Könige geführt haben. So viel Provinzen er hatte, abgesehen von allen den andern eroberten Reichen, so viel waren auch der Könige. Diese Könige zahlten nicht nur einen starken Zins, sondern waren selbst eben so dienstpflichtig, als es die Statthalter in allen anderen Königreichen sind.

Einer dieser alten Könige, der seine Regierung mit glänzenden Eroberungen begonnen hatte, herrschte lange Jahre her mit einem Glück und einer Ruhe, welche ihn zu dem zufriedensten aller Monarchen machten. Es war nur ein einziger Punkt, in welchem er sich unglücklich

fühlte, nämlich, daß er schon bejahrt war und von allen seinen Frauen ihm keine einen Prinzen und Nachfolger geboren hatte.

Er hatte ihrer mehr als hundert, alle in prächtigen und abgesonderten Wohnungen, mit Sklavinnen zu ihrem Dienst und Verschnittenen zu ihrer Wache. Ungeachtet aller seiner Sorgfalt, sie zufrieden zu stellen und ihren Wünschen zuvorzukommen, erfüllte jedoch keine seine Hoffnung. Man führte ihm manche aus den entferntesten Ländern zu, und er bezahlte sie nicht nur, wenn sie ihm gefielen, ohne den Preis zu achten, sondern überhäufte die Verkäufer auch mit Ehren, Wohlthaten und Danksagungen, um dadurch noch Andere zu ermuntern, in der Hoffnung, doch endlich eine Frau zu finden, von welcher er einen Sohn erhielte. Er unterließ auch keine gute Werke, um den Himmel zu bewegen. Er gab den Armen Almosen ohne Maaß, den andächtigen Brüderschaften seiner Religion reiche Spenden, und machte neue, durchaus königliche Stiftungen zu ihren Gunsten, um durch ihre Gebete zu erhalten, was er so heiß wünschte.

Eines Tages hielt er, nach der täglichen Gewohnheit seiner königlichen Vorfahren, wenn sie sich in ihrer Hauptstadt befanden, einen öffentlichen Hof, bei welchem sich alle Gesandten und alle vornehmen Fremden einfanden, und man unterhielt sich nicht von Staatsneuigkeiten, sondern über Wissenschaften, Geschichte, Litteratur, Dichtkunst und andere Gegenstände, welche den Geist angenehm zu beschäftigen und zu erheitern vermögen. An diesem Tage nun meldete ein Verschnittener ihm einen Kaufmann an, der aus einem sehr entfernten Lande ihm eine Sklavin zuführte, und um Erlaubniß bat, sie ihm zu zeigen. „Man lasse ihn herein, und weise ihm eine Stelle an," sprach der König; „nach der Versammlung will ich mit ihm reden."

Man führte den Kaufmann herein, und brachte ihn an eine Stelle, wo er den König bequemlich sehen

und ihn vertraulich mit den nächsten Personen reden hören konnte.

Diesen Gebrauch beobachtete der König gegen alle Fremden, die mit ihm sprechen sollten; er that es absichtlich, damit sie sich an seinen Anblick gewöhneten, und indem sie ihn mit Andern freundlich und gütig sprechen sähen, Vertrauen zu ihm fasseten, ebenso mit ihm zu sprechen, ohne sich durch den Glanz und die Größe, welche ihn umringten und die nicht daran Gewöhnten sprachlos machen konnten, verwirren zu lassen. Er beobachtete dies selbst bei den Gesandten: zuerst speiste er mit ihnen, und über Tische erkundigte er sich nach ihrer Gesundheit, ihrer Reise und den Besonderheiten ihres Landes. Dies machte sie dreist in seiner Gegenwart, und hierauf ertheilte er ihnen Audienz.

Als die Hofgesellschaft geendigt war, und Alle sich zurückgezogen hatten, so daß nur der Kaufmann noch übrig blieb, warf dieser sich vor dem Throne des Königs mit dem Gesicht auf den Boden, und wünschte ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche. Als er wieder aufgestanden war, fragte ihn der König, ob es wahr wäre, daß er ihm eine Sklavin gebracht, wie man ihm gesagt hätte, und ob sie schön wäre.

„Herr," antwortete der Kaufmann, „ich zweifle nicht, daß Euer Majestät sehr schöne Sklavinnen hat, weil man sie in allen Weltgegenden mit so viel Fleiß für euch aufsucht, aber ich darf versichern, ohne Furcht meine Waare zu überpreisen, daß ihr noch keine gesehen habt, welche mit dieser einen Vergleich aushalten könnte, in Betracht ihrer Schönheit, ihres schöner Wuchses, ihrer Anmuth und aller der Vollkommenheiten, womit sie ausgestattet ist."

„Wo ist sie?" fragte der König, „bringe sie mir her."

„Herr," versetzte der Kaufmann, „ich habe sie bei einem Befehlshaber eurer Verschnittenen in Verwahrung

gelassen. Euer Majestät darf nur befehlen, sie her zu führen."

Man brachte die Sklavin: und sobald sie der König erblickte, war er bezaubert, schon allein von ihrem schönen freien Wuchse. Er trat sogleich in ein Gemach, wohin der Kaufmann mit etlichen Verschnittenen ihm folgte. Die Sklavin trug einen Schleier von rothem Sammt mit goldenen Streifen, der ihr Gesicht verhüllte. Der Kaufmann nahm ihr denselben ab, und der König von Persien sah eine Frau, die alle, welche er damals besaß und welche er jemals gesehen hatte, an Schönheit übertraf. Er ward von diesem Augenblick an leidenschaftlich verliebt in sie, und fragte den Kaufmann, wie theuer er sie verkaufen wollte.

„Herr," antwortete der Kaufmann, „ich habe demjenigen, der sie mir verkauft hat, tausend Goldstücke dafür gegeben, und ich rechne, daß ich eben so viel während der drei Jahre ausgegeben, die ich auf Reisen bin, um an euern Hof zu gelangen. Ich werde mich aber wohl hüten, einem so großen König einen Preis für sie zu bestimmen: ich bitte Euer Majestät, sie als ein Geschenk anzunehmen, wenn sie euch gefällig ist." —

„Ich danke dir," erwiederte der König; „es ist aber nicht meine Gewohnheit, so mit Kaufleuten zu verfahren, die so weit herkommen, in der Absicht, mir Vergnügen zu machen: ich werde dir zehntausend Goldstücke auszahlen lassen. Bist du damit zufrieden?"

„Herr," antwortete der Kaufmann, „ich würde mich sehr glücklich geschätzt haben, wenn Euer Majestät sie unentgeltlich hätte annehmen wollen, aber ich wage nicht, eine so große Freigebigkeit auszuschlagen. Ich werde nicht ermangeln, dieselbe in meinem Vaterlande und aller Orten, wo ich hinkomme, zu rühmen."

Die Summe wurde ihm ausgezahlt, und bevor er sich entfernte, ließ ihn der König noch in seiner Gegenwart mit einem Rocke von Goldbrokat bekleiden.

Der König räumte der schönen Sklavin die prächtigste Wohnung nächst der seinigen ein, und gab ihr mehrere Weiber und andere Sklavinnen zur Bedienung, mit dem Befehle, sie ins Bad zu führen, sie mit dem prächtigsten Gewande, so zu finden wäre, zu bekleiden, und ihr die schönsten Halsbänder von Perlen und von den feinsten Diamanten, und sonst die kostbarsten Edelsteine zu bringen, damit sie selber auswählete, was ihr am besten gefiele.

Die geschäftigen Weiber, die nur darauf bedacht waren, dem Könige zu gefallen, waren selber von der Schönheit der Sklavin entzückt. Da sie sich vollkommen darauf verstanden, sagten sie zu ihm: „Herr, wenn Euer Majestät die Geduld hat, uns nur drei Tage Zeit zu geben, so verbürgen wir uns, sie euch um so viel reizender vorzuführen, daß ihr sie nicht wieder erkennen werdet."

Der König konnte sich mit Mühe so lange noch ihres vollständigen Besitzes enthalten, antwortete jedoch: „Ich bin es zufrieden, aber unter der Bedingung, daß ihr euer Versprechen haltet."

---

## Zweihundert und zwei und sechzigste Nacht.

Die Hauptstadt des Königs von Persien lag auf einer Insel, und sein prächtiger Palast war am Ufer des Meeres erbaut. Da seine Wohnung die Aussicht auf die See hatte, so hatte auch die Wohnung der schönen Sklavin, die von der seinigen nicht entfernt war, dieselbe Aussicht; und sie war um so angenehmer, da die Wogen fast den Fuß der Mauern bespülten.

Nach Verlauf der drei Tage saß die schöne Sklavin prächtig geputzt und geschmückt, allein in ihrem Zimmer auf dem Sofa und an eins der Fenster gelehnt, die auf das Meer hinaus schauten, als der König, auf die Nachricht, daß er sie nun besuchen könnte, herein trat. Die

Sklavin, welche einen andern Tritt, als den bisherigen der dienenden Frauen hörte, wandte sogleich den Kopf, um zu sehen, wer es wäre. Sie erkannte den König; aber ohne die geringste Ueberraschung deshalb zu bezeigen, ja ohne sich zu erheben, um ihn mit Höflichkeit zu empfangen, nahm sie ihre vorige Stellung am Fenster wieder ein, als wenn er die gleichgültigste Person von der Welt wäre.

Der König von Persien war äußerst erstaunt, zu sehen, daß eine so schöne und wohlgebildete Sklavin so wenig Lebensart verstände. Er schob diesen Mangel auf die schlechte Erziehung, welche sie erhalten, und auf die geringe Sorgfalt, die man angewendet hätte, ihr die ersten Regeln der Wohlanständigkeit beizubringen.

Er trat zu ihr ans Fenster, wo sie, ungeachtet der Gleichgültigkeit und Kälte, womit sie ihn empfangen hatte sich von ihm anschauen, bewundern und selbst liebkosen und umarmen ließ, so viel er wollte.

Unter diesen Liebkosungen und Umarmungen hielt der König inne, um sie anzuschauen, oder vielmehr mit den Augen zu verschlingen. „Meine Allerschönste, meine Reizende, meine Bezaubernde!" rief er aus, „saget mir, ich bitte euch, wo stammet ihr her, und wo und wer sind der glückliche Vater und die glückliche Mutter, die ein so vollendetes Meisterstück der Natur, wie ihr seid, auf die Welt gesetzt haben? Wie liebe ich euch, und wie will ich euch lieben! Niemals habe ich für eine Frau empfunden, was ich für euch empfinde. Ich habe zwar viele Frauen gesehen, und sehe ihrer noch täglich eine große Anzahl: aber niemals habe ich so viel Reize gesehen, die mich mir selber entführen, um mich ganz euch hinzugeben. — Mein liebes Herz," fügte er hinzu, „ihr antwortet mir nichts; ihr gebt mir selbst durch keine Zeichen zu erkennen, daß ihr für so viel Zeichen meiner Liebe, die ich euch gebe, empfindlich seid; ja, ihr wendet nicht einmal eure Augen her, um den meinigen das Vergnügen zu gewähren, ih-

nen zu begegnen, und euch zu überzeugen, daß man euch nicht mehr lieben kann, als ich euch liebe. Warum beharret ihr in diesem Stillschweigen, das mich erstarret? Woher kömmt dieser Ernst, oder vielmehr diese Trauer, die mich betrübt? Sehnet ihr euch nach eurem Vaterlande, euren Verwandten, euren Freunden? Wie aber! vermag denn ein König von Persien, der euch anbetet, nicht euch zu trösten und alle andere Dinge auf der Welt zu ersetzen?"

Welche Betheuerungen seiner Liebe aber der König von Persien auch der Sklavin machte, und was er auch sagen mochte, um sie zu bewegen, den Mund zu öffnen und zu reden, die Sklavin blieb auffallend kalt, mit stets niedergeschlagenen Augen, ohne sie aufzuheben, um ihn anzublicken, und ohne ein einziges Wort vorzubringen.

Der König von Persien, gleichwohl erfreut, einen Kauf gemacht zu haben, womit er so zufrieden war, drang nicht weiter in sie, in der Hoffnung, daß die gute Behandlung, die er ihr angedeihen ließe, sie schon verändern würde. Er klatschte in die Hände, und sogleich traten mehrere Frauen ein, denen er befahl, das Abendessen aufzutragen.

Als aufgetragen war, sagte er zu der Sklavin: „Kommet her, mein Herz, und setzet euch mit mir zu Tische." Sie stand auf von ihrem Sitze, und als sie dem Könige gegenüber saß, legte dieser ihr vor, ehe er selber aß, und bediente sie eben so bei jeder Schüssel, während der Mahlzeit. Die Sklavin aß mit ihm, aber stets mit niedergeschlagenen Augen, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, so oft er sie auch fragte, ob die Speisen nach ihrem Geschmacke wären.

Um das Gespräch zu verändern, fragte der König sie, wie sie hieße; ob sie mit ihrer Kleidung und den Juwelen ihres Schmuckes zufrieden wäre; wie ihre Wohnung und das Geräth darin ihr gefielen; und ob die Aussicht auf das Meer sie ergötzete; aber auf alle diese Fragen

beobachtete sie dasselbe Stillschweigen, so daß er nicht mehr wußte, was er davon denken sollte. Er kam auf den Gedanken, daß sie wohl stumm sein könnte. „Aber," sagte er bei sich selber, „wäre es möglich, daß Gott ein so schönes, so vollkommenes und vollendetes Geschöpf hervorgebracht, das einen so großen Mangel hätte? das wäre sehr schade! Gleichwohl könnte ich mich nicht entbrechen, sie zu lieben, wie ich sie liebe."

Als der König von Tische aufgestanden war, wusch er sich die Hände auf der einen Seite, und die Sklavin that desgleichen auf der andern. Er nahm diese Zeit wahr, die Weiber, welche ihm das Waschbecken und Handtuch reichten, zu fragen, ob sie mit ihnen gesprochen hätte. Die eine nahm das Wort und antwortete ihm: „Herr, wir haben sie eben so wenig sprechen gehört, als Euer Majestät. Wir haben sie im Bade bedient, sie in ihrem Zimmer gekämmt, ihr den Kopfputz aufgesetzt und sie gekleidet, aber nicht einmal hat sie den Mund geöffnet, uns zu sagen: „das steht gut, das gefällt mir." Wir fragten sie: „Gebieterin, habt ihr noch etwas nöthig? wünscht ihr irgend etwas? Fordert nur, befehlet uns." Wir wissen nicht, ist es Verachtung, Betrübniß, Stumpfsinn, oder ist sie gar stumm: genug, wir haben nicht ein einziges Wort von ihr herausbringen können. Das ist alles, was wir Euer Majestät zu sagen vermögen."

Die Verwunderung des Königs von Persien wurde durch das, was er hier hörte, noch vermehrt. Da er glaubte, daß die Sklavin einen Grund zur Betrübniß haben könnte, so wollte er versuchen, sie aufzuheitern; deshalb ließ er alle Frauen seines Palastes zusammenrufen. Sie kamen, und diejenigen, die sich auf Saitenspiel verstanden, spielten, die andern sangen oder tanzten, oder thaten beides zugleich: zuletzt führten sie verschiedene Spiele aus, welche den König ergötzten. Die Sklavin allein nahm keinen Theil an allen diesen Ergötzlichkeiten; sie blieb auf ihrem Sitze stets mit gesenkten Augen, und mit einer

Gleichgültigkeit, worüber alle die andern Frauen nicht weniger erstaunt waren, als der König.

Alle begaben sich endlich wieder in ihre Zimmer, und der König, der allein zurückblieb, ging mit der schönen Sklavin zu Bette.

Am folgenden Morgen stand der König von Persien so zufrieden auf, als er es noch mit keiner von allen den Frauen gewesen war, die er jemals gesehen hatte, keine ausgenommen, und noch verliebter in die schöne Sklavin, als den vorigen Tag. Er gab dies wohl zu erkennen: denn er beschloß, sich einzig und allein ihr zu widmen, und führte diesen Entschluß aus. Noch denselben Tag entließ er alle seine anderen Frauen, mit den reichen Kleidern, den Juwelen und Kleinodien, welche sie zu ihrem Gebrauche hatten, und gab jeder eine starke Geldsumme und die Freiheit, sich nach Gefallen zu verheirathen, und er behielt nur die Matronen und andern bejahrten Frauen, die zur Umgebung der schönen Sklavin dienten. Diese gewährte ihm zwar ein ganzes Jahr hindurch nicht den Trost, ihm nur ein einziges Wort zu sagen. Er unterließ indessen nicht, stets mit allen ersinnlichen Gefälligkeiten um sie bemüht zu sein, und ihr die ausgezeichnetsten Beweise einer sehr heftigen Leidenschaft zu geben.

Das Jahr war verflossen, und eines Tages saß der König bei seiner Schönen, und betheuerte ihr, daß seine Liebe, anstatt sich zu mindern, stets an Gewalt zunähme: „Meine Königin," sagte er zu ihr, „ich kann zwar nicht errathen, wie ihr darüber denkt, nichts ist jedoch wahrer, und ich schwöre es euch zu, daß ich nichts weiter wünsche, seitdem ich das Glück habe euch zu besitzen. Ich achte mein Königreich, so groß es auch ist, geringer als ein Sonnenstäubchen, sobald ich euch sehe und euch tausendmal sagen kann, daß ich euch liebe. Ich verlange nicht, daß ihr bloß meinen Worten glauben sollt: ihr könnt aber nicht daran zweifeln, nach dem Opfer, welches ich durch die Entfernung der großen Anzahl schöner Frauen,

die ich in meinem Palaste hatte, eurer Schönheit gebracht habe. Ihr werdet euch erinnern, es ist ein Jahr vergangen, seit ich sie alle entließ; es gereut mich in diesem Augenblicke, da ich davon spreche, so wenig, als da ich sie zum letztenmale sah; und es wird mich niemals gereuen. Nichts würde an meinem Glücke, an meiner Zufriedenheit und Freude fehlen, wenn ihr nur ein Wort sagtet, um auszudrücken, daß ihr mir dafür einigen Dank wisset. Aber wie könntet ihr mir es sagen, wenn ihr stumm seid! Und welcher Grund ist, dies nicht zu fürchten? Seit einem vollen Jahre bitte ich euch täglich tausendmal, mit mir zu sprechen: ihr aber beobachtet ein für mich so trauriges Stillschweigen. Wenn es unmöglich ist, daß dieser Trost mir von euch zu Theil werde, so gebe der Himmel wenigstens, daß ihr mir einen Sohn schenket, der nach meinem Tode mein Thronerbe sei! Ich fühle mein Alter täglich immer mehr, und jetzo schon bedürfte ich seiner, um mir die schwere Last meiner Krone tragen zu helfen. — Ich komme auf mein herzliches Verlangen zurück, euch sprechen zu hören: es sagt etwas in mir, daß ihr nicht stumm seid. Ich flehe euch, theuere Frau, ich beschwöre euch, brechet dieses lange beharrliche Stillschweigen; saget mir nur ein einziges Wort, darnach will ich gerne sterben."

Die schöne Sklavin, die nach ihrer Gewohnheit, den König stets mit gesenkten Augen angehört, und ihn dadurch veranlaßt hatte, nicht allein zu glauben, daß sie stumm wäre, sondern auch, daß sie in ihrem Leben nicht gelacht hätte, begann auf diese Rede zu lächeln. Der König von Persien gewahrte es mit einer solchen Ueberraschung, daß er einen lauten Freudenruf that; und da er nicht zweifelte, daß sie auch sprechen wollte, so erwartete er diesen Augenblick mit unbeschreiblicher Ungeduld.

## Zweihundert und drei und sechzigste Nacht.

Die schöne Sklavin brach endlich das Stillschweigen und sprach also: „Herr, ich habe Euer Majestät so viel zu sagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Ich halte es aber zunächst für meine Pflicht, euch für alle die Gnade und Ehre, womit ihr mich überhäuft habt, zu danken, und den Himmel zu bitten, daß er euch segne, alle böse Anschläge eurer Feinde vereitele, und euch nicht sterben lasse, nachdem ihr mich sprechen gehört habt, sondern euch ein langes Leben schenke. Demnächst, Herr, kann ich euch wohl keine größere Freude gewähren, als wenn ich euch ankündige, daß ich schwanger bin: und ich wünsche mit euch, daß es ein Sohn sei! — Aber, Herr," fügte sie hinzu, „ohne diese Schwangerschaft (und ich bitte Euer Majestät, meine Aufrichtigkeit nicht übel zu deuten), war ich entschlossen, euch nie zu lieben, so wie ein beständiges Stillschweigen zu beobachten. Gegenwärtig habe ich euch so lieb, wie es meine Pflicht ist."

Der König von Persien, voll Freuden, daß er die schöne Sklavin sprechen und eine ihm so wichtige Neuigkeit verkündigen gehört hatte, umarmte sie zärtlich, und sagte zu ihr: „Licht meiner Augen, es gibt keine größere Freude für mich, als die, womit ihr mich erfüllet. Ihr habt gesprochen, und habt mir eure Schwangerschaft angekündigt: ich bin überglücklich durch diese beiden erfreulichen Begebenheiten, die ich nicht erwartete."

Im Rausche der Freude, welche den König von Persien erfüllte, sagte er nichts weiter zu der schönen Sklavin, sondern verließ sie, aber auf eine Weise, die zu erkennen gab, daß er bald zurückkommen würde. Da er den Gegenstand seiner Freude offenkundig machen wollte, so verkündigte er ihn seinen Beamten, und ließ seinen Großwesyr rufen.

Sobald dieser kam, trug er ihm auf, hundert tausend Goldstücke an diejenigen Diener seiner Religion, welche

das Gelübde der Armuth gethan hatten, an die milden Stiftungen und an die Armen zu vertheilen, um Gott dafür zu danken; und sein Wille wurde vollzogen.

Nach Ertheilung dieses Befehls, kam der König von Persien wieder zu der schönen Sklavin: „Theure Frau," sagte er zu ihr, „entschuldiget mich, wenn ich euch so plötzlich verlassen habe: ihr selber habt mir Anlaß dazu gegeben; aber erlaubet, daß ich ein andermal mehr davon sage: mich verlangt jetzo, viel wichtigere Dinge von euch zu vernehmen. Saget mir, ich bitte euch, meine geliebte Seele, welchen so triftigen Grund ihr hattet, mich zu sehen, mich reden zu hören, mit mir täglich zu essen und zu schlafen, ein ganzes Jahr hindurch, und mit unerschütterlicher Standhaftigkeit nicht nur den Mund nicht zu öffnen, und mit mir zu sprechen, sondern auch nicht einmal zu verstehen zu geben, daß ihr sehr wohl alles verstündet, was ich zu euch sagte. Das geht über meinen Verstand, und ich begreife nicht, wie ihr euch so viel Gewalt anthun konntet; die Ursache davon muß sehr außerordentlich sein."

Um die Neugier des Königes von Persien zu befriedigen, antwortete die schöne Sklavin: „Herr, Sklavin zu sein und entfernt von dem Vaterlande, ohne Hoffnung, jemals dahin zurückzukommen, das Herz durchdrungen von dem Schmerze, mich für immer von meiner Mutter, meinem Bruder und unsern Verwandten getrennt zu sehen, — sind das nicht zureichende Beweggründe, so lange ein Stillschweigen zu beobachten, welches Euer Majestät so befremdet? Die Vaterlandsliebe ist nicht minder natürlich, als die Aelternliebe, und der Verlust der Freiheit ist jedem unerträglich, der nicht von gesundem Sinne so entblößt ist, um den Werth derselben nicht zu erkennen. Der Leib kann wohl dem Gebot eines Herrn unterworfen sein, der die Macht und Gewalt in Händen hat, aber der Wille kann nicht beherrscht werden, er bleibt immer sein eigener Herr. Euer Majestät hat an mir ein Beispiel da-

von gesehen. Es ist viel, daß ich nicht einer Menge von Unglücklichen nachgeahmt habe, welche die Freiheitsliebe zu dem traurigen Entschlusse gebracht hat, sich den Tod zu geben."

„Theure Frau," erwiederte der König von Persien, „ich bin überzeugt von dem, was ihr mir da sagt, aber es hat mir bisher immer geschienen, als müsse eine schöne, wohlgebildete, verständige und geistvolle Frau, wie ihr, welche ihr Mißgeschick zur Sklavin bestimmt hat, sich glücklich schätzen, einen König zum Herrn zu erhalten."

„Herr," versetzte die schöne Sklavin, „ich wiederhole Euer Majestät, selbst ein König kann ihren Willen nicht beherrschen, welche Sklavin es auch sei. Ist indessen, wie Euer Majestät meint, eine Sklavin auch im Stande, einem Könige zu gefallen und sich seine Liebe zu erwerben, so will ich wohl glauben, daß sie in ihrem Unglücke sich glücklich schätzen kann, wenn sie von unverhältnißmäßig niedrigem Stande ist. Welches Glück gleichwohl! Entrissen den Armen ihres Vaters und ihrer Mutter, und vielleicht eines Geliebten, welchen sie ihr lebelang nicht aufhören kann zu lieben! Aber wenn sie nun gar in keiner Hinsicht dem Könige nachsteht, der sie erworben hat, so möge Euer Majestät selber die Härte ihres Schicksals ermessen, ihr Elend, ihre Betrübniß, ihren Schmerz, und was sie zu thun im Stande ist."

Der König von Persien, erstaunt über diese Rede, erwiederte: „Wie, theure Frau, ist es möglich, wie ihr mir zu verstehen gebt, daß ihr von königlichem Geblüte seid? Ich bitte euch, kläret mich darüber auf, und vermehrt nicht noch meine Ungeduld. Unterrichtet mich, wer ist der Vater und die glückliche Mutter eines so hohen Wunders der Schönheit, wer sind eure Brüder, Schwestern, eure Verwandte, und vor allem, wie heißt ihr?"

## Zweihundert und vier und sechzigste Nacht.

„Herr," sagte hierauf die schöne Sklavin, „mein Name ist Gülnare [3]) vom Meere; mein Vater, der nicht mehr lebt, war einer der mächtigsten Könige des Meeres, und bei seinem Tode hinterließ er sein Reich meinem Bruder, Namens Saleh [4]), und der Königin, meiner Mutter. Diese ist ebenfalls die Tochter eines andern sehr mächtigen Meerkönigs. Wir lebten in unserm Reiche ruhig und in tiefem Frieden, als plötzlich ein auf unser Glück neidischer Feind mit einem gewaltigen Heer in unsere Staaten einfiel, bis zu unserer Hauptstadt vordrang, sich derselben bemächtigte, und uns nur so viel Zeit ließ, uns mit einigen treuen Offizieren, die uns nicht verließen, nach einem unzugänglichen und unbezwinglichen Orte zu retten.

In diesem Zufluchtsorte versäumte mein Bruder nicht, auf Mittel zu sinnen, um den ungerechten Besitzer unserer Staaten wieder zu vertreiben; und während dieser Zeit nahm er mich eines Tages beiseite und sprach zu mir: „Liebe Schwester, der Erfolg der geringsten Unternehmung ist immer sehr ungewiß; ich kann in derjenigen erliegen, welche ich zur Rückkehr in meine Staaten vorhabe: aber ich bin dabei weniger um mein Unglück bekümmert, als um das, was dich alsdann betreffen könnte. Um dem zuvor zu kommen und dich davor zu behüten, möchte ich dich zuvor gern vermählen; aber bei dem bedrängten Zustande unserer Angelegenheiten sehe ich nicht, wie du dich mit irgend einem unserer Prinzen des Meeres verbinden könntest. Ich wünschte also, daß du dich zu meinem Vorschlage entschließen möchtest, nämlich, einen Prinzen des Landes zu heirathen; ich bin bereit, alle Mittel dazu anzuwenden. Bei deiner Schönheit bin ich sicher, es ist keiner, wie mächtig er auch sei, der nicht mit Freuden seine Krone mit dir theilen möchte."

Diese Rede meines Bruders brachte mich sehr auf

gegen ihn. „Mein Bruder," sagte ich zu ihm, „von Seiten meines Vaters und meiner Mutter stamme ich, wie du, von Königen und Königinnen des Meeres, ohne alle Vermischung mit den Königen des Landes: ich mag so wenig als sie eine Mißheirath eingehen, und habe darauf einen Schwur gethan, sobald ich Einsicht genug hatte, den Adel und das Alterthum unseres Hauses zu erkennen. Der Zustand, in welchen wir versetzt sind, wird mich nicht dahin bringen, diesen Entschluß zu verändern, und wenn du in der Ausführung deines Unternehmens umkommen solltest, so will ich lieber mit dir sterben, als einen Rath befolgen, welchen ich von deiner Seite nicht erwartete."

Mein Bruder, von dieser Heirath eingenommen, die meiner Meinung nach eine Mißheirath war, stellte mir vor, daß es Landkönige gäbe, welche den Meerkönigen nicht nachstünden. Dieses versetzte mich in solchen Zorn und Ungestüm gegen ihn, daß es mir harte Reden von ihm zuzog, welche mich aufs empfindlichste verletzten. Er verließ mich, eben so unzufrieden mit mir, als ich mit ihm. In dem Aerger, worin ich war, schwang ich mich aus der Tiefe des Meeres, und begab mich nach der Mond-Insel.

Ungeachtet des gerechten Mißvergnügens, welches mich genöthigt hatte, mich auf diese Insel zurückzuziehen, lebte ich dort jedoch ziemlich zufrieden, und ich hielt mich an abgelegenen Orten auf, wo ich sicher war. Meine Vorsicht verhinderte jedoch nicht, daß ein Mann von einiger Bedeutung mit seinen Leuten mich im Schlaf überfiel und mit sich heimführte. Er bezeugte mir seine große Liebe, und unterließ nichts, mich zu bereden, sie zu erwiedern. Als er sah, daß er mit Güte nichts ausrichtete, wähnte er, durch Gewalt besser zum Ziele zu gelangen; ich aber ließ ihn seine Unverschämtheit so sehr bereuen, daß er mich zu verkaufen beschloß: und so verkaufte er mich an den Kaufmann, der mich Euer Majestät zugeführt hat. Dies war ein verständiger, sanfter und freundlicher Mann, und

auf der langen Reise, welche er mit mir machte, hat er mir nur Anlaß gegeben, ihn zu rühmen. —

Was Euer Majestät betrifft," fuhr die Prinzessin Gülnare fort, „wenn ihr für mich nicht alle die Aufmerksamkeit gehabt hättet, wofür ich euch dankbar bin; wenn ihr mir nicht so viel aufrichtige Zeichen der Liebe gegeben, daß ich nicht daran zweifeln konnte; wenn ihr nicht ohne Zaudern alle eure Frauen entlassen hättet: so, scheue ich mich nicht, zu sagen, wäre ich nimmer bei euch geblieben. Ich hätte mich durch dieses Fenster, wo ihr zuerst in diesem Zimmer mir nahtet, ins Meer gestürzt, und meinen Bruder, meine Mutter und meine Verwandte wieder aufgesucht. Ich wäre sogar in dieser Absicht beharret, und hätte sie ausgeführt, wenn ich nach einer gewissen Zeit die Hoffnung der Schwangerschaft verloren hätte. Ich werde mich aber wohl hüten, es in dem Zustande zu thun, worin ich mich nun befinde. Denn, was ich auch meiner Mutter und meinem Bruder sagen möchte, nimmer würden sie glauben wollen, daß ich die Sklavin eines Königs, wie Euer Majestät, gewesen, und nimmer würden sie mir auch den Fehltritt verzeihen, welchen ich wissentlich gegen meine Ehre begangen habe. Demnach, Herr, sei es nun ein Prinz oder eine Prinzessin, so ich zur Welt bringe, wird dieses ein Pfand sein, welches mich nöthigt, mich nimmer von Euer Majestät zu trennen. Ich hoffe auch, daß ihr mich nicht mehr als eine Sklavin, sondern als eine Fürstin behandeln werdet, die eurer Verbindung nicht unwürdig ist."

Auf solche Weise gab die Prinzessin Gülnare sich dem Könige von Persien zu erkennen, und endigte die Erzählung ihrer Geschichte. „Meine anbetungswürdige Fürstin," rief jetzo der König aus, „welche Wunder höre ich da von euch! Welche Fülle der Gegenstände für meine Neugier, um euch über so unerhörte Dinge zu befragen! Aber zuvor muß ich euch für eure Güte und Geduld danken, mit welcher ihr die Aufrichtigkeit und Beständigkeit

meiner Liebe geprüft habt. Ich glaubte, nicht stärker lieben zu können, als ich euch schon liebte. Seitdem ich indessen weiß, daß ihr eine hohe Prinzessin seid, liebe ich euch noch tausendmal mehr. Was sage ich, Prinzessin? Meine Gemahlin, ihr seid es nicht mehr, ihr seid meine Königin und Königin von Persien, so wie ich König von Persien bin, und dieser Name soll alsbald in meinem ganzen Königreiche wiederhallen. Gleich morgen soll er meine Hauptstadt erfüllen, zugleich mit noch nie gesehenen Freudenfesten, welche kund geben sollen, daß ihr meine rechtmäßige Gemahlin seid. Solches wäre schon längst geschehen, wenn ihr mich früher aus meinem Irrthume gezogen hättet, weil ich von dem ersten Augenblick an, wo ich euch sah, dieselbe Gesinnung hegte, wie heute, nämlich euch immer zu lieben, und keine andere zu lieben, als euch. —

Unterdessen, bis ich mir völlig genugthue und euch alles wiedergebe, was euch gebührt, bitte ich euch, theure Frau, mich genauer von diesen mir unbekannten Staaten und Völkern des Meeres zu unterrichten. Ich habe wohl von Meermenschen gehört, aber was man mir davon erzählt hat, immer nur für Mährchen und Fabeln gehalten. Gleichwohl ist nach dem, was ihr mir davon sagt, nichts wahrhafter; und ich habe einen sichern Beweis davon in eurer Person selber, die ihr dorther stammet, und meine Gemahlin zu sein mich durch einen Vorzug würdiget, dessen kein anderer Erdbewohner, außer mir, sich rühmen kann. Eins nur macht mir dabei Bedenken, und ich bitte euch, mich darüber aufzuklären: ich kann nämlich nicht begreifen, wie ihr im Wasser leben und euch regen und bewegen könnt, ohne zu ertrinken. Es verstehen wohl einige Leute bei uns die Kunst, unter dem Wasser zu bleiben: sie würden aber nichts desto weniger umkommen, wenn sie nicht nach Verlauf einer gewissen, durch die Geschicklichkeit und Kraft eines jeden bedingten Zeit wieder auftaucheten."

„Herr," antwortete die Königin Gülnare, „mit vielem Vergnügen will ich Euer Majestät hierüber befriedigen. Wir wandeln in der Tiefe des Meeres eben so wie auf dem Lande, und athmen im Wasser, wie in der Luft, so daß es, anstatt uns zu ersticken, wie es euch erstickt, vielmehr zu unserm Leben beiträgt. Was dabei noch sehr merkwürdig, ist, daß es unsere Kleider nicht benetzt, und wenn wir ans Land kommen, wir nicht nöthig haben, uns zu trocknen. Unsere gewöhnliche Sprache ist dieselbe, in welcher die auf dem Siegelringe des großen Propheten Salomon eingegrabene Inschrift verfaßt ist.

Ich darf nicht vergessen, daß das Wasser uns auch nicht hindert, im Meere zu sehen; wir haben darin die Augen offen, ohne irgend eine Unbequemlichkeit davon zu spüren. Da unsere Augen sehr scharf sind, so vermögen wir, ungeachtet der Tiefe des Meeres, darin eben so deutlich zu sehen, als man auf dem Lande sieht. Es verhält sich ebenso in der Nacht: der Mond leuchtet uns, und die Planeten und Gestirne sind uns nicht unsichtbar. Von unsern Königreichen habe ich schon geredet: da das Meer viel geräumiger ist, als das Land, so gibt es darin auch deren viel mehre und viel größere; sie bestehen aus Provinzen, und in jeder Provinz sind mehrere große, sehr volkreiche Städte. Endlich gibt es hier eine große Menge an Sitten und Gewohnheiten unterschiedener Völkerschaften, wie auf dem Lande.

Die Paläste der Könige sind herrlich und prächtig: sie sind theils von Marmor von verschiedenen Farben, von Bergkrystall, woran das Meer Ueberfluß hat, von Perlmutter, von Korallen und anderen noch kostbareren Stoffen. Gold, Silber und alle Arten von Edelsteinen sind hier in viel größerer Fülle, als auf der Erde. Ich geschweige der Perlen: die größten, die man auf dem Lande kennt, achtet man bei uns gar nicht; es sind nur die geringsten Bürgerinnen, die sich damit schmücken.

Da wir eine wunderbare und unglaubliche Geschwin-

digkeit haben, uns in weniger als nichts dahin zu bewegen, wo wir wollen, so bedürfen wir weder Wagen noch Reitzeug. Gleichwohl ist kein König, der nicht seine Marställe und Stutereien von Seepferden hätte; aber sie bedienen sich derselben nur zum Vergnügen bei Festen und öffentlichen Lustbarkeiten. Manche, nachdem sie sie wohl abgerichtet haben, gefallen sich, sie zu reiten und ihre Geschicklichkeit im Wettrennen zu zeigen. Andere spannen sie an Wagen von Perlenmuscheln, geschmückt mit tausenderlei Muschelwerk von den mannigfaltigsten und lebhaftesten Farben. Die Wagen sind offen, mit einem Throne, auf welchem die Könige sitzen, wenn sie sich ihren Unterthanen zeigen. Sie sind selber geschickt, sie zu lenken, und bedürfen keines Kutschers.

Ich übergehe mit Stillschweigen," setzte die Königin Gülnare hinzu, „eine Anzahl anderer sehr merkwürdiger Besonderheiten der Meerländer, welche Euer Majestät sehr großes Vergnügen machen würden; aber erlaubet, daß ich euch ein andermal bei mehr Muße davon unterhalte, um von etwas anderem mit euch zu reden, das gegenwärtig von mehr Wichtigkeit ist. Ich muß euch nämlich sagen, Herr, daß die Entbindung der Meerfrauen von der Entbindung der Landfrauen verschieden ist, und ich habe Grund, zu fürchten, daß die Hebammen dieses Landes mich nicht gut entbinden. Da Euer Majestät nicht minder als mir daran gelegen ist, so halte ich es, mit eurer Genehmigung, für rathsam, zur Sicherung meiner Niederkunft, die Königin meine Mutter mit meinen Nichten kommen zu lassen, und zugleich auch meinen Bruder, mit welchem ich mich gern wieder aussöhnen möchte. Sie werden erfreut sein, mich wieder zu sehen, sobald ich ihnen meine Geschichte erzählt habe und sie vernehmen, daß ich die Gattin des mächtigen Königs von Persien bin. Ich bitte Euer Majestät, es mir zu erlauben; sie werden sich auch freuen, euch ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und ich kann euch versprechen, daß ihre Gesellschaft euch vergnügen wird."

„Theure Frau," erwiederte der König von Persien, „ihr habt zu gebieten; thut, was euch gefällt; ich werde mich bemühen, sie mit allen gebührenden Ehren zu empfangen. Aber ich möchte wohl wissen, auf welche Weise ihr ihnen euern Wunsch kund thun wollt, und wann sie etwa ankommen werden, damit ich Befehl zu den Anstalten ihres Empfanges gebe und selber ihnen entgegen gehe."

„Herr," antwortete die Königin Gülnare, „es bedarf nicht dieser Feierlichkeiten; sie werden in einem Augenblicke hier sein, und Euer Majestät wird sehen, auf welche Weise sie ankommen: ihr dürft nur in dieses kleine Gemach treten, und durch das Gitterfenster schauen."

---

## Zweihundert und fünf und sechzigste Nacht.

Als der König von Persien in das Gemach getreten war, ließ die Königin Gülnare sich durch eine ihrer Frauen ein Rauchfaß mit Feuer bringen, und hieß die Frau wieder hinausgehen und die Thüre zuschließen. Als sie allein war, nahm sie ein Stück Aloeholz, that es in das Rauchfaß, und sobald sie den Rauch aufsteigen sah, sprach sie einige dem Könige von Persien, der all ihr Thun mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, unverständliche Worte aus, und sie hatte noch nicht geendigt, als das Wasser des Meeres unruhig ward. Das Gemach, worin der König sich befand, war so gelegen, daß er dies durch das Gitterfenster gewahrte, indem er nach dem Meere hinausblickte.

Das Meer that sich endlich in einiger Entfernung auf: und alsbald stieg ein junger wohlgebildeter und schöngewachsener Mann, mit einem meergrünen Knebelbarte, daraus empor. Eine schon bejahrte Frau von königlichem Ansehen, stieg eben so bald nach ihm auf, mit fünf Meerfräulein, die keineswegs der Königin Gülnare an Schönheit nachstanden.

Die Königin Gülnare trat sogleich an eins der Fen-

ster, und erkannte den König, ihren Bruder, die Königin ihre Mutter und ihre Nichten, welche auch sie erkannten. Die Gesellschaft schwebte auf der Oberfläche des Wassers daher, ohne sichtlich zu schreiten; und als sie alle am Ufer waren, schwangen sie sich leicht, eins nach dem andern, zum Fenster hinein, wo die Königin Gülnare erschienen, und zurückgetreten war, um ihnen Platz zu machen. Der König Saleh, die Königin Mutter und ihre Nichten umarmten sie zärtlich und mit Thränen in den Augen, so wie sie nach einander hereinkamen.

Als Gülnare sie mit allen möglichen Ehren empfangen und sie auf dem Sofa hatte Platz nehmen lassen, nahm die Königin, ihre Mutter das Wort. „Meine Tochter," sprach sie zu ihr, „ich habe große Freude, dich nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen, und ich bin gewiß, daß dein Bruder und deine Nichten sich nicht weniger darüber freuen. Deine heimliche Entfernung hat uns in unglaubliche Betrübniß versetzt, und wir können dir nicht sagen, wie viel Thränen wir darüber vergossen haben. Wir wissen nichts weiter von der Ursache, welche dich bewogen haben kann, einen so unerwarteten Entschluß zu fassen, als was dein Bruder uns von seiner Unterredung mit dir berichtet hat. Der Rath, welchen er dir gab, schien ihm in unsern damaligen Umständen vortheilhaft für deine Wohlfahrt. Du durftest dich deshalb nicht so sehr beunruhigen, wenn er dir mißfiel, und du wirst mir erlauben, dir zu sagen, daß du die Sache ganz anders genommen hast, als du solltest. Aber schweigen wir jetzo von dem, was nur deinen Schmerz und Verdruß erneuern würde, die du mit uns vergessen sollst: theile uns nun alles mit, was dir seit so langer Zeit, daß wir dich nicht gesehen haben, begegnet ist; und vor allen Dingen sage uns, ob du glücklich bist."

Die Königin Gülnare warf sich sogleich ihrer Mutter zu Füßen, und nachdem sie ihr die Hand geküßt hatte und wieder aufgestanden war, antwortete sie: „Frau

Mutter, ich habe einen großen Fehler begangen, ich bekenne es, und nur eurer Güte verdanke ich die Verzeihung, welche ihr mir anbietet. Was ich euch zu erzählen habe, wird euch zu erkennen geben, daß es oft vergeblich ist, sich gegen gewisse Dinge zu sträuben. Ich habe es an mir selber erfahren, da dasjenige, dem mein Wille am meisten widerstrebte, gerade das ist, dem mein Schicksal mich entgegengeführt hat."

Sie erzählte ihnen nun alles, was ihr begegnet war. Als sie damit geendigt hatte, daß sie zuletzt an den König von Persien verkauft worden, bei welchem sie noch wäre, sprach der König, ihr Bruder, zu ihr: „Meine Schwester, du hast sehr Unrecht, daß du so viel Unwürdiges erduldet, und kannst nur dich selber anklagen. Es stand in deiner Macht, dich davon zu befreien, und ich erstaune über deine Geduld, so lange in der Sklaverei zu bleiben: steh auf, und komm wieder mit uns in unser Königreich, welches ich von unserm stolzen Feinde, der sich dessen bemächtigt hatte, wiedererobert habe."

Der König von Persien, der in seinem Verstecke diese Worte hörte, war darüber höchst beunruhigt: „Ach," sprach er bei sich selber, „ich bin verloren, und mein Tod ist gewiß, wenn meine geliebte Gülnare, auf einen so unseligen Rath hört! Ich kann nicht mehr ohne sie leben und man will sie mir entreißen!"

Die Königin Gülnare ließ ihn nicht lange in dieser Furcht. „Mein Bruder," erwiederte sie lächelnd, „was ich da von dir höre, läßt mich mehr als jemals erkennen, wie aufrichtig deine Liebe für mich ist. Der Rath, den du mir gabest, einen Fürsten des Landes zu heirathen, war mir damals unerträglich: und gegenwärtig fehlt wenig, daß ich über den Rath in Zorn gerathe, den du mir hier gibst, meine Verbindung mit dem mächtigsten und berühmtesten aller Fürsten aufzugeben. Ich rede nicht von der Verpflichtung einer Sklavin gegen ihren Herrn: es würde uns leicht sein, ihm die zehn tausend Goldstücke wiederzu-

geben, welche ich ihn gekostet habe. Ich rede von der Verpflichtung einer Frau gegen ihren Gemahl, und zwar einer Frau, welche durchaus keine Ursache zur Unzufriedenheit mit ihm hat. Er ist ein frommer, weiser und gemäßigter Fürst, der mir die unzweideutigsten Zeichen seiner Liebe gegeben hat. Er konnte sie mir wohl nicht stärker beweisen als dadurch, daß er gleich in den ersten Tagen meines Besitzes die ganze große Anzahl seiner Frauen verabschiedete, um sich allein mir zu widmen. Ich bin seine Gemahlin; er hat mich so eben zur Königin von Persien erklärt, und an seinem Rathe Theil gegeben. Noch mehr, ich bin schwanger, und wenn ich das Glück habe, unter Vergünstigung des Himmels, ihm einen Sohn zu geben, so ist dieses ein neues Band, welches mich unzertrennlich an ihn fesselt. Also, mein Bruder," fuhr die Königin Gülnare fort, „weit entfernt, deinem Rathe zu folgen, verpflichten diese Rücksichten, wie du siehst, mich nicht nur, den König von Persien eben so zu lieben, wie er mich liebt, sondern auch bei ihm zu bleiben und mein Leben mit ihm zu theilen, mehr aus Erkenntlichkeit, als aus Pflicht. Ich hoffe, daß weder meine Mutter, noch du, noch meine lieben Nichten meinen Entschluß mißbilligen werden, so wenig, als die Verbindung, welche ich eingegangen, ohne sie gesucht zu haben: eine Verbindung, welche gleich ehrenvoll für die Fürsten des Meeres, wie des Landes ist. Verzeihet mir, wenn ich euch aus den Tiefen der Wogen hierher bemüht habe, um euch dieses mitzutheilen und das Glück zu haben, nach einer so langen Trennung euch wiederzusehen."

„Meine Schwester," sagte hierauf der König Saleh, „der Vorschlag, welchen ich dir, auf die Erzählung deiner Abenteuer, die ich nicht ohne Schmerz anhören konnte, gethan habe, mit uns heimzukehren, sollte dir nur beweisen, wie sehr wir dich alle lieben, wie sehr insbesondere ich dich achte, und daß nichts uns mehr am Herzen liegt, als alles, was zu deinem Glücke beitragen kann. Aus

denselben Beweggründen kann ich meinerseits einen so vernünftigen und deiner so würdigen Entschluß nicht anders als billigen, nach dem, was du uns von der Person des Königs von Persien und deinen großen Verpflichtungen gegen ihn erzählt hast. Was die Königin, deine und meine Mutter betrifft, so bin ich überzeugt, daß sie derselben Meinung ist."

Diese Fürstin bestätigte die Voraussetzung des Königs, ihres Sohnes, und sprach, indem sie sich auch zu der Königin Gülnare wandte: „Meine Tochter, ich bin erfreut, daß du zufrieden bist, und ich habe dem, was der König dein Bruder dir gesagt hat, nichts weiter hinzuzufügen. Ich würde die erste sein, die dich tadelte, wenn du nicht einem Fürsten, der dich so leidenschaftlich liebt und so Großes für dich gethan hat, alle ihm schuldige Dankbarkeit erzeigtest."

So sehr der König von Persien, in dem Gemache, durch die Furcht bekümmert gewesen war, die Königin Gülnare zu verlieren, so viel Freude hatte er, zu sehen, daß sie entschlossen war, ihn nicht zu verlassen. Da er, nach einer so bestimmten Erklärung, nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln konnte, so liebte er sie nun noch tausendmal mehr, und er gelobte, ihr seine Erkenntlichkeit dafür auf alle ihm nur mögliche Weise zu bezeigen.

Während der König von Persien also mit sich selber redete, hatte Gülnare in die Hände geklatscht, und den sogleich eingetretenen Sklavinnen befohlen, einen Imbiß aufzusetzen. Als aufgetragen war, lud sie die Königin ihre Mutter, den König ihren Bruder und ihre Nichten zum Essen ein. Aber alle hatten denselben Gedanken, daß sie, ohne um die Erlaubniß gebeten zu haben, sich in dem Palast eines mächtigen Königs befanden, den sie nie gesehen hatten, und der sie nicht kannte, daß es also eine große Unhöflichkeit sein würde, an seinem Tische ohne ihn zu essen. Die Röthe stieg ihnen darüber ins Gesicht, und von der inneren Aufwallung fuhren ihnen Flammen

aus den Nüstern und aus dem Munde, und ihre Augen funkelten.

Der König von Persien gerieth in unsäglichen Schrecken über dieses unerwartete Schauspiel, dessen Ursache er nicht wußte. Gülnare, welche die Absicht ihrer Verwandten verstand, deutete ihnen nur an, indem sie sich von ihrem Sitz erhob, daß sie sogleich wiederkommen würde. Sie ging in das Gemach, wo sie den König durch ihre Gegenwart beruhigte. „Herr," sagte sie zu ihm, „ich zweifle nicht, daß Euer Majestät mit dem Zeugnisse zufrieden ist, welches ich so eben von meinen großen Verpflichtungen gegen euch abgelegt habe. Es stand nur bei mir, ihrem Verlangen nachzugeben, und mit ihnen in unser Reich heim zu kehren: das aber wäre eine Undankbarkeit, wofür ich mich selber zuerst verdammen würde."

„Ach," rief der König von Persien aus, „redet nicht mehr von den Verpflichtungen, die ihr gegen mich habt; ich selber bin euch so sehr verpflichtet, daß ich euch meine Erkenntlichkeit nicht genugsam bezeugen kann. Ich hatte nicht geglaubt, daß ihr mich so sehr liebtet, als ich jetzt sehe: ihr habt mir so eben den schönsten Beweis davon gegeben."

„Wie, Herr," erwiederte Gülnare, „könnte ich weniger thun, als ich thue? Ich thue noch nicht genug, nach allen den Ehren, die mir zu Theil geworden sind, nach so viel Wohlthaten, womit ihr mich überhäuft habt, nach so vielen Beweisen der Liebe, für welche ich unmöglich unempfindlich sein könnte. Aber, Herr," setzte die Königin hinzu, „schweigen wir jetzo davon, und überzeuget euch von der aufrichtigen Freundschaft, mit welcher meine Mutter und mein Bruder euch verehren. Sie brennen vor Verlangen, euch zu sehen, und es euch selber zu versichern. Ich besorgte sogar, mir einen Handel mit ihnen zuzuziehen, als ich ihnen einen Imbiß geben wollte, bevor ich ihnen diese Ehre verschafft hatte. Ich bitte also, Euer Ma-

jestät geruhe herein zu treten, und sie mit eurer Gegenwart zu beehren."

„Theure Frau," erwiederte der König von Persien, „es würde mir ein großes Vergnügen machen, diese euch so nahe angehörigen Personen zu begrüßen: aber die Flammen erschrecken mich, welche ich aus ihren Nüstern und ihrem Munde fahren sehe."

„Herr," versetzte die Königin lächelnd, „diese Flammen dürfen Euer Majestät nicht die geringste Furcht machen; sie bedeuten nichts anders, als ihren Widerwillen, in eurem Palaste zu essen, ohne daß ihr sie mit eurer Gegenwart beehret."

---

## Zweihundert und sechs und sechzigste Nacht.

Der König von Persien, durch diese Worte beruhigt, stand auf von seinem Sitze, und trat mit der Königin Gülnare in das Zimmer. Die junge Königin stellte ihn ihrer Mutter, dem König ihrem Bruder, und ihren Nichten vor, die sich sogleich vor ihm mit dem Angesichte auf den Boden warfen. Der König lief alsbald hin zu ihnen, nöthigte sie, aufzustehen, und umarmte sie nach einander.

Nachdem sich alle gesetzt hatten, nahm der König Saleh das Wort und sprach zu dem Könige von Persien: „Herr, wir können Euer Majestät nicht genug unsere Freude darüber bezeugen, daß Gülnare, meine Schwester, in ihrem Mißgeschicke das Glück gehabt hat, den Schutz eines so mächtigen Monarchen zu finden. Wir können euch versichern, daß sie des hohen Ranges, zu welchem ihr sie erhoben habt, nicht unwürdig ist. Wir haben stets so große Liebe und Zärtlichkeit für sie gehabt, daß wir uns nicht entschließen konnten, sie einem jener mächtigen Fürsten des Meeres zu geben, welche selbst vor ihrer Mannbarkeit schon bei uns um sie warben. Der Himmel hat sie für euch, Herr, aufbewahrt, und wir können ihm nicht besser für

die euch erzeugte Gunst danken, als wenn wir ihn bitten, Euer Majestät die Gnade zu gewähren, daß ihr noch lange Jahre mit ihr im Schooße des Glückes lebet."

„Es muß wohl so sein," erwiederte der König von Persien, „wie ihr bemerket, daß der Himmel sie für mich aufbewahrt hat. Die Leidenschaft, die ich für sie fühle, läßt mich erkennen, daß ich noch gar nicht geliebt hatte, bevor ich sie sah. Ich kann der Königin Mutter und euch, mein Fürst, nicht dankbar genug sein für den Edelmuth, mit welchem ihr einwilligt, mich in eine mir so ehrenvolle Verwandtschaft aufzunehmen."

Nach diesen Worten lud er sie ein, sich zu Tische zu setzen, und setzte sich auch nebst Gülnaren mit ihnen.

Nach dem Imbiß unterhielt sich der König von Persien mit ihnen bis tief in die Nacht; und als es Zeit war schlafen zu gehen, führte er sie selber nach den für sie bereiteten Zimmern.

Der König von Persien bewirthete seine erlauchten Gäste mit ununterbrochenen Festen, bei welchen er nichts vergaß, was seine Größe und Herrlichkeit zeigen konnte, und unvermerkt bewog er sie so, bis zur Niederkunft der Königin an seinem Hofe zu bleiben.

Sie kam endlich nieder, und brachte einen Sohn zur Welt, zur großen Freude der Königin, ihrer Mutter, welche ihn dem Könige darbrachte, sobald ihm die ersten prächtigen Windeln angelegt waren.

Der König von Persien empfing dieses Geschenk mit einer Freude, die man sich leichter denken, als beschreiben kann. Da das Antlitz des kleinen Prinzen, seines Sohnes, voll und von glänzender Schönheit war, so glaubte er ihm keinen passenderen Namen geben zu können, als Beder[5]). Um dem Himmel dafür zu danken, ertheilte er den Armen reichliche Almosen, ließ die Gefangenen los, schenkte allen seinen Sklaven beiderlei Geschlechts die Freiheit, und ließ große Summen unter die Geistlichen und andächtigen Brüder seiner Religion vertheilen. Er spen-

dete auch reichliche Gaben an seinem Hofe unter das Volk, und ließ durch die ganze Stadt mehrtägige Freudenfeste ansagen.

Nachdem die Königin Gülnare von ihrem Wochenbette wieder aufgestanden war, und sie sich eines Tages in ihrem Zimmer mit dem Könige von Persien, der Königin ihrer Mutter, dem Könige Saleh und den Prinzessinnen ihren Nichten, unterhielt, trat die Amme mit dem kleinen Prinzen Beder auf dem Arme herein. Saleh stand sogleich auf von seinem Sitze, lief zu dem kleinen Prinzen, und nachdem er ihn der Amme vom Arme genommen, begann er ihn mit großer Zärtlichkeit zu küssen und zu herzen. Er ging mit ihm mehrmals im Zimmer umher; und plötzlich, im Entzücken seiner Freude, schwang er sich aus einem offenstehenden Fenster, und schoß mit dem Prinzen ins Meer hinab.

Der König von Persien, der sich dieses Schauspiels nicht versah, stieß ein entsetzliches Geschrei aus, im Wahne, daß er den Prinzen, seinen geliebten Sohn, nie, oder doch nur todt wiedersehen würde. Es fehlte nicht viel, daß er, übermannt von seiner Betrübniß, seinem Schmerz und seinen Thränen, den Geist aufgab. „Herr," sprach aber Gülnare zu ihm, mit einem Gesicht und in einem Tone, welcher ihn wohl beruhigen konnte, „fürchte Euer Majestät nichts. Der kleine Prinz ist auch mein Sohn, und ich liebe ihn nicht weniger als ihr; ihr seht gleichwohl, daß ich darüber nicht unruhig bin: in der That er läuft keine Gefahr, und ihr werdet bald den König, seinen Oheim, wieder erscheinen und ihn gesund und unversehrt zurückbringen sehen. Obschon er aus eurem Blute entsprossen ist, so hat er doch nicht minder von mir den Vorzug geerbt, eben sowohl im Meere, als auf dem Lande leben zu können."

Die Königin, ihre Mutter und die Prinzessinnen, ihre Nichten, bekräftigten dieses dem Könige von Persien; aber ihr Zureden machte doch nicht so große Wirkung, um ihn

von seiner Furcht zu befreien: es war ihm unmöglich, sie abzulegen, so lange der Prinz Beder seinen Augen entrückt blieb.

Das Meer ward endlich wieder unruhig, und bald sah man den König Saleh, welcher, mit dem kleinen Prinzen Beder im Arme, daraus emporstieg, und sich durch die Luft schwingend in dasselbe Fenster wieder hineinschwebte, durch welches er entschwunden war. Der König von Persien war froh, und in großer Verwunderung, als er den Prinzen Beder so ruhig als zuvor sah. Der König Saleh fragte ihn: „Herr, Euer Majestät war wohl sehr bange, als ihr mich mit dem Prinzen, meinem Neffen, ins Meer tauchen sahet?"

„Ach, mein Fürst," antwortete der König von Persien, „ich kann euch nicht ausdrücken, wie; ich hielt ihn für verloren und ihr habet mir das Leben wiedergegeben, indem ihr ihn mir wiederbringet."

„Herr," versetzte der König Saleh, „ich habe es wohl gedacht; aber es war nicht das geringste zu fürchten. Bevor ich hinabtauchte, hatte ich über ihn die geheimnißvollen Worte ausgesprochen, welche auf dem Siegelringe des großen Königs Salomon, Davids Sohnes, eingegraben waren. Wir thun dasselbe mit allen Kindern, die bei uns in den Ländern auf dem Grunde des Meeres geboren werden; und durch die Kraft dieser Worte erhalten sie dieselbe Eigenschaft, welche wir vor den Menschen, die auf dem Lande wohnen, voraus haben.

Hiernach kann Euer Majestät beurtheilen, welchen Vorzug der Prinz Beder durch seine Geburt von Seiten der Königin Gülnare, meiner Schwester empfangen hat. So lange er lebt, und so oft er will, steht es ihm frei, ins Meer hinab zu tauchen und die weiten Reiche zu durchlaufen, welche sein Schooß verschließt."

Nach diesen Worten öffnete der König Saleh, der schon den kleinen Prinzen Beder den Armen der Amme wieder überliefert hatte, ein Kästchen, welches er während

der kurzen Zeit seines Entschwindens aus seinem Palaste geholt und mitgebracht hatte, und welches angefüllt war mit dreihundert Diamanten, so groß wie Taubeneier, mit einer gleichen Anzahl Rubinen von außerordentlicher Größe, mit eben so viel Smaragdstangen von der Länge eines halben Fußes, und mit dreißig Schnüren oder Halsbändern von Perlen, jedes von zehn Stück.

„Herr," sprach er zu dem Könige von Persien, indem er ihm dieses Kästchen zum Geschenk überreichte, „als wir von der Königin, meiner Schwester, gerufen wurden, wußten wir nicht, in welcher Gegend der Erde sie war, und daß sie die Ehre hatte, die Gemahlin eines so mächtigen Königs zu sein: das ist die Schuld, daß wir mit leeren Händen gekommen sind. Da wir nun Euer Majestät unsere Erkenntlichkeit nicht anders bezeugen können, so bitten wir euch, dieses geringe Zeichen derselben anzunehmen, in Betracht der ausgezeichneten Güte, welche ihr meiner Schwester bewiesen habt, und an welcher wir nicht minder Theil nehmen, als sie selber."

Es läßt sich nicht beschreiben, wie groß das Erstaunen des Königs von Persien war, als er so viel Reichthümer in einen so kleinen Raum eingeschlossen sah.

„Ei wie, mein Prinz!" rief er aus, „ein Geschenk von unschätzbarem Werthe nennet ihr ein geringes Zeichen eurer Erkenntlichkeit? Ich erkläre euch noch einmal, daß ihr mir gar keinen Dank schuldig seid, weder die Königin, eure Mutter, noch ihr selber. Ich schätze mich überglücklich durch eure Beistimmung zu der Verbindung, welche ich mit euch gestiftet habe. — Theure Frau," sprach er, sich zu der Königin Gülnare wendend, „der König euer Bruder versetzt mich in eine Beschämung, aus welcher ich mich noch nicht wieder finden kann; und ich würde ihn um die Erlaubniß bitten, sein Geschenk abzulehnen, wenn ich ihn nicht dadurch zu beleidigen fürchtete. Bittet ihr ihn, daß er mir gütig erlasse, es anzunehmen."

„Herr," entgegnete der König Saleh, „ich bin nicht

verwundert, daß Euer Majestät dieses Geschenk außerordentlich findet; ich weiß, daß man auf dem Lande nicht gewohnt ist, Edelsteine von dieser Güte und in so großer Menge beisammen zu sehen. Aber wenn ihr wüßtet, daß mir die Gruben, wo sie gefunden werden, bekannt sind, und daß es in meiner Macht steht, von dergleichen einen viel reicheren Schatz zu sammeln, als alles, was in den Schatzkammern der Landkönige ist, so würdet ihr euch verwundern, daß wir die Dreistigkeit gehabt haben, euch ein so unbedeutendes Geschenk zu machen. Auch bitten wir euch, es nicht hienach, sondern nach der aufrichtigen Freundschaft zu schätzen, mit welcher wir es euch darbieten, und uns nicht durch die Ablehnung desselben zu beschämen."

So höfliche Wendungen nöthigten den König von Persien, es anzunehmen, und er machte ihm und der Königin Mutter große Danksagungen dafür.

Einige Tage darnach bezeugte der König Saleh dem Könige von Persien, daß die Königin, seine Mutter, die Prinzessinnen, seine Nichten, und er selber zwar kein größeres Vergnügen haben könnten, als ihr ganzes übriges Leben an seinem Hofe zuzubringen; da sie aber schon lange aus ihrem Reiche abwesend und ihre Gegenwart daselbst nöthig wäre: so bäten sie ihn um die Erlaubniß, von ihm und der Königin Gülnare Abschied zu nehmen.

Der König von Persien antwortete ihnen, es thäte ihm sehr leid, daß es nicht in seiner Macht stünde, ihre Höflichkeit zu erwiedern, und sie in ihrem Reiche zu besuchen. „Da ich aber überzeugt bin," fügte er hinzu, „daß ihr die Königin Gülnare nicht vergessen, sondern sie von Zeit zu Zeit besuchen werdet, so hoffe ich, ich werde die Ehre haben, euch noch öfter als einmal zu sehen."

Bei der Trennung wurden auf beiden Seiten viele Thränen vergossen. Der König Saleh schied zuerst; aber die alte Königin und die Prinzessinnen mußten sich, um ihm zu folgen, fast mit Gewalt aus den Umarmungen

der Königin Gülnare losreißen, welche sich nicht entschließen konnte, sie fahren zu lassen.

Als die königliche Gesellschaft entschwunden war, konnte der König von Persien sich nicht enthalten, zu der Königin Gülnare zu sagen: „Theure Frau, ich würde denjenigen für einen meine Leichtgläubigkeit mißbrauchenden Menschen gehalten haben, der sich unterfangen hätte, mir alle die Wunderdinge für Wahrheit auszugeben, von welchen ich Zeuge gewesen bin, seit dem Augenblicke, wo eure erlauchte Verwandschaft meinen Palast mit ihrer Gegenwart beehrte. Aber ich kann meine Augen nicht Lügen strafen: ich werde mich zeitlebens daran erinnern, und nicht aufhören dem Himmel dafür zu danken, daß er euch mir vor allen andern Fürsten zugedacht hat."

Der kleine Prinz Beder wurde in dem Palaste gesäugt und aufgezogen, unter den Augen des Königes und der Königin von Persien, die ihn mit großem Vergnügen aufwachsen und an Schönheit zunehmen sahen. Er gewährte ihnen immer mehr und mehr Freude, in dem Maaße, wie er im Alter vorrückte, durch seine stete Heiterkeit, seine Anmuth in allem was er that, und durch die Kennzeichen seines richtigen und lebhaften Verstandes in allem was er sagte. Und diese ihre Freude wurde dadurch noch erhöhet, daß der König Saleh, sein Oheim, die Königin, seine Großmutter, und die Prinzessinnen, seine Muhmen, oft hinkamen, um Theil daran zu nehmen. Man hatte keine Mühe, ihn lesen und schreiben zu lehren, und mit derselben Leichtigkeit unterrichtete man ihn in allen Wissenschaften, welche einem Prinzen seines Ranges angemessen waren.

---

## Zweihundert und sieben und sechzigste Nacht.

Als der Prinz von Persien das Alter von funfzehn Jahren erreicht hatte, übertraf er schon in allen seinen

Uebungen seine Lehrmeister unendlich an Geschicklichkeit und Anmuth. Dabei zeigte er eine bewundernswürdige Einsicht und Klugheit.

Der König von Persien, der an ihm, fast von seiner Geburt an, diese einem Fürsten so nöthigen Tugenden erkannte, und ihn fortwährend darin sich bestärken sah, und zugleich die große Schwachheit seines Alters täglich mehr fühlte, wollte nicht abwarten, bis sein Tod erst ihn in den Besitz seines Reiches setzete. Er hatte keine Mühe, seinen Reichsrath mit seinem Wunsche hierüber einstimmig zu machen; und das Volk vernahm seinen Entschluß mit um so mehr Freude, als der Prinz Beder würdig war, sie zu beherrschen. Denn da er schon seit langer Zeit öffentlich erschien, so hatten alle nach Gefallen bemerken können, daß er nicht jenes stolze, verächtliche und zurückstoßende Wesen hatte, welches bei den meisten anderen Prinzen so gewöhnlich ist, die auf alles, was unter ihnen ist, mit unerträglichem Hochmuth und Verachtung herabblicken. Sie wußten im Gegentheil, daß er alle Leute mit einer Freundlichkeit ansah, welche einlud, sich ihm zu nahen; daß er huldreich alle anhörte, die ihm etwas zu sagen hatten; daß er ihnen mit einem ihm eigenen Wohlwollen antwortete, und daß er niemand etwas abschlug, sofern die Bitte nur irgend statthaft war.

Der Tag der Feierlichkeit wurde angesetzt; und an diesem Tage, mitten in dem zahlreicher als gewöhnlich versammelten Reichsrathe, stieg der König von Persien, der sich anfangs auf seinen Thron gesetzt hatte, von demselben herab, nahm die Krone von seinem Haupte, und setzte sie auf das Haupt des Prinzen Beder; und nachdem er ihn selbst auf seinen Platz hinaufgeführt hatte, küßte er ihm die Hand, zum Zeichen, daß er ihm sein ganzes Ansehen, und alle seine Macht übergäbe; worauf er sich unter ihm, in dem Range der Wesyre und Emire setzte.

Alsbald traten die Wesyre, die Emire, und alle die

ersten Beamten hervor, warfen sich dem neuen Könige zu Füßen und leisteten ihm den Eid der Treue, ein jeder nach seinem Range.

Der Großwesyr trug nun mehrere wichtige Staatssachen vor, über welche Beder mit einer Weisheit entschied, die die ganze Versammlung in Bewunderung setzte. Er setzte hierauf mehrere der Untreue überwiesene Statthalter ab, und setzte andere an ihre Stelle, mit einer so richtigen und billigen Beurtheilung, daß er sich den allgemeinen lauten Beifall erwarb, der um so ehrenvoller war, als die Schmeichelei keinen Theil daran hatte.

Er verließ endlich die Rathsversammlung, und begab sich, in Begleitung des Königs, seines Vaters, nach der Wohnung der Königin Gülnare. Diese sah ihn nicht sobald mit der Krone auf dem Haupte, als sie auf ihn zulief, ihn mit großer Zärtlichkeit umarmte, und seiner Regierung eine lange Dauer wünschte.

Das erste Jahr seiner Regierung verwaltete der König Beder sein königliches Amt mit großer Emsigkeit. Vor allen Dingen unterrichtete er sich sorgfältig von den Staatsangelegenheiten, und von allem, was zur Glückseligkeit seiner Unterthanen beitragen konnte.

Im folgenden Jahre übertrug er, mit Genehmigung des alten Königs, seines Vaters, dem Rathe die Verwaltung der Staatsgeschäfte, und verließ die Hauptstadt, unter dem Vorwande einer Jagdlust: aber es geschah, um alle Provinzen seines Reiches zu durchreisen, und darin die Mißbräuche abzuschaffen, überall Ordnung und Zucht herzustellen, und indem er sich an den Gränzen zeigte, den benachbarten übelgesinnten Fürsten die Lust zu benehmen, etwas gegen die Sicherheit und Ruhe seiner Staaten zu unternehmen.

Nicht weniger, als die Zeit eines Jahres, bedurfte dieser junge König, um einen seiner so würdigen Vorsatz auszuführen.

Noch nicht lange war er wieder zurück, als der Kö-

nig, sein Vater, so gefährlich erkrankte, daß er sogleich selber fühlte, er würde nicht wieder aufstehen. Er erwartete den letzten Augenblick seines Lebens mit großer Ruhe; und seine einzige Sorge war, den Ministern und den Großen des Hofes seines Sohnes zu empfehlen, die ihm geschworne Treue zu bewahren; und es war keiner, der nicht seinen Eid eben so aufrichtig erneuerte, als das erste Mal. Er starb endlich, zur innigsten Betrübniß des jungen Königs Beder und der Königin Gülnare, die seine Leiche in einem prächtigen Grabmahle beisetzen ließen.

Nach Beendigung der Leichenfeier war es für den König Beder kein Zwang, die Persische Sitte zu beobachten, nämlich, die Todten einen vollen Monat zu beweinen, und während dieser ganzen Zeit sich von niemand sehen zu lassen. Er hätte seinen Vater sein lebelang beweint, wenn er dem Uebermaaße seiner Betrübniß gefolgt, und es einem großen König verstattet wäre, sich ihr ganz hinzugeben. In dieser Zwischenzeit kamen auch die Königin, Gülnarens Mutter, und der König Saleh, mit den Prinzessinnen, ihren Nichten, und nahmen großen Theil an ihrer Trauer, bevor sie ihnen Trost zusprachen.

Als der Monat verflossen war, konnte der König nicht umhin, seinen Großwesyr und alle die Großen seines Hofes vorzulassen, die ihn baten, das Trauerkleid abzulegen, sich seinen Unterthanen zu zeigen, und wieder die Besorgung der Staatsgeschäfte zu übernehmen, wie zuvor. Er bezeugte anfangs einen so großen Widerwillen, sie anzuhören, daß der Großwesyr genöthigt war, das Wort zu nehmen und zu ihm zu sagen:

„Herr, ich brauche Euer Majestät nicht vorzustellen, daß es nur den Frauen zusteht, in einer steten Trauer zu verharren. Wir zweifeln nicht, daß ihr eben davon überzeugt seid, und daß es nicht eure Absicht ist, ihrem Beispiele zu folgen. Weder unsere Thränen, noch die eurigen sind im Stande, dem König, eurem Vater, das Leben wiederzugeben, und wenn wir auch unser lebelang nicht

aufhörten zu weinen. Er hat das allgemeine Schicksal der Menschen erfüllt, welches sie dem unablöslichen Zins des Todes unterwirft. Wir können gleichwohl nicht sagen, daß er durchaus todt sei, weil wir ihn in eurer geheiligten Person wiedersehen. Er selber hat sterbend nicht daran gezweifelt, daß er in euch wieder auflebe: es ist nun an Euer Majestät, zu zeigen, daß er sich nicht getäuscht hat."

Der König Beder konnte so dringenden Vorstellungen nicht widerstehen: er legte von Stund an das Trauergewand ab; und nachdem er das königliche Kleid und den königlichen Schmuck wieder angethan hatte, begann er der Pflege seines Reichs und seiner Unterthanen mit derselben Aufmerksamkeit wahrzunehmen, wie vor dem Tode des Königs, seines Vaters. Er that dies mit allgemeinem Beifalle; und da er genau die Beobachtung der Verordnungen seiner Vorfahren handhabte, so bemerkten die Völker kaum, daß sie einen neuen Herrn hatten.

Der König Saleh, der mit der Königin, seiner Mutter, und den Prinzessinnen wieder in seine Meerländer heimgekehrt war, sobald er gesehen, daß der König Beder die Regierung wieder übernommen hatte, kam nach Verlauf eines Jahres allein zurück; und der König Beder und die Königin Gülnare freuten sich, ihn wiederzusehen.

Eines Abends, nach Tische, als man abgedeckt und sie allein gelassen hatte, unterhielten sie sich über mancherlei Dinge.

Unvermerkt kam der König Saleh auf das Lob des Königs, seines Neffen, und bezeugte der Königin, seiner Schwester, wie sehr er mit der Weisheit seiner Regierung zufrieden wäre, welche ihm einen so großen Ruhm, nicht allein bei den benachbarten Königen, sondern selbst bis in die entferntesten Königreiche erworben hätte. Der König Beder, der sich selber nicht so rühmen hören mochte, aber auch aus Wohlanständigkeit dem Könige, seinem Oheime, nicht Stillschweigen auferlegen wollte, wandte sich auf die

Seite, und stellte sich, als ob er schliefe, indem er den Kopf an ein Kissen hinter ihm lehnte.

Von den Lobeserhebungen des bewundernswürdigen Benehmens und des in allen Dingen überlegenen Geistes des Königs Beder, ging der König zu denen seiner Gestalt über, und er sprach davon, wie von einem Wunder, welches nicht seinesgleichen auf Erden, noch in allen ihm bekannten Reichen unter den Fluthen des Meeres hätte. „Meine Schwester," rief er plötzlich aus, „so wie er gebildet ist, und wie du selber ihn siehst, wundere ich mich, daß du noch nicht daran gedacht hast, ihn zu vermählen. Gleichwohl, wenn ich mich nicht irre, ist er schon in seinem zwanzigsten Jahre; und in solchem Alter ziemt es einem Fürsten, wie er ist, nicht mehr ohne eine Frau zu sein. Ich will selber darauf bedacht sein, weil du nicht daran denkst, und ihm eine Gemahlin aus unsern Reichen geben, die seiner würdig ist."

„Mein Bruder," erwiederte die Königin Gülnare, „du erinnerst mich an eine Sache, an welche ich bisher nicht im mindesten gedacht habe. Weil er noch gar keine Neigung für den Ehestand bezeugt hat, so habe ich selber auch nicht Acht darauf gehabt, und es ist mir lieb, daß es dir eingefallen ist, mit mir davon zu reden. Da ich es sehr billige, ihm eine von unsern Prinzessinnen zu geben, so bitte ich dich, mir eine herzuführen, aber eine so schöne und vollkommene, daß der König mein Sohn gezwungen ist, sie zu lieben."

„Ich weiß eine solche," versetzte der König Saleh, indem er leiser redete, „aber bevor ich dir sage, wer sie ist, bitte ich dich, zu sehen, ob der König, mein Neffe, auch schläft; ich werde dir sagen, weshalb diese Vorsicht gut ist."

Die Königin Gülnare drehte sich um, und da sie ihren Sohn so liegen sah, wie gesagt ist, so zweifelte sie keineswegs, daß er fest schliefe. Der König Beder indessen, weit entfernt, zu schlafen, verdoppelte seine Auf-

merksamkeit, um kein Wort von dem zu verlieren, was der König sein Oheim so geheim zu sagen hätte.

„Du brauchst dir keinen Zwang anzuthun," sagte die Königin zu ihrem Bruder, „du kannst frei reden, ohne Furcht, gehört zu werden."

---

## Zweihundert und acht und sechzigste Nacht.

„Es ist nicht rathsam," fuhr nun der König Saleh fort, „daß der König, mein Neffe, sobald Kenntniß von dem erlange, was ich dir zu sagen habe. Die Liebe, wie du weißt, schlüpft manchmal durch das Ohr ins Herz, und es ist nicht räthlich, daß er etwa auf diese Weise schon zum voraus diejenige liebe, welche ich dir nennen will. Denn ich sehe große Schwierigkeiten zu übersteigen, nicht sowohl von Seiten der Prinzessin, wie ich hoffe, als von Seiten des Königs, ihres Vaters. Ich darf dir nur die Prinzessin Giauhare [6]) und den König von Samandal nennen."

„Was sagst du, mein Bruder?" versetzte die Königin Gülnare, „die Prinzessin Giauhare ist noch unvermählt? Ich erinnere mich, sie kurz vor meiner Trennung von dir gesehen zu haben: sie war ungefähr achtzehn Monate alt, und damals schon von erstaunlicher Schönheit. Sie muß gegenwärtig ein Wunder der Welt sein, wenn ihre Schönheit seitdem immer zugenommen hat. Der geringe Unterschied des Alters zwischen ihr und dem Könige, meinem Sohne, darf uns nicht abhalten, alle unsere Kräfte aufzubieten, um ihm eine so vortheilhafte Heirath zu verschaffen. Es kömmt nur darauf an, die Schwierigkeiten zu kennen, welche du dabei findest, und sie zu überwinden."

„Meine Schwester," fuhr der König Saleh fort, „sie bestehen darin, daß der König von Samandal einen unerträglichen Dünkel hat, daß er sich über alle andre Könige

erhaben wähnt, und daß also wenig Anschein ist, mit ihm eine Unterhandlung wegen dieser Verbindung anknüpfen zu können. Nichts destoweniger will ich selber hingehen und um die Prinzessin, seine Tochter, bei ihm anhalten; und wenn er sie uns abschlägt, so wollen wir uns anderswohin wenden, wo wir günstigeres Gehör finden werden. — Deshalb ist es gut, wie du siehst," fügte er hinzu, „daß der König, mein Neffe, nichts von unserer Absicht erfahre, bis wir der Einwilligung des Königs von Samandal gewiß sind, damit nicht etwa die Liebe zu der Prinzessin Giauhare sich seines Herzens bemächtige, ohne daß wir im Stande sind, sie ihm zu verschaffen."

Sie unterhielten sich noch einige Zeit über denselben Gegenstand; und bevor sie sich trennten, kamen sie darin überein, daß der König Saleh unverzüglich in sein Reich zurückkehren und bei dem Könige von Samandal um die Prinzessin Giauhare für den König von Persien anhalten sollte.

Da die Königin Gülnare und der König Saleh wähnten, daß der König Beder wirklich schliefe, so weckten sie ihn auf, als sie schlafen gehen wollten, und Beder wußte sich sehr gut zu verstellen, als wenn er aus einem tiefen Schlaf aufwachte. In Wahrheit aber hatte er kein Wort von ihrer Unterredung verloren, und das Bild, welches sie von der Prinzessin Giauhare entworfen, hatte in seinem Herzen eine Leidenschaft angefacht, welche ihm ganz neu war. Er machte sich von ihrer Schönheit eine so reizende Vorstellung, daß das Verlangen, sie zu besitzen, ihn die ganze Nacht hindurch in eine Unruhe versetzte, welche ihn kein Auge zuschließen ließ.

Am folgenden Morgen wollte der König Saleh von der Königin Gülnare und seinem Neffen Abschied nehmen. Der junge König von Persien, der wohl wußte, daß sein Oheim nur deshalb sobald abreisen wollte, um ohne Zeitverlust an seinem Glücke zu arbeiten, konnte dies nicht hören, ohne die Farbe zu wechseln. Seine Leidenschaft war

schon so stark, daß sie ihm nicht mehr erlaubte, auf den Anblick ihres Gegenstandes noch so lange zu warten, als er zu den Unterhandlungen über seine Vermählung erforderlich glaubte. Er faßte also den Entschluß, seinen Oheim zu bitten, daß er ihn mitnähme. Da er aber die Königin, seine Mutter, nichts davon wissen lassen, und Gelegenheit haben wollte, mit ihm allein davon zu sprechen, so nöthigte er ihn, noch da zu bleiben, um den folgenden Tag an einer Jagdlust mit Theil zu nehmen, mit dem Vorsatze, diese Gelegenheit zu benutzen und ihm seine Absicht zu erklären.

Die Jagd wurde angestellt, und der König Beder befand sich mehrmals mit seinem Oheim allein; aber er hatte nicht das Herz, den Mund zu öffnen und ihm ein Wort von seinem Anliegen zu sagen. Als in der Hitze der Jagd der König Saleh sich von ihm getrennt hatte, und auch keiner von seinen Officieren, noch von seinen Leuten bei ihm geblieben war, stieg er an einem Bache ab, und nachdem er sein Pferd an einen Baum gebunden hatte, der einen schönen Schatten gab, streckte er sich auf den Rasen hin, und ließ seinen Thränen freien Lauf, welche im Ueberflusse, mit Seufzern und Schluchzen vermischt, dahin strömten. Er blieb lange so in seinen Gedanken versunken, ohne ein einziges Wort vorzubringen.

Unterdessen war der König Saleh, als er seinen Neffen nicht mehr sah, in großer Sorge, und forschte nach, wo er wäre, fand aber niemand, der ihm etwas von ihm sagen konnte. Er trennte sich von den übrigen Jägern, suchte ihn selber, und erblickte ihn von weitem. Er hatte schon gestern bemerkt, daß er nicht seine gewöhnliche Munterkeit hatte, daß er, gegen seine Weise, nachdenklich war, und nicht sogleich, oder doch nicht angemessen, auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete. Aber er hatte nicht den geringsten Verdacht über die Ursache dieser Veränderung gehabt. Als er ihn nun aber in dieser Lage sah, zweifelte er nicht mehr, daß er seine Unterredung mit der

Königin Gülnare gehört und sich verliebt hatte. Er stieg ziemlich weit von ihm ab, und nachdem er sein Pferd an einen Baum gebunden hatte, nahm er einen großen Umweg, und trat ganz leise so nahe heran, daß er ihn folgende Worte aussprechen hörte:

„Liebenswürdige Prinzessin des Königreichs Samandal!“ rief Beder aus, „man hat mir ohne Zweifel nur einen schwachen Umriß von eurer unvergleichlichen Schönheit gemacht. Ihr seid gewiß noch viel schöner und übertrefft alle Prinzessinnen der Welt, wie die Sonne den Mond und alle anderen Gestirne mit einander überstrahlt! Ich würde auf der Stelle hingehen, euch mein Herz darzubieten, wenn ich euch zu finden wüßte: es gehört euch an, und nie soll es eine andere Prinzessin als ihr besitzen!“

Saleh mochte nicht mehr hören; er trat hervor, so daß der König Beder ihn sah, und sprach zu ihm: „Wie ich sehe, lieber Neffe, so hast du gehört, was ich mit der Königin, deiner Mutter, vorgestern von der Prinzessin Giauhare geredet habe. Das war nicht unsere Absicht, und wir wähnten, du schliefest.“

„Mein lieber Oheim,“ antwortete Beder, „ich habe kein Wort verloren, und die Wirkung davon empfunden, welche ihr vorausgesehen habt, ohne sie vermeiden zu können. Ich habe euch besonders in der Absicht noch aufgehalten, um vor eurer Abreise mit euch von meiner Liebe zu sprechen: aber die Scham, euch meine Schwäche zu bekennen, — wenn es eine Schwäche ist, eine so liebenswürdige Prinzessin zu lieben — hat mir den Mund geschlossen. Ich flehe euch nun bei eurer Freundschaft für einen Prinzen, der die Ehre hat, euer so naher Verwandter zu sein, habet Mitleid mit mir, und lasset mich nicht so lange auf den Anblick der göttlichen Giauhare warten, bis ihr die Einwilligung des Königes, ihres Vaters, zu unserer Vermählung erhalten habt, wenn ihr nicht wollt,

daß ich aus Liebe zu ihr sterbe, bevor ich sie gesehen habe."

Diese Rede des Königs von Persien setzte den König Saleh in große Verlegenheit. Er stellte ihm vor, wie schwer es wäre, ihm hierin zu genügen; daß es nicht anders geschehen könnte, als wenn er ihn mitnähme: weil aber seine Gegenwart in seinem Reiche nothwendig, und alles zu fürchten wäre, wenn er sich entfernte, so beschwur er ihn, seine Leidenschaft zu mäßigen, bis er die Sache so weit gebracht hätte, daß er ihn befriedigen könnte, und versicherte ihn, daß er alles möglichst beschleunigen, und in wenigen Tagen wiederkommen würde, um ihm Nachricht zu bringen.

Der König von Persien hörte aber nicht auf diese Gründe. „Grausamer Oheim," entgegnete er, „ich sehe wohl, daß ihr mich nicht so sehr liebt, als ich glaubte, und daß ihr mich lieber wollt sterben lassen, als mir die erste Bitte zu gewähren, welche ich euch in meinem Leben gethan habe."

„Ich bin bereit, dir zu beweisen," versetzte der König Saleh, „daß es nichts auf der Welt gibt, was ich dir nicht zu gefallen thun wollte; aber ich kann dich nicht mit mir nehmen, ohne daß du mit deiner Mutter davon gesprochen hast. Was würde sie von dir und von mir denken? Wenn sie einwilligt, will ich es wohl thun, und ich werde sie mit dir darum bitten."

„Ihr wißt recht wohl," erwiederte der König von Persien, „daß die Königin, meine Mutter, nie zugeben wird, daß ich sie verlasse; und diese Entschuldigung beweiset mir nur noch mehr eure Härte gegen mich. Wenn ihr mich wirklich so liebt, wie ihr mich überreden wollt, so müßt ihr auf der Stelle in euer Reich zurückkehren und mich mitnehmen."

## Zweihundert und neun und sechzigste Nacht.

Gedrungen, dem Willen des Königs von Persien nachzugeben, zog Saleh von seinem Finger einen Ring, auf welchem dieselben geheimnißvollen Namen Gottes eingegraben waren, wie auf dem Siegelringe des Propheten Salomon, und deren Kraft so viele Wunder gewirkt hatten. Diesen überreichte er ihm, und sprach dabei: „Nimm diesen Ring, stecke ihn an deinen Finger, und fürchte weder die Fluthen noch die Tiefe des Meeres."

Der König von Persien nahm den Ring, und als er ihn an den Finger gesteckt hatte, fuhr der König Saleh fort: „Mach es, wie ich!"

Zu gleicher Zeit erhuben sich beide leicht in die Luft, schwebten nach dem Meere zu, und tauchten darin hinab.

Der Meerkönig brauchte nicht viel Zeit, um mit dem Könige, seinem Neffen, in seinen Palast zu kommen; er führte ihn zuerst in die Wohnung der alten Königin, der er ihn vorstellte. Der König von Persien küßte die Hand der Königin, seiner Großmutter, und diese umarmte ihn mit herzlicher Freude. „Ich frage dich nicht nach deinem Befinden," sprach sie zu ihm, „ich sehe, daß du wohlauf bist, und bin erfreut darüber; aber ich bitte dich, sage mir, was macht die Königin Gülnare, deine Mutter und meine Tochter?"

Der König von Persien hütete sich wohl, ihr zu sagen, daß er abgereist wäre, ohne Abschied von ihr zu nehmen; er versicherte sie im Gegentheil, daß er sie bei vollkommener Gesundheit verlassen, und sie ihm viele Grüße an sie aufgetragen hätte.

Die Königin stellte ihm hierauf die Prinzessinnen vor, und während sie ihm Zeit ließ, sich mit ihnen zu unterhalten, ging sie mit dem Könige Saleh in ein anderen Zimmer, und dieser erzählte ihr die Liebe des Königs von Persien zu der Prinzessin Giauhare, auf das bloße

Hörensagen von ihrer Schönheit, und wider seine (Salehs) Absicht; er fügte hinzu, daß er ihn mitgebracht, weil er es sich nicht hätte erwehren können, und daß er eben auf Mittel sänne, um sie ihm zur Gemahlin zu verschaffen.

Obwohl der König Saleh, eigentlich gesprochen, unschuldig an der Leidenschaft des Königs von Persien war, so wußte gleichwohl die Königin es ihm wenig Dank, daß er von der Prinzessin Giauhare in seiner Gegenwart mit so wenig Vorsicht gesprochen hätte. „Deine Unbesonnenheit," sprach sie zu ihm, „ist unverzeihlich. Machst du dir Hoffnung, daß der König von Samandal, dessen Gemüthsart dir so bekannt ist, mehr Achtung für dich haben wird, als für so viel andere Könige, denen er seine Tochter mit so auffallender Verachtung abgeschlagen hat? Willst du dich von ihm mit derselben Beschämung heimschicken lassen?"

„Frau Mutter," erwiederte der König Saleh, „ich habe euch schon bemerklich gemacht, daß der König, mein Neffe, wider meine Absicht gehört hat, was ich meiner Schwester von der Schönheit der Prinzessin Giauhare erzählte. Das Versehen ist nun einmal geschehen, und wir müssen jetzo nur bedenken, daß er sie leidenschaftlich liebt, und daß er vor Betrübniß und Schmerz sterben wird, wenn wir sie ihm nicht verschaffen, auf welche Weise es nun auch sei. Ich darf nichts hiebei versäumen, weil ich es bin, der, obgleich unschuldig, dieses Uebel gestiftet hat, und ich werde alles, was in meiner Macht steht, anwenden, um ein Mittel dafür zu finden. Ich hoffe, Frau Mutter, ihr werdet meinen Entschluß billigen, selber mit einem reichen Geschenke von Edelgesteinen zu dem Könige von Samandal zu gehen und um die Prinzessin, seine Tochter, für den König von Persien, euern Enkel, anzuhalten. Ich habe einiges Vertrauen, daß er sie mir nicht abschlagen, sondern es annehmlich finden wird, mit einem der mächtigsten Monarchen der Erde in Verbindung zu treten."

„Es wäre zu wünschen," entgegnete die Königin, „daß wir nicht in der Nothwendigkeit wären, diesen Antrag zu machen, von welchem wir keines so glücklichen Erfolges, als wir ihn wünschen, versichert sind; da es aber die Ruhe und Zufriedenheit des Königs meines Enkels, gilt, so gebe ich dazu meine Einwilligung. Vor allen Dingen bitte ich dich, weil du die Denkungsart des Königs von Samandal kennst, sei auf deiner Hut, und sprich zu ihm mit aller ihm gebührenden Achtung und auf eine so verbindliche Weise, daß er sich nicht darüber beleidigt dünke."

Die Königin bereitete selber das Geschenk, setzte es aus Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlenschnüren zusammen, und that es in ein sehr reiches und zierliches Kästchen.

Am folgenden Morgen beurlaubte sich Saleh von ihr und dem Könige von Persien, und reiste ab mit einem nicht zahlreichen Gefolge seiner Officiere und Leute. Bald erreichte er das Königreich, die Hauptstadt und den Palast des Königs von Samandal; und dieser säumte nicht, ihn vor sich zu lassen, sobald er seine Ankunft vernommen hatte. Er erhub sich, als er ihn eintreten sah, von seinem Throne; und der König Saleh, der gern auf einige Augenblicke vergessen wollte, wer er war, warf sich ihm zu Füßen, indem er ihm die Erfüllung alles dessen wünschte, was sein Herz nur begehrete.

Der König von Samandal bückte sich alsbald, um ihn aufzuheben, und nachdem er ihn neben sich hatte Platz nehmen lassen, hieß er ihn willkommen, und fragte ihn, ob er ihm in irgend etwas dienen könnte.

„Herr," antwortete der König Saleh, „wenn mein Besuch auch keinen andern Beweggrund hätte, als um einem der mächtigsten Fürsten der Welt, der sich durch seine Weisheit und Tapferkeit so glänzend auszeichnet, meine Ehrfurcht zu bezeigen, so würde dies jedoch immer nur ein schwacher Ausdruck derselben für Euer Majestät sein.

Könntet ihr aber bis auf den Grund meines Herzens schauen, so würdet ihr die große Verehrung erkennen, von welcher es für euch erfüllt ist, und das heiße Verlangen, welches ich hege, euch meine Ergebenheit zu bezeugen."

Mit diesen Worten nahm er das Kästchen aus den Händen eines seiner Leute, öffnete es, und bat den König, indem er es ihm darbot, es freundlich anzunehmen.

„Prinz," erwiederte der König von Samandal, „ihr macht mir nicht ein so bedeutendes Geschenk, ohne ein demselben entsprechendes Gesuch an mich zu haben. Ist es etwas, das von meiner Macht abhängt, so werde ich mir ein großes Vergnügen daraus machen, es euch zu bewilligen. Redet, und saget mir frei heraus, worin ich euch dienen kann."

„Es ist wahr, Herr," fuhr der König Saleh fort, „daß ich Euer Majestät um eine Gnade anzusprechen habe, und ich würde mich wohl hüten, diese Bitte zu thun, wenn ihre Gewährung nicht in eurer Macht stünde. Ja, sie hängt so gänzlich von euch allein ab, daß ich jeden andern vergeblich darum ansprechen würde. Ich bitte euch also aufs inständigste darum, und flehe euch, sie mir nicht abzuschlagen."

„Wenn dem so ist," erwiederte der König von Samandal, „so habt ihr mir nur zu eröffnen, was es ist, und ihr sollt sehen, wie dienstfertig ich sein kann, wenn ich es vermag."

„Herr," sagte nun der König Saleh, „nach dem Vertrauen, welches Euer Majestät mir auf euer Wohlwollen zu geben geruhet, will ich es nicht länger verhehlen, daß ich mit der Bitte komme, uns durch eine Vermählung der Prinzessin Gläubare, eurer verehrten Tochter mit eurer Verbindung zu ehren, und dadurch das gute Einverständniß zu befestigen, welches die beiden Reiche seit so langer Zeit vereinigt."

Bei dieser Rede brach der König von Samandal in ein lautes Gelächter aus, indem er sich auf das Kissen,

woran er den Rücken lehnte, zurück sinken ließ, auf eine für den König Saleh höchst beleidigende Weise. „König Saleh," sprach er zu ihm mit verächtlichem Tone, „ich hatte mir eingebildet, ihr wäret ein Fürst von gesundem Verstande, klug und bedachtsam, aber eure Rede gibt mir zu erkennen, wie sehr ich mich getäuscht habe. Saget mir, ich bitte euch, wo hattet ihr eure Besinnung, als ihr euch ein solches Hirngespinnst in den Kopf setztet, wie das ist, wovon ihr eben zu mir geredet habt? wie hat es euch nur im Traume einfallen können, an die Vermählung mit der Prinzessin Tochter eines so großen und mächtigen Königs zu denken, als ich bin? Ihr hättet zuvor besser den großen Abstand zwischen euch und mir ermessen, und nicht in einem Augenblicke die Achtung wieder vernichten sollen, welche ich für euch hegte."

Der König Saleh ward durch eine so schimpfliche Antwort äußerst beleidigt, und er hatte viel Mühe, seinen gerechten Zorn zurückzuhalten. „Möge Gott, Herr," antwortete er mit aller möglichen Mäßigung, „Euer Majestät nach Verdienst vergelten!

Ich muß aber die Ehre haben, euch zu sagen, daß ich eure Prinzessin Tochter nicht für mich zur Ehe begehre. Wäre dies, so würde ich, weit entfernt, daß Euer Majestät oder die Prinzessin selber sich dadurch beleidigt wähnen dürfte, dem einen wie der andern viel Ehre zu erweisen glauben. Euer Majestät weiß recht wohl, daß ich einer der Meerkönige bin, wie ihr; daß die Könige, meine Ahnherren, keinem der übrigen Königsgeschlechter an Alter weichen, und daß mein von ihnen ererbtes Königreich nicht minder blühend und mächtig ist, als zu ihren Zeiten. Wenn ihr mich nicht unterbrochen hättet, so würdet ihr bald vernommen haben, daß die Gnade, warum ich euch bitte, nicht mich betrifft, sondern den jungen König von Persien, meinen Neffen, dessen Macht und Größe sowohl, als seine persönlichen Eigenschaften, euch nicht unbekannt sein können Alle Welt erkennt an, daß

die Prinzessin Giauhare die schönste Jungfrau unter dem Himmel ist: aber nicht minder wahr ist, daß der junge König von Persien der wohlgebildetste und vollkommenste Prinz auf Erden und in allen Reichen des Meeres ist: darüber sind die Stimmen durchaus nicht getheilt. Da also mein Antrag nur zum großen Ruhme Euer Majestät und der Prinzessin Giauhare gereichen kann, so dürft ihr nicht zweifeln, daß eure Einwilligung in eine so angemessene Verbindung allgemeiner Beifall begleiten werde. Die Prinzessin ist des Königs von Persien würdig, und der König von Persien ist nicht minder ihrer würdig: es gibt keinen König, noch Fürsten auf der Welt, welcher ihm solches streitig machen könnte."

Der König von Samandal würde dem König Saleh nicht Muße gegeben haben, so lange zu reden, wenn die Wuth, worin er dadurch versetzt wurde, es ihm verstattet hätte. Er saß noch eine Weile, nachdem Saleh schon geendigt hatte, ohne ein Wort hervorzubringen, so sehr war er außer sich selber. Endlich brach er in wilde und eines so großen Königs unwürdige Schimpfreden aus. „Du Hund," schrie er, „du wagst es, diese Rede gegen mich zu führen und den Namen meiner Tochter vor mir auch nur auszusprechen? Wer bist du denn? Wer war dein Vater? Wer ist deine Schwester, und wer ist dein Neffe? War sein Vater nicht ein Hund, und eines Hundes Sohn, wie du? Man ergreife den Unverschämten und haue ihm den Kopf ab."

Die kleine Anzahl von Officieren, die um den König von Samandal waren, setzten sich in Bereitschaft, zu gehorchen; aber da der König Saleh in voller Kraft seines Alters, rasch und gewandt war, so entkam er, bevor sie die Säbel gezogen hatten, und gewann die Thüre des Palastes, wo er tausend wohlbewaffnete und berittene Mann seiner Verwandten und seines Hauses fand, die so eben angekommen waren.

Die Königin, seine Mutter, hatte bedacht, daß er nur

so wenig Leute mit sich genommen hätte, und da ihr der üble Empfang ahnte, welchen der König von Samandal ihm bereiten könnte, so hatte sie diese Schaar gesendet und ihr die größte Eile empfohlen. Diejenigen seiner Verwandten, die an der Spitze standen, waren sehr froh, noch zur rechten Zeit angelangt zu sein, als sie ihn so mit seinen Leuten in großer Verwirrung herauskommen und verfolgt sahen.

„Herr," riefen sie, sobald er bei ihnen war, „was gibt es? Wir sind bereit, euch zu rächen: ihr dürft nur befehlen!"

Der König Saleh erzählte ihnen in wenig Worten den Vorgang, stellte sich an die Spitze einer starken Schaar, während die übrigen an der Thüre blieben, deren sie sich bemächtigten, und kehrte auf der Stelle wieder um. Da die wenigen Officiere und Wachen, die ihn verfolgt, sich zerstreut hatten, trat er wieder in das Zimmer des Königs von Samandal, der alsbald von den Seinen verlassen, und nun festgenommen wurde. Der König Saleh ließ Mannschaft genug bei ihm, um sich seiner Person zu versichern, und ging von Zimmer zu Zimmer, um das der Prinzessin Giauhare zu suchen.

Aber gleich auf den ersten Lärm hatte sich diese Prinzessin mit den Frauen, die um sie waren, auf die Oberfläche des Meeres emporgeschwungen, und sich auf eine wüste Insel geflüchtet.

Während diese Dinge im Palaste des Königs von Samandal vorgingen, setzten diejenigen von des Königs Saleh Gefolge, welche gleich bei den ersten Drohungen die Flucht ergriffen hatten, die Königin Mutter in große Unruhe, indem sie ihr die Gefahr verkündigten, in welcher sie ihn verlassen hatten.

Der junge König Beder, der bei ihrer Ankunft gegenwärtig war, wurde um so mehr dadurch beunruhigt, da er sich als die erste Ursache alles des Uebels ansah, welches daraus entstehen konnte. Er hatte nicht Muth

genug, den Anblick der Königin, seiner Großmutter zu ertragen, weil er den König Saleh seinetwegen in so großer Gefahr wußte. Während er sie beschäftigt sah, die Befehle zu ertheilen, welche sie unter diesen Umständen für nöthig erachtete, schwang er sich aus der Tiefe des Meeres empor; und da er nicht wußte, auf welchem Wege er nach dem Königreiche Persien heimkehren sollte, so flüchtete er sich auf dieselbe Insel, auf welche die Prinzessin Giauhare sich gerettet hatte.

Ganz außer sich, setzte er sich am Fuße eines großen Baumes nieder, welcher von mehreren kleinen umgeben war. Indem er sich hier wieder sammelte, hörte er sprechen: er horchte sogleich hin; weil er aber ein wenig zu entfernt war, um etwas von dem zu verstehen, was gesprochen wurde, so stand er auf und näherte sich ohne Geräusch dem Orte, woher die Stimmen kamen, und erblickte durch das Laub eine Schönheit, von welcher er geblendet wurde.

„Ohne Zweifel," sagte er bei sich selber, indem er stille stand, und sie mit Bewunderung betrachtete, „ist dies die Prinzessin Giauhare, welche vielleicht der Schreck gezwungen hat, den Palast des Königs, ihres Vaters, zu verlassen; und wenn sie es nicht ist, so verdient diese doch nicht minder, daß ich sie von ganzem Herzen liebe."

Er weilte nicht länger, sondern trat hervor, und indem er sich der Prinzessin mit vieler Ehrerbietung näherte, sprach er zu ihr: „Edles Fräulein, ich kann dem Himmel nicht genug danken für die Gunst, welche er mir heute erzeigt, indem er meinen Augen das Schönste darbietet, auf welches er niederblickt.

Es könnte mir kein größeres Glück begegnen, als die Gelegenheit, euch meine Dienste darzubieten. Ich bitte euch, edles Fräulein, sie anzunehmen: eine Person, wie ihr, befände sich nicht in dieser Einöde, wenn sie keiner Hülfe bedürfte."

„Es ist wahr, mein Herr," antwortete die Prinzes-

sin Giauhare mit trauriger Miene, „daß es sehr ungewöhnlich für eine Frau meines Standes ist, sich in einer solchen Lage zu befinden. Ich bin eine Prinzessin, Tochter des Königs von Samandal, und nenne mich Giauhare. Ich saß ruhig in meiner Wohnung, als ich plötzlich einen erschrecklichen Lärm hörte. Man kam, mir zu verkündigen, daß der König Saleh, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Palast gestürmt und sich meines Vaters bemächtigt, nachdem er alle diejenigen von seiner Wache, welche ihm Widerstand geleistet, niedergemacht hätte. Ich hatte nur noch so viel Zeit, zu entfliehen und hier einen Zufluchtsort vor seiner Gewaltthätigkeit zu suchen."

Bei der Erzählung der Prinzessin gerieth der König Beder in Verwirrung, daß er die Königin, seine Großmutter, so voreilig verlassen hatte, ohne über die gebrachte Nachricht nähere Aufklärung abzuwarten. Er freute sich aber, daß der König, sein Oheim, sich der Person des Königs von Samandal bemeistert hatte: denn er zweifelte nicht, daß dieser ihm nun für seine Freiheit die Prinzessin bewilligen würde.

„Anbetungswürdige Prinzessin," erwiederte er, „euer Schmerz ist sehr gerecht; aber es ist leicht, ihn, zugleich mit der Gefangenschaft eures Vaters, zu heben. Ihr werdet mir beistimmen, wenn ihr erfahret, daß ich mich Beder nenne, König von Persien bin, und der König Saleh mein Oheim ist. Ich kann euch wohl versichern, daß dieser keineswegs die Absicht hat, sich der Staaten eures Vaters zu bemächtigen. Er hat keinen andern Zweck als mir das Glück zu verschaffen, daß ich sein Eidam werde, indem ich euch aus seiner Hand zur Gemahlin empfange. Ich hatte schon auf die Schilderung von eurer Schönheit und euren Reizen, euch mein Herz gewidmet. Weit entfernt, daß es mich gereue, bitte ich euch nun, es anzunehmen und überzeugt zu sein, daß es immer für euch brennen wird. Ich wage zu hoffen, ihr werdet es nicht ausschlagen, sondern bedenken, daß ein König, der sein

Reich einzig deshalb verlassen hat, um es euch darzubieten, einige Erkenntlichkeit verdiene. Erlaubet also, schönste Prinzessin, daß ich die Ehre habe, euch meinem Oheime vorzustellen. Der König, euer Vater, wird nicht sobald seine Einwilligung zu unserer Vermählung gegeben haben, als er ihn wieder seine Staaten beherrschen lassen wird, wie zuvor."

Die Erklärung des Königes Beder brachte nicht die Wirkung hervor, welche er davon erwartet hatte. Als die Prinzessin ihn erblickte, hatte er ihr bei seiner guten Miene, seiner Bildung, und dem edlen Anstande, womit er sich ihr nahte, anfangs nicht mißfallen. Aber sobald sie von ihm selber vernommen, daß er die Ursache der üblen Behandlung wäre, welche ihr Vater jetzt eben erfahren hatte, so ließ sie ihr Schmerz darüber, und die Furcht, welche sie gezwungen hatte die Flucht zu ergreifen, ihn als einen Feind betrachten, mit welchem sie keine Gemeinschaft haben dürfte. Ueberdies, wie geneigt sie selber auch sein mochte, in die von ihm gewünschte Vermählung zu willigen, so erkannte sie doch wohl, daß ihr Vater diese Verbindung unter andern auch aus dem Grunde verwürfe weil der König Beder von einem Landkönig abstammte, und war entschlossen, sich in diesem Stücke gänzlich seinem Willen zu unterwerfen. Gleichwohl wollte sie nichts von ihrem Unmuthe merken lassen; sie sann nur auf ein Mittel, sich geschickt aus den Händen des Königs Beder zu befreien; und indem sie sich stellte, als ob sie ihn mit Vergnügen ansähe, sprach sie zu ihm mit aller möglichen Höflichkeit:

„Herr, ihr seid also ein Sohn der durch ihre außerordentliche Schönheit so berühmten Königin Gülnare? Ich freue mich sehr, in euch einen ihrer so würdigen Prinzen zu sehen. Der König, mein Vater, hat sehr Unrecht, sich so heftig unserer gegenseitigen Verbindung zu widersetzen. Sobald er euch aber nur sieht, wird er nicht

länger anstehen, uns beide glücklich zu machen." Indem sie diese Worte sagte, reichte sie ihm die Hand.

Der König Beder wähnte sich schon auf dem Gipfel seines Glücks; er streckte seine Hand aus, faßte die Hand der Prinzessin, und bückte sich, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen.

Die Prinzessin ließ ihm aber nicht Zeit dazu. „Verwegener," sprach sie zu ihm, indem sie ihn zurückstieß und ihm ins Gesicht spie, weil sie kein Wasser bei der Hand hatte, „verlaß diese Menschengestalt, und nimm die Gestalt eines weißen Vogels an, mit rothem Schnabel und rothen Füßen!"

---

## Zweihundert und siebzigste Nacht.

Sobald sie diese Worte ausgesprochen hatte, verwandelte sich der König Beder, mit eben so viel Verdruß als Erstauenen in einen Vogel von dieser Gestalt. „Nimm ihn," sagte sie sogleich zu einer ihrer Frauen, „und trag ihn auf das Dürre Eiland."

Diese Insel war nichts als ein scheuslicher Fels, wo es keinen Tropfen Wasser gab.

Die Frau nahm den Vogel, und indem sie den Befehl der Prinzessin Giauhare vollzog, hatte sie jedoch Mitleid mit dem Schicksale des Königs Beder. „Es wäre doch Schade," sprach sie bei sich selber, „daß ein des Lebens so würdiger Prinz vor Hunger und Durst verschmachten sollte. Die Prinzessin, sonst so gut und sanft, bereuet vielleicht noch selber einen so grausamen Befehl, wenn sich ihr heftiger Zorn gelegt hat; es ist besser, daß ich ihn nach einem Orte trage, wo er vergnügter sterben kann."

Sie trug ihn also auf eine wohlbevölkerte Insel, und ließ ihn auf einem sehr angenehmen Gefilde, das mit Fruchtbäumen aller Art besetzt und von mehreren Bächen bewässert war. —

Aber kehren wir jetzo wieder zum Könige Saleh zurück.

Nachdem er selber die Prinzessin Giauhare gesucht, und sie überall im Palaste hatte suchen lassen, ohne sie zu finden, ließ er den König von Samandal in seinem eigenen Palast, unter guter Bewachung, einsperren; und als er die nöthigen Befehle zur Regierung des Reichs während seiner Abwesenheit ertheilt hatte, begab er sich zu der Königin, seiner Mutter, um ihr von dem Erfolg seiner Unternehmung Bericht abzustatten.

Er fragte gleich bei seiner Ankunft nach seinem Neffen, und vernahm mit großer Verwunderung und Verdruß, daß er verschwunden war. „Man brachte uns die Nachricht," sagte ihm die Königin, „von der großen Gefahr, in welcher du im Palaste des Königs von Samandal schwebtest, und während ich Befehle ertheilte, um dir neue Hülfe zu senden, oder dich zu rächen, verschwand er. Er muß über die Nachricht von deiner Gefahr erschrocken sein, und sich bei uns nicht mehr sicher geglaubt haben."

Diese Neuigkeit betrübte sehr den König Saleh, der nun die zu große Willfährigkeit bereuete, mit welcher er dem Verlangen des jungen Königs nachgegeben hatte, ohne zuvor mit der Königin Gülnare deshalb zu sprechen. Er sandte auf allen Seiten nach ihm aus, aber welche Mühe er sich auch gab, er bekam keine Kunde von ihm; und anstatt der Freude, daß er eine Heirath, die er als sein Werk ansah, schon so weit gefördert hatte, war das Leid über diesen unvermutheten Unfall um so kränkender. In Erwartung guter oder schlimmer Nachrichten von seinem Neffen, ließ er sein Königreich unter der Verwaltung seiner Mutter, und ging hin und regierte das Reich des Königs von Samandal, welchen er fortwährend mit großer Vorsicht, obwohl mit allen seinem Range gebührenden Rücksichten, bewachen ließ.

Denselben Tag, wo der König Saleh nach dem Kö-

nigreiche Samandal zurückgekehrt war, kam die Königin Gülnare, Mutter des Königs Beder, zu der Königin, ihrer Mutter. Sie hatte sich nicht gewundert, den König, ihren Sohn, am Tage seiner Abreise nicht zurückkommen zu sehen. Sie hatte sich eingebildet, daß die Hitze der Jagd, wie ihm das schon einigemal begegnet war, ihn weiter geführt, als er sich vorgesetzt hatte. Als sie ihn aber am andern Morgen und auch den folgenden Tag nicht zurückkommen sah, so gerieth sie darüber in eine Unruhe, welche man leicht nach ihrer Zärtlichkeit für ihn ermessen konnte. Diese Unruhe ward noch viel größer, als sie von den Officieren, die ihn begleitet hatten und genöthigt waren, heim zu kommen, nachdem sie ihn und Saleh lange vergeblich gesucht hatten, vernahm, daß Beiden etwas Widriges begegnet, oder sie beisammen an irgend einem Orte sein müßten, welchen sie nicht erforschen könnten; daß sie wohl ihre Pferde gefunden, aber von ihnen selber keine Kunde erlangen könnten, wie viele Mühe sie sich auch deshalb gegeben hätten.

Auf diesen Bericht hatte die Königin Gülnare beschlossen, sich zu verstellen und ihre Betrübniß zu verbergen, und den Boten aufgetragen, sogleich wieder umzukehren und neue Nachsuchungen anzustellen. Während dieser Zeit hatte sie ihren Entschluß gefaßt, und, nachdem sie ihren Frauen gesagt, daß sie allein sein wollte, sich ins Meer gestürzt, um sich über ihren Verdacht aufzuklären, daß wohl der König Saleh den König von Persien mit sich geführet haben könnte.

Diese große Königin wäre von der Königin, ihrer Mutter, mit großem Vergnügen empfangen worden, wenn diese nicht sogleich bei ihrem Anblicke den Beweggrund ihres Kommens gemerkt hätte. „Meine Tochter," sprach sie zu ihr, „du kömmst nicht, mich zu besuchen, ich sehe es wohl, sondern du kömmst um dich bei mir nach deinem Sohne zu erkundigen. Aber was ich dir davon zu sagen weiß, kann nur deine Betrübniß noch ver-

mehren, sowohl wie die meinige. Ich hatte eine große Freude, ihn mit seinem Oheime herkommen zu sehen; aber ich hatte nicht sobald vernommen, daß er, ohne dir etwas zu sagen, abgereiset wäre, als ich den Kummer theilte, welchen du darüber empfinden mußtest."

Sie erzählte ihr hierauf, mit welchem Eifer der König Saleh selber hingegangen wäre, um die Prinzessin Giauhare zu werben, und was darauf erfolgt, bis zu dem Augenblicke, wo der König Beder verschwunden war.

„Ich habe Leute nach ihm ausgeschickt," fügte sie hinzu, „und der König, mein Sohn, welcher so eben abgereist ist, um das Königreich Samandal zu regieren, hat seinerseits auch alle Mühe angewendet; alles ist bis jetzo vergeblich gewesen, aber wir müssen hoffen, daß wir ihn wiedersehen werden, wenn wir es am wenigsten vermuthen."

Die trostlose Gülnare beruhigte sich nicht sogleich bei dieser Hoffnung; sie hielt ihren lieben Sohn für verloren, und weinte bitterlich, indem sie alle Schuld auf ihren Bruder schob.

Die Königin, ihre Mutter, gab ihr zu bedenken, daß sie sich einigen Zwang anthun müßte, um nicht ihrem Schmerze zu erliegen. „Es ist wahr," sprach sie zu ihr, „der König, dein Bruder, hätte nicht so unvorsichtig von dieser Heirath mit dir reden, noch darein willigen sollen, den König, meinen Enkel, mitzunehmen, ohne dich zuvor davon zu benachrichtigen. Da es aber keineswegs gewiß ist, daß der König von Persien umgekommen, so darfst du nichts verabsäumen, ihm sein Königreich zu erhalten. Verlier' also keine Zeit, sondern kehre nach deiner Hauptstadt zurück. Deine Gegenwart ist dort nothwendig, und es wird dir nicht schwer fallen, alles in dem friedlichen Stande zu erhalten, worin es sich befindet, indem du bekannt machen läßt, daß es dem Könige von Persien gefallen hat, uns zu besuchen."

Es bedurfte nicht weniger, als eines so starken Antriebes, wie dieser war, um die Königin Gülnare zur

Nachgiebigkeit zu bewegen. Sie nahm Abschied von der Königin, ihrer Mutter, und war schon wieder im Palaste der Hauptstadt von Persien, bevor man ihre Abwesenheit bemerkt hatte.

Sie fertigte sogleich Boten ab, um die Leute, welche sie zur Aufsuchung ihres Sohnes ausgeschickt hatte, zurück zu rufen, und ihnen zu sagen, sie wüßte schon, wo er wäre, und man würde ihn bald wiedersehen. Sie ließ das Gerücht davon auch durch die ganze Stadt verbreiten und führte unterdessen die Regierung mit dem ersten Minister und dem Staatsrathe eben so ruhig, als wenn der König Beder gegenwärtig gewesen wäre.

Um nun auf den König Beder zurück zu kommen, welchen eine Frau der Prinzessin Giauhare auf die Insel getragen und dort gelassen hatte, wie ich gesagt habe, so war dieser Fürst in großer Bestürzung, als er sich allein und in der Gestalt eines Vogels sah. Er fühlte sich in diesem Zustande um so unglücklicher, als er nicht wußte, wo er war, noch in welcher Weltgegend das Königreich Persien lag. Und wenn er dies auch gewußt und seinen Flügeln Stärke genug zugetraut hätte, sich über so viele Meere zu wagen und dorthin zu gelangen, was hätte er anders damit gewonnen, als dieselbe Mühe und dieselbe Schwierigkeit, wie hier, nämlich, auch nur für einen Menschen erkannt zu werden, geschweige für den König von Persien? Er war also gezwungen, zu bleiben, wo er war, von der Nahrung der Vögel seiner Gattung zu leben und die Nacht auf einem Baume zuzubringen.

Nach Verlauf etlicher Tage kam ein Bauer, der sehr geschickt im Vogelstellen war, in die Gegend seines Aufenthaltes, und hatte eine große Freude, als er einen so schönen Vogel erblickte, von einer ihm noch unbekannten Gattung, obwohl er schon lange Jahre den Vogelfang trieb. Er wandte alle ihm mögliche Geschicklichkeit an, und stellte seine Netze so gut, daß er den Vogel fing. Erfreut über einen so guten Fang, welcher seiner Schätzung

nach, der Seltenheit wegen, ihm mehr einbringen mußte, als viele andere Vögel zusammen, wie er sie gewöhnlich fing, setzte er ihn in einen Käfig, und trug ihn nach der Stadt.

Sobald er damit auf den Markt kam, hielt ein Bürger ihn an, und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wollte.

Anstatt auf diese Frage zu antworten, fragte der Bauer wiederum den Bürger, was er mit dem Vogel zu machen gedächte, wenn er ihn gekauft hätte.

„Guter Freund," erwiederte der Bürger, „was meinst du, daß ich sonst mit ihm thun soll, als ihn braten lassen, um ihn zu essen."

„Demnach," versetzte der Bauer, „gedächtet ihr ihn wohl gut bezahlt zu haben, wenn ihr mir die kleinste Silbermünze für ihn gäbet. Ich halte ihn weit höher, und es wäre nicht euer Handel, mir ein Goldstück dafür zu geben. Ich bin doch schon alt, aber so lange ich denken kann, habe ich noch nie seinesgleichen gesehen. Ich will dem König ein Geschenk damit machen: er wird sich besser auf den Werth desselben verstehen, als ihr."

Anstatt auf dem Markte sich aufzuhalten, ging der Bauer nach dem Palaste, und blieb vor der Wohnung des Königs stehen. Der König stand an einem Fenster, wo er alles sah, was auf dem Platze vorging. Als er den schönen Vogel erblickte, sandte er einen Befehlshaber der Verschnittenen hin, mit dem Auftrage, ihm denselben zu kaufen.

Der Verschnittene kam zu dem Bauern, und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wollte. „Wenn es für Seine Majestät ist," antwortete der Bauer, „so bitte ich sie, zu genehmigen, daß ich ihr ein Geschenk damit mache, und ersuche euch, ihn hinzutragen."

Der Verschnittene trug den Vogel zu dem Könige, und der König fand ihn so sonderbar, daß er dem Verschnittenen befahl, dem Bauern zehn Goldstücke hinzuge-

ben; mit welchen dieser sehr vergnügt nach Hause ging. Hierauf setzte er den Vogel in einen prächtigen Käfig, und gab ihm Körner und Wasser in kostbaren Gefäßen.

Der König, der gerade im Begriffe war, zu Pferde zu steigen, um auf die Jagd zu reiten, so daß er nicht Zeit hatte, den Vogel genau zu betrachten, ließ ihn sich gleich bei seiner Heimkunft bringen.

Der Verschnittene brachte den Käfig: und um ihn besser zu betrachten, öffnete der König selber die Thüre, und nahm den Vogel auf seine Hand. Indem er ihn mit großer Verwunderung ansah, fragte er den Verschnittenen, ob er gefressen hätte. „Herr," antwortete dieser, „Euer Majestät kann sehen, daß sein Futtergefäß noch voll ist, und ich habe nicht bemerkt, daß er es berührt hat." Der König befahl, ihm Futter verschiedener Art zu geben, damit er sich aussuchen könnte, was ihm schmeckete.

Da der Tisch schon gedeckt war, so wurde aufgetragen, während der König diese Vorschrift ertheilte. Sobald die Schüsseln aufgesetzt waren, schlug der Vogel mit den Flügeln, entschlüpfte der Hand des Königs, flog auf den Tisch, und begann das Brot und die Speisen anzupicken, bald die eine, bald die andere Schüssel.

Der König war so erstaunt hierüber, daß er den Befehlshaber der Verschnittenen zu der Königin schickte, damit sie dieses Wunder zu schauen käme. Der Verschnittene erzählte der Königin mit wenigen Worten die Sache, und die Königin kam sogleich. Aber sobald sie den Vogel erblickte, bedeckte sie ihr Antlitz mit dem Schleier, und wollte wieder weggehen. Der König, über diese Handlung um so mehr verwundert, als nur Verschnittene und die Frauen ihres Gefolges im Zimmer waren, fragte sie, warum sie sich so gebehrdete.

„Herr," antwortete die Königin, „Euer Majestät wird nicht verwundert darüber sein, wenn ihr vernehmet, daß dieser Vogel nicht ein Vogel ist, wie ihr euch einbildet, sondern ein Mann."

„Herrin," erwiederte der König, noch erstaunter als zuvor, „ihr wollt ohne Zweifel euern Scherz mit mir treiben; ihr werdet mich nimmer überreden, daß dieser Vogel ein Mann ist."

„Herr, Gott verhüte, daß ich mit Euer Majestät Scherz treibe! Nichts ist wahrhafter, als was ich die Ehre habe euch zu sagen: und ich versichere euch, es ist der König von Persien, Namens Beder, Sohn der berühmten Gülnare, der Prinzessin eines der größten Königreiche des Meeres, und Enkel der Königin Faraschè[7]), der Mutter Gülnare's und Saleh's; und es ist die Prinzessin Giauhare, Tochter des Königs von Samandal, welche ihn so verwandelt hat."

Kurz, damit der König nicht mehr daran zweifeln konnte, so erzählte sie ihm, wie und warum die Prinzessin Giauhare also die üble Behandlung gerächt hatte, welche ihrem Vater, dem Könige von Samandal, von dem Könige Saleh widerfahren war.

Der König glaubte um so leichter alles, was die Königin ihm von dieser Geschichte erzählte, da er sie als eine der zauberkundigsten Frauen kannte, die es jemals auf der Welt gab, und da ihr nichts verborgen blieb, was vorging, so daß er durch ihre Vermittelung von den bösen Absichten seiner Nachbarkönige gegen ihn alsbald unterrichtet war, und ihnen zuvorkam. Er hatte Mitleid mit dem Könige von Persien, und bat die Königin inständig, die Bezauberung aufzulösen, welche ihn in dieser Gestalt festhielt.

Die Königin bewilligte es mit vielem Vergnügen. „Herr," sagte sie zu dem Könige, „Euer Majestät geruhe, mit dem Vogel in ihr Gemach zu treten, und ich will euch in wenigen Augenblicken einen König sehen lassen, welcher der Achtung würdig ist, welche ihr für ihn hegt."

Der Vogel, welcher aufgehört hatte zu essen, um auf die Unterredung des Königs und der Königin zu merken, machte dem Könige nicht die Mühe, ihn erst zu fangen;

er flog voran in das Gemach, und die Königin kam bald darnach hinein, mit einem Gefäße voll Wassers in der Hand. Sie sprach über das Gefäß einige, dem König unverständliche Worte, bis das Wasser anfing zu sieden; sogleich nahm sie etwas davon in die Hand, bespritzte damit den Vogel, indem sie sprach:

„Durch die Kraft der heiligen und geheimnißvollen Worte, welche ich so eben ausgesprochen habe, und im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erden, welcher die Todten auferweckt und das Weltall in seinem Stande erhält, verlaß diese Vogelgestalt, und nimm die Gestalt wieder an, welche du von deinem Schöpfer empfangen hast."

Kaum hatte die Königin diese Worte ausgesprochen, als der König, anstatt des Vogels, einen jungen, schön gewachsenen Prinzen erscheinen sah, dessen edler Anstand und herrliche Miene ihn bezauberte.

Der König Beder warf sich sogleich auf die Knie und dankte Gott für die erzeigte Gnade. Alsdann ergriff er, indem er wieder aufstand, die Hand des Königs und küßte sie, um ihm seine innige Erkenntlichkeit auszudrücken. Aber der König umarmte ihn mit großer Freude, und bezeugte ihm, wie viel Vergnügen es ihm machte, ihn zu sehen. Beder wollte auch der Königin danken, aber sie hatte sich schon in ihr Gemach zurückgezogen.

Der König setzte sich mit ihm zu Tische, und nach der Mahlzeit bat er ihn, zu erzählen, wie die Prinzessin Giauhare so unmenschlich hätte sein können, einen so liebenswürdigen Prinzen, wie er wäre, in einen Vogel zu verwandeln; und der König von Persien befriedigte sogleich seine Neugier.

Als er geendigt hatte, konnte der König, voll Unwillens über das Verfahren der Prinzessin, sich nicht enthalten, sie zu tadeln. „Es war löblich von der Prinzessin von Samandal," sprach er, „daß sie bei der Behandlung ihres Vaters nicht gleichgültig blieb; daß sie aber die

Rache so weit trieb, gegen einen Prinzen, der daran unschuldig war, das ist etwas, das sie nimmer verantworten kann. Aber lassen wir dies jetzo beiseite, und saget mir, worin ich euch sonst noch dienen kann."

„Herr," antwortete der König Weber, „meine Verpflichtung gegen Euer Majestät ist so groß, daß ich mein ganzes Leben lang bei euch bleiben müßte, um euch meine Dankbarkeit dafür zu bezeugen; da ihr aber eurer Großmuth keine Schranken setzet, so bitte ich euch, mir gütigst eins eurer Schiffe zu bewilligen, um mich nach Persien zurückzuführen, wo ich fürchten muß, daß meine nur schon zu lange Abwesenheit Verwirrung angerichtet hat, und wohl gar die Königin, meine Mutter, der ich meine Abreise verborgen habe, in der Ungewißheit über mein Schicksal, vor Schmerz gestorben sein mag."

Der König gewährte ihm mit der größten Willfährigkeit von der Welt seine Bitte, und ohne Aufschub gab er Befehl zur Ausrüstung eines der stärksten Schiffe und der schnellsten Segler von seiner zahlreichen Flotte.

Das Schiff wurde alsbald mit allem Nöthigen versehen, mit Matrosen, Soldaten, Lebensmitteln und Kriegsvorrath; und sobald der Wind günstig war, schiffte sich Weber darauf ein, nachdem er vom König Abschied genommen, und ihm für alle die Wohlthaten gedankt hatte, welche er ihm schuldig war.

Das Schiff ging unter Segel, in welche der Wind blies und es bald auf seiner Fahrt beträchtlich vorwärts trieb. Am eilften Tage ward er etwas widrig; er nahm zu, und ward zuletzt so heftig, daß er zum wüthenden Sturm anwuchs. Das Schiff kam nicht allein von seinem Wege ab, sondern es wurde auch so stark hin- und und hergeworfen, daß alle seine Masten zerbrachen, und es so, ein Spiel der Wellen, auf eine Klippe stieß und scheiterte.

Der größte Theil der Mannschaft ertrank sogleich; einige vertrauten der Kraft ihrer Arme, um sich durch

Schwimmen zu retten, und andere hielten sich an ein Stück Holz oder an ein Brett.

Beder war unter diesen letzten, und bald von der Strömung, bald von den Wogen fortgerissen, war er in großer Ungewißheit über sein Schicksal; endlich gewahrte er, daß er dem Lande nahe war, und unweit einer ansehnlich erscheinenden Stadt. Er wandte alle ihm übrige Kraft an, das Land zu erreichen, und kam endlich so nahe ans Ufer, wo das Meer ruhig war, daß er den Grund berührte. Sogleich ließ er das Stück Holz fahren, welches ihm so große Hülfe gewährt hatte.

Aber indem er aus dem Wasser vorschritt, das Trokkene zu erreichen, war er sehr verwundert, als er von allen Seiten Pferde, Kameele, Maulesel, Esel, Ochsen, Kühe, Stiere und andere Thiere, die am Ufer standen, herbeilaufen sah, um ihn zu hindern, dasselbe zu betreten. Er hatte alle Mühe von der Welt, ihre Abwehr zu überwinden, und sich einen Weg durch sie hin zu bahnen. Als er endlich zum Ziele kam, setzte er sich auf einen Felsen in Sicherheit, bis er sich etwas erholt und seine Kleider an der Sonne getrocknet hatte.

Als er hierauf weiter in die Stadt gehen wollte, fand er abermals dieselbe Schwierigkeit mit denselben Thieren, als wenn sie ihn von seinem Vorhaben abermals abwendig machen und ihm zu verstehen geben wollten, daß Gefahr für ihn dabei wäre.

Der König Beder trat in die Stadt, und sah hier viel schöne und breite Straßen, aber zu seiner großen Verwunderung begegnete er keinem einzigen Menschen. Diese große Einsamkeit ließ ihn ahnen, daß die vielen Thiere nicht ohne Grund alles Mögliche gethan hätten, um ihn von dem Eintritte in die Stadt abzuhalten. Gleichwohl schritt er weiter, und bemerkte mehrere offene Läden, welche ihm anzeigten, daß die Stadt doch nicht so unbewohnt war, als er gedacht hatte. Er näherte sich einem dieser Läden, wo verschiedene Arten Früchte auf sehr

einladende Weise zum Verkauf ausgestellt waren, und grüßte den Greis, der darin saß.

---

## Zweihundert und ein und siebzigste Nacht.

Der Greis, der eben mit etwas beschäftigt war, hub den Kopf auf; und als er einen jungen Mann von edlem und stattlichem Ansehen erblickte, fragte er ihn mit einem Ausdrucke großer Verwunderung, wo er herkäme, und was für eine Angelegenheit ihn herführete.

Der König Beder befriedigte in wenig Worten seine Neugier, und der Greis fragte ihn weiter, ob er auf seinem Wege niemand begegnet wäre.

„Ihr seid der erste, den ich hier gesehen habe," antwortete der König, „und ich begreife nicht, wie eine so schöne und ansehnliche Stadt so öde sein kann, wie sie ist."

„Kommet herein, und bleibet nicht länger vor der Thüre," versetzte der Greis; „es möchte euch sonst etwas Uebles begegnen. Ich will nachher eure Neugier befriedigen, und euch die Ursache sagen, warum diese Vorsicht nöthig ist."

Der König Beder ließ es sich nicht zweimal sagen: er trat herein, und setzte sich neben den Greis. Weil dieser aber aus der Erzählung seines Mißgeschicks vernommen hatte, daß er Nahrung bedurfte, so reichte er ihm zuvörderst etwas, um seine Kräfte wieder zu stärken; und obwohl der König Beder ihn um die Mittheilung der Ursache bat, warum er die Vorsicht gebrauchte, ihn herein treten zu lassen, so wollte er ihm doch nicht eher darauf antworten, als bis er sich satt gegessen hatte. Er fürchtete nämlich, daß die schlimme Neuigkeit, welche er ihm zu sagen hatte, ihn am ruhigen Essen hindern möchte. Jetzt, als er sah, daß er seine Mahlzeit vollendet hatte, sprach er zu ihm:

„Ihr möget Gott danken, daß ihr ohne einen Unfall bis zu mir gekommen seid."

„Nun, wie so?" fragte der König Beder, beunruhigt und erschrocken.

„Ihr müßt wissen," fuhr der Greis fort, „daß diese Stadt die Zauberstadt heißt, und nicht von einem Könige, sondern von einer Königin beherrscht wird. Diese Königin, welche die schönste aller Weiber, ist auch eine Zauberin, aber die berüchtigste und gefährlichste, die man kennt. Ihr werdet davon überzeugt sein, wenn ihr erfahret, daß alle die Pferde, Maulesel und andere Thiere, die ihr gesehen habt, sämmtlich Menschen sind, wie ihr und ich, welche sie durch ihre höllischen Künste so verwandelt hat. Alle wohlgebildete junge Leute, wie ihr, welche in die Stadt kommen, werden von ihren dazu ausgestellten Sklaven angehalten, und mit Güte oder mit Gewalt zu ihr geführt. Sie empfängt sie aufs freundlichste, sie liebkoset ihnen, bewirthet sie, und herberget sie prächtig, kurz, gibt ihnen so viel Gelegenheit, um sie von ihrer Liebe zu überzeugen, daß es ihr ohne Mühe gelingt: aber sie läßt sie nicht lange dieses vermeinten Glückes genießen: da ist keiner, den sie nicht, nach Verlauf von vierzig Tagen, in irgend ein vierfüßiges Thier oder in einen Vogel, wie sie es für gut findet, verwandelt hätte. Ihr habt mir von den vielen Thieren erzählt, welche euch verhindern wollten, ans Land zu kommen und in die Stadt zu gehen: das waren sie; und weil sie euch auf keine andere Weise die Gefahr zu erkennen geben konnten, welcher ihr euch aussetztet, so thaten sie, was in ihrem Vermögen stand, um euch davon abzuhalten."

Diese Rede bekümmerte den jungen König von Persien gar sehr. „Ach," rief er aus, „welchen Unfällen bin ich durch mein Mißgeschick preisgegeben! Kaum bin ich von einer Bezauberung, die mich noch mit Grauen erfüllt, befreit, so sehe ich mich schon wieder einer anderen, noch schrecklicheren ausgesetzt."

Dies gab ihm Anlaß, dem Greise umständlicher seine Geschichte zu erzählen, von seiner Geburt, seinem Stande, seiner Liebe zu der Prinzessin von Samandal, und von ihrer Grausamkeit, so daß sie ihn in einen Vogel verwandelt, in dem Augenblicke, wo er sie eben erst gesehen und ihr seine Liebe erklärt hatte.

Als der König seine Erzählung geendigt hatte, bezeigte er seine Furcht, in ein noch größeres Unglück zu gerathen. Der Greis suchte ihn zu beruhigen und sprach: „So wahr es ist, was ich euch von der Zauberkönigin und ihrer Bosheit gesagt habe, so darf es euch jedoch nicht in die Unruhe versetzen, welche ihr zu fühlen scheint. Ich bin in der großen Stadt beliebt; selbst der Königin bin ich nicht unbekannt, und ich darf wohl sagen, daß sie viel auf mich hält. Es ist also ein großes Glück für euch, daß euer guter Stern euch eher zu mir, als zu irgend einem andern geführt hat. Ihr seid in Sicherheit in meinem Hause, wo ich euch zu bleiben rathe, wenn es euch so gefällt. Sofern ihr euch nicht daraus entfernet, verbürge ich euch, daß euch nichts begegnen soll, was euch Anlaß geben könnte, euch über meine Unredlichkeit zu beklagen. Also dürft ihr euch sonst in keiner Rücksicht Zwang anthun."

---

## Zweihundert und zwei und siebzigste Nacht.

Der König Beder dankte dem Greise für die Gastfreundschaft und den Schutz, welchen er ihm so gutherzig gewährte. Er setzte sich an den Eingang des Ladens; und kaum erschien er hier, als seine Jugend und sein schönes Ansehen die Augen aller Vorübergehenden auf sich zog. Mehrere blieben sogar stehen, und wünschten dem Alten Glück, daß er einen so wohlgebildeten Sklaven, wofür sie ihn hielten, erworben hatte; und sie schienen um so mehr darüber verwundert, als sie nicht begrei-

sen konnten, wie ein so schöner junger Mann den Nachstellungen der Königin hatte entgehen können.

„Wähnet nicht, daß es ein Sklave ist," sagte der Alte zu ihnen; „ihr wißt, daß ich weder reich noch vornehm genug bin, um einen Sklaven von solcher Schönheit zu haben. Es ist mein Neffe, der Sohn meines verstorbenen Bruders; und da ich kinderlos bin, so habe ich ihn kommen lassen, um mir Gesellschaft zu leisten."

Alle erfreuten sich mit ihm über die Zufriedenheit, welche dessen Ankunft ihm gewähren müßte; aber zugleich konnten sie sich nicht enthalten, ihm ihre Furcht zu äußern, daß die Königin ihm denselben entführen möchte.

„Ihr kennet sie," sagten sie zu ihm, „und euch kann, nach so vielen Beispielen davon, die Gefahr nicht verborgen sein, welcher ihr ausgesetzt seid. Wie groß würde euer Schmerz sein, wenn sie ihn dieselbe Behandlung erfahren ließe, wie so viele andere, die wir kennen!"

„Ich bin euch sehr verbunden," erwiederte der Greis, „für die herzliche Freundschaft, welche ihr mir bezeuget, und für die Theilnahme an meinen Angelegenheiten; ich danke euch dafür mit aller möglichen Erkenntlichkeit. Aber ich darf nicht fürchten, daß die Königin mir das geringste Leid anthun werde, nachdem sie mir immerdar so viel Güte erzeigt hat. Falls sie etwas davon vernimmt und mit mir davon redet, so hoffe ich, wird sie doch nicht weiter daran denken, sobald ich ihr sage, daß er mein Neffe ist."

Der Greis freute sich über die Lobsprüche, welche man dem jungen Könige von Persien ertheilte; er nahm solchen Theil daran, als wenn er wirklich sein eigener Sohn gewesen wäre; er faßte zu ihm eine herzliche Liebe, welche in dem Maaße zunahm, wie sein Aufenthalt bei ihm ihm Gelegenheit gab, ihn immer besser kennen zu lernen.

Es war ungefähr ein Monat, daß sie so zusammen lebten, als eines Tages der König Beder, wie gewöhnlich,

am Eingange des Ladens saß, und die Königin Labe[8]) (so nannte er die Zauberkönigin) mit großem Gepränge am Hause des Greises vorüberzog. Der König Beder hatte nicht sobald die Spitze der voranreitenden Leibwache erblickt, als er aufstand, in den Laden zurücktrat, und den Greis, seinen Wirth, fragte, was das bedeute? „Das ist die Königin, die hier vorbeikommen wird," antwortete er, „aber bleibet nur, und fürchtet nichts."

Die Leibwache der Königin Labe, sämmtlich purpurfarbig gekleidet, wohl beritten und ausgerüstet, zog mit blanken Säbeln, in vier Reihen, tausend an der Zahl, einher; und es war keiner von den Officieren, welcher nicht im Vorbeireiten an dem Laden des Greises, diesen begrüßte. Ihnen folgte eine Anzahl von Verschnittenen, in Brokat gekleidet und noch besser beritten; und ihre Officiere erwiesen ihm dieselbe Ehre. Nach ihnen kamen eben so viel junge Mädchen: fast alle gleich schön, reich gekleidet und mit Edelsteinen geschmückt, schritten sie feierlich einher, mit einer kleinen Picke in der Hand: und in ihrer Mitte erschien die Königin Labe, auf einem Rosse, welches ganz von Diamanten strahlte mit einem goldenen Sattel und einer Schabracke von unschätzbarem Werthe. Die jungen Mädchen grüßten ebenfalls den Greis, so wie sie an ihm vorbeikamen; und die Königin, getroffen von der Schönheit des Königs Beder, hielt vor dem Laden still, und sprach zu dem Alten:

„Abdallah[9])," (so hieß er) „sage mir, ich bitte dich, gehört dir dieser so wohlgebildete und reizende Sklave? Hast du ihn schon lange?"

Abdallah warf sich vor der Königin auf die Erde, und antwortete ihr, indem er aufstand:

„Königin, es ist mein Neffe, der Sohn meines unlängst verstorbenen Bruders. Da ich keine Kinder habe, so betrachte ich ihn wie meinen Sohn, und ich habe ihn zum Troste meines Alters kommen lassen, und damit er

nach meinem Tode das Wenige, was ich hinterlassen werde, in Besitz nehme."

---

## Zweihundert und drei und siebzigste Nacht.

Die Königin, die noch keinen so schönen Jüngling gesehen hatte, wie den König Beder, und in eine heftige Leidenschaft für ihn entbrannte, suchte es auf diese Erklärung dahin zu bringen, daß der Greis ihn ihr überließe. „Guter Vater," fuhr sie fort, „willst du mir nicht die Liebe thun und mir ein Geschenk mit ihm machen? Schlag es mir nicht ab, ich bitte dich. Ich schwöre bei dem Feuer und bei dem Lichte, ich will ihn so groß und so gewaltig machen, daß noch niemals einer seinesgleichen ein so hohes Glück soll gemacht haben. Wenn ich auch die Absicht hätte, dem ganzen Menschengeschlechte Böses zu thun, so sollte doch er der einzige sein, bei dem ich mich wohl davor hüten würde. Ich vertraue, daß du mir meine Bitte gewährest, und ich gründe dieses Vertrauen noch mehr auf die Liebe, welche du, wie ich weiß, zu mir hast, als auf die Hochachtung, welche ich für dich gehegt habe und noch hege."

„Herrin," erwiederte Abdallah, „ich bin Euer Majestät unendlich verpflichtet für alle die Güte, welche ihr mir erzeigt, und für die Ehre, welche ihr meinem Neffen anthun wollet. Er ist nicht würdig, einer so großen Königin zu nahen: ich bitte also euer Majestät, ihn gütigst davon zu entbinden."

„Abdallah," versetzte die Königin, „ich hatte mir geschmeichelt, daß du mich mehr liebtest; und ich hätte niemals geglaubt, daß meine Bitte so wenig Gewicht bei dir haben könnte. Aber ich schwöre nochmals bei dem Feuer und bei dem Lichte, ja selbst bei dem Allerheiligsten meiner Religion, daß ich nicht von dannen gehe, als bis ich deine Hartnäckigkeit überwunden habe. Ich begreife sehr

wohl, was dir Sorge macht; aber ich verspreche dir, du sollst nicht die geringste Ursache haben, es zu bereuen, daß du mich so höchlich verpflichtet hast."

Dem alten Abdallah that es unaussprechlich weh sowohl für ihn selbst als für den König Beder, als er sich gezwungen sah, dem Willen der Königin nachzugeben. „Herrin," erwiederte er, „ich kann es nicht zugeben, daß Euer Majestät eine so schlechte Meinung habe von meiner Ehrfurcht für euch, und von meinem Eifer, zu allem, was euch nur Vergnügen machen kann, beizutragen. Ich setze volles Vertrauen in euer Wort, und zweifle nicht, daß ihr es mir halten werdet. Ich bitte euch nur, die große, meinem Neffen zugedachte Ehre noch bis zum nächsten Male zu verschieben, wo ihr wieder hier vorbei kommet."

„Das ist also bis morgen," versetzte die Königin. Und mit diesen Worten neigte sie das Haupt, ihm zu danken, und setzte ihren Weg nach dem Palaste fort

Als die Königin Labe mit ihrem Prunkgefolge vorübergezogen war, sprach der gute Abdallah zu dem Könige Beder: „Mein Sohn," (so pflegte er ihn zu nennen, um ihn nicht im öffentlichen Gespräche zu erkennen zu geben,) „ich habe, wie ich selber gesehen, der Königin ihre so dringende Bitte nicht abschlagen können, um sie nicht zu reizen, gegen euch öffentlich, oder heimlich durch ihre Zauberkunst Gewalt zu brauchen, und euch im Grimme gegen uns Beide eine noch grausamere und auffallendere Behandlung zu bereiten, als allen denen, welche bis jetzt in ihre Gewalt gerathen sind, wie ich euch schon gesagt habe. Ich habe einigen Grund zu glauben, daß sie so freundlich mit euch verfahren wird, wie sie mir versprochen hat, in Betracht der besonderen Achtung, welche sie für mich hegt. Ihr habt selbst davon urtheilen können, nach dem Benehmen ihres ganzen Hofes und nach der Ehre, welche man mir erzeigt hat. Sie wäre verflucht von Gott,

wenn sie mich betröge; aber sie sollte mich nicht ungestraft betrügen, und ich würde mich dafür zu rächen wissen."

Diese Versicherungen, die sehr ungewiß erschienen, machten auf den König Beder keinen sonderlichen Eindruck. „Nach allem, was ihr mir von der Bosheit dieser Königin erzählt habt," sagte er hierauf, „verhehle ich euch nicht, daß ich mich scheue, ihr zu nahen. Ich würde vielleicht alles, was ihr mir von ihr gesagt habt, verachten, und mich von dem Glanze der Herrlichkeit, welcher sie umgibt, blenden lassen, wenn ich nicht schon aus Erfahrung wüßte, was es heißt, in der Gewalt einer Zauberin sein. Der Zustand, in welchem ich mich durch die Bezauberung der Prinzessin Giäuhare befand, aus welcher ich, wie es scheint, nur deshalb befreiet bin, um sogleich wieder in eine andere zu gerathen, erfüllt mich mit Entsetzen vor ihr."

Seine Thränen hinderten ihn, mehr hierüber zu sagen, und gaben zu erkennen, mit welchem Widerwillen er sich in der verhängnißvollen Nothwendigkeit sah, der Königin Labe überliefert zu werden.

„Mein Sohn," fuhr der alte Abdallah fort, „betrübt euch nicht: ich gestehe, daß man eben nicht sehr auf die Versprechungen und selbst auf die Schwüre einer so arglistigen Königin bauen darf. Ich will euch aber wohl sagen, daß all ihre Macht sich nicht bis auf mich erstreckt. Dies ist ihr nicht unbekannt, und deshalb besonders hat sie so viel Rücksicht für mich. Ich will sie schon verhindern, euch das geringste Leid anzuthun, wenn sie auch treulos genug wäre, es sich zu unterfangen. Ihr könnt euch deshalb auf mich verlassen; und sofern ihr genau die Weisung befolgt, welche ich euch geben werde, bevor ich euch ihr überliefere, so bin ich euch Bürge, daß sie nicht mehr Gewalt über euch haben wird, als über mich."

Die Zauberkönigin ermangelte nicht, den folgenden Tag an dem Laden des alten Abdallah vorbei zu kom-

men, in demselben prächtigen Aufzuge, wie am vorigen Tage, und der Greis erwartete sie mit großer Ehrfurcht.

„Guter Vater," sprach sie zu ihm, indem sie anhielt, „aus der Eilfertigkeit, mit welcher ich komme, dich an dein Versprechen zu erinnern, kannst du auf meine Ungeduld schließen, deinen Neffen bei mir zu haben. Ich weiß, du bist ein Mann von Wort, und will nicht glauben, daß du deinen Sinn geändert habest."

Abdallah, der sich sogleich bei der Annäherung der Königin niedergeworfen, stand wieder auf, als sie ausgeredet hatte; und da er niemand wollte hören lassen, was er ihr zu sagen hatte, trat er ehrerbietig bis zu dem Kopf ihres Rosses hin, und sagte leise zu ihr: „Mächtige Königin, ich weiß, euer Majestät wird die Schwierigkeit nicht übel nehmen, welche ich gestern machte, euch meinen Neffen anzuvertrauen; ihr selber müßt meine Beweggründe erkannt haben. Ich will ihn euch heute wohl übergeben, aber ich bitte euch, in Ansehung seiner, aller Geheimnisse dieser wunderbaren Kunst, welche ihr in so hohem Grade besitzt, zu vergessen Ich betrachte meinen Neffen als meinen eigenen Sohn; und Euer Majestät würde mich in Verzweiflung stürzen, wenn ihr mit ihm anders verführet, als wie ihr die Güte gehabt habt, mir zu versprechen."

„Ich verspreche es dir noch einmal," versetzte die Königin, „und ich wiederhole dir mit demselben Schwure, wie gestern, daß du und er alle Ursachen haben sollt, mit mir zufrieden zu sein. Ich sehe wohl, du kennst mich noch nicht recht," fügte sie hinzu, „du hast mich bisher nur mit verschleiertem Antlitze gesehen; weil ich aber deinen Neffen meiner Freundschaft würdig finde, so will ich dich sehen lassen, daß ich auch der seinigen nicht unwürdig bin."

Bei diesen Worten ließ sie dem König Weber, der sich mit Abdallah genähert hatte, eine vollendete Schönheit sehen.

„Es ist nicht genug, schön zu sein," sprach er bei sich selber, „die Handlungen müssen auch eben so regelmäßig sein, als die Schönheit vollkommen."

---

## Zweihundert und vier und siebzigste Nacht.

Indem der König Beder, die Augen auf die Königin Labe geheftet, diese Betrachtungen anstellte, drehte sich Abdallah nach ihm um, faßte ihn bei der Hand, und stellte ihn ihr vor, mit den Worten: „Hier ist er, Herrin; ich flehe Euer Majestät, noch einmal zu bedenken, daß er mein Neffe ist, und ihm zu erlauben, daß er mich manchmal besuche."

Die Königin versprach es ihm, und ließ ihm, zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit einen Beutel mit tausend Goldstücken geben, welchen sie hatte mitbringen lassen. Er weigerte sich anfangs, ihn anzunehmen, sie aber wollte es durchaus, und er konnte es nicht abschlagen.

Sie hatte ein eben so reich aufgeschirrtes Roß, als das ihrige, für den König von Persien herführen lassen. Man bot es ihm dar; und während er den Fuß in den Steigbügel setzte, sagte die Königin noch zu Abdallah: „Ich habe vergessen, dich zu fragen, wie dein Neffe heißt." Auf seine Antwort, daß er Beder (Vollmond) hieße, fuhr sie fort: „Man hat sich versehen: er sollte vielmehr Schems (Sonne) heißen."

Als der König Beder zu Pferde gestiegen war, wollte er hinter der Königin reiten; sie aber nahm ihn zu ihrer Linken, und ließ ihn neben ihr reiten. Sie sah Abdallah an, und nachdem sie ihm eine Verneigung gemacht, setzte sie ihren Weg fort.

Anstatt auf dem Gesichte des Volks eine gewisse Zufriedenheit, von Ehrfurcht begleitet, bei dem Anblick ihrer Königin zu sehen, bemerkte der König Beder im Gegentheile, daß man sie mit Verachtung ansah, und daß Meh-

rere sogar tausend Verwünschungen gegen sie ausstießen. „Die Zauberin," sprachen Einige, „hat wieder einen neuen Gegenstand für ihre Bosheit gefunden. Wird denn der Himmel niemals die Welt von ihrer Tyrannei befreien?" — „Armer Fremdling," riefen andere aus, „du bist sehr betrogen, wenn du wähnest, daß dein Glück lange dauern wird: man erhebt dich nur so hoch, damit dein Fall desto furchtbarer sei!"

Aus diesen Reden erkannte er wohl, daß der alte Abdallah ihm die Königin Labe so geschildert hatte, wie sie wirklich war; da es aber nicht mehr von ihm abhing, sich der Gefahr, worin er schwebte, zu entziehen, so überließ er sich der Vorsehung und dem, was dem Himmel gefiele, über sein Schicksal zu bestimmen.

Die Zauberkönigin kam nach ihrem Palaste, und als sie abgestiegen war, ließ sie sich vom Könige Beder die Hand reichen, und trat, in Begleitung ihrer Frauen und der Officiere ihrer Verschnittenen, mit ihm hinein. Sie selber zeigte ihm darin alle Zimmer, wo man lauter gediegenes Gold, Edelsteine und Geräth von ungemeiner Pracht sah. Als sie ihn in ihr Wohnzimmer geführt hatte, trat sie mit ihm auf einen Altan hinaus, und zeigte ihm einen Garten von bezaubernder Schönheit. Der König Beder lobte alles, was er sah, mit vieler Feinheit, doch keineswegs so, daß sie hätte muthmaßen können, er wäre etwas anderes, als der Neffe des alten Abdallah. Sie unterhielten sich von verschiedenen gleichgültigen Dingen, bis man der Königin zu melden kam, daß aufgetragen wäre.

Die Königin und der König Beder standen auf, gingen hin und setzten sich zu Tische. Der Tisch war von gediegenem Golde, und die Schüsseln desgleichen. Sie aßen, ohne fast zu trinken, bis zum Nachtische; jetzt aber ließ die Königin ihre Schale voll köstlichen Weines schenken, und nachdem sie auf die Gesundheit des Königs Beder getrunken hatte, ließ sie dieselbe, sie in ihrer Hand be-

haltend, wieder füllen, und bot sie ihm dar. Der König Beder nahm sie mit großer Ehrerbietung, und mit einer tiefen Verneigung des Hauptes bezeigte er ihr, daß er zur Erwiederung auf ihre Gesundheit tränke.

Zu gleicher Zeit traten zehn von den Frauen der Königin Labe mit Instrumenten herein, und machten, durch Begleitung derselben mit ihren Stimmen, ein angenehmes Konzert, während beide fortfuhren zu trinken bis tief in die Nacht. Dies starke Trinken erhitzte sie mit einander endlich so sehr, daß der König Beder allmählig bei der Königin die Zauberin vergaß und sie nur für die schönste Königin auf der Welt ansah.

Sobald die Königin gewahrte, daß sie ihn so weit gebracht hatte, wie sie wünschte, gab sie den Verschnittenen ein Zeichen, sich zu entfernen. Sie gehorchten, und der König Beder legte sich mit ihr zu Bette.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Aufstehen, gingen die Königin und der König Beder ins Bad, und nach dem Bade brachten die Frauen, welche den König darin bedient hatten, ihm weiße Wäsche und ein höchst prächtiges Kleid. Die Königin, welche auch ein reicheres Kleid angelegt hatte, kam, ihn abzuholen, und sie gingen zusammen in ihr Zimmer. Man trug ihnen ein gutes Mahl auf, nach welchem sie den Tag mit Lustwandeln im Garten und verschiedenen andern Ergötzlichkeiten angenehm zubrachten.

Auf diese Weise behandelte und bewirthete die Königin Labe den König Beder vierzig Tage lang, wie sie mit allen ihren Liebhabern zu thun pflegte.

Als in der Nacht des vierzigsten Tages beide sich niedergelegt hatten, und die Königin wähnte, daß der König Beder schliefe, stand sie leise wieder auf. Der König Beder aber, der aufgewacht war und merkte, daß sie etwas vorhatte, stellte sich, als wenn er schliefe, und gab auf alle ihre Handlungen Acht.

Als sie aufgestanden war, öffnete sie ein Kästchen,

und zog daraus eine Schachtel mit einem gewissen gelben Pulver hervor. Dieses Pulver nahm sie, und streute es in einer Reihe quer durch das Zimmer. Sogleich verwandelte sich dieser Strich in einen Bach sehr klaren Wassers, zum Erstaunen des Königs Beder. Er zitterte vor Furcht, that aber, als wenn er noch fester schliefe, um der Zauberin nicht zu verrathen, daß er wachete.

---

## Zweihundert und fünf und siebzigste Nacht.

Die Königin Labe schöpfte in einem Gefäße Wasser aus dem Bache, goß davon in ein Becken, worin Mehl war, und machte daraus einen Teig, welchen sie sehr lange knetete. Sie that zuletzt noch Spezereien hinein, welche sie aus verschiedenen Schachteln nahm, und machte so daraus einen Kuchen, welchen sie in eine bedeckte Tortenpfanne that. Da sie vor allen Dingen ein großes Feuer angezündet hatte, scharrte sie Kohlen daraus hervor, und setzte die Pfanne darauf; und während der Kuchen buk, setzte sie die Gefäße und Schachteln, die sie gebraucht hatte, wieder an ihre Stelle; und auf gewisse Worte, welche sie aussprach, verschwand der Bach wieder, welcher mitten im Zimmer rieselte. Als der Kuchen gahr war, nahm sie ihn von den Kohlen, und trug ihn in ein Gemach; worauf sie sich wieder zu dem Könige Beder ins Bette legte, welcher sich so gut verstellte, daß sie nicht den geringsten Verdacht schöpfte, er könnte etwas von dem gesehen haben, was sie eben vorgenommen hatte.

Der König Beder, der über alle die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten des guten alten Abdallah, seines Wirthes, seit er ihn verlassen, gänzlich vergessen hatte, erinnerte sich jetzt wieder seiner, und glaubte nach dem, was er die Königin Labe in der Nacht hatte thun sehen, seines Rathes zu bedürfen.

Als er aufgestanden war, äußerte er der Königin

sein Verlangen, ihn zu besuchen, und bat sie um die Erlaubniß dazu.

„Ei wie, mein lieber Beder," erwiederte die Königin, „langweilt es euch schon, ich will nicht sagen, in einem so prächtigen Palaste zu wohnen, worin ihr so viel Annehmlichkeiten findet, sondern in der Gesellschaft einer Königin, die euch so leidenschaftlich liebt, und euch so viele Beweise davon gibt?"

„Große Königin," antwortete der König Beder, „wie könnte ich mich langweilen bei so viel Anmuth und unter solchen Gunstbezeugungen, womit Euer Majestät mich gütigst überschüttet? Weit entfernt davon, Herrin, begehre ich diese Erlaubniß nur, um meinem Oheim Rechenschaft von den unendlichen Verbindlichkeiten abzulegen, welche ich gegen Euer Majestät habe, und um ihm zu erkennen zu geben, daß ich ihn nicht vergesse. Ich verhehle indessen nicht, daß es besonders aus diesem Grunde geschieht: da ich weiß, daß er mich zärtlich liebt, und es schon vierzig Tage sind, daß er mich nicht gesehen hat, so will ich ihm durch mein längeres Ausbleiben nicht Anlaß zu dem Gedanken geben, daß ich seine Gesinnungen für mich nicht erwiedere." — „Gehet hin," sagte hierauf die Königin, „ich erlaube es gern; ihr werdet aber nicht lange ausbleiben, wenn ihr euch erinnert, daß ich ohne euch nicht leben kann."

Sie ließ ihm ein reich aufgeschirrtes Roß vorführen, und er ritt hin.

Der alte Abdallah war erfreut, den König Beder wiederzusehen. Ohne Rücksicht auf seinen Stand, umarmte er ihn zärtlich, und der König Beder erwiederte es eben so, damit niemand daran zweifelte, daß er sein Neffe wäre.

Als sie sich gesetzt hatten, fragte Abdallah den König: „Wie habt ihr euch bei dieser Treulosen, dieser Zauberin, befunden, und wie befindet ihr euch noch bei ihr?"

„Bisher," antwortete der König Beder, „kann ich sagen, hat sie alle nur erdenklichen Rücksichten für mich gehabt, und mir alle mögliche Achtung und Aufmerksamkeit bewiesen, um mich recht zu überzeugen, daß sie mich vollkommen liebe. Aber diese Nacht habe ich etwas bemerkt, was mir gegründeten Verdacht gibt, daß alles, was sie gethan hat, nur Verstellung ist. Während sie wähnte, daß ich fest schliefe, obwohl ich aufgewacht war, bemerkte ich, daß sie sehr behutsam von mir wegrückte und aufstand. Diese Vorsicht bewirkte, daß ich, anstatt wieder einzuschlafen, sie genau beobachtete, indeß ich mich stellte, als wenn ich immerfort schliefe." Und so erzählte er ihm weiter, wie und unter welchen Umständen er sie den Kuchen backen sah, und schloß mit den Worten: „Bis dahin, ich bekenne es, hatte ich euch fast vergessen, sammt allen Weisungen, welche ihr mir über ihre Bosheit gegeben habt: aber diese Handlung läßt mich fürchten, daß sie weder die Versprechungen, noch die feierlichen Schwüre halten will, welche sie euch gethan hat. Da habe ich sogleich an euch gedacht; und ich schätze mich glücklich, daß sie willfähriger, als ich erwartete, mir erlaubt hat, euch zu besuchen."

„Ihr habt euch nicht getäuscht," erwiederte der alte Abdallah mit einem Lächeln, welches andeutete, daß er selber wohl gedacht hätte, sie würde nicht anders verfahren; „nichts ist im Stande, die Treulose zur Besserung zu bewegen. Aber fürchtet nichts, ich weiß ein Mittel, daß das Uebel, welches sie euch anthun will, auf sie selbst zurückfalle. Ihr habt noch zur rechten Zeit Verdacht geschöpft, und konntet nichts besseres thun, als euch wieder an mich wenden. Da sie ihre Liebhaber nicht länger als vierzig Tage behält, und sie, anstatt sie anständig zu entlassen, jeden in ein Thier verwandelt, mit welchen sie ihre Wälder, Parke und Felder anfüllt, so nahm ich gestern gleich meine Maßregeln, um zu verhindern, daß sie euch nicht dasselbe Schicksal bereite. Schon zu lange trägt die

Erde dies Ungeheuer; sie soll endlich selber behandelt werden, wie sie es verdient."

---

## Zweihundert und sechs und siebzigste Nacht.

Mit diesen Worten gab Abdallah dem Könige Beder zwei Kuchen in die Hand, und hieß ihn sie bewahren, um folgenden Gebrauch davon zu machen: „Ihr habt mir gesagt," fuhr er fort, „daß die Zauberin diese Nacht einen Kuchen gebacken hat: es geschah, um euch davon essen zu lassen, zweifelt nicht daran; aber hütet euch wohl, ihn zu kosten. Unterlasset zwar nicht, es anzunehmen, wenn sie euch etwas davon darbietet, aber anstatt es in den Mund zu stecken, esset dafür einen von den beiden Kuchen, die ich euch gebe, ohne daß sie es gewahre. Wenn sie nun glaubt, daß ihr von dem ihrigen gegessen habt, so wird sie nicht ermangeln, euch in irgend ein Thier verwandeln zu wollen. Es wird ihr nicht gelingen, und nun wird sie einen Spaß daraus machen, als ob sie es nur zur Belustigung gethan, und euch einen kleinen Schreck hätte einjagen wollen, obschon sie sich in der Seele darüber ärgern und sich einbilden wird, sie habe bei der Zubereitung des Kuchens etwas versehen. Hierauf machet ihr mit dem andern Kuchen ein Geschenk, und dringet in sie: davon zu essen. Sie wird davon essen, und wäre es auch nur, um euch zu zeigen, daß sie euch nicht mißtraue, nachdem sie euch Anlaß zum Mißtrauen gegen sie gegeben hat. Sobald sie davon gegessen, so nehmet ein wenig Wasser in die hohle Hand, und indem ihr es ihr ins Gesicht spritzet, sprechet zu ihr:

„Verlaß diese Gestalt, und nimm die Gestalt dieses oder jenes Thieres (welches ihr wollt) an!"

Kommet dann mit dem Thiere hieher, und ich werde euch sagen, was ihr weiter thun müsset."

Der König Beder bezeugte dem alten Abdallah in

den lebhaftesten Ausdrücken, wie sehr er ihm dafür verbunden wäre, daß er es sich so angelegen sein ließe, eine so gefährliche Zauberin an der Ausübung ihrer Bosheit gegen ihn zu verhindern; und nachdem er sich noch einige Zeit mit ihm unterredet hatte, verließ er ihn, und kehrte nach dem Palast zurück.

Bei seiner Ankunft vernahm er, daß die Zauberin ihn im Garten mit großer Ungeduld erwartete. Er ging hin, sie aufzusuchen, und die Königin Labe hatte ihn nicht sobald bemerkt, als sie mit großer Hast auf ihn zukam.

„Lieber Beder," sprach sie zu ihm, „mit großem Rechte sagt man, daß nichts besser die Stärke und das Uebermaß der Liebe erkennen läßt, als die Entfernung des geliebten Gegenstandes. Ich habe keine Ruhe gehabt, seitdem ich euch aus den Augen verloren, und es dünken mich Jahre zu sein, daß ich euch nicht gesehen habe. Wäret ihr nur noch ein wenig länger ausgeblieben, so wäre ich selber gekommen, euch aufzusuchen."

„Herrin," erwiederte der König Beder, „ich kann Euer Majestät versichern, daß ich nicht weniger Ungeduld empfunden habe, wieder bei euch zu sein; aber ich habe einem Oheime, den ich liebe, und der mich so lange nicht gesehen hat, eine kurze Unterhaltung nicht versagen können. Er wollte mich noch länger aufhalten, aber ich habe mich seiner Zärtlichkeit entrissen, um dahin zu eilen, wohin die Liebe mich rief; und von dem Mahle, welches er mir bereitet, habe ich mich mit einem Kuchen begnügt, welchen ich euch mitbringe."

Der König Beder, welcher einen der beiden Kuchen in ein sehr sauberes Tuch gewickelt hatte, zog ihn hervor, und bot ihn dar mit den Worten:

„Da ist er, Herrin, ich bitte euch, ihn freundlich anzunehmen."

„Ich nehme ihn herzlich gern an," versetzte die Königin, indem sie ihn nahm, „und ich werde euch zu Liebe davon essen; aber zuvor verlange ich, daß ihr mir zu Liebe

auch von diesem hier esset, den ich während eurer Abwesenheit gebacken habe."

„Schöne Königin," sagte hierauf der König Beder, indem er ihn ehrerbietig annahm, „solche Hände, wie die Euer Majestät, können nur Vortreffliches machen, und ihr erweiset mir eine Gnade, wofür ich euch meine Dankbarkeit nicht genug bezeugen kann."

Der König Beder vertauschte geschickt den Kuchen der Königin mit dem, welchen der alte Abdallah ihm gegeben hatte, brach ein Stück davon ab, und steckte es in den Mund. „Ah, Herrin," rief er aus, indem er es aß, „ich habe niemals etwas Köstlicheres gegessen!"

Da sie nahe bei einem Springbrunnen waren, und die Zauberin bemerkte, daß er den Bissen verschluckt hatte, und eben noch einen essen wollte, so schöpfte sie mit der hohlen Hand Wasser aus dem Becken, und spritzte es ihm ins Gesicht mit den Worten:

„Elender, verlaß diese Menschengestalt, und nimm die Gestalt einer einäugigen und hinkenden Schindmähre an!"

---

## Zweihundert und sieben und siebzigste Nacht.

Diese Worte blieben ohne Wirkung, und die Zauberin war äußerst betroffen, den König Beder unverwandelt, und nur den Ausdruck eines heftigen Schrecks an ihm zu sehen. Die Röthe stieg ihr darüber ins Gesicht, und als sie nun sah, daß es ihr fehlgeschlagen war, sprach sie zu ihm: „Lieber Beder, es ist nichts, beruhiget euch, ich habe euch kein Leid zufügen wollen, ich habe es bloß gethan, um zu sehen, was ihr dazu sagen würdet. Fürwahr, ich müßte die elendeste und abscheulichste aller Weiber sein, wenn ich nach den Schwüren nicht nur, die ich gethan, sondern selbst nach den Beweisen der Liebe, welche ich

euch gegeben habe, eine so schwarze Handlung begehen könnte."

„Mächtige Königin," versetzte der König, „wie sehr ich überzeugt bin, daß Euer Majestät es nur gethan hat, um sich zu belustigen, so konnte ich mich dennoch der Ueberraschung nicht erwehren. Wie sollte man nicht auch wenigstens eine Erschütterung spüren, wenn man Worte hört, welche im Stande sind, eine so seltsame Verwandlung zu bewirken? Aber, Herrin, lassen wir dies jetzo beruhen: und da ich von euerm Kuchen gegessen habe, so erzeiget mir die Gnade, auch den meinen zu kosten."

Die Königin Labe, die sich nicht besser rechtfertigen konnte, als wenn sie dem Könige von Persien diesen Beweis ihres Vertrauens gewährte, brach ein Stück von dem Kuchen ab, und aß es. Sobald sie es hinunter geschluckt hatte, schien sie ganz verwirrt, und stand wie unbeweglich da.

Der König Beder verlor keine Zeit, er schöpfte Wasser aus demselben Becken, und spritzte es ihr ins Gesicht, indem er dabei sagte:

„Verfluchte Hexe, verlaß diese Gestalt, und verwandle dich in eine Stute!"

In demselben Augenblick wurde die Königin Labe in eine sehr schöne Stute verwandelt; und ihre Bestürzung über diese Verwandlung war so groß, daß sie Thränen im Ueberfluß vergoß. Sie senkte das Haupt auf die Füße des Königs Beder, um ihn zum Mitleid zu bewegen. Aber wenn er sich auch hätte erweichen lassen, so stand es jedoch nicht in seiner Macht, das Uebel wieder gut zu machen, was er gethan hatte.

Er führte die Stute zum königlichen Marstalle, wo er sie einem Reitknechte übergab, sie aufzuzäumen; aber unter allen Zäumen, welche der Reitknecht ihr anlegte, paßte keiner recht. Beder ließ noch zwei Pferde satteln und zäumen, eins für sich, das andere für den Reitknecht, und ritt mit der Stute an der Hand, zum alten Abdallah.

Als Abdallah den König Beder mit der Stute von weitem kommen sah, zweifelte er nicht, daß Beder gethan hätte, was er ihm empfohlen. „Verfluchte Hexe," sprach er sogleich bei sich, voll Freuden, „endlich hat der Himmel dich bestraft, wie du es verdienest!"

Der König Beder stieg bei Abdallahs Laden ab, trat hinein, und umarmte ihn unter Danksagungen für alle ihm geleistete Dienste. Er erzählte ihm, wie alles zugegangen war, und sagte ihm, er hätte keinen passenden Zaum für die Stute finden können. Abdallah, der einen für jedes Pferd passenden Zaum hatte, zäumte selber die Stute damit auf; und als der König Beder den Reitknecht mit den beiden Pferden zurückgeschickt hatte, sprach er zu ihm: „Herr, ihr brauchet euch nun nicht länger in dieser Stadt aufzuhalten, besteiget die Stute und kehret heim in euer Königreich. Das einzige, was ich euch empfehle, ist dieses: „wenn ihr einmal die Stute veräußert, so hütet euch wohl, sie mit dem Zaume wegzugeben."

Der König Beder versprach ihm, es nicht zu vergessen; und nachdem er ihm Lebewohl gesagt hatte, ritt er fort.

Der junge König von Persien war nicht sobald außerhalb der Stadt, als er sich kaum fühlte vor Freuden, aus einer so großen Gefahr befreit zu sein, und die Zauberin in seiner Gewalt zu haben, welche er so sehr Ursache hatte, zu fürchten.

Drei Tage nach seiner Abreise kam er an eine große Stadt. In der Vorstadt begegnete ihm ein Greis von einigem Ansehen, der zu Fuße nach einem Lusthause ging, welches er dort hatte.

„Herr," redete der Greis ihn an, indem er stehen blieb, „darf ich euch fragen, woher ihr kommet?"

Beder hielt sogleich an, und befriedigte seine Neugier; und während der Greis ihm noch einige Fragen that, kam ein altes Weib dazu, stand ebenfalls still, und fing

an zu weinen, indem sie mit tiefen Seufzern die Stute betrachtete.

Der König Beder und der Greis unterbrachen ihr Gespräch, um die Alte zu betrachten, und der König Beder fragte sie, warum sie so weinete? „Ach, Herr," antwortete sie, „weil eure Stute einer Stute meines Sohnes, welche ich noch immer, ihm zu Liebe, bedaure, so vollkommen gleicht, daß ich sie für ebendieselbe halten würde, wenn sie nicht todt wäre. Verkaufet sie mir, ich flehe euch darum, ich will sie euch nach ihrem vollen Werthe bezahlen, und dabei werde ich euch noch immer großen Dank schuldig bleiben."

„Gute Mutter," entgegnete der König Beder; „es thut mir leid, euch eure Bitte nicht gewähren zu können: meine Stute ist nicht zu verkaufen."

„Ach, Herr," fuhr die Alte dringend fort, „ich beschwöre euch im Namen Gottes darum! Wir müssen vor Gram sterben, mein Sohn und ich, wenn ihr uns diese Gnade nicht gewähret."

„Gute Mutter," versetzte der König Beder, „ich würde sie euch gern gewähren, wenn ich im Sinne hätte, eine so gute Stute zu veräußern; aber wenn dies auch wäre, so glaube ich doch nicht, daß ihr tausend Goldstücke dafür geben möchtet: denn in diesem Falle würde ich den Preis doch nicht geringer setzen."

„Warum sollte ich die nicht geben?" erwiederte die Alte; „ihr dürft nur den Handel richtig machen, ich will sie euch sogleich aufzählen."

Der König Beder, welcher die Alte so armselig gekleidet sah, konnte sich nicht einbilden, daß sie im Stande wäre, eine so große Summe aufzubringen. Um zu sehen, ob sie den Handel halten würde, sprach er zu ihr: „Gebet mir das Geld, und die Stute ist euer."

Sogleich band die Alte einen Beutel von ihrem Gürtel los, und bot ihm denselben dar, mit den Worten: „Bemühet euch abzusteigen, damit wir zählen, ob die

Summe darin ist; falls etwas daran fehlt, so will ich es alsbald herbeischaffen: mein Haus ist nicht weit."

Der König Beder war äußerst erstaunt, als er die Börse sah. „Gute Mutter," sprach er darauf, „ihr seht wohl, daß ich euch das nur zum Scherze gesagt habe: ich wiederhole euch, meine Stute ist nicht zu verkaufen."

Der Greis, welcher Zeuge dieses Gesprächs gewesen war, nahm hierauf das Wort und sprach zu dem Könige Beder: „Mein Sohn, ihr müßt wissen, was, wie ich sehe, euch unbekannt ist, nämlich, daß es in dieser Stadt durchaus nicht erlaubt ist, zu lügen, bei Todesstrafe. Demnach könnt ihr euch nicht entbinden, von dieser guten Frau das Geld anzunehmen, und ihr eure Stute zu überliefern, weil sie euch die Summe dafür bezahlt, welche ihr gefordert habt. Ihr werdet besser thun, die Sache ohne Lärm abzumachen, als euch dem Unglück auszusetzen, welches für euch daraus entstehen könnte."

---

## Zweihundert und acht und siebzigste Nacht.

Der König Beder war sehr ärgerlich, sich so unbesonnen in diesen bösen Handel verwickelt zu haben, und stieg mit großem Widerwillen ab.

Die Alte war hurtig darüber her, sich des Zaumes zu bemächtigen und die Stute abzuzäumen, und noch mehr, mit der Hand Wasser aus einem mitten in der Straße fließenden Bache zu schöpfen, und die Stute damit zu bespritzen, indem sie folgende Worte aussprach:

„Meine Tochter, verlaß diese fremde Gestalt, und nimm deine eigene wieder an!"

Die Verwandlung geschah augenblicklich; und der König Beder, der bei der Erscheinung der Königin Labe vor ihm, ohnmächtig ward, würde zu Boden gesunken sein, wenn der Greis ihn nicht gehalten hätte.

Die Alte, welche die Mutter der Königin Labe war,

und sie in alle Geheimnisse der Zauberei eingeweihet, hatte nicht sobald ihre Tochter umarmt und ihr ihre Freude bezeugt, als plötzlich auf ihr Pfeifen ein scheuslicher Geist erschien, von riesenhafter Gestalt und Größe. Dieser Geist nahm sogleich den König Beder auf den einen Arm, umfaßte die Alte und die Zauberkönigin mit dem andern, und versetzte sie in wenig Augenblicken nach dem Palast in der Stadt der Bezauberungen.

Als die Zauberkönigin nun wieder in ihrem Palaste war, machte sie in ihrer Wuth dem Könige Beder heftige Vorwürfe: „Undankbarer," sprach sie zu ihm, „auf solche Weise also gibst du mit deinem nichtswürdigen Oheime mir deine Dankbarkeit zu erkennen, nachdem ich so viel für dich gethan habe: ihr sollt es einer wie der andere nach Verdienst empfinden."

Mehr sagte sie darüber nicht; aber sie nahm Wasser und spritzte es ihm ins Gesicht, mit den Worten:

„Verlaß diese Gestalt, und nimm die Gestalt eines garstigen Uhu's an!"

Diesen Worten folgte sogleich die Wirkung; und sie befahl einer ihrer Frauen, den Uhu in einen Käfig zu sperren, und ihm weder Speise noch Trank zu geben.

Die Frau trug den Käfig weg; und ohne auf das Verbot der Königin zu achten, setzte sie etwas Futter und Wasser hinein. Zugleich schickte sie heimlich zu dem alten Abdallah, dessen Freundin sie war, und ließ ihn davon unterrichten, wie die Königin seinen Neffen behandelt hätte, und gesonnen wäre, sie beide zu verderben: damit er es noch verhindern und auf seine eigene Rettung denken könnte.

Abdallah sah wohl, daß gegen die Königin Labe keine Schonung mehr zu gebrauchen war. Er pfiff nur auf eine gewisse Weise, und alsbald erschien vor ihm ein großer Geist mit vier Flügeln, und fragte, weshalb er ihn gerufen hätte?

„Blitz," sprach er zu ihm, (so hieß nämlich dieser

Geist) „es kömmt darauf an, dem König Beder, Sohn der Königin Gülnare, das Leben zu retten. Eile nach dem Palast der Zauberin, und versetze unverzüglich die mitleidige Frau, der sie den Käfig in Verwahrung gegeben hat, nach der Hauptstadt von Persien, damit sie die Königin Gülnare von der Gefahr unterrichte, in welcher der König, ihr Sohn, schwebt, und wie nöthig ihm die Hülfe ist. Nimm dich in Acht, daß du sie nicht erschrekkest, indem du vor ihr erscheinst, und sage ihr von meinetwegen, was sie thun soll."

Blitz verschwand, und erschien augenblicklich im Palaste der Zauberin. Er unterrichtete die Frau, schwang sich mit ihr in die Luft, und führte sie so nach der Hauptstadt von Persien, wo er sie auf das flache Dach niedersetzte, welches mit der Wohnung der Königin Gülnare in Verbindung stand.

Die Frau stieg die Treppe hinab, und fand die Königin Gülnare und die Königin Farasche, ihre Mutter, beisammen, welche sich eben von dem traurigen Gegenstand ihrer gemeinsamen Betrübniß unterhielten. Sie machte ihnen eine tiefe Verneigung; und aus ihrem Berichte erkannten die beiden Königinnen, wie nöthig dem Könige Beder eine schleunige Hülfe wäre.

Diese Nachricht versetzte die Königin Gülnare in entzückende Freude, so daß sie von ihrem Sitz aufsprang, und die gefällige Frau umarmte, um ihr ihre Erkenntlichkeit für den ihr so eben geleisteten Dienst auszudrücken.

Sie ging sogleich hinaus, und befahl, im Palaste die Trompeten zu blasen und die Pauken und Trommeln zu rühren, um der ganzen Stadt die baldige Zurückkunft des Königs von Persien anzukündigen.

Als sie ins Zimmer zurückkam, fand sie den König Saleh, ihren Bruder, welchen die Königin Farasche schon durch eine gewisse Räucherung herbeigerufen hatte.

„Mein Bruder," sprach sie zu ihm, „der König Beder, dein Neffe und mein lieber Sohn, ist in der Stadt

der Bezauberungen in der Gewalt der Königin Labe. Es ist eure, es ist meine Pflicht, hin zu eilen und ihn zu befreien: es ist keine Zeit dabei zu verlieren!"

---

## Zweihundert und neun und siebzigste Nacht.

Der König Saleh versammelte in seinen Wasserreichen ein mächtiges Heer, welches sich alsbald aus dem Meere erhub. Er rief selbst die ihm verbündeten Geister zu Hülfe, welche mit einem noch zahlreicheren Heere, als das seinige, erschienen. Als die beiden Heere zusammengestoßen waren, stellte er sich an die Spitze, mit der Königin Farasche, der Königin Gülnare und den Prinzessinnen, die auch an dem Feldzuge theilnehmen wollten.

Sie erhuben sich alle in die Luft, und stürzten alsbald über den Palast und die Stadt der Bezauberungen her, wo die Zauberkönigin, ihre Mutter und alle Feueranbeter in einem Augenblick vertilgt wurden.

Die Königin Gülnare hatte die Frau der Königin Labe mitgenommen, welche ihr die Nachricht von der Verwandlung und der Gefangenschaft des Königs, ihres Sohnes, gebracht hatte, und ihr empfohlen, in dem Getümmel auf nichts anderes bedacht zu sein, als den Käfig zu nehmen und ihr zu bringen. Dieser Auftrag wurde nach Wunsch ausgeführt. Sie zog den Uhu hervor, bespritzte ihn mit Wasser, welches sie sich bringen ließ, und sprach dabei:

„Mein lieber Sohn, verlaß diese fremde Gestalt, und nimm wieder Menschengestalt an, welche die deinige ist."

Im Augenblicke sah die Königin Gülnare nicht mehr den garstigen Uhu: sie sah den König Weber, ihren Sohn; sie umarmte ihn sogleich mit überschwänglicher Freude. Was sie in ihrem Entzücken nicht durch Worte auszusprechen vermochte, ergänzten ihre Thränen auf die ausdrucksvollste Weise.

Die erste Sorge der Königin Gülnare war, den alten Abdallah aufsuchen zu lassen, dem sie die Rettung des Königs von Persien verdankte. Als er ihr vorgeführt wurde, sprach sie zu ihm: „Meine Verpflichtung gegen euch ist so groß, daß es nichts gibt, wozu ich nicht bereit wäre, um euch meine Erkenntlichkeit zu bezeigen: bestimmet selber, wodurch ich es vermag, und ihr sollt befriedigt werden."

„Große Königin," erwiederte er, „wenn die Frau, welche ich zu euch gesandt habe, gern in die Heirath willigt, welche ich ihr hiemit anbiete, und wenn der König von Persien mich an seinem Hofe zu dulden geruhet, so weihe ich von Herzen gern meine übrigen Tage seinem Dienste."

Die Königin Gülnare wandte sich sogleich zu der Frau, die gegenwärtig war, und da diese, indem sie erröthete, eben keine Abneigung gegen diese Heirath blicken ließ, so fügte die Königin Beider Hände in einander, und übernahm mit dem Könige von Persien die Sorge für ihr Glück.

Diese Heirath gab dem Könige von Persien Anlaß, das Wort zu nehmen, und lächelnd zu der Königin, seiner Mutter, zu sagen: „Frau Mutter, ich bin erfreut über die Heirath, welche ihr hier gestiftet habt: es ist aber noch eine andere übrig, an welche ihr auch wohl denken solltet."

Die Königin Gülnare verstand nicht sogleich, welche Heirath er meinte; sie besann sich einen Augenblick: sobald es ihr aber einfiel, antwortete sie ihm: „Du meinst deine eigene Vermählung; ich willige herzlich gern darein."

Sie wandte sich alsbald zu den Meervölkern des Königs Saleh, ihres Bruders, und zu den Geistern, die gegenwärtig waren, und sprach:

„Eilet und durchlaufet alle Paläste des Meeres und der Erde, und bringet uns Kunde von der schönsten und meines Sohnes würdigsten Prinzessin, die ihr findet."

„Frau Mutter," versetzte der König Beder, „alle diese Mühe ist unnöthig. Ihr wißt ohne Zweifel wohl, daß ich der Prinzessin von Samandal, auf die bloße Erzählung von ihrer Schönheit, mein Herz geschenkt habe; ich habe sie seitdem gesehen, und das Geschenk nicht bereuet, welches ich ihr gemacht. In der That, es kann weder auf Erden noch unter den Wassern eine Prinzessin geben, welche ihr zu vergleichen wäre. Zwar hat sie mich, als ich ihr meine Liebe erklärte, auf eine Weise behandelt, welche die Flamme jedes andern, minder entbrannten Liebhabers hätte auslöschen können; aber sie ist zu entschuldigen, und sie konnte mich nicht minder strenge behandeln, nach der Gefangennehmung des Königs, ihres Vaters, von welcher ich doch immer, wenn auch unschuldig, die Ursache war. Vielleicht hat jetzo der König von Samandal seine Gesinnung geändert, und hat auch sie keine Abneigung mehr, mich zu lieben und mir ihre Hand zu geben, sobald er darein willigt."

---

## Zweihundert und achtzigste Nacht.

„Mein Sohn," antwortete die Königin Gülnare, „wenn die Prinzessin Giauhare allein auf der Welt im Stande ist, dich glücklich zu machen, so will ich mich keinesweges eurer Vereinigung widersetzen, wenn sie möglich zu machen ist. Der König, dein Oheim, darf nur den König von Samandal herkommen lassen, und wir werden alsbald vernehmen, ob er noch immer so unbeugsam ist, als bisher."

Wie eng auch der König von Samandal bis jetzo, seit seiner Gefangennehmung auf Befehl des Königs Saleh, bewacht worden, nichts desto weniger war er immer mit vieler Achtung behandelt worden, und er hatte sich mit den Offizieren, die ihn bewachten, auf einen freundlichen Fuß gesetzt.

Der König Saleh ließ nun ein Feuerbecken bringen, warf eine gewisse Mischung hinein, und sprach dabei geheimnißvolle Worte aus. Sobald der Rauch anfing emporzusteigen, erschütterte der Palast, und man sah alsbald den König von Samandal, in Begleitung der Officiere des Königs Saleh, erscheinen.

„Der König von Persien warf sich sogleich ihm zu Füßen, und mit einem Knie auf der Erde, sprach er zu ihm: „Herr, es ist nicht mehr der König Saleh, der Euer Majestät um die Ehre einer Verbindung mit euch für den König von Persien bittet: es ist dieser König von Persien selber, der euch um diese Gnade anflehet. Ich kann mich nicht überzeugen, daß ihr den Tod eines Königs wollet, der nicht mehr leben kann, ohne die liebenswürdige Prinzessin Giauhare."

Der König von Samandal duldete den König von Persien nicht länger zu seinen Füßen; er umarmte ihn, und nöthigte ihn, aufzustehen.

„Herr," sprach er darauf, „es sollte mir sehr leid thun, irgend etwas zu dem Tode eines Königs beigetragen zu haben, der so würdig ist zu leben. Ist es wahr, daß ein so kostbares Leben nicht ohne den Besitz meiner Tochter kann erhalten werden, so lebet, Herr, sie ist die eurige. Sie ist immer meinem Willen sehr gehorsam gewesen, und ich glaube nicht, daß sie sich diesmal widersetzen wird."

Nach diesen Worten befahl er einem seiner Officiere, welche der König Saleh ihm gelassen hatte, die Prinzessin Giauhare aufzusuchen, und sie unverzüglich herzuführen.

Die Prinzessin Giauhare war stets an demselben Orte geblieben, wo der König von Persien sie angetroffen hatte. Der Officier fand sie dort, und bald sah man ihn mit ihr und ihren Frauen zurückkommen.

Der König von Samandal umarmte die Prinzessin, und sprach zu ihr: „Meine Tochter, ich habe dir einen

Gemahl erwählt: es ist der König von Persien, den du hier siehst, der vollkommenste Fürst, welcher gegenwärtig in der ganzen Welt zu finden ist. Der Vorzug, welchen er dir vor allen andern Prinzessinnen gegeben hat, verpflichtet mich und dich, ihm dafür unsere Erkenntlichkeit zu beweisen."

„Herr Vater," antwortete die Prinzessin Gläuhare, „Euer Majestät weiß wohl, daß ich es niemals an dem schuldigen Gehorsam habe fehlen lassen, in allem, was ihr von mir gefordert habt. Ich bin auch jetzo bereit, euch zu gehorchen; und ich hoffe, der König von Persien wird mir gern die üble Behandlung verzeihen, welche ihm von mir widerfahren ist; ich glaube, er ist billig genug, um sie nur dem Drange meiner kindlichen Pflicht zuzurechnen."

Die Hochzeit wurde in dem Palast der Zauberstadt mit um so größerer Festlichkeit gefeiert, als alle Liebhaber der Zauberkönigin im Augenblicke ihres Todes ihre erste Gestalt wieder angenommen hatten und gekommen waren, dem Könige von Persien, der Königin Gülnare und dem Könige Saleh dafür zu danken, und nun an dem Feste theilnahmen. Es waren sämmtlich Königssöhne und Prinzen, oder doch sonst von vornehmen Stande.

Der König Saleh endlich führte den König von Samandal nach seinem Königreiche zurück, und setzte ihn wieder auf den Thron. Der König von Persien, der jetzt auf dem Gipfel seiner Wünsche war, kehrte mit seiner Gemahlin und der Königin Gülnare nach der Hauptstadt von Persien zurück. Die Königin Farasche und die Prinzessinnen begleiteten sie, und blieben dort, bis der König Saleh sie abzuholen kam, und sie in sein Reich unter den Fluthen des Meeres heimführte.

## Zweihundert und ein und achtzigste Nacht.

---

### Geschichte
### des Prinzen Seyn Alasnam
und
### des Königs der Geister [10]).

---

Ein König von Balsora besaß große Reichthümer, und war von seinen Unterthanen geliebt; aber er hatte keine Kinder, und das betrübte ihn sehr. Indessen bewog er durch ansehnliche Geschenke alle heilge Männer seines Reiches, den Himmel für ihn um einen Sohn zu bitten, und ihre Bitten waren nicht fruchtlos: die Königin ward schwanger, und kam glücklich mit einem Sohne nieder, welcher Seyn Alasnam, das heißt Zierde der Standbilder, genannt wurde.

Der König ließ alle Sterndeuter seines Reiches zusammenrufen, und befahl ihnen, dem Kinde das Horoskop zu stellen. Sie entdeckten durch ihre Beobachtungen, daß er lange leben, und muthvoll sein würde, daß er aber seines Muthes auch bedürfte, um standhaft all das Unglück auszuhalten, welches ihn bedrohete.

Der König war über diese Weissagung nicht erschrokken. „Mein Sohn," sprach er, „ist nicht zu beklagen, weil er Muth haben soll: es frommt den Prinzen, Unglück zu erfahren; Widerwärtigkeiten läutern ihre Tugend: sie lernen dadurch besser regieren."

Er belohnte die Sterndeuter und schickte sie heim. Seinen Sohn ließ er nun mit aller erdenklichen Sorgfalt aufziehen. Er gab ihm Lehrmeister, sobald er ihn in einem für ihren Unterricht empfänglichen Alter sah. Kurz, er nahm sich vor, aus ihm einen vollkommenen Prinzen

zu machen, als plötzlich dieser gute König von einer Krankheit befallen wurde, welche seine Aerzte nicht zu heilen vermochten.

Als er sich auf dem Todtenbette sah, berief er seinen Sohn, und empfahl ihm unter andern Lehren, dahin zu trachten, daß er von seinem Volke vielmehr geliebt, als gefürchtet werde; den Schmeichlern nie sein Ohr zu leihen; und eben so langsam mit der Belohnung als mit der Bestrafung zu sein, weil es oft geschähe, daß die Könige, durch falschen Anschein verführt, die Bösen mit Wohlthaten überhäufeten, und die Unschuld unterdrücketen.

Sobald der König verschieden war, legte der Prinz Seyn die Trauer an, und trug sie sieben Tage lang. Am achten bestieg er den Thron, nahm von dem königlichen Schatze das Siegel seines Vaters, legte das seinige daran[11]), und begann nun die Süßigkeit des Herrschens zu kosten. Das Vergnügen, daß alle Hofleute sich vor ihm beugten, und einzig darauf sannen, ihm ihren Gehorsam und Eifer zu bezeugen, mit einem Worte, die unumschränkte Herrschergewalt hatte zu großen Reiz für ihn. Er dachte nur an die Pflichten seiner Unterthanen, und nicht an das, was er selber ihnen schuldig war, und kümmerte sich wenig um die Regierung. Er stürzte sich in alle Arten von Ausschweifungen mit jungen Wollüstlingen, welche er mit den höchsten Würden des Staates bekleidete. Da er von Natur freigebig war, so war er jetzo zügellos im Verschwenden, und unvermerkt hatten seine Weiber und seine Günstlinge seine Schätze erschöpft.

Die Königin, seine Mutter, lebte noch. Sie war eine weise und verständige Fürstin, und hatte mehrmals vergeblich dem Strome der Verschwendung und der Ausschweifungen des Königs, ihres Sohnes, Einhalt zu thun versucht, indem sie ihm vorgestellt, daß, wenn er nicht bald seine Lebensweise änderte, er nicht allein seine Reichthümer verschwenden, sondern sogar seine Unterthanen von

sich entfremden und eine Umwälzung veranlassen würde, die ihm vielleicht die Krone und das Leben kostete.

Es fehlte nicht viel, daß ihre Weissagung in Erfüllung ging: das Volk fing an, gegen die Regierung zu murren; und diese Unzufriedenheit hätte unfehlbar eine allgemeine Empörung herbeigeführt, wenn die Königin nicht die Geschicklichkeit gehabt hätte, dem zuvorzukommen. Unterrichtet von dem üblen Stande der Dinge, benachrichtigte sie den König davon, welcher sich endlich überreden ließ. Er vertraute die Ministerstellen weisen Greisen, welche die Unterthanen zu ihrer Pflicht zurückzuführen wußten.

Indessen bereute Seyn, als er alle Reichthümer verschwunden sah, daß er keinen besseren Gebrauch davon gemacht hatte. Er versank darüber in eine tödtliche Schwermuth, und nichts vermochte ihn zu trösten.

Eines Nachts sah er im Traume einen ehrwürdigen Greis, der auf ihn zukam und mit lächelnder Miene zu ihm sprach:

„O Seyn, wisse, daß es kein Leid gibt, auf welches nicht Freude folgete, kein Unglück, welches nicht irgend ein Glück nach sich zöge. Willst du das Ende deiner Betrübniß sehen, so steh auf, reise nach Aegypten, und zwar nach Kahiro: ein großes Glück erwartet dich dort!"

Der Fürst war bei seinem Erwachen über diesen Traum betroffen. Er sprach sehr ernsthaft davon zu der Königin Mutter, welche nur darüber lachte.

„Mein Sohn," sprach sie zu ihm, „willst du nicht etwa auf diesen schönen Traum hin nach Aegypten reisen?"

„Warum nicht, Frau Mutter?" antwortete Seyn, „haltet ihr denn alle Thräume für leere Hirngespinnste? Nein, nein, es gibt sehr geheimnißvolle darunter. Meine Lehrmeister haben mir tausend Geschichten davon erzählt, welche das nicht bezweifeln lassen [12]). Wenn ich übrigens auch nicht hievon überzeugt wäre, so könnte ich mich doch

nicht erwehren, auf diesen meinen Traum zu achten. Der Greis, der mir erschienen ist, hatte etwas Uebernatürliches an sich. Es ist nicht einer von jenen Menschen, welche das bloße Alter ehrwürdig macht; ich weiß nicht, welches göttliche Wesen über seine Gestalt verbreitet war. Kurz, er erschien so, wie man uns den großen Propheten vorstellt; und wenn ich es euch aufrichtig bekennen soll, ich glaube, daß er selber es ist, welcher, von meinen Leiden gerührt, sie lindern will. Ich gebe mich dem Vertrauen hin, welches er mir eingeflößt hat, ich bin von seinen Versprechungen erfüllt, und habe beschlossen, seinem Rufe zu folgen."

Die Königin bemühte sich, ihn davon abzulenken, aber sie konnte es nicht dahin bringen. Der Fürst übertrug ihr die Regierung des Reichs, verließ in einer Nacht ganz heimlich den Palast, und begab sich auf den Weg nach Kahiro, ohne jemand zur Begleitung mitzunehmen.

Nach vielen Beschwerden und Mühseligkeiten, langte er in dieser berühmten Stadt an, welche wenige ihres Gleichen hat, sowohl in Ansehung der Größe als der Schönheit. Er stieg an der Pforte einer Moschee ab, wo er, von Müdigkeit überwältigt, sich niederlegte.

Kaum war er eingeschlafen, als ihm derselbe Greis erschien und zu ihm sprach:

„O mein Sohn, ich bin zufrieden mit dir, du hast meinen Worten Glauben beigemessen. Du bist hieher gekommen, ohne dich von der Länge und Beschwerlichkeit des Weges abschrecken zu lassen: aber wisse, daß ich dich eine so lange Reise nur deshalb machen ließ, um dich auf die Probe zu stellen. Ich sehe, daß du Muth und Standhaftigkeit hast. Du verdienst, daß ich dich zum reichsten und glücklichsten Fürsten auf Erden mache. Kehre nach Balsora zurück: du wirst in deinem Palast unermeßliche Reichthümer finden. Niemals hat ein König ihrer so viele besessen, als dort sind."

Der Fürst war nicht erbaut von diesem Traume.

„Ach!“ sprach er bei sich selber, nachdem er erwacht war, „in welchem Irrthume war ich befangen! Dieser Greis, welchen ich für unsern Propheten hielt, ist nichts als ein bloßes Erzeugniß meiner aufgeregten Einbildungskraft. Ich hatte den Kopf so voll davon, daß es nicht zu verwundern ist, wenn ich zum zweitenmale davon geträumt habe. Auf, zurück nach Balsora: Was soll ich länger hier machen? Es ist mir sehr lieb, daß ich allein meiner Mutter den Beweggrund meiner Reise vertraut habe; ich würde das Mährchen meines Volkes, wenn sie ihn wüßten.“

Er kehrte also nach seinem Königreiche zurück, und sobald er hier angelangt war, fragte ihn die Königin, ob er zufrieden heimkäme. Er erzählte ihr alles, was vorgegangen war, und schien über seine zu große Leichtgläubigkeit so gekränkt, daß diese Fürstin, anstatt durch Vorwürfe oder Spottreden seinen Verdruß zu vermehren, ihn tröstete. „Betrübe dich nicht länger, mein Sohn,“ sprach sie zu ihm, „wenn Gott dir Reichthümer bestimmt hat, so wirst du sie ohne Mühe bekommen. Sei ruhig; alles, was ich dir empfehlen kann, ist, tugendhaft zu sein. Entsage den Vergnügungen des Tanzes, der Flöte und des purpurfarbigen Weines; fliehe alle diese Lüste; sie waren schon nahe daran, dich zu Grunde zu richten. Bemühe dich, deine Unterthanen zu beglücken; indem du ihr Glück machest, sicherst du zugleich das deine.“

Der König Seyn gelobte, fortan allen Rathschlägen seiner Mutter und seiner weisen Wesyre, welchen sie die Last der Regierung mit übertragen hatte, zu folgen. Aber gleich in der ersten Nacht nach der Rückkehr in seinen Palast, sah er zum drittenmale den Greis, welcher zu ihm sprach:

„O muthvoller Seyn, der Augenblick deines Glücks ist endlich gekommen. Morgen früh, sobald du aufgestanden bist, nimm eine Haue, und geh hin und durchsuche das Kabinet des seligen Königs, du wirst darin einen großen Schatz finden.“

Sobald der Fürst erwacht war, stand er auf. Er lief nach dem Zimmer der Königin und erzählte ihr mit großer Lebhaftigkeit den neuen Traum, welchen er so eben gehabt hatte.

„Fürwahr, mein Sohn," erwiederte lächelnd die Königin, „das ist ein recht beharrlicher Greis: er begnügt sich nicht damit, dich zweimal betrogen zu haben; bist du gesonnen, ihm nochmals zu trauen?"

„Nein, Frau Mutter," antwortete Seyn, „ich glaube keineswegs, was er mir gesagt hat; aber ich will doch zum Spaße das Kabinet meines Vaters durchsuchen."

„Oh, ich dachte es wohl," rief die Königin mit lautem Gelächter aus; „geh hin, mein Sohn, und befriedige dich. Was mich dabei tröstet, ist, daß die Sache nicht so ermüdend ist, als die Reise nach Aegypten."

„Nun ja, liebe Mutter," erwiederte der König, „ich will es bekennen, dieser dritte Traum hat mir wieder Vertrauen gegeben: er hängt mit den beiden vorigen zusammen. Denn erwägen wir nur alle Worte des Greises, so hat er zuerst mir befohlen, nach Aegypten zu gehen; dort hat er mir gesagt, daß er mich diese Reise nur machen lassen, um mich auf die Probe zu stellen.

„Kehre nach Balsora zurück," sagte er hierauf; „dort sollst du Schätze finden."

Diese Nacht endlich hat er mir genau den Ort angezeigt, wo dieselben sind.

Diese drei Träume, wie mich dünkt, hangen zusammen; sie haben nichts Zweideutiges, keinen Umstand, der in Verlegenheit setzt. Bei alle dem können es Hirngespinnste sein: aber ich will lieber eine vergebliche Untersuchung anstellen, als mir mein lebelang vorzuwerfen haben, daß ich vielleicht große Reichthümer verscherzt habe, indem ich zur Unzeit den Freigeist spielte."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer der Königin, ließ sich eine Haue geben, und ging allein in das Gemach des Königs. Er fing an zu wühlen, und hob

mehr als die Hälfte der viereckigen Platten des Fußbodens auf, ohne den geringsten Anschein eines Schatzes zu gewahren. Er ließ ab von der Arbeit, um ein wenig auszuruhen, und sprach bei sich selber: „Ich fürchte sehr, meine Mutter hat Recht, mich zu verspotten."

Nichtsdestoweniger faßte er wieder Muth, und setzte seine Arbeit fort. Er hatte nicht Ursache, es zu bereuen, denn er entdeckte auf einmal einen weißen Stein, welchen er aufhub, und darunter fand er eine verschlossene Thür, mit einem stählernen Vorlegeschlosse.

---

## Zweihundert und zwei und achtzigste Nacht.

Er zerschlug es mit der Haue, und öffnete die Thüre, welche eine Treppe von weißem Marmor verdeckte. Sogleich zündete er eine Wachskerze an, und stieg diese Treppe hinab in ein mit Chinesischem Porzellan gepflastertes Gemach, dessen Wände und Decke von Krystall waren. Aber seine Aufmerksamkeit heftete sich besonders auf vier Erhöhungen, auf deren jeder zehn Porphyr-Urnen standen. Er wähnte, sie wären voller Wein, und sprach: „Auch gut, dieser Wein muß recht alt sein: ich zweifle nicht, daß er vortrefflich sei."

Er näherte sich einer der Urnen, nahm den Deckel ab, und sah mit eben so viel Ueberraschung als Freude, daß sie voll Goldstücke waren. Er untersuchte nun auch die übrigen, eine nach der andern, und fand sie alle voll Zeckinen. Er nahm davon eine Handvoll und trug sie seiner Mutter hin.

Man kann sich vorstellen, in welches Erstaunen diese Fürstin gerieth, als der König ihr alles erzählte, was er gesehen hatte. „O mein Sohn," rief sie aus, „hüte dich wohl, auch alle diese Reichthümer so thöricht zu verschwenden, wie du es mit dem königlichen Schatze gemacht hast! Gib deinen Feinden nicht einen so triftigen Grund zur Schadenfreude!"

„Nein, liebe Mutter," antwortete Seyn, „ich werde von nun an auf eine Weise leben, die euch völlig genugthun soll."

Die Königin bat den König, ihren Sohn, sie in das wundervolle Gemach zu führen, welches der König, ihr Gemahl, so heimlich hatte machen lassen, daß sie nie davon reden gehört hatte.

Seyn führte sie in das Kabinet, half ihr die Marmortreppe hinabsteigen, und ließ sie in das Zimmer mit den Urnen treten. Sie betrachtete alle Dinge darin mit forschenden Blicken, und gewahrte in einem kleinen Winkel noch eine kleine Urne, ebenfalls von Porphyr, welche der Prinz noch nicht bemerkt hatte. Sie nahm dieselbe, öffnete sie, und fand darin einen goldenen Schlüssel.

„Mein Sohn," sagte hierauf die Königin, „dieser Schlüssel verschließt ohne Zweifel noch einen andern Schatz. Laß uns überall suchen, ob wir nicht entdecken können, zu welchem Gebrauch er bestimmt ist."

Sie untersuchten das Gemach mit der höchsten Aufmerksamkeit, und fanden endlich mitten in der Wandbekleidung ein Schloß. Sie hielten es für das, zu welchem sie den Schlüssel gefunden hatten, und der König versuchte ihn auf der Stelle. Sogleich öffnete sich die Thüre und zeigte ihnen ein anderes Gemach, in dessen Mitte neun Fußgestelle von gediegenem Golde standen, von welchen achte jedes ein Standbild aus einem einzigen Diamante trugen, und diese Standbilder strahlten solchen Glanz aus, daß das ganze Zimmer davon erleuchtet war.

„O Himmel," rief Seyn ganz erstaunt aus, „wo hat mein Vater so köstliche Sachen erhalten?"

Das neunte Fußgestell verdoppelte sein Erstaunen; denn auf demselben lag ein Stück weißer Atlas, auf welchem folgende Worte geschrieben standen:

„O mein lieber Sohn, diese acht Bildsäulen haben mir viel Mühe gekostet zu erwerben! Aber obgleich sie von großer Schönheit sind, so wisse, daß es noch eine

neunte auf der Welt gibt, welche sie übertrifft; sie allein ist mehr werth, als tausend solche, wie du hier siehst. Willst du Besitzer derselben werden, so geh nach Kahiro, in Aegypten. Dort wohnt einer meiner alten Sklaven, Namens Mobarek [13]); der erste, dem du begegnest, wird dir seine Wohnung zeigen. Geh, suche ihn auf; sage ihm alles, was dir begegnet ist. Er wird dich für meinen Sohn erkennen, und dich nach dem Orte führen, wo dieses wunderbare Bild ist, welches du zu deinem Heile gewinnen wirst."

Nachdem der König diese Worte gelesen hatte, sprach er zu der Königin: „Ich will dieses neunte Standbild nicht missen; es muß ein sehr seltenes Stück sein, weil diese hier alle mit einander nicht so viel werth sind. Ich reise alsbald nach Groß-Kahiro. Ich glaube nicht, liebe Mutter, daß ihr meinen Entschluß tadeln werdet."

„Nein, mein Sohn," antwortete die Königin, „ich widersetze mich dem nicht. Du stehst ohne Zweifel unter der Obhut unsers großen Propheten; er wird nicht zulassen, daß du auf dieser Reise umkommest. Reise, wann es dir gefällt. Deine Wesyre und ich, wir wollen schon während deiner Abwesenheit den Staat regieren."

Der König ließ sogleich alles zur Reise in den Stand setzen; aber er wollte nur eine kleine Anzahl Sklaven zum Gefolge mitnehmen.

---

## Zweihundert und drei und achtzigste Nacht.

Es begegnete ihm kein Unfall auf der Fahrt. Er kam nach Kahiro, wo er sich nach Mobarek erkundigte. Man sagte ihm, er wäre einer der reichsten Bürger in der Stadt, er lebe als ein großer Herr, und sein Haus stünde besonders den Fremden offen.

Seyn ließ sich dahin führen. Er klopfte an die Thüre. Ein Sklave öffnet, und fragt: „Was wünschet ihr, und wer seid ihr?"

„Ich bin ein Fremder," antwortete der Prinz. „Ich habe von der Großmuth des Herrn Mobarek gehört, und komme bei ihm zu wohnen."

Der Sklave bat Seyn, einen Augenblick zu warten; dann ging er hin und meldete es seinem Herrn, der ihm befahl, den Fremden eintreten zu lassen. Der Sklave kam wieder an die Thüre, und sagte dem Prinzen, er wäre willkommen.

Hierauf trat Seyn hinein, ging durch einen großen Hof, und gelangte in einen prächtig ausgezierten Saal, wo Mobarek ihn erwartete, ihn sehr höflich empfing, und ihm für die Ehre dankte, welche er ihm dadurch erzeigte, daß er eine Wohnung bei ihm vorlieb nehmen wollte.

Der König erwiederte diese Höflichkeit, und sprach dann zu Mobarek: „Ich bin der Sohn des verstorbenen Königs von Balsora, und nenne mich Seyn Alasnam."

„Dieser König," sagte Mobarek, „ist einst mein Herr gewesen; aber, Herr, ich weiß nicht, daß er einen Sohn gehabt hat. Wie alt seid ihr?"

„Ich bin zwanzig Jahre alt," antwortete der Fürst. „Wie lange ist es her, daß ihr den Hof meines Vaters verlassen habt?"

„Es sind beinahe zwei und zwanzig Jahre," antwortete Mobarek. „Aber wodurch wollt ihr mich überzeugen, daß ihr sein Sohn seid?"

„Mein Vater," versetzte Seyn, „hatte unter seinem Kabinet ein unterirdisches Gemach, in welchem ich vierzig Porphyr-Urnen, alle voll Goldes gefunden habe."

„Und was befindet sich dort sonst noch?" fragte Mobarek weiter.

„Es sind dort noch," antwortete der Fürst, „neun Fußgestelle von gediegenem Golde, von welchen achte Standbilder aus Diamanten tragen, und auf dem neunten liegt ein Stück weißer Atlas, auf welches mein Vater geschrieben hat, was ich thun soll, um das neunte Bild zu erlangen, welches noch köstlicher ist, als die übrigen mit

einander. Ihr wisset den Ort, wo dieses Bild sich befindet, weil auf dem Atlas geschrieben steht, daß ihr mich dahin führen werdet."

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Mobarek sich ihm zu Füßen warf; und indem er ihm die Hand zu wiederholten Malen küßte, rief er aus: „Ich danke Gott, daß er euch hieher gesandt hat. Ich erkenne euch für den Sohn des Königs von Balsora. Wenn ihr nach dem Orte wollt, wo dies wunderbare Standbild sich befindet, so will ich euch dahin führen. Aber ihr müßt euch hier zuvor einige Tage ausruhen. Ich gebe heute den Großen von Kahiro ein Fest. Wir waren gerade bei Tische, als man mir eure Ankunft meldete. Würdet ihr es wohl verschmähen, Herr, herein zu kommen und euch mit uns zu erfreuen?"

„Nein," antwortete Seyn, „ich werde mich freuen, an eurem Feste theilzunehmen."

Sogleich führte Mobarek ihn in einen Kuppelsaal, worin die Gesellschaft war. Er führte ihn zum Sitz an der Tafel, und begann, ihn knieend zu bedienen. Die Großen von Kahiro waren darüber verwundert, und sprachen leise unter einander: „Ei, wer ist doch dieser Fremde, den Mobarek mit solcher Ehrfurcht bedient?"

Nachdem sie gegessen hatten, nahm Mobarek das Wort: „Meine Herren," sprach er, „verwundert euch nicht, daß ihr mich auf solche Weise diesen jungen Fremden bedienen sahet. Wisset, er ist der Sohn des Königs von Balsora, meines Herrn. Sein Vater kaufte mich für sein eigenes Geld; er ist gestorben, ohne mir die Freiheit zu schenken: also bin ich annoch Sklave, und folglich gehört all mein Habe und Gut von rechtswegen diesem jungen Fürsten, seinem einzigen Erben [14])."

Seyn unterbrach ihn an dieser Stelle, und sprach zu ihm: „O Mobarek, ich erkläre vor allen diesen Herren, daß ich euch von diesem Augenblick an freigebe, und daß ich euch selbst und alles, was ihr besitzt, von meinem Ei-

genthume absondere; überdies besinnet euch, was ich euch sonst noch geben soll."

Mobarek küßte auf diese Rede den Boden, und machte dem Fürsten große Danksagungen.

Hierauf setzte man den Wein auf: sie tranken den ganzen übrigen Tag; und am Abend wurden Geschenke unter die Gäste vertheilt, welche heimgingen.

Am folgenden Morgen sprach Seyn zu Mobarek: „Ich habe mich genug ausgeruhet. Ich bin nicht nach Kahiro gekommen, um lustig zu leben. Ich will das neunte Standbild haben, und es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, es zu erobern."

„Herr," antwortete Mobarek, „ich bin bereit, eurem Verlangen nachzugeben; aber ihr kennt nicht alle Gefahren, die mit dieser kostbaren Eroberung verknüpft sind."

„Welche Gefahr auch dabei sei," entgegnete der Fürst, „ich habe beschlossen, sie zu bestehen. Ich komme dabei um, oder gelange zum Ziele. Alles was geschieht, kömmt von Gott. Begleitet mich nur, und seid eben so standhaft, wie ich."

Als Mobarek ihn zur Abreise entschlossen sah, rief er seinem Gesinde und befahl ihnen, alles zur Fahrt in den Stand setzen. Demnächst verrichteten der Fürst und er die vorgeschriebene Abwaschung und das Gebet Fars [15]); worauf sie sich auf den Weg machten.

Sie bemerkten auf ihrem Wege zahllose seltene und wunderbare Dinge. So ritten sie mehrere Tage fort, bis sie auf ein sehr anmuthiges Gefilde kamen, wo sie vom Pferde stiegen. Hier nun sprach Mobarek zu seinem ganzen Gefolge: „Bleibet an diesem Orte, und bewahret sorgfältig unser Reisezeug bis zu unserer Rückkehr." Dann sagte er zu Seyn: „Kommet, Herr, laßt uns allein fürder gehen; wir sind nahe an dem schrecklichen Orte, wo das neunte Standbild bewahrt wird: ihr bedürft nun eures ganzen Muthes."

Sie kamen bald ans Ufer eines großen Sees. Mo-

barek setzte sich hier nieder, und sprach zu dem Fürsten: „Wir müssen über dieses Meer."

„Ei, wie kämen wir denn hinüber?" fragte Seyn. „Wir haben ja kein Schiff."

„Ihr werdet im Augenblick eins erscheinen sehen," fuhr Mobarek fort, „die Zauberbarke des Königs der Geister wird kommen, uns abzuholen; aber merket wohl, was ich euch sage: man muß ein tiefes Stillschweigen beobachten; sprechet also nicht mit dem Schiffmanne: wie seltsam euch seine Gestalt auch vorkomme, und was ihr auch Außerordentliches gewahret, saget gar nichts; denn ich warne euch, wenn ihr auf der Barke ein einziges Wort aussprecht, so versinkt die Barke in die Fluthen."

„Ich will schon schweigen," sagte der Prinz. „Ihr dürft mir nur vorschreiben, was ich thun soll, und ich werde es ganz genau erfüllen."

Indem er dies sprach, bemerkte er plötzlich auf dem See eine Barke von rothem Sandelholze; sie hatte einen Mast von feinem Ambra mit einer Flagge von blauem Atlas. Drinnen war allein der Schiffmann, dessen Kopf einem Elephantenkopfe glich, so wie der Leib die Gestalt eines Tigers hatte.

Als das Fahrzeug sich dem Prinzen und Mobarek genähert hatte, nahm der Schiffmann einen nach dem andern mit seinem Rüssel, und setzte sie in sein Schiff. Sodann fuhr er sie in einem Augenblick nach der andern Seite des Sees über. Hier setzte er sie wieder mit seinem Rüssel ans Land, und verschwand alsbald sammt der Barke.

---

## Zweihundert und vier und achtzigste Nacht.

„Jetzo können wir sprechen," sagte Mobarek. „Wir sind hier auf der Insel des Königs der Geister; es gibt keine ähnliche auf der ganzen Welt. Blicket nach allen Seiten, mein Fürst, gibt es einen reizenderen Ort? Dies

ist ohne Zweifel ein wahrhaftes Abbild des entzückenden Aufenthaltes, welchen Gott den gläubigen Beobachtern unsers Gesetzes verheißen hat. Sehet hier die Gefilde mit Blumen und allen Arten von duftenden Kräutern geschmückt. Bewundert diese schönen Bäume, deren köstliche Früchte die Zweige bis zur Erde herabbeugen. Erfreuet euch des vielstimmigen und wohllautigen Gesanges, womit zahllose Vögel von tausend in andern Ländern unbekannten, Gattungen die Luft erfüllen!"

Seyn konnte nicht müde werden, die Schönheiten aller ihn umgebenden Dinge zu betrachten, und er bemerkte immer neue, je weiter er auf der Insel fortging.

Endlich gelangten sie zu einem Palaste von feinen Smaragden, umgeben von einem breiten Graben, auf dessen Rande in abgemessenen Zwischenräumen so hohe Bäume standen, daß ihr Schatten den ganzen Palast bedeckte. Der Thüre gegenüber, welche von gediegenem Golde war, stand eine Brücke aus einer einzigen Fischschuppe, obgleich sie wenigstens sechs Klafter lang und drei Klafter breit war. Vorn an der Brücke sah man eine Schaar Geister von ungeheurer Größe, welche den Eingang des Schlosses mit dicken Kolben von Chinesischem Stahle vertheidigten.

„Gehen wir nicht von dannen," sprach Mobarek, „diese Geister würden uns erschlagen; und wenn wir sie verhindern wollen, zu uns zu kommen, so muß eine magische Vorrichtung gemacht werden."

Zu gleicher Zeit zog er aus einem Beutel unter seinem Rocke vier Streifen gelben Tafts hervor. Mit dem einen umwand er seinen Gürtel, und den andern heftete er auf seinen Rücken; die beiden übrigen gab er dem Fürsten, welcher damit dasselbe vornahm. Darnach breitete Mobarek zwei große Tischtücher auf der Erde aus, auf deren Rand er einige Edelgesteine mit Moschus und Ambra legte. Er setzte sich dann auf eins dieser Tücher, und Seyn auf das andere. Hierauf sprach Mobarek folgendermaßen zu dem Fürsten:

„Herr, ich werde jetzo den König der Geister beschwören, welcher den uns vor Augen stehenden Palast bewohnt: möchte er ohne Zorn zu uns kommen! Ich bekenne euch, daß ich nicht ohne Unruhe über den Empfang bin, welchen er uns bereiten wird. Wenn unsere Ankunft auf seiner Insel ihm mißfällt, so wird er uns unter der Gestalt eines entsetzlichen Ungeheuers erscheinen; wenn er dagegen unsere Absicht gut heißt, wird er sich in der Gestalt eines freundlichen Mannes zeigen. Sobald er vor uns steht, müßt ihr aufstehen und ihn begrüßen, ohne jedoch von eurem Tuche zu treten, weil ihr unfehlbar des Todes wäret, wenn ihr es verließet. Sprechet zu ihm:

„Unumschränkter Meister der Geister, mein Vater, der euer Diener war, ist durch den Engel des Todes hinweggeführt: möchte Euer Majestät mich beschützen, wie ihr immerdar meinen Vater beschützt habt!

Und wenn nun der Geisterkönig," fügte Mobarek hinzu, „euch fragt, welche Gnade ihr euch von ihm erbittet, so antwortet ihm:

„Herr, es ist das neunte Standbild, welches ich euch unterthänigst bitte mir zu schenken."

Nachdem Mobarek auf solche Weise den König Seyn unterrichtet hatte, fing er die Beschwörungen an.

Alsbald wurden ihre Augen von einem langen Wetterstrahle geblendet, auf welchen ein Donnerschlag folgte. Die ganze Insel bedeckte plötzlich dicke Finsterniß; es erhob sich ein wüthender Sturm, und hierauf hörte man einen entsetzlichen Schrei: der Boden schütterte, und man spürte ein Erdbeben, wie es einst Asrafyel [16]) am Tage des jüngsten Gerichtes erregen wird.

Seyn spürte einige Bewegung, und wollte schon aus diesem Getöse eine üble Vorbedeutung ziehen, als Mobarek, der besser wußte, was davon zu halten war, anfing zu lächeln, und zu ihm sagte:

„Beruhigt euch, mein Fürst, alles geht gut."

In der That erschien in demselben Augenblicke der

Geisterkönig in der Gestalt eines schönen Mannes. Gleichwohl hatte er in seinem Wesen immer etwas Furchtbares.

Sobald der König Seyn ihn erblickte, redete er ihn so höflich an, wie Mobarek ihn gelehrt hatte. Der König der Geister lächelte darüber, und antwortete: „O mein Sohn, ich liebte deinen Vater, und so oft er herkam, mir seine Ehrfurcht zu bezeigen, machte ich ihm ein Standbild zum Geschenke, welches er mitnahm. Ich habe nicht minder Liebe zu dir. Ich nöthigte deinen Vater, einige Tage vor seinem Tode, das zu schreiben, was du auf dem weißen Atlas gelesen hast! Ich versprach ihm, dich unter meine Obhut zu nehmen, und dir das neunte Standbild zu geben, dessen Schönheit diejenigen übertrifft, welche du schon hast. Ich habe angefangen, mein Versprechen zu erfüllen: ich bin es, den du im Traume unter der Gestalt eines Greises gesehen hast. Ich habe dich die unterirdischen Gemächer mit den Urnen und Standbildern finden lassen. Ich habe großen Theil an allem, was dir begegnet ist, oder vielmehr ich bin die Ursache davon. Ich weiß, was dich hieher führt. Du sollst erhalten, was du verlangst. Wenn ich auch deinem Vater nicht versprochen hätte, es dir zu geben, so würde ich es dir jedoch gern bewilligen. Aber du mußt mir zuvor bei allem, was einen Eid unverletzlich macht, schwören, wieder nach dieser Insel zu kommen, und mir eine Jungfrau zu bringen, die in ihrem funfzehnten Jahre ist, und niemals weder einen Mann erkannt, noch gewünscht hat, einen zu erkennen. Sie muß überdies von vollkommener Schönheit sein, und du mußt dich dergestalt selbst beherrschen, daß du nicht das Verlangen ihres Besitzes aufkommen läßt, indem du sie hieher führst."

Seyn leistete kühnlich den von ihm geforderten Eid. „Aber, Herr," fragte er hierauf, „wenn ich nun auch glücklich genug bin, eine solche Jungfrau zu finden, wie ihr sie von mir verlangt, woran soll ich erkennen, daß ich sie gefunden habe?"

„Ich gestehe," antwortete lächelnd der Geisterkönig, „daß dich der Anschein täuschen könnte. Dies geht über die Kenntniß der Kinder Adams[17]); auch habe ich nicht die Absicht, mich darüber auf dich zu verlassen. Ich werde dir einen Spiegel geben, der sicherer ist als alle Vermuthungen. Sobald du eine vollkommen schöne funfzehnjährige Jungfrau findest, darfst du nur in deinen Spiegel schauen: du wirst darin das Bild dieser Jungfrau sehen und das Glas wird rein und klar bleiben, wenn die Jungfrau keusch ist; wenn dagegen das Glas sich trübt, so ist das ein sicheres Kennzeichen, daß das Mädchen nicht immer sittsam gewesen ist, oder wenigstens doch den Wunsch gehegt hat, es nicht länger zu bleiben. Vergiß nur nicht den Eid, welchen du mir geleistet hast, halt ihn als Mann von Ehre: sonst nehme ich dir das Leben, wie lieb ich dich auch habe."

Der König Seyn betheuerte von neuem, daß er gewissenhaft sein Wort halten würde.

Alsdann gab der Geisterkönig ihm einen Spiegel in die Hand, mit den Worten: „O mein Sohn, du kannst wiederkommen, wann du willst: hier ist der Spiegel, dessen du dich bedienen mußt."

Seyn und Mobarek nahmen Abschied von dem Geisterkönig und wanderten dem See zu. Der elephantenköpfige Fährmann kam mit der Barke zu ihnen, und setzte sie auf dieselbe Weise wieder hinüber, wie er sie hergebracht hatte. Sie begaben sich wieder zu ihrem Gefolge, mit welchem sie nach Kahiro zurückkehrten.

Der König Alasnam ruhte sich einige Tage bei Mobarek. Darnach sprach er zu ihm: „Laßt uns nach Bagdad reisen, und dort eine Jungfrau für den König der Geister suchen."

„Ei, sind wir denn nicht in Groß-Kahiro?" antwortete Mobarek, „sollten nicht auch hier schöne Jungfrauen zu finden sein?"

„Ihr habt Recht," erwiederte der Fürst, „aber wie sollen wir sie auffinden?"

„Seid deshalb unbesorgt, Herr," versetzte Mobarek, „ich kenne ein sehr gewandtes altes Weib, der will ich dieses Geschäft auftragen: sie wird es sehr gut ausrichten."

Wirklich hatte die Alte die Geschicklichkeit, den König eine große Menge sehr schöner funfzehnjähriger Mädchen sehen zu lassen; aber wenn er, nach ihrer Beschauung, seinen Spiegel befragte, so trübte der fatale Probierstein ihrer Tugend, das Glas, sich bei jeder. Alle funfzehnjährige Jungfrauen des Hofes und der Stadt wurden, eine nach der andern, geprüft: und bei keiner blieb das Glas rein und hell.

Als sie nun sahen, daß in Groß-Kahiro keine keusche Jungfrau zu finden war, reisten sie beide nach Bagdad. Sie mietheten einen prächtigen Palast in einem der schönsten Stadtviertel. Hier fingen sie an herrlich zu leben; sie hielten offene Tafel; und nachdem alle Gäste im Palaste gegessen hatten, wurde das Uebrige den Derwischen hingetragen, welche bequemlich davon lebten.

Nun wohnte in diesem Stadtviertel ein Imam, Namens Bubekir [18]) Müessin. Dies war ein eitler, stolzer und neidischer Mann. Er haßte alle reiche Leute, bloß weil er arm war. Sein Elend erbitterte ihn gegen die Wohlfahrt seines Nächsten. Er hörte von Seyn Alasnam und von dem Ueberflusse reden, welcher bei ihm herrschte. Mehr bedurfte es nicht für ihn, um diesen Fürsten zu verabscheuen. Er trieb die Sache sogar so weit, daß er eines Tages in der Moschee, nach dem Abendgebete, zu dem Volke sprach: „O meine Brüder, ich habe gehört, daß ein Fremder in unser Stadtviertel gezogen ist, welcher täglich ungeheure Summen verzehrt. Wer weiß? dieser Unbekannte ist vielleicht ein Verbrecher, der in seinem Lande so viel zusammengestohlen hat, und in diese große Stadt kömmt, um sich hier gütlich zu thun. Laßt uns auf der Hut sein, meine Brüder: wenn der Chalyf

erfährt, daß ein solcher Mann in unserm Viertel wohnt, so ist zu fürchten, er werde uns bestrafen, daß wir ihn nicht davon benachrichtigt haben. Ich für mein Theil erkläre euch, ich waſche meine Hände in Unschuld; und wenn daraus ein Unglück entsteht, so ist es nicht meine Schuld."

Das Volk, welches sich leicht bereden läßt, rief einstimmig Bubekir zu:

„Das ist eure Sache, Imam, zeiget es dem Staatsrathe an!"

Hierauf ging der Imam [19]) vergnügt nach Hause, und schickte sich an, eine Denkschrift aufzusetzen, welche er am nächsten Morgen dem Chalyfen überreichen wollte.

---

## Zweihundert und fünf und achtzigste Nacht.

Aber Mobarek, der dem Gebete beigewohnt, und mit den Andern die Rede des Geistlichen gehört hatte, band fünfhundert Goldstücke in ein Tuch, machte ein Päckchen von mehreren Seidenstoffen, und ging damit zu Bubekir.

Der Imam fragte ihn mit barschem Tone, was er wollte. „O weiser Lehrer," antwortete ihm Mobarek freundlich, indem er ihm das Geld und das Seidenzeug in die Hand drückte, „ich bin euer Nachbar und ergebener Diener: ich komme von Seiten des Fürsten Alasnam, welcher in diesem Viertel wohnt. Er hat von euren Verdiensten gehört, und mir aufgetragen, euch zu sagen, daß er eure Bekanntschaft zu machen wünscht. Unterdessen bittet er euch, dies kleine Geschenk anzunehmen."

Bubekir war entzückt vor Freuden, und antwortete Mobarek: „Ich ersuche euch, Herr, bittet den Fürsten recht sehr um Verzeihung für mich. Ich bin ganz beschämt, ihn noch nicht besucht zu haben; aber ich will meinen Fehler wieder gut machen, und gleich morgen hingehen und meine Schuldigkeit thun."

In der That, schon am folgenden Tage sprach er nach dem Morgengebete zu dem Volke: „Wisset, meine

Brüder, kein Mensch ist ohne Feinde. Der Neid greift vor allen diejenigen an, die große Güter haben. Der Fremde, von welchem ich gestern Abend euch sagte, ist kein Bösewicht, wie etliche übelwollende Leute mir einbilden wollten; es ist ein junger Fürst, der tausend Tugenden besitzt. Hüten wir uns wohl, dem Chalyfen irgend einen bösen Bericht von ihm zu machen."

Nachdem Bubekir durch diese Rede die üble Meinung von Seyn wieder vertilgt, welche er am vorigen Abend den Leuten beigebracht hatte, ging er wieder nach Hause. Er legte seine Feierkleider an, und ging hin, den jungen Fürsten zu besuchen, welcher ihn sehr freundlich empfing. Nach mehreren Höflichkeiten von beiden Seiten, sprach Bubekir zu dem Fürsten:

„Herr, gedenkt ihr lange in Bagdad zu verweilen?"

„Ich werde hier bleiben," antwortete ihm Seyn, „bis ich eine funfzehnjährige, vollkommen schöne und so keusche Jungfrau finde, daß sie nie einen Mann erkannt, noch gewünscht hat, einen zu erkennen."

„Da sucht ihr ein gar seltnes Ding," versetzte der Imam, „und ich würde sehr fürchten, daß euer Suchen fruchtlos wäre, wenn ich nicht wüßte, wo es eine Jungfrau dieser Art gibt. Ihr Vater war ehemals Wesyr; aber er hat den Hof verlassen und lebt seit langer Zeit in einem abgelegenen Hause, wo er sich gänzlich der Erziehung seiner Tochter widmet. Wenn ihr wollt, Herr, so will ich hingehen, und für euch um sie anhalten: ich zweifle nicht, daß er sich sehr freuen wird, einen Schwiegersohn von eurer Geburt zu erhalten."

„Nicht so rasch," versetzte der Fürst: „ich will diese Jungfrau nicht heirathen, bevor ich nicht weiß, ob sie mir ansteht. In Betreff ihrer Schönheit kann ich mich wohl auf euch verlassen; aber in Rücksicht ihrer Tugend, welche Gewährleistung könnet ihr mir darüber geben?"

„Ei nun, welche Gewährleistung verlangt ihr?" fragte Bubekir.

„Ich muß sie von Angesicht sehen," antwortete Seyn: „mehr begehre ich nicht, um mich zu bestimmen."

„Ihr versteht euch also auf die Gesichtszüge?" versetzte lächelnd der Imam. „Nun gut: kommet mit mir zu ihrem Vater; ich will ihn bitten, sie euch auf einen Augenblick in seiner Gegenwart sehen zu lassen."

Der Müessin führte den Fürsten zu dem Vater, der nicht sobald von der Geburt und der Absicht Seyns unterrichtet war, als er seine Tochter kommen ließ, und ihr gebot, den Schleier abzunehmen.

Niemals hatte sich eine so vollkommene und so anziehende Schönheit den Augen des jungen Königs von Balsora dargeboten; er war ganz erstaunt darüber. Und sobald er nur die Probe anstellen konnte, ob diese Jungfrau eben so keusch als schön wäre, zog er seinen Spiegel hervor: und siehe, das Glas blieb rein und hell.

Als er nun sah, daß er endlich eine Jungfrau gefunden hatte, wie er sie wünschte, so hielt er bei dem Wesyr um sie an. Sogleich wurde nach dem Kadi geschickt: er kam, und der Heirathsvertrag wurde gemacht, und das Gebet dabei gesprochen [20]).

Nach dieser Feierlichkeit, führte Seyn den Wesyr in sein Haus, wo er ihn prächtig bewirthete, und ihm ansehnliche Geschenke machte. Demnächst sandte er der Braut durch Mobarek eine Anzahl von Juwelen; und dieser führte sie ihm in sein Haus, wo die Hochzeit mit aller dem Range Seyns angemessnen Pracht gefeiert wurde.

Als alle Gäste heimgegangen waren, sprach Mobarek zu seinem Herrn: „Auf, Herr! lasset uns nicht länger in Bagdad verweilen, sondern nach Kahiro zurückkehren. Gedenket des Versprechens, welches ihr dem Könige der Geister gethan habt."

„Laßt uns reisen," antwortete der Fürst; „ich will es treulich erfüllen. Ich bekenne euch indessen, mein lieber Mobarek, daß, wenn ich auch dem Könige der Geister gehorche, ich es jedoch nur mit Zwang thue. Das Fräu-

lein, welches ich eben geheirathet habe, ist bezaubernd, und ich gerathe in Versuchung, sie nach Balsora zu führen und auf den Thron zu setzen."

„Ach, Herr," entgegnete Mobarek, „hütet euch wohl, eurem Gelüste zu folgen. Beherrschet eure Leidenschaft; und was es euch auch für Ueberwindung kosten mag, haltet dem Könige der Geister euer Wort."

„Wohlan, Mobarek," sagte der Fürst, „sorget nur dafür, mir diese liebenswürdige Jungfrau zu verbergen, daß sie nimmermehr meinen Augen begegne! Vielleicht habe ich sie nur schon zu viel gesehen!"

Mobarek ließ nun die Anstalten zur Abreise machen. Sie kehrten nach Kahiro zurück, und nahmen von dort den Weg nach der Insel des Königs der Geister.

Als sie dort anlangten, sprach die Braut, welche die Reise in der Sänfte gemacht, und den Prinzen seit dem Hochzeittage nicht wieder gesehen hatte, zu Mobarek: „Wo sind wir denn? Werden wir nicht bald in das Reich des Königs, meines Gemahls, kommen?"

„Gnädige Frau," antwortete Mobarek, „es ist Zeit, euch zu enttäuschen. Der König Seyn hat euch nur geheirathet, um euch aus dem Hause eures Vaters zu bekommen. Nicht um euch zur Königin von Balsora zu machen, hat er sich mit euch vermählt, sondern um euch dem Könige der Geister zu überliefern, welcher eine solche Jungfrau, wie ihr seid, von ihm gefordert hat."

Auf diese Erklärung fing sie bitterlich an zu weinen, so daß der Fürst und Mobarek sehr erweicht wurden. „Habet Mitleid mit mir," sprach sie zu ihnen. „Ich bin eine Fremde: ihr müßt die an mir begangene Verrätherei vor Gott verantworten."

Ihre Thränen und ihre Klagen waren fruchtlos. Man stellte sie dem Könige der Geister vor, welcher, nachdem er sie mit Aufmerksamkeie betrachtet hatte, zu Seyn sprach: „Fürst, ich bin zufrieden mit dir. Die Jungfrau, welche du mir hergeführt hast, ist reizend und keusch; und deine

Selbstüberwindung, um mir Wort zu halten, ist mir angenehm. Kehre heim in dein Reich. Wenn du in das unterirdische Gemach der acht Standbilder trittst, so wirst du darin das neunte finden, welches ich dir versprochen habe: ich werde es durch meine Geister dorthin bringen lassen."

Seyn dankte dem Könige der Geister, und reiste mit Mobarek wieder nach Kahiro. Aber er blieb nicht lange in dieser Stadt: die Ungeduld nach dem neunten Standbilde beschleunigte seine Abreise. Indessen unterließ er nicht, häufig an seine gewesene Braut zu denken; er machte sich Vorwürfe über den gegen sie verübten Betrug, und betrachtete sich als die einzige Ursache ihres Unglücks. „Weh mir!" sprach er bei sich selber, „ich habe sie der Zärtlichkeit ihres Vaters entzogen, um sie einem Geiste zu opfern. O unvergleichliche Schönheit, du verdientest ein besseres Schicksal!"

Erfüllt von diesem Gedanken, kam der König Seyn endlich wieder in Balsora an, wo seine Unterthanen, entzückt über seine Heimkehr, große Freudenfeste anstellten. Er begab sich sogleich zur Königin Mutter, um ihr von seiner Reise Bericht abzustatten; und diese freute sich sehr, zu vernehmen, daß er das neunte Standbild erhalten hatte.

„Komm, mein Sohn," sprach sie, „laß es uns sehen; denn ohne Zweifel ist es schon in dem unterirdischen Gemache, weil der König der Geister dir verheißen hat, daß du es darin finden würdest."

Der junge König und seine Mutter, beide voll Ungeduld, dieses wunderbare Standbild zu schauen, stiegen in das unterirdische Gemach hinab, und traten in das Zimmer der Standbilder. Aber wie groß war ihre Ueberraschung, als sie, anstatt eines diamantenen Standbildes, auf dem neunten Fußgestelle eine wunderschöne Jungfrau erblickten, welche der König sogleich für diejenige erkannte, die er nach der Geisterinsel geführt hatte.

„Mein König," sprach zu ihm die Jungfrau, „ihr

seid sehr verwundert, mich hier zu sehen! Ihr erwartet, etwas viel Köstlicheres zu finden, als mich, und ich zweifle nicht, daß es in diesem Augenblick euch gereuet, euch so viel Mühe gegeben zu haben. Ihr versprachet euch eine schönere Belohnung."

„Nein, geliebte Frau," antwortete Seyn, „der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mehr als einmal daran dachte, dem Geisterkönig mein Wort zu brechen, und euch für mich zu erhalten. Wie kostbar auch ein diamantenes Standbild sei, kann es die Wonne aufwiegen, euch zu besitzen? Ich liebe euch mehr, als alle Diamanten und alle Reichthümer der Welt."

Indem er diese Worte aussprach, hörte man einen Donnerschlag, von welchem das unterirdische Gemach erbebte.

Die Mutter Seyns war darüber erschrocken; aber der König der Geister, welcher plötzlich erschien, zerstreute ihre Furcht. „Königin," sprach er zu ihr, „ich beschütze und liebe euren Sohn. Ich wollte sehen, ob er in seinem Alter im Stande wäre, seine Leidenschaft zu bezähmen. Ich weiß wohl, daß die Reize dieser jungen Schönen ihn versucht haben, und daß er sein mir gegebenes Versprechen, ihren Besitz nicht zu wünschen, nicht genau gehalten hat; aber ich kenne zu gut die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, um darüber zu zürnen, und ich bewundere seine Zurückhaltung. Hier ist nun dieses neunte Standbild, welches ich ihm bestimmt hatte: es ist viel seltener und viel köstlicher, als alle die andern! — König Seyn," fuhr er fort, indem er sich zu ihm wandte, „lebe glücklich mit dieser jungen Frau, sie ist deine Gemahlin; und willst du, daß sie dir treu und beständig sei, so liebe sie immerdar; aber liebe sie nur allein: gib ihr keine Nebenbuhlerin, und ich verbürge dir ihre Treue."

Mit diesen Worten verschwand der Geisterkönig; und Seyn, entzückt über seine Braut, feierte denselben Tag noch seine Hochzeit, und ließ sie als Königin von Bal-

sora ausrufen: und diese beiden stets treuen und liebevollen Gatten verlebten mit einander eine lange Reihe von Jahren."

Die Sultanin von Indien hatte kaum die Geschichte des Königs Seyn Alasnam vollendet, als sie schon um die Erlaubniß bat, eine andere anzufangen. Schachriar bewilligte sie ihr für die folgende Nacht, weil der Tag schon anbrechen wollte.

---

## Zweihundert und sechs und achtzigste Nacht.

### Geschichte Chodadads und seiner Brüder [21]).

Die Geschichtschreiber des Königreichs Dyarbekir [22]) erzählen von einem sehr mächtigen und reichen Könige, welcher in der Stadt Harran herrschte. Er liebte seine Unterthanen nicht weniger, als er von ihnen geliebt wurde. Er besaß tausend Tugenden, und es fehlte ihm nichts zu seinem vollkommenen Glücke, als ein Erbe.

Obwohl er in seinem Seraï [23]) die schönsten Weiber von der Welt hatte, so konnte er doch keine Kinder von ihnen erhalten. Er bat unaufhörlich den Himmel darum; endlich, in einer Nacht, da er im süßen Schlafe lag, erschien ihm ein freundlicher Mann, oder vielmehr ein Prophet, und sprach zu ihm:

„Deine Bitte ist erhört; dir ist endlich gewährt, was du verlangtest. Sobald du erwachst, steh auf, verrichte dein Gebet und mache zwei Kniebeugungen; hierauf geh in den Garten deines Palastes, rufe deinem Gärtner, und laß dir von ihm eine Granate bringen: iß davon so viele Körner, als dir beliebt, und deine Wünsche werden erfüllt werden."

Der König erinnerte sich beim Erwachen dieses Traumes, und dankte dem Himmel dafür. Er stand auf, verrichtete sein Gebet, und machte zwei Kniebeugungen; dann ging er in den Garten, wo er von einer Granate funfzig Körner genau abzählte und dieselben aß.

Er hatte funfzig Weiber, die sein Bette theilten, und alle wurden schwanger. Nur eine war darunter, Namens Piruſé, deren Schwangerschaft nicht sichtbar ward. Der König hatte deshalb einen solchen Abscheu vor ihr, daß er sie wollte tödten lassen.

„Ihre Unfruchtbarkeit," sprach er, „ist ein sicheres Zeichen, daß der Himmel sie nicht für würdig achtet, Mutter eines Prinzen zu werden. Ich muß die Welt von einem dem Herrn so verhaßten Wesen reinigen."

Er hatte schon diesen grausamen Entschluß gefaßt; aber sein Wesyr lenkte ihn davon ab, indem er ihm vorstellte, daß nicht alle Frauen gleich geartet wären, und daß Piruſé doch wohl schwanger sein könnte, wenn ihre Schwangerschaft sich auch nicht deutlich zeigete.

„Nun wohl," erwiederte der König, „so mag sie leben: aber sie soll sogleich meinen Hof verlassen, denn ich kann sie hier nicht länger dulden."

„Euer Majestät könnte sie," versetzte der Wesyr, „zu dem Prinzen Samer, eurem Vetter, schicken."

Dem König gefiel dieser Rath, und er sandte Piruſé nach Samarien mit einem Briefe, worin er seinem Vetter befahl, sie gut zu behandeln, und wenn sie schwanger wäre, ihm von ihrer Niederkunft Nachricht zu geben.

Kaum war Piruſé in diesem Lande angekommen, als sie ihre Schangerschaft spürte, und am Ende derselben gebar sie einen Prinzen, schöner als der Tag.

Der Fürst von Samarien schrieb sogleich an den König von Harran, meldete ihm die glückliche Geburt dieses Sohnes und wünschte ihm Glück dazu.

Der König hatte große Freude darüber, und antwortete dem Fürsten Samer folgendermaßen:

„Lieber Vetter, alle meine andern Frauen haben ebenfalls jede einen Prinzen geboren, so daß ich hier eine große Menge Kinder habe. Ich bitte euch, den Sohn der Pirusé aufzuziehen, ihn Chodadad[24]) zu nennen, und ihn mir zu senden, wenn ich ihn von euch fordere."

Der Fürst von Samarien sparte nichts bei der Erziehung seines Neffen. Er ließ ihn reiten lernen, mit dem Bogen schießen, und alle andere, einem Königssohn angemessene Dinge so vollkommen, daß Chodadad im achtzehnjährigen Alter für ein Wunder gelten konnte.

Dieser junge Prinz, im Gefühl eines seiner Geburt würdigen Muthes, sprach eines Tages zu seiner Mutter: „Ich fange an, mich in Samarien zu langweilen; ich fühle Begierde nach Ruhm in mir, erlaubet mir also, auszuziehen und Gelegenheit aufzusuchen, ihn in den Gefahren des Krieges zu erwerben. Der König von Harran, mein Vater, hat Feinde. Einige benachbarte Fürsten wollen seine Ruhe stören. Warum ruft er mich nicht zu Hülfe? Warum läßt er mich so lange in der Kindheit? Sollte ich nicht jetzo schon an seinem Hofe sein? Während alle meine Brüder das Glück haben, an seiner Seite zu fechten, soll ich hier mein Leben in Müßiggang verbringen?"

„Mein Sohn," antwortete ihm Pirusé, „ich habe nicht weniger Ungeduld als du, deinen Namen berühmt zu sehen. Ich wollte, daß du dich schon gegen die Feinde deines Vaters ausgezeichnet hättest: aber du mußt abwarten, bis er dich auffordert."

„Nein, Frau Mutter," erwiederte Chodadad, „ich habe nur zu lange gewartet. Ich brenne vor Begierde, den König zu sehen, und ich bin in Versuchung, hinzuziehen, und als ein junger Unbekannter ihm meine Dienste anzubieten. Er wird sie ohne Zweifel annehmen, und ich werde mich nicht eher zu erkennen geben, als bis ich tau-

send ruhmvolle Thaten vollbracht habe; ich will seine Hochachtung erwerben, bevor er mich erkennt."

Piruse billigte diesen hochherzigen Entschluß; und aus Furcht, daß der Fürst von Samarien sich dem widersetzen möchte, verließ Chodadad, ohne ihm denselben mitzutheilen, eines Tages Samarien, wie wenn er auf die Jagd reiten wollte.

Er ritt ein weißes Roß mit goldenem Zügel und Hufbeschlag, Sattel und Schabracke von blauem Atlas mit Perlen besäet. Der Griff seines Säbels war ein einziger Diamant, und die Scheide von Sandelholze, ganz mit Smaragden und Rubinen besetzt. Ueber seine Schultern hing ein Köcher und sein Bogen. In diesem Aufzuge, welcher seine herrliche Bildung wunderbarlich erhöhte, kam er in der Stadt Harran an.

Er fand bald Mittel, sich dem Könige vorstellen zu lassen, welcher, entzückt von seiner Schönheit, seinem stattlichen Wuchse, oder vielleicht auch von der Macht des Blutes hingezogen, ihn sehr huldreich empfing, und ihn nach seinem Namen und Stande fragte.

„Herr," antwortete Chodadad, „ich bin der Sohn eines Emirs von Kahiro. Die Lust zu reisen trieb mich aus meinem Vaterlande, und da ich auf der Fahrt durch eure Staaten vernahm, daß ihr mit einigen eurer Nachbarn im Kriege wäret, so bin ich an euren Hof gekommen, um Euer Majestät meinen Arm anzubieten."

Der König überschüttete ihn hierauf mit Liebkosungen, und gab ihm eine Anstellung in seinem Heere.

Der junge Prinz säumte nicht, seine Tapferkeit zu zeigen. Er erwarb sich die Hochachtung der Officiere und erregte die Bewunderung der Soldaten; und da er nicht weniger Einsicht als Muth besaß, so gewann er so sehr die Gnade des Königs, daß er bald sein Günstling ward. Die Minister und andere Hofleute versäumten nicht, täglich Chodadad zu besuchen; und sie bewarben sich eben so eif-

rig um seine Freundschaft, als sie die übrigen Söhne des Königs vernachlässigten.

Diese jungen Prinzen konnten solches nicht ohne Verdruß bemerken; und da sie dem Fremdling die Schuld gaben, so hatten sie einen heftigen Haß auf ihn.

Unterdessen gewann der König ihn je länger je lieber, und ward nicht müde, ihm Beweise seiner Zuneigung zu geben. Er wollte ihn stets um sich haben. Er bewunderte seine geistvollen und klugen Reden; und um zu zeigen, in welchem Grade er ihn für weise und verständig hielt, so vertraute er ihm die Aufsicht der übrigen Prinzen, obwohl er mit ihnen nur von gleichem Alter war; so daß Chodadad der Hofmeister seiner Brüder ward.

Dies reitzte nur noch mehr ihren Haß. „Wie!" sprachen sie, „der König begnügt sich nicht, einen Fremdling mehr zu lieben als uns, er macht ihn auch noch zu unserm Hofmeister, so daß wir nichts ohne seine Erlaubniß thun sollen? Das dürfen wir nicht leiden. Wir müssen uns von diesem Fremdling befreien."

„Wir brauchen nur," sprach einer von ihnen, „allesammt über ihn herzufallen, und ihn unter unsern Streichen zu Boden zu schlagen."

„Nein, nein," sprach ein anderer, „hüten wir uns wohl, ihn selber umzubringen; sein Mord würde uns dem Könige verhaßt machen, welcher uns, zur Strafe dafür, alle der Nachfolge für unwürdig erklären würde. Lasset uns den Fremdling mit List aus dem Wege räumen. Bitten wir ihn um die Erlaubniß, auf die Jagd zu reiten; und wenn wir weit genug vom Palaste sind, so nehmen wir den Weg nach einer andern Stadt, wo wir uns einige Zeit versteckt halten wollen. Unsere Abwesenheit wird den König verwundern, wenn er uns nicht wiederkommen sieht, er wird die Geduld verlieren, und den Fremdling vielleicht tödten lassen; wenigstens wird er ihn von seinem Hofe verbannen, weil er uns erlaubt hat, allein den Palast zu verlassen."

Alle die Prinzen stimmten diesem Anschlage bei. Sie gingen zu Chodadad, und baten ihn um die Erlaubniß zu einer Jagdlust, mit dem Versprechen, denselben Tag noch zurückzukommen.

Der Sohn der Piruse ging in die Schlinge: er gab seinen Brüdern die erbetene Erlaubniß. Sie ritten weg, und kamen nicht wieder.

Schon drei Tage waren sie abwesend, als der König Chodadad fragte: „Wo sind denn die Prinzen? Ich habe sie ja lange nicht gesehen."

„Herr," antwortete Chodadad mit einer tiefen Verneigung, „sie sind drei Tage auf der Jagd; sie hatten mir indessen versprochen, eher zurück zu kommen."

Der König ward unruhig, und seine Unruhe vermehrte sich, als auch am folgenden Tage die Prinzen noch nicht erschienen. Er konnte seinen Zorn nicht mehr zurückhalten. „Unvorsichtiger Fremdling," sprach er zu Chodadad, „wie konntest du meine Söhne wegreiten lassen, ohne sie zu begleiten? Versteheſt du so das Amt, welches ich dir aufgetragen habe? Geh auf der Stelle, sie zu suchen, und bringe sie mir her, oder dein Tod ist gewiß."

Diese Worte erfüllten den unglücklichen Sohn der Piruse mit Entsetzen. Er legte seine Rüstung an, und bestieg schleunig sein Roß.

Er verläßt die Stadt, und wie ein Hirte, der seine Heerde verloren hat, sucht er überall im Gefilde seine Brüder; er erkundigt sich in allen Dörfern, ob man sie nirgends gesehen hat; und da er keine Kunde von ihnen bekommen kann, so gibt er sich dem heftigsten Schmerze hin. „Ach, meine Brüder," ruft er aus, „was ist aus euch geworden? Solltet ihr unserm Feinde in die Hände gefallen sein? Sollte ich nur deshalb an den Hof zu Harran gekommen sein, um dem König ein so grausames Herzeleid zu bereiten?"

Er war untröstlich, den Prinzen die Jagd erlaubt, oder sie nicht begleitet zu haben.

Nach einigen Tagen vergeblicher Nachforschung, gelangte er in eine ungeheuer weite Ebene, in deren Mitte ein Palast von schwarzem Marmor stand. Er nähert sich demselben, und sieht an einem Fenster ein wunderschönes Fräulein, aber bloß mit ihrer Schönheit geschmückt; denn ihre Haare waren zerstreuet und ihre Kleider zerrissen, und man bemerkte auf ihrem Gesichte den Ausdruck der tiefsten Betrübniß.

Sobald sie Chodadad erblickte, und meinte, daß er sie wohl hören könnte, so redete sie ihn mit folgenden Worten an: „O Jüngling! entferne dich von diesem unseligen Palast, wo du dich alsbald in der Gewalt des Ungeheuers sehen wirst, welches ihn bewohnt. Ein Schwarzer, der sich von Menschenblut nährt, hauset hier; er ergreift alle Leute, welche ihr böses Glück durch diese Ebene führt, und versperret sie in dunkle Löcher, aus welchen er sie nur hervorzieht, um sie zu verschlingen."

„Schönes Fräulein," antwortete ihn Chodadad, „saget mir, wer ihr seid, und seid wegen des Uebrigen unbesorgt."

„Ich bin aus Kahiro gebürtig, von vornehmen Geschlechte," antwortete das Fräulein, „und kam auf der Reise nach Bagdad nahe an diesem Palaste vorbei, wo mir der Schwarze begegnete, alle meine Leute tödtete und mich hieher führte. Ich glaubte nichts anders befürchten zu dürfen, als den Tod: aber zum Uebermaße des Unglücks, verlangte dieses Ungeheuer gar Gefälligkeit von mir; und wenn ich morgen mich nicht gutwillig seiner viehischen Lust preisgebe, so muß ich auf die äußerste Gewaltthat gefaßt sein. — Noch einmal," fuhr sie fort, „rette dich, der Schwarze wird bald zurückkommen; er ist ausgegangen, um einige Reisende zu verfolgen, welche er von ferne auf der Ebene bemerkt hat. Du hast keine Zeit zu verlieren, und ich weiß selbst nicht, ob du noch durch eine schleunige Flucht ihm entrinnen kannst."

Sie hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als

der Schwarze erschien. Es war ein Kerl von ungeheurer Größe und furchtbarem Ansehn. Er ritt ein großes Tatarisches Pferd, und führte ein so breites und so schweres Schwert, daß er es nur allein handhaben konnte.

Als der Prinz ihn erblickte, verwunderte er sich über die ungeheure Gestalt. Er empfahl sich dem Himmel, und bat ihn um seinen Schutz; dann zog er den Säbel, und erwartete festen Fußes den Schwarzen, welcher, einen so schwachen Feind verachtend, ihn aufforderte, sich ohne Schwertschlag zu ergeben.

---

## Zweihundert und sieben und achtzigste Nacht.

Chodadad aber zeigte durch sein Standhalten, daß er sein Leben vertheidigen wollte; er näherte sich ihm, und hieb ihn kräftig in das Knie. Als der Schwarze sich verwundet fühlte, stieß er ein so entsetzliches Geschrei aus, daß die ganze Ebene davon wiederhallte. Er wird rasend und schäumt vor Wuth, hebt sich in den Steigbügeln empor, und will mit seinem furchtbaren Schwerte Chodadads Schlag erwiedern. Der Streich wurde so jählings geführt, daß es um den jungen Prinzen geschehen war, wenn er ihm nicht durch eine geschickte Schwenkung seines Rosses ausgewichen wäre. Das Schwert fuhr mit grauenvollem Sausen durch die Luft. Jetzt aber, bevor der Schwarze einen zweiten Streich ausholen konnte, gab ihm Chodadad einen so kräftigen Schlag auf den rechten Arm, daß er ihn abhieb. Das schreckbare Schwert fiel zugleich mit der Faust, die es hielt, zu Boden; und der Schwarze, von der Gewalt des Schlages getroffen, sank alsbald aus den Bügeln, und von seinem Falle erdröhnte die Erde. Hierauf stieg der Prinz von seinem Rosse, warf sich über den Feind her, und hieb ihm den Kopf ab.

In diesem Augenblicke that das Fräulein, deren Augen Zeugen dieses Kampfes gewesen waren und für den jungen von ihr bewunderten Helden heiße Gebete gen

Himmel sandte, einen Freudenschrei, und sprach dann zu Chodadad:

„Prinz, (denn der schwere Sieg, welchen ihr hier errungen habt, sowohl als euer edles Wesen überzeugt mich, daß ihr nicht von meinem Stande seid,) vollendet euer Werk: der Schwarze trägt die Schlüssel des Schlosses bei sich, nehmet sie, und kommet, mich aus diesem Gefängnisse zu befreien."

Der Prinz durchsuchte die Taschen des Elenden, der im Staube dahingestreckt lag, und fand darin mehrere Schlüssel.

Er öffnete die erste Pforte, und trat in einen großen Hof, wo er schon das Fräulein antraf, die ihm entgegen kam. Sie wollte sich, zum Zeichen ihrer tiefsten Dankbarkeit, ihm zu Füßen werfen; er aber verhinderte sie daran. Sie pries seine Tapferkeit und erhub ihn über alle Helden der Welt.

Er erwiederte ihre Höflichkeiten; und da sie ihm in der Nähe noch schöner erschien, als von ferne, so weiß ich nicht, ob sie über ihre Befreiung aus einer so furchtbaren Gefahr mehr Freude fühlte, als er darüber, daß er einem so schönen Fräulein einen so wichtigen Dienst geleistet hatte.

Ihre Unterredung wurde durch Geschrei und Gestöhn unterbrochen. „Was höre ich?" rief Chodadad. „Woher kommen diese kläglichen Töne, die an mein Ohr schlagen?"

„Herr," antwortete das Fräulein, indem sie ihm eine niedrige Thüre innerhalb des Hofes zeigte, „sie kommen von dort her: es stecken da, ich weiß nicht wie viel Unglückliche, welche ihr Unstern in die Hände des Schwarzen fallen ließ; sie liegen alle in Ketten, und jeden Tag zog dieses Ungeheuer einen hervor, um ihn zu fressen."

„Es erhöhet meine Freude noch mehr," fuhr der junge Prinz fort, „zu vernehmen, daß mein Sieg diesen Unglücklichen das Leben rettet. Kommet, edles Fräulein,

und theilet mit mir das Vergnügen, sie in Freiheit zu setzen; ihr könnt an euch selber die Freude ermessen, welche wir ihnen machen werden."

Mit diesen Worten näherten sie sich der Thüre des Gefängnisses. Je näher sie kamen, je deutlicher konnten sie das Wehklagen der Gefangenen vernehmen. Chodadad ward davon tief gerührt; ungeduldig, ihr Leiden zu endigen, stieß er schleunig einen Schlüssel in das Schloß. Er traf anfangs nicht den rechten, und nahm einen andern: bei diesem Geräusche wähnten alle die Unglücklichen, es wäre der Schwarze, der, wie gewöhnlich, ihnen zu essen bringen und zugleich einen der Unglücks-Gefährten zu seinem Fraße holen wollte, und verdoppelten ihr Angstgeschrei: so klägliche Stimmen ließen sich hören, als wenn sie aus dem Mittelpunkte der Erde herauf tönten.

Unterdessen öffnete der Prinz die Thüre, und fand eine sehr steile Treppe, auf welcher er in ein tiefes und weites Gewölbe hinabstieg, das durch ein Luftloch schwach erhellet war, und worin mehr als hundert Menschen mit gefesselten Händen an Pfähle gebunden waren.

„Unglückliche Reisende," sprach er zu ihnen, „unselige Schlachtopfer, die ihr nur den Augenblick eines grausamen Todes erwartet, danket dem Himmel, welcher euch heute vermittelst meines Armes befreiet! Ich habe den furchtbaren Schwarzen, dessen Beute ihr waret, getödtet, und ich komme, eure Ketten zu zerbrechen."

Die Gefangenen hatten nicht sobald diese Worte gehört, als sie alle zusammen ein Geschrei des Erstaunens und der Freude ausstießen. Chodadad und das Fräulein fingen an, sie loszubinden; und so wie welche von ihren Ketten befreiet waren, so halfen sie den andern aus den ihrigen, so daß binnen kurzer Zeit alle in Freiheit waren.

Jetzt warfen sie sich zu Chodadads Füßen, und nachdem sie ihm für ihre Befreiung gedankt hatten, verließen sie das Gewölbe. Und als sie nun auf dem Hofe waren, wie groß war da das Erstaunen des Prinzen, unter

den Gefangenen auch seine Brüder zu treffen, welche er so lange suchte und nicht mehr zu finden hoffte.

„Ah, Prinzen," rief er aus, als er sie erblickte, „täusche ich mich nicht? seid ihr es wirklich? Darf ich mir schmeicheln, daß ich euch dem König eurem Vater wiedergeben kann, der über euren Verlust untröstlich ist? Aber sollte auch nicht einer von euch zu beweinen sein? Seid ihr alle am Leben? Ach! der Tod eines einzigen reicht hin, die Freude zu vergiften, welche ich darüber empfinde, euch gerettet zu haben!"

Die neun und vierzig Prinzen gaben sich sämmtlich Chodadad zu erkennen, der sie einen nach dem andern umarmte, und ihnen die Unruhe mittheilte, in welche ihre Abwesenheit den König versetzte. Sie ertheilten ihrem Befreier alle Lobsprüche, die er verdiente; dasselbe thaten die übrigen Gefangenen, die keine Ausdrücke stark genug finden konnten, um ganz die Dankbarkeit zu bezeugen, von welcher sie sich durchdrungen fühlten.

Chodadad durchsuchte hierauf mit ihnen das Schloß, und fand darin unermeßliche Reichthümer, feine Leinwand, Goldbrokate, Persische Teppiche, Chinesischen Atlas, und eine Menge anderer Waaren, welche der Schwarze den geplünderten Karavanen abgenommen hatte, und wovon der größte Theil den von Chodadad so eben befreiten Gefangenen gehörte. Jeder erkannte sein Gut, und nahm es in Anspruch. Der Prinz ließ sie ihre Ballen nehmen, und vertheilte selbst noch die übrigbleibenden Waaren unter ihnen.

Hierauf sprach er zu ihnen: „Wie wollt ihr aber eure Ballen fortbringen? Wir sind in einer Wüste, und es hat keinen Anschein, daß ihr hier Pferde finden werdet."

„Herr," antwortete einer der Gefangenen, „der Schwarze hat mit unsern Waaren auch unsere Kameele geraubt; vielleicht stehen sie noch in den Ställen dieses Schlosses."

„Das ist nicht unmöglich," versetzte Chodadad, „wir müssen nachforschen."

Zu gleicher Zeit ging er mit ihnen in die Ställe, wo sie nicht nur die Kameele der Kaufleute, sondern auch die Pferde der Söhne des Königs von Harran fanden; was alle mit Freuden erfüllte.

In den Ställen befanden sich auch einige schwarze Sklaven, welche, als sie alle die Gefangenen befreiet sahen und daraus auf den Tod des Schwarzen schlossen, in Schreck geriethen und auf ihnen bekannten Auswegen entflohen. Man dachte nicht daran, sie zu verfolgen. Die Kaufleute, voller Freude, mit ihrer Freiheit auch ihre Waaren und Kameele wieder erhalten zu haben, rüsteten sich zur Heimkehr: aber vor ihrer Abreise dankten sie nochmals ihrem Befreier.

Als sie weg waren, wandte sich Chodadad zu dem Fräulein, und fragte sie: „Wohin, edles Fräulein, wünscht ihr euch zu begeben? Wohin wolltet ihr reisen, als ihr von dem Schwarzen überfallen wurdet? Ich will euch nach dem Orte führen, welchen ihr als Zuflucht erwählet habt, und ich zweifle nicht, daß diese Prinzen sämmtlich ebenso gesonnen sind." Die Söhne des Königs von Harran betheuerten dem Fräulein, sie würden sie nicht eher verlassen, als bis sie sie ihren Aeltern wiedergegeben hätten.

„Prinzen," sprach sie hierauf zu ihnen, „ich bin aus einem von hier zu weit entfernten Lande; es hieße eure Großmuth mißbrauchen, wenn ich euch einen so weiten Weg machen ließe: übrigens muß ich euch auch bekennen, daß ich von meinem Vaterlande für immer geschieden bin. Ich habe euch vorhin gesagt, ich sei ein Fräulein aus Kahiro; aber nach der mir von euch bewiesenen Güte, und nach der Verpflichtung, welche ich gegen euch habe, Herr," fügte sie hinzu, indem sie Chodadad ansah, „würde ich sehr undankbar sein, wenn ich euch länger die Wahrheit verhehlete. Ich bin die Tochter eines Königs. Ein

Kronenräuber hat sich des Thrones meines Vaters bemächtigt, nachdem er ihm das Leben geraubt hat; um nun das meinige zu retten, war ich genöthigt, die Flucht zu ergreifen."

Nach diesem Bekenntniß bat Chodadad mit seinen Brüdern die Prinzessin, ihnen ihre Geschichte zu erzählen, indem sie sie versicherten, daß sie allen möglichen Theil an ihrem Unglücke nähmen, und bereit wären, nichts zu sparen, um sie wieder glücklich zu machen.

Nachdem sie ihnen für diese neuen Betheuerungen ihrer Dienstwilligkeit gedankt hatte, konnte sie nicht umhin, ihre Neugier zu befriedigen, und sie begann folgendermaßen die Erzählung ihrer Abenteuer:

---

## Zweihundert und acht und achtzigste Nacht.

---

### Geschichte
### der Prinzessin von Deryabar.

---

„Auf einer Insel liegt eine Stadt, Namens Deryabar [25]). Lange Zeit herrschte hier ein mächtiger, reicher und tugendhafter König. Dieser Fürst hatte keine Kinder, und dies allein mangelte noch an seinem Glücke. Er bat unablässig den Himmel darum; dieser aber erhörte ihn nur halb, denn, nach langem Harren, brachte die Königin, seine Gattin, nur eine Tochter zur Welt.

Ich bin diese unglückliche Prinzessin. Mein Vater hatte mehr Verdruß als Freude über meine Geburt; jedoch unterwarf er sich dem Willen Gottes. Er ließ mich mit aller erdenklichen Sorgfalt erziehen, in der Absicht, da er keinen Sohn hatte, mich die Regierungskunst zu lehren, damit ich einst seine Stelle nach ihm einnähme.

Eines Tages, als er sich auf der Jagd erlustigte,

erblickte er einen wilden Esel. Er verfolgte ihn, und kam dadurch von seinem Jagdgefolge ab; seine Hitze verleitete ihn so weit, daß er, ohne an sein Verirren zu denken, ihm bis in die Nacht nachjagte. Jetzo stieg er vom Pferde, und setzte sich am Eingange eines Gehölzes nieder, in welches er den Esel sich verstecken gesehen hatte.

Kaum war die Nacht angebrochen, als er zwischen den Bäumen ein Licht erblickte, woraus er schloß, daß er nicht weit von einem Dorfe entfernt wäre. Er freute sich darüber, in der Hoffnung, dort die Nacht bleiben zu können, und jemand zu finden, den er zu seinem Gefolge schicken könnte, um ihnen zu melden, wo er wäre. Er stand also auf, und ging dem Lichte nach, welches ihm zum Leiter diente.

Er erkannte bald, daß er sich getäuscht hatte: dieses Licht war nichts anderes, als ein in einer Höhle brennendes Feuer. Er näherte sich derselben, und sah mit Erstaunen einen großen schwarzen Kerl, oder vielmehr einen furchtbaren Riesen, der auf einem Sofa saß. Das Ungeheuer hatte einen großen Krug mit Wein vor sich stehen, und briet auf den Kohlen einen Ochsen, welchen er eben abgehäutet hatte. Abwechselnd setzte er bald den Krug an den Mund, bald zerstückte er den Ochsen und fraß davon.

Aber was am meisten die Aufmerksamkeit des Königs, meines Vaters, auf sich zog, war eine sehr schöne Frau, welche er in der Höhle erblickte. Sie schien in tiefe Traurigkeit versunken; ihre Hände waren gebunden, und an ihren Knien stand ein kleines Kind von zwei bis drei Jahren, welches, als wenn es schon das Unglück der Mutter mitfühlte, ohne Unterlaß weinte und die Luft mit seinem Geschrei erfüllte.

Mein Vater, gerührt von diesem jammervollen Anblicke, war anfangs in Versuchung, in die Höhle zu stürzen und den Riesen anzugreifen; aber bedenkend, daß der Kampf ungleich wäre, hielt er sich zurück, und beschloß,

da seine Stärke nicht ausreichte, ihn aus dem Hinterhalte zu besiegen.

Unterdessen hatte der Riese den Weinkrug geleert und mehr als die Hälfte des Ochsen aufgefressen, und wandte sich nun zu der Frau mit den Worten:

„Schöne Prinzessin, warum zwingt ihr mich durch eure Hartnäckigkeit, euch mit Strenge zu behandeln? Es steht nur bei euch, glücklich zu sein, ihr dürft euch nur entschließen, mich zu lieben und mir treu zu bleiben, und ich werde mit euch viel sanfter umgehen."

„O scheußlicher Waldteufel," antwortete die Frau, „hoffe nicht, daß die Zeit meinen Abscheu vor dir vermindere! Du wirst in meinen Augen immerdar ein Ungeheuer bleiben!" Diese Worte wurden mit so viel Schimpfreden begleitet, daß der Riese davon erzürnt wurde.

„Das ist zu viel!" rief er mit Wuth aus; „meine Liebe verwandelt sich in Abscheu; dein Haß erregt endlich den meinigen, ich fühle es, daß er meine Begier besiegt, und ich wünsche jetzt noch heißer deinen Tod, als ich deinen Besitz begehrt habe."

Mit diesen Worten ergreift er die unglückliche Frau bei den Haaren, hebt sie mit der einen Hand in die Luft empor, und ist schon in Begriff, ihr den Kopf abzuhauen, als mein Vater einen Pfeil abdrückt, welcher dem Riesen in den Bauch fährt, so daß er taumelt, und alsbald todt niederstürzt.

Mein Vater trat nun in die Höhle, er band die Hände der Frau los, und fragte sie, wer sie wäre, und durch welches Abenteuer sie sich hier befände? „Herr," antwortete sie ihm, „an der Küste des Meeres wohnen einige Sarrazenische Stämme, deren Oberhaupt und Fürst mein Gemahl ist. Dieser Riese, den ihr eben getödtet habt, war einer seiner vornehmsten Officiere. Der Elende faßte zu mir eine so heftige Leidenschaft, daß er sie sehr sorgfältig verbarg, bis er eine günstige Gelegen-

heit fände, zur Ausführung seines Anschlages, mich zu entführen.

Das Glück begünstigt öfter die bösen Unternehmungen, als die guten Vorsätze. Eines Tages überfiel der Riese mich mit meinem Kinde an einem abgelegenen Orte; er entführte uns beide; und um alle Nachforschungen zu vereiteln, welche, wie er wohl wußte, mein Gemahl anstellen würde, brachte er uns in dieses Gehölz, wo er uns seit einigen Tagen festhält. Wie bejammernswürdig auch mein Schicksal ist, so fühle ich jedoch einen geheimen Trost, wenn ich bedenke, daß dieser Riese, so viehisch seine Brunst war, doch nicht Gewalt gebraucht hat, um das zu erlangen, was ich seinen Bitten stets verweigerte. Damit ist nicht gesagt, daß er mir nicht hundertmal gedroht hätte, er würde zu den äußersten Zwangsmitteln schreiten, wenn er nicht anders meinen Widerstand besiegen könnte; und ich bekenne euch, daß ich jetzt eben, als ich durch meine Reden seinen Zorn reizte, weniger um mein Leben, als um meine Ehre, besorgt war. Da habt ihr, Herr," fuhr die Gemahlin des Sarrazenischen Fürsten fort, „meine Geschichte; und ich zweifle nicht, ihr werdet sie mitleidswürdig genug finden, um nicht zu bereuen, daß ihr mir so großmüthig zu Hülfe gekommen seid."

„Ja, edle Frau," antwortete ihr mein Vater, „euer Unglück hat mich innigst gerührt; aber es soll nicht an mir liegen, daß euer Schicksal nicht wieder besser werde. Morgen, sobald der Tag die Schatten der Nacht zerstreuet hat, wollen wir dieses Gehölz verlassen und den Weg nach der großen Stadt Deryabar suchen, deren König ich bin; und wenn es euch annehmlich ist, so wohnet ihr so lange in meinem Palaste, bis der Fürst, euer Gemahl, euch abholt."

---

## Zweihundert und neun und achtzigste Nacht.

Die Sarrazenische Fürstin nahm das Erbieten an, und am folgenden Morgen begleitete sie den König, mei-

nen Vater, der am Ausgange des Gehölzes alle seine Leute traf, welche ihn die ganze Nacht gesucht hatten und sehr um ihn in Sorgen waren. Sie waren eben so erfreut, ihn wiederzufinden, als verwundert, ihn in Begleitung einer Frau zu sehen, deren Schönheit sie in Erstaunen setzte. Er erzählte ihnen, wie er sie gefunden und welche Gefahr er gelaufen hätte, als er sich der Höhle genähert, wo er ohne Zweifel das Leben verloren, wenn der Riese ihn erblickt hätte.

Einer der Officiere nahm die Fürstin hinter sich auf sein Roß, und ein anderer trug das Kind.

In diesem Aufzuge erreichten sie den Palast des Königes, meines Vaters, welcher der schönen Sarrazenin eine Wohnung einräumte, und ihr Kind mit vieler Sorgfalt erziehen ließ. Die Fürstin war nicht unempfindlich für die Güte des Königes: sie bewies sich ihm so erkenntlich, wie er nur wünschen mochte. Anfangs schien sie ziemlich unruhig und ungeduldig darüber, daß ihr Gemahl sie nicht heimholte; aber nach und nach verlor sich ihre Unruhe: die Aufmerksamkeit, welche mein Vater für sie hatte, beschwichtigte ihre Ungeduld; kurz, ich glaube, daß sie es dem Schicksale weniger Dank gewußt, wenn es sie wieder den Ihrigen zugeführt hätte, als daß es sie von denselben entfernt hatte.

Unterdessen wuchs ihr Sohn auf: er war sehr wohlgebildet; und da es ihm nicht an Verstand fehlte, so ward es ihm leicht, meinem Vater zu gefallen, der große Zuneigung zu ihm faßte. Alle Hofleute bemerkten dies, und meinten, daß dieser Jüngling mich wohl heirathen könnte. In solcher Voraussetzung betrachteten sie ihn schon als Thronerben, machten ihm den Hof, und beeiferten sich sämmtlich, sein Vertrauen zu gewinnen. Er durchschaute den Beweggrund ihrer Anhänglichkeit, freute sich darüber, und den Abstand zwischen uns vergessend, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß mein Vater ihn so sehr liebte, um ihn bei dieser Verbindung allen Prinzen der Welt

vorzuziehen. Er that noch mehr: da für seine Wünsche der König zu lange säumte, ihm meine Hand anzubieten, so hatte er die Kühnheit, ihn selber darum zu bitten. Welche Strafe seine Dreistigkeit auch verdient hätte, doch begnügte mein Vater sich damit, ihm zu antworten, daß er andere Absichten mit mir hätte, und sah ihn darum nicht scheel an. Den jungen Mann aber erbitterte diese abschlägige Antwort; und in seinem Hochmuthe fand er sich über diese Verschmähung seiner Bewerbung so beleidigt, als wenn er um ein Mädchen aus dem gemeinen Volke geworben hätte, oder als wenn er von gleicher Geburt mit mir gewesen wäre. Er blieb dabei nicht stehen: er beschloß sich an dem Könige zu rächen; und mit einer Undankbarkeit, von welcher es wenig Beispiele gibt, stiftete er eine Verschwörung gegen ihn, erdolchte ihn, und ließ sich zum Könige von Deryabar ausrufen, unterstützt durch eine große Anzahl von Mißvergnügten, deren Unzufriedenheit er zu benutzen wußte.

Nachdem er meinen Vater aus dem Wege geräumt hatte, war seine erste Sorge, selber an der Spitze eines Theils der Verschwornen in mein Zimmer zu dringen. Seine Absicht war, mir das Leben zu nehmen, oder mich mit Gewalt zu zwingen, ihn zu heirathen. Aber ich hatte gerade noch Zeit, ihm zu entrinnen: während er damit beschäftigt war, meinen Vater zu ermorden, kam der Großweyr, der seinem Herrn stets treu geblieben war, entführte mich aus dem Palaste, und brachte mich in dem Hause eines seiner Freunde in Sicherheit, wo er mich verborgen hielt, bis ein heimlich durch seine Vorsorge ausgerüstetes Schiff im Stande war, unter Segel zu gehen. Alsdann verließ ich die Insel, allein in Begleitung einer Hofmeisterin und dieses edelmüthigen Ministers, der es vorzog, der Tochter seines Herrn zu folgen, und ihr Unglück zu theilen, als dem Thronräuber zu gehorchen.

Der Großweyr hatte die Absicht, mich an die Höfe der benachbarten Könige zu führen, um ihren Beistand

anzuflehen, und sie zur Rache meines Vaters zu bewegen; aber der Himmel begünstigte nicht einen uns so vernünftig scheinenden Vorsatz. Nachdem wir einige Tage fortgeschifft waren, erhub sich ein so wüthender Sturm, daß, ungeachtet der Geschicklichkeit unserer Matrosen, unser Schiff durch die Gewalt der Winde und der Wogen an einen Felsen geschleudert wurde und scheiterte. Ich halte mich nicht bei einer Beschreibung unsers Schiffbruchs auf; ich könnte euch schlecht schildern, auf welche Weise meine Hofmeisterin, der Großwesyr und meine ganze Begleitung in den Abgrund des Meeres verschlungen wurden; der Schreck, der mich ergriffen hatte, erlaubte mir nicht, unser ganzes grauenvolles Schicksal zu erkennen. Ich verlor das Bewußtsein; und sei es nun, daß einige Trümmer des Schiffes mich ans Ufer trugen, oder daß der Himmel, der mich noch zu anderen Unglücksfällen aufsparte, mich durch ein Wunder rettete, genug, als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich am Gestade.

Oft macht das Unglück uns ungerecht: anstatt Gott für die besondere Gnade zu danken, welche mir zu Theil ward, erhob ich die Augen nur gen Himmel, um ihm Vorwürfe über meine Rettung zu machen. Weit entfernt, den Wesyr und meine Hofmeisterin zu beweinen, beneidete ich vielmehr ihr Schicksal; und nach und nach wurde meine Vernunft von den furchtbaren Vorstellungen, welche mich beunruhigten, so verwirrt, daß ich den Entschluß faßte, mich ins Meer zu stürzen.

Ich war schon im Begriff, hinein zu springen, als ich hinter mir ein lautes Getöse von Menschen und Pferden hörte. Ich drehte mich sogleich um, zu sehen, was es wäre, und erblickte mehrere bewaffnete Reiter, unter welchen einer ein Arabisches Pferd ritt. Dieser trug einen silbergestickten Rock, mit einem Edelstein-Gürtel, und hatte eine Krone auf dem Haupte. Hätte ich auch nicht an seiner Kleidung ihn für den Herrn der Uebrigen erkannt, so würde ich es aus dem edlen Wesen geschlossen

haben, welches über seine ganze Person verbreitet war. Es war ein vollkommen wohlgebildeter Mann, schöner wie der Tag. Verwundert, an diesem Orte ein Fräulein so allein zu sehen, sandte er einige Officiere ab, mich zu fragen, wer ich wäre. Ich antwortete ihnen nur durch Thränen. Da das Ufer mit den Trümmern unsers Schiffes bedeckt war, so erkannten sie wohl, daß eben ein Schiff an der Küste gescheitert wäre und ich mich ohne Zweifel aus dem Schiffbruche gerettet hätte. Diese Vermuthung und der lebhafte Schmerz, den sie an mir sahen, erregte die Neugier der Officiere, welche mir nun tausend Fragen thaten, und mich dabei versicherten, ihr König wäre ein großmüthiger Fürst, und an seinem Hofe würde ich Trost finden.

Ihr König war ungeduldig, zu vernehmen, wer ich wäre, und die Rückkunft seiner Officiere währte ihm zu lange: er näherte sich mir, und betrachtete mich mit vieler Aufmerksamkeit; und da ich nicht aufhörte zu weinen und zu jammern, ohne denen antworten zu können, die mich befragten, so verbot er ihnen, mich länger mit ihren Fragen zu belästigen; hierauf wandte er selber sich zu mir mit den Worten:

„Mein Fräulein, ich beschwöre euch, eure überschwängliche Betrübniß zu mäßigen. Wenn der Himmel, in seinem Zorne, euch seine Härte empfinden läßt, dürft ihr euch deshalb nur der Verzweiflung hingeben? Ja, ich wage es, euch zu versichern, daß, wenn euer Unglück vergütet werden kann, dies in meinem Reiche geschehen soll. Ich biete euch meinen Palast an: ihr könnt darin bei der Königin, meiner Mutter, wohnen, welche sich bemühen wird, durch eine freundliche Behandlung eure Leiden zu lindern Ich weiß noch nicht, wer ihr seid, aber ich fühle schon, daß ich herzlichen Theil an euch nehme."

Ich dankte dem jungen Könige für seine Gütigkeit; ich nahm sein freundliches Erbieten an; und um ihm zu zeigen, daß ich desselben nicht unwürdig wäre, entdeckte ich

ihm meine Herkunft. Ich schilderte ihm die Frechheit des jungen Sarrazenen, und ich durfte ihm nur ganz einfach meine Unglücksfälle erzählen, um sein und all seiner Officiere Mitleid zu erregen.

Als ich meine Erzählung geendigt hatte, nahm der Prinz wieder das Wort, und versicherte mich von neuem, daß er großen Theil an meinem Unglücke nähme.

Er führte mich hierauf in seinen Palast, wo er mich der Königin, seiner Mutter, vorstellte. Dort mußte ich die Erzählung meiner Abenteuer wiederholen, was nicht ohne neue Thränen geschah. Die Königin bezeigte auch große Theilnahme an meinen Leiden, und hatte für mich die größte Zärtlichkeit. Der König, ihr Sohn, ward sogleich sterblich verliebt in mich, und bot mir bald seine Hand und Krone dar. Ich war noch zu sehr mit meinem Unglücke beschäftigt, so daß der junge Fürst, so liebenswürdig er war, auf mich nicht den ganzen Eindruck machte, welchen er zu einer anderen Zeit gemacht haben würde. Indessen, von Dankbarkeit durchdrungen, versagte ich es nicht, sein Glück zu machen; unsere Hochzeit wurde mit aller ersinnlichen Pracht vollzogen.

Während alle Welt mit den Vermählungsfeierlichkeiten des Königs beschäftigt war, überfiel in einer Nacht ein benachbarter feindlicher Fürst die Insel mit einem ansehnlichen Kriegsheere. Dieser furchtbare Feind war der König von Sangebar; er fiel über alles her, und hieb alle Unterthanen meines Gemahls in Stücken.

Es fehlte nicht viel, so hätte er selbst uns beide gefangen; denn er war schon mit einem Theil seiner Leute in den Palast gedrungen; aber wir fanden noch Mittel und Wege, uns zu retten und das Ufer des Meeres zu gewinnen, wo wir uns in eine Fischerbarke warfen, welche wir glücklicherweise dort antrafen.

Wir schwammen, ein Spiel der Winde und Wogen, zwei Tage lang dahin, ohne zu wissen, was aus uns werden sollte; am dritten erblickten wir ein Schiff, welches

mit vollen Segeln auf uns zusteuerte. Wir freuten uns anfangs darüber, weil wir es für einen Kauffahrer hielten, welcher uns aufnehmen könnte; aber ich kann euch unsere Bestürzung nicht ausdrücken, als das Schiff herankam und auf dem Verdecke zehn bis zwölf bewaffnete Seeräuber erschienen. Sie kamen, uns aufzunehmen; fünfe oder sechse warfen sich in ein Boot, bemächtigten sich unser beider, banden den Fürsten, meinen Gemahl, und brachten uns in ihr Schiff, wo sie mir erst den Schleier abnahmen.

Meine Jugend und meine Züge verblendeten sie: alle diese Seeräuber erklären mir, daß sie bezaubert von meinem Anblicke sind. Anstatt zu loosen, will jeder den Vorzug und mich zur Beute haben. Sie erhitzen sich, werden handgemein, und schlagen wie Rasende auf einander los. In einem Augenblick ist das Verdeck mit Leichen bedeckt. Kurz, sie erschlagen einander alle, bis auf einen, der sich nun im Besitze meiner Person sah, und zu mir sprach:

„Du gehörst mir: ich werde dich nach Kahiro führen, um dich einem meiner Freunde zu überliefern, dem ich eine schöne Sklavin versprochen habe. — Aber," fügte er hinzu, indem er den König, meinen Gemahl anblickte, „wer ist dieser Mann da? Welche Bande verknüpfen ihn mit dir? Sind es Bande des Blutes oder der Liebe?" — „Herr," antwortete ich, „es ist mein Gemahl." — „Wenn das ist," fuhr der Seeräuber fort, „so muß ich aus Erbarmen mich seiner entledigen: er würde zu viel leiden, wenn er euch in den Armen meines Freundes sähe." Mit diesen Worten ergriff er den unglücklichen gefesselten Fürsten, und stürzte ihn ins Meer, trotz allen Anstrengungen, die ich machen konnte, ihn daran zu verhindern.

Ich stieß bei dieser grausamen That ein Geschrei des Entsetzens aus, und ich hätte mich ohne Zweifel in die Fluthen gestürzt, wenn der Seeräuber mich nicht zurückgehalten hätte. Er sah wohl, daß dieses mein einziger

Wunsch war; deshalb band er mich mit Stricken an den großen Mastbaum.

Sodann spannte er die Segel auf, und segelte ans Land, wo er aussteigen wollte. Er band mich los, führte mich in eine kleine Stadt, wo er Kameele, Zelte und Sklaven kaufte, und nahm dann seinen Weg nach Kahiro, in der Absicht, wie er immer wiederholte, mich seinem Freunde zu bringen und so sein Wort zu lösen.

Wir waren schon mehrere Tage unterwegs, als wir gestern durch diese Ebene zogen und den Schwarzen erblickten, der dieses Schloß bewohnte. Wir hielten ihn von ferne für einen Thurm; und noch als er uns nahe kam, konnten wir kaum glauben, daß es ein Mensch wäre. Er zog sein breites Schlachtschwert, und forderte den Seeräuber auf, sich zu ergeben, sammt allen seinen Sklaven und dem Fräulein, das er mit sich führte. Der Seeräuber war beherzt, und in Beistand aller seiner Sklaven, welche ihm Treue gelobten, griff er den Schwarzen an. Der Kampf dauerte lange; aber endlich fiel der Seeräuber unter den Streichen seines Feindes, und eben so wie alle seine Sklaven, die lieber sterben, als ihn verlassen wollten.

Darnach führte der Schwarze mich in dieses Schloß, wohin er auch den Leichnam des Seeräubers brachte, welchen er zum Abendbrote verzehrte. Am Ende dieser gräßlichen Mahlzeit sprach er zu mir:

„Fräulein, bequeme dich lieber, meine Begierde zu stillen, anstatt dich so sehr zu betrüben. Weiche gutwillig der Nothwendigkeit: ich gebe dir bis morgen Zeit, es zu überlegen. Ich möchte dich ganz getröstet über dein Unglück sehen; und du solltest dich freuen, für mein Bette aufgehoben zu sein."

Mit diesen Worten führte er mich in ein besonderes Zimmer, und legte sich in dem seinen zu Bette, nachdem er selber alle Thüren des Schlosses verschlossen hatte.

Er öffnete dieselben auch diesen Morgen, und schloß

sie wieder hinter sich zu, um einigen Reisenden nachzusetzen, welche er von ferne bemerkte; aber sie müssen ihm entwischt sein, weil er allein und ohne Beute zurückkam, als ihr ihn angegriffen habt."

---

## Fortsetzung
## der Geschichte Chodadads und seiner Brüder.

---

### Zweihundert und neunzigste Nacht.

Als die Prinzessin die Erzählung ihrer Abenteuer geendigt hatte, bezeugte ihr Chodadad, wie innig gerührt er von ihren Unglücksfällen wäre. „Aber, meine Fürstin," fügte er hinzu, „es steht nur bei euch, von nun an ruhig zu leben. Die Söhne des Königs von Harran erbieten euch eine Zuflucht an dem Hofe ihres Vaters: nehmet sie an, ich bitte euch! Ihr werdet dort diesem Fürsten willkommen und von aller Welt geehrt sein; und wenn ihr die Bewerbung eures Befreiers nicht verschmähet, so erlaubet, daß ich euch meine Hand anbiete, und daß ich mich mit euch, in Gegenwart aller dieser Prinzen vermähle; lasset sie Zeugen unserer Verlöbniß sein."

Die Prinzessin willigte ein; und denselben Tag noch wurde die Hochzeit in dem Schlosse gefeiert, wo sich Vorräthe aller Art befanden: die Küche war voller Speisen und solcher Gerichte, welche der Schwarze zu sich zu nehmen pflegte, wenn er vom Menschenfleische gesättigt war. Dort waren auch viel vortreffliche Früchte, und zur Vollständigkeit des Festes, eine große Fülle von gebrannten Wassern und köstlichen Weinen.

Sie setzten sich alle zu Tische; und nachdem sie gut gegessen und getrunken hatten, trugen sie alle übrige Vor-

räthe heraus, und verließen das Schloß, um sich an den Hof des Königs von Harran zu begeben.

Sie zogen mehrere Tage fort, und lagerten Nachts an den angenehmsten Stellen, welche sie finden konnten; sie waren nur noch eine Tagereise von Harran entfernt, als sie anhielten, und allen übrigen Wein austranken, weil sie nun nichts mehr aufzusparen brauchten.

Hier nahm Chodadad das Wort und sprach: „Prinzen, ich will euch nicht länger verbergen, wer ich bin: ihr seht in mir euren Bruder Chodadad; ich verdanke eben so wohl, als ihr, mein Leben dem Könige von Harran. Der Fürst von Samarien hat mich erzogen, und die Prinzessin Pirusé ist meine Mutter. — Theure Frau," fügte er hinzu, indem er sich zu der Prinzessin von Derhabar wandte, „verzeihet mir, wenn ich auch euch aus meiner Geburt ein Geheimniß gemacht habe. Vielleicht würde ich durch frühere Entdeckung desselben euch einige unangenehme Gedanken erspart haben, welche eine ungleich erscheinende Vermählung euch erregen konnte."

„Nein, Herr," antwortete ihm die Prinzessin, „die Empfindungen, welche ihr mir im ersten Augenblick eingeflößt, haben sich fortwährend verstärkt; und ihr bedurftet nicht eurer hohen Geburt, um mein Glück zu machen."

Die Prinzen wünschten Chodadad Glück zu seiner Abkunft, und bezeugten ihm große Freude; aber im Grunde ihres Herzens vermehrte sich nur ihr Haß gegen einen so liebenswürdigen Bruder. Sie versammelten sich in der Nacht an einem abgelegenen Orte, während Chodadad mit seiner Gattin in ihrem Zelte der Süßigkeit des Schlafes genoß. Diese undankbaren und neidischen Brüder vergaßen, daß sie, ohne den muthvollen Sohn der Pirusé, sämmtlich die Beute des Schwarzen geworden wären, und beschlossen unter sich, ihn zu ermorden. „Es bleibt uns nichts anderes übrig," sprach einer dieser Bösewichter; „sobald der König erfährt, daß dieser Fremdling, den er so sehr liebt, sein Sohn ist, und daß derselbe allein im

Stande war, einen Riesen zu Boden zu strecken, welcher uns alle zusammen besiegt hatte, so wird er ihn mit Liebkosungen überhäufen, ihm tausend Lobsprüche ertheilen, und ihn zum Thronerben erklären, mit Hintansetzung all seiner übrigen Söhne, welche gezwungen sind, sich vor ihrem Bruder zu beugen, und ihm zu gehorchen."

Zu diesen Worten fügte er noch andere, welche auf alle diese neidischen Gemüther solchen Eindruck machten, daß sie auf der Stelle hingingen, Chodadad im Schlafe überfielen, und ihn mit tausend Dolchstichen durchbohrten; sie ließen ihn für todt in den Armen der Gattin, und eilten nach der Stadt Harran, wo sie den folgenden Tag anlangten.

Ihre Ankunft verursachte dem König um so größere Freude, als er schon verzweifelte, sie je wiederzusehen. Er fragte sie nach der Ursache ihres Ausbleibens: aber sie hüteten sich wohl, sie ihm zu sagen: sie erwähnten gar nichts von dem Schwarzen, noch von Chodadad, und sagten bloß, sie hätten der Neugier nicht widerstehen können, das Land zu besehen, und sich in einigen benachbarten Städten aufgehalten.

Unterdessen lag Chodadad in seinem Blute und halb todt unter seinem Zelte mit der Prinzessin, seiner Gattin, welche nicht minder beklagenswürdig war, als er. Sie erfüllte die Luft mit ihrem Wehgeschrei; sie riß sich die Haare aus, und badete den Leichnam ihres Mannes mit ihren Thränen, indem sie unaufhörlich ausrief: „Ach, Chodadad, mein theurer Chodadad, muß ich dich unaufhaltsam zu den Todten hinabsinken sehen? Welche grausamen Hände haben dich in diesen traurigen Zustand versetzt? Soll ich glauben, daß es deine eigenen Brüder sind, die dich so erbarmungslos zerfleischt haben? Diese Brüder, welche dein tapferer Arm gerettet hat? Nein, es sind vielmehr Teufel, welche unter so freundlicher Larve gekommen sind, dir das Leben zu entreißen. Ha, ihr Unmenschen! wer ihr auch seid, konntet ihr denn mit so

schwarzem Undanke den Dienst vergelten, welchen er euch geleistet hat? Aber was klage ich deine Brüder an, unglücklicher Chodadad? Mir allein muß ich deinen Tod beimessen: du hast dein Schicksal an das meine knüpfen wollen; und alles das Unglück, welches mich verfolgt, seitdem ich den Palast meines Vaters verlassen habe, hat sich auch auf dich geworfen. O Himmel, der du mich zu einem unstäten und unglückseligen Leben verdammt hast, wenn du mir keinen Gatten vergönnst, warum läßt du mich denn noch einen finden? Dieser ist schon der zweite, den du mir im Augenblicke unserer innigeren Verbindung wieder entreißest!"

In solchen Wehklagen ergoß sich die beweinenswürdige Prinzessin von Derhabar, über den unglücklichen Chodadad gebeugt, welcher nichts davon hören konnte.

Er war gleichwohl noch nicht todt; und als seine Gattin bemerkte, daß er noch athmete, so lief sie nach einem großen Flecken, welchen sie in der Ebene erblickte, um von dort einen Wundarzt zu holen. Man wies sie zu einem hin, der auf der Stelle mit ihr ging. Aber als beide zu dem Zelte kamen, fanden sie Chodadad nicht mehr darin; woraus sie schlossen, daß irgend ein wildes Thier ihn weggetragen hätte, um ihn zu verschlingen. Die Prinzessin begann von neuem ihr Wehklagen auf die jammervollste Weise von der Welt. Der Wundarzt ward davon gerührt; er wollte sie in diesem fürchterlichen Zustande nicht verlassen, und schlug ihr vor, mit ihm nach dem Flecken zurückzukehren, und erbot ihr sein Haus und seine Dienste.

Sie ließ sich bereden; der Wundarzt führte sie in sein Haus, und ohne noch zu wissen, wer sie wäre, behandelte er sie mit aller erdenklichen Achtung und Ehrerbietung. Er bemühte sich, ihr Trost einzusprechen; aber vergeblich bekämpfte er ihren Schmerz, er reizte ihn nur noch mehr, anstatt ihn zu lindern.

„Edle Frau," sprach er eines Tages zu ihr, „erzäh-

let mir, ich bitte euch darum, alle eure Unglücksfälle; saget mir, aus welchem Lande und von welchem Stande ihr seid. Vielleicht kann ich euch einen guten Rath geben, wenn ich von allen Umständen eures Mißgeschicks unterrichtet bin. Ihr laßt nicht ab, euch zu betrüben, ohne zu bedenken, daß auch gegen die verzweifeltsten Uebel Mittel zu finden sind."

Der Wundarzt sprach mit solcher Beredsamkeit, daß er die Prinzessin bewog, ihm alle ihre Abenteuer zu erzählen; und als sie den Bericht davon geendigt hatte, nahm der Wundarzt wieder das Wort und sprach:

„Herrin, weil es sich also verhält, so erlaubet mir, euch vorzustellen, daß ihr euch eurer Betrübniß nicht hingeben müßt; ihr müßt euch vielmehr mit Standhaftigkeit waffnen, und thun, was der Name und die Pflicht einer Gattin von euch fordern: ihr müßt euren Gatten rächen. Ich will euch, wenn ihr es wünscht, als Begleiter dienen. Lasset uns an den Hof des Königs von Harran ziehen: dieser Fürst ist gut und sehr gerecht: ihr dürft ihm nur mit lebhaften Farben die Behandlung schildern, welche Chodadad von seinen Brüdern erfahren hat, und ich bin überzeugt, daß er euch Gerechtigkeit verschaffen wird."

„Ich gebe euren Vorstellungen nach," antwortete die Prinzessin, „ja, ich will Chodadads Rache unternehmen; und da ihr so gefällig und edelmüthig seid, mich begleiten zu wollen, so bin ich bereit, hin zu reisen." Sobald sie diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ der Wundarzt zwei Kameele bereiten, auf welchen die Prinzessin und er sich auf den Weg machten und sich nach der Stadt Harran begaben.

Sie stiegen in der ersten besten Karawanserei ab, und fragten den Wirth nach Neuigkeiten vom Hofe. „Er ist," antwortete er ihnen, „in großer Unruhe. Der König hatte einen Sohn, der sich lange Zeit als ein Unbekannter bei ihm aufgehalten hat, und man weiß nicht, was aus diesem jungen Prinzen geworden ist. Eine der Frauen des

Königs, Namens Pirusé, ist seine Mutter, und sie hat schon tausend vergebliche Nachforschungen anstellen lassen. Alle Welt bedauert den Verlust dieses Prinzen, denn er hatte hohe Verdienste. Der König hat noch neun und vierzig andere Söhne, alle von verschiedenen Müttern; aber es ist kein einziger darunter, dessen Tugenden den König über Chodadads Tod zu trösten vermöchten. Ich sage, über seinen Tod, weil er unmöglich noch lebt, da man ihn, aller angestellten Nachforschungen ungeachtet, nicht hat finden können."

Auf diesen Bericht des Wirthes erachtete der Wundarzt es für die Prinzessin von Deryabar am rathsamsten, hinzugehen, und sich der Mutter Chodadads zu entdecken. Aber dieser Schritt war nicht ohne Gefahr, und erforderte große Vorsicht. Es war zu fürchten, wenn die Söhne des Königs von Harran die Ankunft und Absicht ihrer Schwägerin erführen, daß sie diese aufheben ließen, bevor sie mit Chodadads Mutter reden könnte. Der Wundarzt überlegte dies alles, und bedachte seine eigene Gefahr dabei; deshalb wollte er in dieser Sache behutsam zu Werke gehen, und bat die Prinzessin, in der Karawanserei zu bleiben, während er nach dem Palaste ginge, um auszuspüren, auf welchem Wege er sie sicher zu Pirusé bringen könnte.

Er ging also in die Stadt, und näherte sich dem Palaste, wie einer, den bloß die Neugier, den Hof zu sehen, dahinzieht, als er eine Frau auf einem reichgeschmückten Maulthier erblickte; sie war von mehreren Fräulein, ebenfalls auf Maulthieren, und von einer starken Wache schwarzer Sklaven begleitet. Alle Leute stellten sich in Reihen, um sie vorbeiziehen zu sehen, und begrüßten sie, mit dem Gesicht auf den Boden fallend.

Der Wundarzt begrüßte sie ebenso, und fragte darauf einen neben ihm stehenden Kalender, ob dies eine von den Frauen des Königs wäre. „Ja, Bruder," antwortete ihm der Kalender, „es ist eine von seinen Frauen, und

zwar die bei dem Volke am meisten beliebte und geehrte, weil sie die Mutter des Prinzen Chodadad ist, von welchem ihr wohl gehört haben werdet."

Mehr wollte der Wundarzt nicht wissen; er folgte Pirusé bis in eine Moschee, welche sie betrat, um Almosen zu vertheilen und dem öffentlichen Gebete beizuwohnen, welches der König für die Rückkehr Chodadads anstellen ließ. Das Volk, welches an dem Schicksale dieses jungen Prinzen außerordentlichen Theil nahm, lief haufenweise herbei, um sein Gebet mit dem der Priester zu vereinigen, so daß die Moschee voller Menschen war. Der Wundarzt arbeitete sich durch das Gedränge und gelangte bis zu Pirusé's Wache. Er hörte alle Gebete mit an, und als die Prinzessin wieder hinaus ging, näherte er sich einem der Sklaven, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bruder, ich habe der Prinzessin Pirusé ein wichtiges Geheimniß zu entdecken: könnte ich nicht durch deine Vermittelung in ihr Zimmer geführt werden?"

„Wenn dieses Geheimniß," antwortete der Sklave, „den Prinzen Chodadad betrifft, so kann ich dir wohl versprechen, daß du heute noch bei ihr das erwünschte Gehör findest; aber wenn dieses Geheimniß ihn nicht betrifft, so bemühest du dich vergeblich, dich der Prinzessin vorstellen zu lassen; denn sie ist einzig mit ihrem Sohne beschäftigt, und will von nichts anderem reden hören."

„Eben nur von diesem geliebten Sohne will ich mit ihr reden," fuhr der Wundarzt fort.

„Wenn das ist," sagte der Sklave, „so darfst du uns nur nach dem Palaste folgen, und du wirst bald mit ihr reden können."

In der That, als Pirusé in ihr Zimmer zurückgekommen war, meldete ihr dieser Sklave, daß ein unbekannter Mann ihr etwas Wichtiges mitzutheilen hätte, und daß es den Prinzen Chodadad beträfe. Er hatte nicht sobald diese Worte ausgesprochen, als Pirusé eine lebhafte Ungeduld bezeigte, diesen Unbekannten zu sehen. Der

Sklave ließ ihn sogleich in das Gemach der Prinzessin treten, welche alle ihre Frauen daraus entfernte, mit Ausnahme von zweien, für welche sie kein Geheimniß hatte. Sobald sie den Wundarzt erblickte, fragte sie ihn hastig, welche Nachricht er ihr von Chodadad zu bringen hätte. „Herrin," antwortete ihr der Wundarzt, nachdem er sich mit dem Gesichte auf den Boden geworfen hatte, „ich habe euch eine lange Geschichte zu erzählen, und Dinge, welche euch ohne Zweifel in Erstaunen setzen werden."

Hierauf erzählte er ihr umständlich alles, was zwischen Chodadad und seinen Brüdern vorgegangen war; welches sie mit gieriger Aufmerksamkeit anhörte; als er aber an den Meuchelmord kam, sank die zärtliche Mutter, gleich als ob sie von denselben Stichen, wie ihr Sohn, durchbohrt würde, in Ohnmacht auf einen Sofa. Die beiden Frauen kamen ihr schleunig zu Hülfe, und brachten sie wieder zu sich.

Der Wundarzt fuhr nun in seinem Berichte fort, und als er geendigt hatte, sprach die Fürstin zu ihm: „Eilet zu der Prinzessin Deryabar, und verkündiget ihr in meinem Namen, daß der König sie alsbald als seine Schwiegertochter anerkennen wird; und was euch betrifft, so seid versichert, daß eure Dienste gut belohnt werden sollen."

Nachdem der Wundarzt sich entfernt hatte, blieb Pirusé auf dem Sofa in einem Zustande, den man sich denken kann; durchdrungen von der Erinnerung an Chodadad, rief sie aus: „O mein Sohn, so bin ich denn für immer deines Anblicks beraubt! Als ich dich aus Samarien an diesen Hof reisen ließ, und du mir Lebewohl sagtest, ach! da wähnte ich nicht, daß ein grauenvoller Tod fern von mir dich erwartete! O unglücklicher Chodadad, warum hast du mich verlassen? Du hättest dir freilich nicht so hohen Ruhm erworben; aber du lebtest noch, und würdest deiner Mutter nicht so viel Thränen kosten." Bei diesen Worten weinte sie bitterlich, und ihre beiden Ver-

trauten, gerührt von ihrem Schmerze, vermischten ihre Thränen mit den ihrigen.

Während sie alle drei sich so, wie um die Wette, betrübten, trat der König ins Zimmer; und als er sie in diesem Zustande sah, fragte er Piruse, ob sie etwa traurige Neuigkeiten über Chodadad erhalten hätte. „Ach, Herr," antwortete sie ihm, „es ist um ihn geschehen, mein Sohn hat das Leben verloren! Und zum Uebermaße des Leides, kann ich ihm nicht einmal die Ehre des Begräbnisses erzeigen; denn allem Anscheine nach haben ihn wilde Thiere verschlungen."

Zu gleicher Zeit erzählte sie ihm alles, was sie von dem Wundarzte vernommen hatte; und sie ermangelte nicht, dabei zu verweilen, auf welche grausame Art Chodadad von seinen Brüdern ermordet worden war.

Der König ließ ihr nicht Zeit, ihre Erzählung zu vollenden; er fühlte sich von Zorn entbrannt, und in seiner Entrüstung sprach er zu der Fürstin: „Theure Frau, die Treulosen, die Schuld sind, daß eure Thränen fließen, und die ihrem Vater einen tödtlichen Schmerz verursachen, sollen ihre gerechte Strafe erleiden."

Mit diesen Worten und wuthfunkelnden Augen tritt der Fürst in den Audienzsaal, wo die Hofleute und diejenigen von dem Volke, die etwas bei ihm zu bitten hatten, versammelt waren. Alle sind erstaunt, ihn in so wüthender Gebehrde erscheinen zu sehen; sie fürchten, er sei im Zorne gegen sein Volk, und ihre Herzen erstarren vor Schreck. Er besteigt den Thron, befiehlt dem Großwesyr zu nahen, und spricht zu ihm: „Hassan, ich habe dir einen Befehl zu geben: geh auf der Stelle hin, nimm tausend Mann von meiner Wache, und verhafte alle die Prinzen, meine Söhne, sperre sie in den für Meuchelmörder bestimmten Gefängnißthurm, und vollzieh dies alles augenblicklich."

Bei diesem unerwarteten Befehl erzitterten alle Gegenwärtigen; der Großwesyr legte, ohne ein einziges Wort

zu erwiedern, die Hand auf seinen Kopf, um seinen unbedingten Gehorsam anzudeuten, und verließ den Saal, einen Befehl zu vollziehen, der ihn so sehr überraschte.

Unterdessen entließ der König alle Personen, die Gehör bei ihm verlangten, und erklärte, daß er binnen eines Monats von keinen Geschäften etwas hören wollte.

Er war noch in dem Saale, als der Wesyr zurückkam. „Nun, Wesyr," fragte ihn der Fürst, „sind alle meine Söhne in dem Thurme?"

„Ja, Herr," antwortete der Minister, „euer Befehl ist erfüllt."

„Das ist noch nicht alles," fuhr der König fort, „ich habe dir noch einen andern Befehl zu ertheilen."

Mit diesen Worten verließ er den Saal, und ging wieder in das Zimmer der Prinzessin Piruse, wohin der Wesyr ihm folgte. Er fragte diese, wo die Wittwe Chodadads wohnete. Ihre Frauen sagten es ihm; denn der Wundarzt hatte dies bei seinem Berichte nicht vergessen. Hierauf wandte sich der König zu seinem Minister, und sprach: „Geh in diese Karawanserei, und führe eine junge Prinzessin, die darin wohnt, hieher; aber behandle sie mit aller, einer Frau von ihrem Range gebührenden Ehrfurcht."

Der Wesyr säumte nicht, auch diesen Befehl zu vollziehen: er stieg zu Pferde, sammt allen Emiren und den übrigen Hofleuten, und begab sich nach der Karawanserei, wo die Prinzessin von Derhabar sich aufhielt, eröffnete ihr seinen Befehl, und führte ihr im Namen des Königs ein schönes weißes Maulthier vor, dessen Sattel und Zaum von Gold und mit Rubinen und Smaragden besäet war. Sie bestieg es, und in der Mitte all dieser Herren ritt sie nach dem Palaste. Der Wundarzt begleitete sie auch auf einem schönen Tatarischen Rosse, welches der Wesyr ihm hatte geben lassen.

Alle Leute standen an den Fenstern oder auf den Gassen, um einen so prächtigen Aufzug vorbeireiten zu se-

hen, und da es bald überall umlief, daß diese Prinzessin, die so feierlich nach Hofe geführt wurde, die Gemahlin Chodadads wäre, so war es ein allgemeiner Jubel. Die Luft erscholl von tausendfältigem Freudengeschrei; welches sich ohne Zweifel in Wehklagen verwandelt hätte, wenn man das traurige Ende dieses Prinzen gewußt: so beliebt war er bei aller Welt.

---

## Zweihundert und ein und neunzigste Nacht.

Die Prinzessin von Deryabar traf den König an der Thüre des Palastes, wo er sie erwartete und empfing. Er führte sie in das Zimmer der Pirusé, wo ein höchst rührender Auftritt vorging. Die Gattin Chodadads fühlte bei dem Anblicke der Mutter ihres Gemahls ihre Betrübniß sich erneuen; so wie sein Vater und seine Mutter die Gemahlin ihres Sohnes nicht ohne innige Bewegung ansehen konnten. Sie warf sich dem Könige zu Füßen, badete sie mit ihren Thränen und war von so heftigem Schmerz ergriffen, daß sie nicht Kraft hatte, ein Wort hervorzubringen. Pirusé befand sich in einem nicht minder beweinenswürdigen Zustande; sie schien von ihrem Wehe ganz durchdrungen; und der König, bewegt von diesem rührenden Anblicke, überließ sich seiner eigenen Wehmuth. Diese drei Personen blieben einige Zeit in einem eben so zärtlichen als schmerzlichen Schweigen, während sie ihre Seufzer und Thränen mit einander vermischten.

Endlich erholte sich die Prinzessin von Deryabar aus ihrer Erstarrung, und erzählte das Abenteuer im Schlosse und das Unglück Chodadads, und bat hierauf um Gerechtigkeit für den Meuchelmord der Prinzen.

„Ja, meine Tochter," antwortete ihr der König, „diese Undankbaren sollen sterben; aber zuvor müssen wir den Tod Chodadads kund machen lassen, damit die Todesstrafe dieser Brüder meine Unterthanen nicht empöre. Uebrigens, obwohl wir den Leichnam meines Sohnes nicht haben,

wollen wir jedoch nicht unterlassen, ihm die letzte Pflicht zu erweisen."

Nach diesen Worten wandte er sich zu seinem Wesyr, und befahl ihm, auf der schönen Ebene, in deren Mitte die Stadt Harran steht, ein Grabmal mit einer Kuppel von weißem Marmor erbauen zu lassen; und unterdessen gab er der Prinzessin von Derhabar, welche er als seine Schwiegertochter anerkannte, eine prächtige Wohnung in seinem Palaste.

Hassan ließ mit solcher Emsigkeit arbeiten, und stellte so viele Werkleute dabei an, daß in wenig Tagen das Kuppelgebäude vollendet war. Unter der Kuppel wurde ein Grabmal errichtet, und darauf Chodadads Standbild gesetzt. Sobald das Werk fertig war, befahl der König, Gebete anzustellen, und bestimmte einen Tag zu der Todtenfeier seines Sohnes.

Als dieser Tage erschien, versammelten sich alle Einwohner der Stadt Harran in der Ebene, um der Feierlichkeit beizuwohnen, welche auf folgende Weise geschah:

Der König, in Begleitung des Großwesyrs und der vornehmsten Herren seines Hofes, zog nach dem Grabmale; und als er hier ankam, trat er hinein, und setzte sich mit ihnen auf goldgeblümte Atlas-Teppiche. Hierauf nahete sich eine zahlreiche Schaar der Leibwache zu Pferde, mit gesenktem Haupt und halbgeschlossenen Augen, dem Gebäude. Sie ritten zweimal mit tiefem Schweigen rings umher; aber beim dritten Male hielten sie an der Thüre still, und sprachen, einer nach dem andern, mit lauter Stimme folgende Worte aus:

„O Prinz, Sohn des Königs! wenn wir durch die Schärfe unsers Schwertes und durch menschliche Tapferkeit dein Mißgeschick irgend erleichtern könnten; so solltest du bald das Licht wieder schauen, aber der König der Könige hat geboten, und der Engel des Todes hat gehorcht!"

Nach diesen Worten zogen sie sich zurück, um hun-

dert Greisen Platz zu machen, die alle mit langen weißen Bärten auf schwarzen Maulthieren ritten.

Dies waren Einsiedler, die ihr lebelang sich in Höhlen verborgen hielten, und sich niemals den Augen der Menschen zeigten, außer bei den Leichenbegängnissen der Könige von Harran und der Prinzen ihres Hauses. Diese ehrwürdigen Männer trugen auf ihrem Kopfe jeder ein dickes Buch, welches sie mit einer Hand festhielten. Sie machten dreimal die Runde um das Gebäude, ohne etwas zu sagen; hierauf hielten sie an der Thüre still, und einer von ihnen sprach folgende Worte aus:

„O Prinz! Was können wir für dich thun? Wenn man durch das Gebet oder durch Wissenschaft dir das Leben wiedergeben könnte, so würden wir unsere weißen Bärte an deinen Füßen reiben und Gebete hersagen: aber der König des Weltalls hat dich für immer hinweg genommen!"

Nachdem diese Greise also gesprochen hatten, entfernten sie sich von dem Grabmale; und alsbald näherten sich funfzig Fräulein von vollkommener Schönheit: sie ritten jede ein kleines weißes Pferd, waren ohne Schleier, und trugen goldene Körbe voll Edelgesteine aller Art. Sie ritten auch dreimal um das Gebäude, hielten dann an derselben Stelle, wie die vorigen, und die jüngste von ihnen führte das Wort und sagte:

„O Prinz, einst so schön! welche Hülfe kannst du von uns erwarten? Könnten wir durch unsere Reize dich wieder beleben, so wollten wir alle deine Sklavinnen sein, aber du bist nicht mehr empfindlich für die Schönheit, und bedarfst unser nicht mehr!"

Als die jungen Mädchen sich entfernt hatten, stand der König mit seinem Hofstaat auf, machte auch dreimal die Runde um das Gebäude, nahm dann selber das Wort und sprach:

„O mein lieber Sohn! Licht meiner Augen, ich habe dich also für immer verloren!"

Er begleitete diese Worte mit Seufzern, benetzte das Grab mit seinen Thränen; und die Hofleute folgten seinem Beispiele.

Hierauf verschloß man die Thüre des Grabmals, und alle kehrten nach der Stadt zurück. Am folgenden Morgen wurden in den Moscheen öffentliche Gebete gehalten, und dieselben acht Tage hinter einander fortgesetzt.

Am neunten Tage wollte der König die Prinzen, seine Söhne, enthaupten lassen. Das ganze Volk war empört über ihre Missethat an dem Prinzen Chodadad, ihrem Bruder, und schien mit Ungeduld ihre Bestrafung zu erwarten. Man fing schon an, das Schafot zu errichten, aber man war genöthigt, die Hinrichtung auf einen andern Tag zu verschieben, weil plötzlich die Botschaft kam, daß die benachbarten Fürsten, die früher schon den König von Harran bekriegt hatten, mit zahlreicheren Heeren heranrückten, als vormals, und daß sie sogar nicht mehr weit von der Stadt entfernt wären.

Man wußte zwar schon längst, daß sie sich zum Kriege rüsteten, hatte sich aber über ihre Zurüstung nicht beunruhigt. Diese Neuigkeit verbreitete eine allgemeine Bestürzung, und gab neuen Anlaß, Chodadads Tod zu bedauern, weil dieser Prinz sich in dem früheren Kriege gegen eben diese Feinde ausgezeichnet hatte. „Ach!" sagte man, „wenn der hochherzige Chodadad noch lebte, so dürften wir in geringer Sorge vor diesen Fürsten sein, die uns jetzt überfallen."

Underdessen hebt der König, anstatt sich der Furcht hinzugeben, schleunigst Mannschaft aus, bildet ein ziemlich ansehnliches Kriegsheer, und zu beherzt, um die Feinde hinter den Mauern zu erwarten, rückt er aus und zieht ihnen entgegen. Als die Feinde durch ihren Vortrab vernahmen, daß der König von Harran heranrückte, um ihnen die Spitze zu bieten, machten sie in einer Ebene Halt, und stellten ihr Heer in Schlachtordnung: er läßt zum Angriff blasen, und greift sie mit großer Tapferkeit an: man leistet ihm ebenso Widerstand. Von beiden Seiten wird viel Blut vergossen, und der Sieg bleibt lange schwankend. Endlich aber erklärt er sich für die Feinde

des Königes von Harran, welche in überlegener Anzahl ihn schon umringten, als man plötzlich in der Ebene eine große Schaar Reiter in schönster Ordnung gegen das Schlachtfeld daherſprengen sah. Der Anblick dieser neuen Streiter machte beide Heere stutzig, die nicht wußten, was sie davon denken sollten. Aber sie blieben nicht lange in der Ungewißheit: diese Reiter fielen die Feinde des Königs von Harran von der Seite an, und warfen sie mit solcher Wuth, daß sie sie bald in Unordnung brachten und in die Flucht schlugen. Sie begnügten sich damit noch nicht, sondern verfolgten sie ungestüm und hieben sie fast alle in Stücken.

Der König von Harran hatte mit großer Aufmerksamkeit den ganzen Vorgang beobachtet, und die Kühnheit dieser Reiter bewundert, deren unverhoffte Hülfe den Sieg zu seinen Gunsten entschieden. Er war besonders über ihren Anführer entzückt, welchen er mit der größten Tapferkeit fechten gesehen hatte, und wünschte den Namen dieses jungen Helden zu wissen. Voll Ungeduld, ihn zu sehen und ihm zu danken, nahet er sich ihm; aber jener eilt, ihm zuvorzukommen. Beide begegnen sich, und der König von Harran erkennt seinen Sohn Chodadad in diesem tapfern Krieger, der ihm zu Hülfe gekommen oder vielmehr seine Feinde geschlagen hatte: er stand unbeweglich vor Erstaunen und Freude.

„Herr," sprach Chodadad zu ihm, „ihr müßt ohne Zweifel erstaunt sein, plötzlich wieder vor Euer Majestät einen Menschen erscheinen zu sehen, welchen ihr vielleicht todt wähntet. Ich wäre auch todt, wenn der Himmel mich nicht erhalten hätte, um euch noch gegen eure Feinde zu dienen."

„O mein Sohn," rief der König aus, „ist's möglich, daß du mir wiedergeschenkt bist? Ach, ich verzweifelte schon, dich je wiederzusehen." Mit diesen Worten streckte er die Arme dem jungen Prinzen entgegen, der sich einer so süßen Umarmung freudig hingab.

„Ich weiß alles, mein Sohn," hub der König wieder an, nachdem er ihn lange in seinen Armen gehalten hatte; „ich weiß, wie deine Brüder dir den Dienst vergolten haben, welchen du ihnen durch ihre Befreiung aus den Händen des Schwarzen geleistet hast: aber du sollst morgen schon gerächt werden. Unterdessen laß uns in den Palast gehen; deine Mutter, der du so viel Thränen gekostet hast, erwartet mich, um sich mit mir über die Niederlage unserer Feinde zu freuen. Welche Freude werden wir ihr bringen, wenn sie erfährt, daß mein Sieg dein Werk ist!"

„Herr," sprach Chodadad, „erlaubet mir, euch zu fragen, wie ihr von den Abenteuern des Schlosses etwas erfahren habt. Sollte einer meiner Brüder, von Gewissensbissen gequält, es euch bekannt haben?"

„Nein," antwortete der König, „es ist die Prinzessin von Derhabar, welche uns von allem unterrichtet hat; denn sie befindet sich in meinem Palaste, wohin sie nur gekommen ist, um mich um Gerechtigkeit für das Verbrechen deiner Brüder zu bitten."

Chodadad war außer sich vor Freuden, als er vernahm, daß seine Gattin hier am Hofe war, und rief mit Entzücken aus: „Laßt uns eilen, Vater, zu meiner Mutter, die uns erwartet; ich brenne vor Ungeduld, ihre Thränen, und die der Prinzessin von Derhabar zu trocknen!"

Der König kehrte alsbald mit seinem Heere nach der Stadt zurück, und entließ es; er zog siegreich in seinen Palast ein, unter dem Zujauchzen des Volkes, welches ihm haufenweise folgte, den Himmel um die Verlängerung seiner Jahre anrief, und tausendmal den Namen Chodadad wiederholte.

Beide Prinzen fanden Pirusé und ihre Schwiegertochter beisammen, die den König erwarteten, um ihm Glück zu wünschen: aber es ist unmöglich, ihr freudiges Entzücken zu beschreiben, als sie den jungen Prinzen neben ihm erblickten. Die Thränen, welche auch diese Um-

armungen begleiteten, waren sehr verschieden von denen, welche sie bisher um ihn vergossen hatten.

Nachdem diese vier Glücklichen allen Forderungen des Blutes und der Liebe genügt hatten, fragte man den Sohn der Pirusé, durch welches Wunder er noch am Leben wäre?

Er antwortete, ein Bauer auf einem Maulesel wäre zufällig in das Zelt gekommen, worin er ohnmächtig gelegen, und als er ihn so verlassen und von Stichen durchbohrt gesehen, hätte er ihn auf sein Thier gelegt und in sein Haus gebracht, wo er auf seine Wunden gewisse gekaute Kräuter gelegt, wodurch sie in wenig Tagen geheilt wären. „Als ich mich hergestellt fühlte," fuhr er fort, „dankte ich dem Bauer, und gab ihm alle Diamanten, welche ich bei mir hatte. Ich näherte mich hierauf der Stadt Harran; aber da ich unterwegs vernommen hatte, daß einige benachbarte Fürsten Truppen versammelt hatten, um die Länder des Königs zu überfallen, so gab ich mich in den Dörfern umher zu erkennen, und ermunterte den Eifer des Volks, sich zur Vertheidigung zu erheben. Ich bewaffnete eine große Anzahl junger Leute, stellte mich an ihre Spitze, und langte in dem Augenblicke an, als die beiden Heere handgemein waren."

Als er seine Erzählung geendigt hatte, sprach der König: „Lasset uns Gott danken, daß er Chodadad erhalten hat! Aber die Böswichter, die ihn ermorden wollten, müssen heute noch sterben."

„Herr," entgegnete der edelmüthige Sohn der Pirusé, „wie undankbar und boshaft sie sein mögen, so bedenket doch, daß sie aus eurem Blute entsprungen: es sind meine Brüder, ich verzeihe ihnen ihr Verbrechen, und ich bitte euch um Gnade für sie."

Diese edle Gesinnung entlockte dem Könige Thränen; er ließ sein Volk zusammenrufen, und erklärte Chodadad für seinen Thronerben. Hierauf ließ er die gefangenen Prinzen in ihren schweren Ketten vorführen. Der Sohn der Pirusé nahm ihnen die Fesseln ab und umarmte sie,

einen nach dem andern, eben so herzlich, wie er es im Schloßhofe des Schwarzen gethan hatte. Das Volk war entzückt über Chodadads Edelmuth, und gab ihm tausend Beifallsbezeigungen. Endlich ward auch der Wundarzt reichlich für die Dienste belohnt, welche er der Prinzessin von Deryabar geleistet hatte."

Die Sultanin Scheherasade hatte diese Geschichte mit solcher Anmuth erzählt, daß der Sultan von Indien, ihr Gemahl, sich nicht enthalten konnte, ihr sein großes Vergnügen zu bezeugen, mit welchem er sie angehört hatte.

„Herr," sagte hierauf die Sultanin, „ich bin überzeugt, wenn Euer Majestät noch die Geschichte von dem erwachten Schläfer hören wollte, dieselbe euch nur Freude und Vergnügen machen würde."

Schon nach dem bloßen Inhalte der Geschichte, welchen die Sultanin ihm andeutete, versprach sich der Sultan davon ganz neue und ergötzliche Abenteuer, und hätte gern noch in derselben Nacht die Erzählung derselben gehört; aber es war Zeit anfzustehen, weshalb er sie auf die folgende Nacht verschob.

# Anmerkungen.

1) Isaak war ein berühmter Lautenspieler zu Bagdad unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreschyd. G.

2) Kerim bedeutet der Großmüthige, Freigebige.

3) Gül-nare bedeutet im Persischen Rose oder Blüthe des Granatenbaums. G.

4) Saleh bedeutet im Arabischen Gut. G. — (bewaffnet?)

5) Beder bedeutet im Arabischen Vollmond. G.

6) Giähare bedeutet im Arabischen Edelstein. G.

7) Farasche, Arabisch Faradsch, heißt Freude, Ergötzen — (Schmetterling?)

8) Labe, vielleicht vom Arabischen Laba; liebende Gattin, oder, mit etwas anderer Aussprache, Löwin.

9) Abdallah heißt im Arabischen Diener Gottes. E. G.

10) Diese Geschichte gehört eigentlich nicht zur 1001 Nacht und findet sich nicht in den Handschriften Gallands; siehe den Vorbericht.

11) Das königliche Siegel verändert sich mit der Thronbesteigung jedes Sultans: es wird durch Verschlingung der Namensbuchstaben des regierenden Fürsten gebildet. E. G.

12) Die Morgenländer glauben stark an Träume, und ihre Litteratur enthält eine große Menge von Abhandlungen über die Traumdeutung. E. G.

13) Mobarek bedeutet Gesegnet. E. G.

14) Nach den Muselmännischen Gesetzen gehören alle Güter des Sklaven seinem Herrn. E. G.

15) Es gibt kein besonderes Fars genanntes Gebet. Die Muselmänner begreifen unter diesem Namen alle Religionspflichten, welche zum Wohlgefallen vor Gott und seinem Propheten unerläßlich sind, wie das Gebet, die Almosen, die Fasten, die Wallfahrt u. s. w. G.

16) Asrafyel oder Asrafil ist, zufolge den Muhamedanern, der Engel, welcher am Tage des jüngsten Gerichts die Posaune zur Auferweckung der Todten bläset. G.

17) Adam bedeutet im Arabischen Mensch. E. G.

18) Bubekir oder Abubekr ist der Name von Mohameds Schwiegervater. Müessin heißen die Ausrufer der Moscheen. E. G.

19) Die Imam's der Moscheen haben ungefähr dieselben amtlichen Verrichtungen, wie die Pfarrer (curés) in Frankreich. E. G.

20) Der Kadi ist zugleich bürgerlicher und geistlicher Beamter; bei einer Vermählung setzt er selber den Heirathsvertrag auf. E. G.

21) Diese Erzählung gehört auch nicht zur 1001 Nacht, und findet sich nicht in Galland's Handschriften; vergleiche den Vorbericht.

22) Ueber Dyarbekir vergl. Anmerkung 28. zu Bd. III.

23) Serai (französirt Sérail) nennen die Morgenländer jeden Palast oder großes Wohngebäude. Der Ort darin, wo die Frauen versperrt sind (das Frauenzimmer), heißt Harem. E. G. Harem kommt von Harema, abgesondert sein.

24) Chodadad ist Persisch, und zusammengesetzt aus Choda, Gott, und dadan geben: entsprechend dem Französischen Vornamen Dieudonné. G. (Dem Griechischen Theodor, umgekehrt Dorotheus, nachgebildet.)

25) Deryabar bedeutet im Arabischen Gegend der Brunnen, brunnenreicher Ort.

---

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LTD
TORONTO.